# *Indische Fahrten*

Joseph Dahlmann

Ind 2009.08.9

Harvard College Library

FROM

Prof. C. R. Lanman

Digitized by Google

Ind 205 p.c
JC

Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

# Indische Fahrten

von

Joseph Dahlmann S. J.

Zweiter (Schluß-) Band:

## Von Dehli nach Rom.

Mit 279 Bildern auf 59 Tafeln und einer Karte.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1908.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.

Digitized by Google

Illuſtrierte Bibliothek

der

# Länder- und Völkerkunde.

## Indiſche Fahrten.

Zweiter (Schluß-) Band.

Freiburg im Breisgau.
Herderſche Verlagshandlung.
1908.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.

Der Goldene Tempel in Amritsar.

# Indische Fahrten

von

Joseph Dahlmann S. J.

Zweiter (Schluß-) Band:

## Von Dehli nach Rom.

Mit 279 Bildern auf 50 Tafeln und einer Karte.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung
1908.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St. Louis, Mo.

Digitized by Google

Der Goldene Tempel in Amritsar.

# Indiſche Fahrten

von

Joſeph Dahlmann S. J.

Zweiter (Schluß-) Band:

## Von Dehli nach Rom.

Mit 279 Bildern auf 59 Tafeln und einer Karte.

Freiburg im Breisgau.
Herderſche Verlagshandlung.
1908.
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.

Ind 2009.08.9

Prof C. R. Lanman

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Digitized by Google

# Inhalt.

Verzeichnis der Abbildungen S. XIII—XVIII.

## 21. In den Felſentempeln.

Kaljan, alte Hauptſtadt des Kankan. Kanheri, buddhiſtiſcher Kloſterberg 1. Felſentempel, Zahl und Umfang 2. Erinnerung an die Bergklöſter von China, der Buddhismus einſt und jetzt 3. Kondane, Höhlenklöſter, Bau und Einrichtung 4. Charakter der Felſenarchitektur, Nachahmung des Holzbaues 5. Hallen der Reliquienheiligtümer 6. Fahrt durch den Bar-Ghat 7. Khandala 8. Felſenhöhlen von Bhâja 9. Bhedſa 10. Karli 11. Prachtbau, Reichtum der Säulen 12. Deolali, Ausflug nach Nafik 13. Eine Brahmanenſtadt, das Benares des Weſtens 14. Die Felſentempel Pandu-Lena- und Nahapâna-Höhle 15. Fürſtliche Freigebigkeit an die Buddhiſten 16.

## 22. Adſchanta.

Anlage der Höhlen, Umfang, Zahl 17. Plaſtiſcher und koloriſtiſcher Schmuck 18. Die Felſentempel, Muſterſtücke indiſcher Plaſtik 19. Techniſche Fertigkeit der Künſtler 20. Schmuck des Säulenbaues 21 22. Die Gemälde, ihre Bedeutung für die aſiatiſche Kunſtgeſchichte, Charakter und Technik der altindiſchen Malerei 23. Buddha-Darſtellungen 24. Die Gemälde als Spiegel der Wandlungen innerhalb des Buddhismus 25. Bilder des Volkslebens 26. Fortſchritt der Malerei 27 28. Santſchi und Adſchanta, eine kunſtgeſchichtliche Parallele, Einfluß auf die chineſiſche und japaniſche Malerei 29. Buddhiſtiſche und chriſtliche Katakomben 30.

## 23. Elura.

Die Felſenburg von Daulatabad, eine Schöpfung des Kaiſers Mahammed Tughlak 31. Kampf zwiſchen Brahmanismus und Buddhismus, verkörpert in den Felſenbauten von Elura 32. Buddhiſtiſche Felſenklöſter, Mahârwâda-Höhle, Viçvakarma-Halle 33. Don-Tal-Höhle 34. Dreiſtöckiger Felſenbau 35. Brahmaniſche Felſenklöſter 36. Die Das-Avatâra-Höhle, Skulpturen von Schiwa und Kâli 37. Die Râmeçvara-Höhle, der Dumar-Lena-Tempel 38. Felſentempel der Jaina, „Indras Feſthalle“ 39. Jagannâthas Feſthalle 40. Kailâſa 41. Anlage des Tempels, der Tempel von Pillabkul als Vorbild 42. Skulpturen 43. Felſenhallen 44. Halle des Lankeçvara. Der Sieg des Brahmanismus über den Buddhismus 45. Rauza, Grab des Kaiſers Aurangzeb 46.

## 24. Dehli.

Blick vom „Ridge“ auf das aſiatiſche Ram, Dehlis Beſitz das Palladium der Herrſchaft über Indien 47. Der indiſche Aufſtand. Die Kaiſerſtadt in der Gewalt der Aufſtändiſchen 48. Wiedereroberung, Angriff, Heldentod des Generals Nicholſon 49.

Dehlis weltgeschichtliche Bedeutung 50. Ein Denkmal des Kampfes zwischen Brahmanismus und Islam 51. Die Ebene von Dehli. Alt-Dehli, eine nomadisierende Kaiserstadt. Wanderungen und Wandlungen unter den afghanischen Dynastien 52. Ausflug nach Kutab Minar 53. Eindringen des Islam im Norden Indiens 54. Die Pathan, ihre Tatkraft und künstlerische Begabung, Vorliebe für monumentale Bauten 55. Moschee von Kutab-ud-din 56. Künstlerische Allianz des Hinduismus und des Islam 57. Der Siegesturm, ein Prachtwerk der Kunstepoche unter den Pathan 58. Die Eiserne Säule des „Sonnenkönigs" Vikramäditya, als „Arm des Schicksals" 59. Die Kaiser von Alt-Dehli. Grab des Kaisers Altamsch 60. Alai Darwäza, der Siegesbogen Ala-ud-dins 61. Das Grabmal Ala-ud-dins 62.

Ausflug nach Tughlakabad 63. Kaiser Mohammed Tughlak, seine Bauten, die Zitadelle 64. Das Mausoleum 65. Die Nekropolis, eine indische Via Appia 66. Die Grabdenkmäler. Schönheit der sepulchralen Architektur. Grab des Nisam-ud-din 67. Die Totenhalle Chausath Kamba, Grab einer kaiserlichen Prinzessin 68. Ausflug nach Ferozabad, Kaiser Feroz Schah und seine Bauten 69. Indrapat, das Lal-Darwäza-Tor. Die Kila Kona-Moschee. Kaiser Scher Schah und seine Bauten 70. Das Mausoleum des Kaisers Humayun 71. Grabarchitektur der Mogul 72. Allgemeiner Charakter der indisch-sarazenischen Kunst 73.

Eroberung Dehlis durch die Mogul. Agra als neue rivalisierende Kaiserstadt 74. Das Kaiserschloß. Der Diwan-i-Am 75. Die Fürstenhalle Diwan-i-Kas 76. Schönheit des Marmors und Mosaik. Durchbrochener Marmorschirm 77. Die kaiserlichen Bäder. Die Perlmoschee 78. Die Hauptmoschee, architektonische Schönheit 79 80 81. Die Kunst des Islam in Indien und Spanien 82. Reichtum der indisch-sarazenischen Kunst 83. Dehli als Siegesdenkmal des Islam 84.

## 25. Durch das Pandschab.

Lahor, dritte Kaiserstadt des Mogul, ihre Paläste 85. Das Fünfströmeland. Die Heimat der rigvedischen Lieder. Die Heerstraße der indischen Eroberer 86. Hyphasis und Hydaspes, der Schauplatz der indischen Kämpfe Alexanders, Rawalpindi 87. Der Indus. Die Zitadelle von Attok 88. Die Bergfestung Aornos, Erstürmung durch Alexander d. Gr. 89. Alexander d. Gr. Ziele 90. Seine ostasiatische Politik 91. Einfluß des Eroberungszuges auf Indien 92. Indische und hellenische Kultur 93. Griechische Fürsten im Fünfströmeland 94. Kaschmir, eigenartiger Charakter der alten Denkmäler. Der Sonnentempel von Martand 95. Das Kabultal. Peschawar, die alte Hauptstadt des Königreichs Kabul, zentralasiatischer Charakter, Sammelpunkt der verschiedensten Volksstämme 96. Blick von der Zitadelle auf den Hindukusch. Die Landschaft von Gandhära 97. Griechisch-römische Kunst im Kabultal.

## 26. Im Kabultale.

Die Kunstdenkmäler von Gandhära, Gegensatz zu Santschi und Barhut 99. Antike Elemente. Einflüsse des christlichen Altertums 100. Die Gandhära-Sammlungen von London, Berlin, Kallutta, Lahor 101. Der Buddhatypus des Kabultales und sein Einfluß auf den ostasiatischen Buddhismus 102. Die Felsenklöster und Reliquienheiligtümer von Chakpat, Jspola, Barikot, Top-Darra, Rānigat, Nattu 103. Jamalgarhi, Takht-i-Bahi 104. Der Bilderkreis der Buddha-Reliefs von Gandhära. Die „Herabkunft". Deutung des Traumes. Die Geburt 105. Die Zeremonie der sieben Schritte 106. Die Jugendzeit. Buddha als Wunderknabe in der Schule 107. Brautwahl und Vermählung 108. Die Entsagung. Chandaka und

Kanthaka 109. Das Wanderleben des Büßers 110. Die Verſuchung. Die Erleuchtung unter dem Bodhibaum 111. Die Predigt. Die erſten Jünger 112. Die Wunderlegenden. Das Feuer- und Schlangenwunder 113. Beſuch in Kapilavaſtu. Buddhas Halbbruder Nanda als Mönch. Seine vergeblichen Fluchtverſuche 114. Die Schenkung des Jetavana-Haines. Bekehrung der Amrapali. Beſuch Indras bei Buddha 115. Die Pariatochter Mätangi als Buddhajüngerin 116. Bekehrung des Däman Ätavika. Das Staubalmoſen 117. Die Zähmung des raſenden Hundes und des wütenden Elefanten. Devadatta und ſeine Nachſtellungen 118. Nirwäna 119. Beſtattung und Verteilung der Reliquien 120. Das Kabultal als heiliges Land des Buddhismus. Gandhära, eine zweite Heimat der Buddhagemeinde 121. Wandlung des Kultus und der Kunſt. Buddha im Gewande der römiſchen Kaiſerzeit 122. Urſprung des Buddhatypus 123. Einfluß der helleniſchen Kunſt 124. Angeblicher Apollotypus in Buddhaköpfen 125. Alexander d. Gr. als Weltherrſcher 126. Buddha als Tſchakravarti 127. Buddha Maitreya. Einführung des Maitreya-Kultus 128. Beziehung zum Chriſtentum 129.

## 27. Gandhāra.

Die Mahäyäna-Schule, ihr geographiſcher und chronologiſcher Zuſammenhang mit der Gandhära-Kunſt 130. Die Heilandsidee im iraniſchen Kultus 131. Saoſchyant und Maitreya als Erlöſer 132. Der Mithrakultus 133. Ausbreitung und Einfluß 134. Die chriſtliche und buddhiſtiſche Erlöſervorſtellung 135. Möglichkeit eines chriſtlichen Einfluſſes 136. Gandhära und die Katakomben 137. Ein Chriſtustypus in Buddha-Bildern 138. Wechſelbeziehungen zwiſchen Oſt und Weſt. Indien und das römiſche Syrien 139. Entwicklung des ſyriſch-indiſchen und ſyriſch-chineſiſchen Handels 140. Chinas älteſte Beziehungen zum Weſten. Die Expedition des chineſiſchen Generals Tſchang-kien gegen die Hiung-nu 141. Turkeſtan als Tranſitland Chinas nach dem Weſten 142. Die große chineſiſche Handelsſtraße nach dem Reiche der Parther 143. Import der chineſiſchen Seide in Syrien, Einfluß auf den indiſch-ſyriſchen Schiffsverkehr 144. Das Industal als Durchgangsland der Seide, im Beſitze der Parther 145. Aufſchwung des ſyriſchen Seehandels nach Indien. Syriſche Schiffahrt. Die ſyriſch-indiſchen Kursbücher, der Periplus maris Erythraei 146. Expedition des ſyriſchen Kaufmanns Maes. Der Geograph Marinus von Tyrus 147. Die „Häfen der Wüſte“ Heliopolis, Palmyra, ihre Kunſtdenkmäler. Ruinen von Baalbek 148. Einfluß der ſyriſchen Kunſt auf den Oſten 149. Literariſche Zeugniſſe 150. Die Thomas-Legende 151. Urſprung der Überlieferung. Die ſyriſchen Chriſtengemeinden am Indus 152. Glaubwürdigkeit der Thomas-Legende 153. Die geographiſchen Angaben 154. Der Gundafarus der Legende, identiſch mit dem Gundapharna der Münzen und Inſchriften 155. Der hl. Thomas im Industal unter König Gundapharna 156. Chriſtentum und Buddhismus in Gandhära 157.

## 28. Agra.

Vom Kabultal nach der Kaiſerſtadt des erſten Mogul 158. Baber, ſeine „Denkwürdigkeiten“. Der Sohn der aſiatiſchen Steppe als Autobiograph 159. Jugendſchickſale und Irrfahrten Babers 160. Kampf um Samarkand. Das Palladium der Herrſchaft über Aſien 161. Schlacht von Panipat, Eroberung Dehlis, Tod 162. Der Kaiſerpalaſt von Agra, erbaut von Schah Dſchahan 163. Ein neuer indiſch-ſarazeniſcher Kunſtſtil 164. Pietra-dura-Moſaik 165. Auſtin de Bordeaux im Dienſte der Mogul 166. Chriſtliche und mohammedaniſche Kunſt 167. Der Samanburj, der „Goldene Pavillon“ 168. Die Edelſteinmoſchee, die Perlmoſchee 169. Künſtleriſche Eindrücke 170 171.

29. Fatihpur.

Kaiſer Akbars Akropolis 172. Eine Dichtung in Stein 173. Die Einſiedelei des Salim Chiſchthi. Gründung des Palaſtes 174. Kleinere Bauwerke, Naubat Khāna, die „Münze“, die „Schatzkammer“ 175. Der Diwan-i-Ām, Akbars Richterſtuhl 176. Der Daftar Khāna, das Staatsarchiv 177. Der Mahal-i-Kas 178. Die Khwābgāh, „Pavillon der Träume“, Akbars Privaträume, Malerei 179. Akbar als Kaiſer 180. Der Palaſt der Sultāna. Die Skulpturen 181. Die kaiſerlichen Bäder 182 183. Miriams Haus. Die Gemälde. Vorliebe Akbars für Malerei 184. Panch Mahal, eleganter Säulenbau 185. Akbars Stellung zu den religiöſen Schulen Indiens 186. Abſage an Mohammed 187. Ein ſprachpſychologiſcher Verſuch zur Ergründung der wahren Religion 188. Der Diwan-i-Kas, die Halle der Religionsgeſpräche 189. Berufung der Jeſuiten nach Fatihpur 190. P. Rudolf Aquaviva 191. Die Religionsgeſpräche 192. Unentſchloſſenheit des Kaiſers 193. Bedeutung der erſten Miſſion im Mogulreiche für die Ausbreitung des Chriſtentums 194. Hodh Bais Palaſt, das älteſte Bauwerk von Fatihpur 195. Anlage, ornamentaler Schmuck 196. Radſcha Birbals Haus, auserleſene Plaſtik 197. Hāthi Pol, Kabūtar Khāna, Sangīn Būrj, Karawan Sarai 198. Hiran Minar, Elefantenturm, Durga Praſād 199. Die Kathedralmoſchee 200—202. Das Mauſoleum Salim Chiſchthis, Schönheit der Marmorſchleier, der koloriſtiſche Schmuck 203—204. Das Mauſoleum Nawāb Islam Khāns 205—206. Der Baland Darwāza, das Siegestor 207. Geſamteindruck der Akropolis 208.

30. Eine Totenſtadt an der Jamuna.

Ausflug nach Sikandra 209. Monumentale Schönheit der Grabdenkmäler, Vorliebe der tatariſch-mongoliſchen Raſſe für ſepulchrale Architektur 210. Ein ideales Palaſtgrab als Ausdruck der fürſtlichen Größe Akbars 211. Die Krypta, das eigentliche Grab 212. Der Prunkſarkophag 213. Die Tadſch Mahal, das Grabdenkmal einer Kaiſerin 214. Die architektoniſche Anlage 215. Ein künſtleriſcher Triumph 216. Die Umgebung, der Totenpark 217. Ausflug nach Dig 218. Der Dſchatfürſt Suradſch Mall, Aufſchwung ſeiner Macht beim Verfall des Mogulreiches 219. Gründung einer neuen Kaiſerſtadt 220. Der Gopal Bhavan-Palaſt. Der Diwan-i-Kas 221. Neue Kunſtformen 222. Govardhana, die Totenpaläſte. Grab von Suradſch Mall 223.

31. Am Grabe chriſtlicher Heroen.

Die Padritola, der Friedhof der alten Jeſuitenmiſſion von Agra 225. Dauernde Begründung der Miſſion, zweite Geſandtſchaft Akbars nach Goa. Hieronymo Xavier an der Spitze einer neuen Sendung 226. Ankunft in Lahor, Fortſchritte 227. Auf der Suche nach Cathay. Das Land Cathay, alter Name für China 228. Die Mongolen als Herrſcher von Cathay in Europa bekannt 229. Franziskanermiſſionäre am Hofe von Cambaluk (Peking), ihre Berichte über Cathay. Odorico von Pordenone 230. Einfluß Cathays auf die Entdeckungsreiſen 231. Neue Berichte arabiſcher Kaufleute aus Cambaluk über Cathay, angeblich ein chriſtliches Reich 232. Trigaults Expeditio Christiana apud Sinas 233. Eine Forſchungsreiſe durch Mittelaſien nach Cathay 234. Bruder Benedikt Goes, Lebenslauf, Charakter 235. Abreiſe von Lahor, Attak, Peſchawar, Kabul 236. Erlebniſſe in Kaſchgar 237. Nachrichten über Ricci, Cathay und China, Cambaluk und Peking identifiziert 238. Ankunft in Sutchou, Goes daſelbſt feſtgehalten, erbittet Hilfe von Ricci 239. Juan Fernandez zu Hilfe

gesandt, findet Gaes dem Tode nahe 240. Tod des Bruders 241. Seine Fahrt eine der größten zentralasiatischen Entdeckungsreisen 242. Unternehmungsgeist der Mission von Agra, Expeditionen nach Tibet 243. Darville und Gruber von Peking nach Agra 244. Wissenschaftliche Tätigkeit der Mission 245. P. Heinrich Roth, der erste deutsche Sanskritkenner 246. Die Gräber deutscher Jesuitenmissionäre auf der Padritola 247. Joseph Tieffentaller als Geograph, seine Reisen durch Indien 248. Franz Xaver Wendell und Walter Rainhard 249. Sumru 250. Ein Wohltäter der Mission in schwerer Zeit 251. Peking und Agra als Wirkungsstätte deutscher Glaubensboten 252. Anerkennende Zeugnisse ihrer Wirksamkeit 253. Ein Denkmal germanae sinceritatis im fernen Osten 254. Abschied von Agra 255.

32. Dschaipur.

Alwar 256. An der Schwelle Radschputanas 257. Das Land der Radschputen. Feudalorganisation der Rittergeschlechter 258. Die Kunstdenkmäler 259. Einfluß der Magularchitektur, letzte Phase des Kampfes zwischen Islam und Hinduismus 260. Ausflug nach Amber 261. Malerische Lage der alten Hauptstadt 262. Die Ritterburgen 263. Das Königsschloß 264. Diwan-i-Kas, Dschai Mandir 265. Die Zenana, Ausblick auf die Umgebung 266. Gründung von Dschaipur, Anlage der Stadt 267. Straßenbilder 268. Dschai Singh als fürstlicher Mäcen und Astronom, seine Vorliebe für europäische Wissenschaft 269. Seine Palastbauten 270. Jasmandir, Suhagmandir, Hawa Mahal 271. Das Observatorium 272. P. Strabel und P. Gabelsberger nach Dschaipur berufen. Die Astronomie im Dienste des Apostolats 273.

33. Udaipur.

Ausflug nach Tschitar 274. Die Felsenfeste, die Paläste Ratna Singhs und seiner Gemahlin 275. Der Ruhmesturm, eine Schöpfung der Jaina-Kunst von Gudscherat. Kampf mit dem Islam, Sieg Räna Kumbhos 276. Der neue Siegesturm, ein Meisterwerk der Jaina-Architektur 277. Die „Sonnenstadt" 278. Straßenbilder, Basare von Udaipur 279. Das Schloß, ein Rivale von Dehli und Agra 280. Die hängenden Gärten eines indischen Fürsten 281. Die Zauberinseln Jug Navas und Jug Mandir 282 283. Die Königsgräber 284. Kunststil der Chattri 285. Die Sati, der freiwillige Flammentod der Frau 286. „Die Mahâsati", Stätte der Selbstopferung, Beschreibung einer Witwenverbrennung 287.

34. Das Bergheiligtum Abu.

Abu-Raad, eine neu entstehende Stadt, Parsi und Seth 288. Auf der Fahrt nach Mount Abu zum „Olymp der indischen Götter" 289. Die Bergstraße, landschaftliche Bilder, der unvermeidliche Hanuman 290. Die Aghori, „Schakale in Menschengestalt" 291. Das Sanatorium, Bauanlagen und Gartenschmuck 292. Deesa-Point, Blick nach Radschputana, ein Bild der Wüste 293. Gudscherat, das heilige Land des Jaina 294. Aufschwung der Jaina-Religion 295. Die Macht der Kaufmannsgilden, Seth und Jaina, Förderung der Kunst 296. Erste Blüteperiode Gudscherats, zerstört durch den Islam 297. Neues Aufblühen von Religion und Kunst, massenhafte Anlage der Denkmäler 298. Dilwara, der Doppeltempel, künstlerischer Charakter 299. Das Heiligtum des Wrischabhanâtha, Reichtum des Marmorschmuckes 300. Die Arkaden, der Kapellenkranz, das „Allerheiligste" 301. Technische und stilistische Durchbildung der Ornamente 302. Die Andacht eines Jaina-Pilgers 303.

Das Pârçvanâtha-Heiligtum und ſeine Erbauer Vaſtupâla und Tejaspâla 304. Ausflug nach Gurufikra, Wiſchnus „Fußſpur“ als Wallfahrtsort, der büßende Fakir 305. Die Bauten von Achilgarh, Tempel, Teiche, Vergleich mit der javaniſch-indiſchen Prieſterſtadt auf dem Djeng-Plateau: Äußere künſtleriſche Pracht, Armut an idealem Gehalt 306.

## 35. Ahmedabad.

Die Hauptſtadt Gudſcherats, einſt berühmt als eine der ſchönſten und reichſten Städte Aſiens 307. Die Kunſt der Jaina im Dienſte des Islam. Entwicklung der künſtleriſchen Eigenart Gudſcherats. Neue Allianz zwiſchen Islam und Hinduismus 308. Gründung der Stadt, die Eroberer Muſaffar Khan und Ahmed Schah 309. Eine Rundfahrt durch Ahmedabad, Schmuck der Häuſer, Steinſkulptur und Holzſchnitzerei 310. Die Baudenkmäler, der Tin Darwâza, Maidan Schah 311. Die Zitadelle, Ahmeds alte Moſchee, Haibat Khans Moſchee 312. Jâmi-Maſdſchid, die Kathedralmoſchee, ihre ſchwingenden Türme 313. Das Mauſoleum Ahmeds und ſeiner Kinder 314. Râni Sipari, Moſchee und Grab einer indiſchen Fürſtin 315. Die Marmorſchleier in Sidi Sajjids Moſchee 316. Ausflug nach Sirkij. Die Nekropolis von Ahmedabad. Das Mauſoleum des Scheich Ahmed 317. Moſchee und Palaſt von Mahmud Begarah. Die Râni-Maſdſchid 318. Die Moſchee von Muhafiz Khan 319. Hathi Singh, religiöſe und künſtleriſche Begeiſterung eines modernen Seth von Gudſcherat 320. Der Tempel Hathi Sings, ein Werk von auserleſener Pracht 321 322. Begegnung mit dem Enkel Hathi Singhs. Erinnerung an Gudſcherats alte Kunſtepoche 323. Eine indiſche Bauhütte. Lehrbücher der Jaina-Künſtler. Überlieferung der alten Schule 324. Charakter und Einfluß der Jaina-Religion und Kunſt 325.

## 36. Durch Südindien.

Die Dekan-Landſchaft, Ankunft in Madras 326. Das Ruinenfeld von Mahabalipur 327. Die ſieben Pagoden, Charakter der Bauwerke, die Rathas als Monolithbauten 328. Miniatur-Tempel und -Klöſter. Die Pagoden der fünf Pândava-Brüder 329. Felſenreliefs, Ardſchunas Buße, die Herabkunft Wiſchnus, Urſprung der Denkmäler von Mahabalipur 330. Im Lande der Drawida 331. Die drawidiſche Kultur, ein Triumph des Brahmanismus 332. Die drawidiſche Kunſt, Umfang und Reichtum der Denkmäler 333. Tandſchur, alte Hauptſtadt des Königreichs der Chola. König Râdſcharâdſcha, Erbauer des großen Schiwa-Tempels 334. Die Gopuras, Pyramidentürme, künſtleriſcher Charakter 335. Der Subrahmanya-Tempel, die Halle, Götterwagen, das Schloß 336. Tritſchinopoli, die Burg, Ausflug nach Seringam 337. Der Wiſchnu-Tempel, größte Pagode Südindiens, Pilgerfahrten, Bilder aus dem Volksleben 338. Der Tempelſchatz, Götterſchmuck 339. Halle der „tauſend Säulen“, der Schiwa-Tempel, die Pilger, Bußfahrten, Ex voto-Gaben, Macht des brahmaniſchen Glaubens 340. P. Robert de' Nobili, der Apoſtel der Brahmanen 341. Ein neues Miſſionsprogramm, der chriſtliche Sannyaſi 342. Studium des Sanskrit und der indiſchen Philoſophie, literariſche Erfolge 343. Die Wirkſamkeit unter den Brahmanen, Disputationen, chriſtliche Brahmanengemeinden 344. Charakter de' Nobilis, ſein Grab in Mailapur 345. Fortſchritte der katholiſchen Kirche in Südindien, Gegenſatz zu Nordindien, neue Erfolge unter den Brahmanen 346. Der Topu Mariae, ein chriſtliches Brahmanenviertel in Tritſchinopoli 347. Das St Joſephs-Kolleg, Gründung und Kämpfe, Aufſchwung und Blüte als Brahmanenkolleg 348.

## 37. Von Madura nach Kolombo.

Heiden des Apoſtolats im Lande der Tamulen, Kanſtantius Beſchi S. J., Miſſionär 349. Ein Klaſſiker der Tamilſprache, ſeine epiſchen Dichtungen 350. Alter von Madura, Hauptſtadt des Reiches der Pändya, Beziehungen zu Rom in der Kaiſerzeit. Römiſche Münzfunde 351. Südindiens ſchönſte Palmenſtadt, Blüteperiode unter Tirumala Nayaka, ſeine Denkmäler 252. Der „große Tempel", ein Prachtwerk dravidiſcher Architektur und Skulptur, die Gopuras 353. Verſchwenderiſcher Reichtum des Innern, Vollendung der techniſchen Fertigkeit 354. Halle der „tauſend Säulen", die „neue Galerie" Pudu Mandapam 355. Ausflug nach Rämeçvara 356. Erinnerung an Rämas Heldenzug nach Ceylan 357. Der Liebling der epiſchen Dichtung. Hanuman, Führer des Affenheeres, ſein Sprung vom Feſtland nach der Inſel 358. Eroberung Lankas, Befreiung der Sitä 359. Verherrlichung der Heldentaten im Rämeçvara. Der Wallfahrtsort ein Benares im kleinen 360. Die Tempelanlagen, Umfang und Schönheit der Galerien 361. Tutikorin, die Perlfiſcherküſte, erſter Wirkungskreis des hl. Franz Xaver 362. Fahrt nach Ceylan 363. Das landſchaftliche Bild der Inſel, Reichtum und Schönheit berühmt im Altertum 364. Kolamba, der Welthafen, das Geſchäftsviertel 365. Die Villenſtadt 366. Pracht der Vegetation, Mannigfaltigkeit des Baumwuchſes 367. Das Eingebornenviertel, die „ſchwarze Stadt" 368. Singhaleſiſche Volkstypen 369. Beſuch der katholiſchen Kathedrale. Fortſchritte des Chriſtentums 370. Das indiſche Muſeum 371.

## 38. Die Königsſtädte von Ceylon.

Im Norden der Inſel 372. Anuradhapura, die älteſte Königsſtadt, Ausdehnung und Schönheit 373. Mittelpunkt des Buddhismus, Bedeutung des buddhiſtiſchen Banzentums auf Ceylan 374. Macht und Einfluß, königliche Privilegien 375. Einführung der buddhiſtiſchen Lehre durch Mahinda, den Sohn Aſokas 376. Denkmäler der Geſchichte Ceylans. Mahavanſa und Dipavanſa 377. Mihintale, ſeine Heiligtümer, Erinnerungen an Mahinda, buddhiſtiſcher Wallfahrtsort 378. Die Thüparäma-Dagaba, ihr Urſprung, Schenkung und Weihe des Landes 379. Reliquienkultus 380. Singhaleſiſche Kunſt 381 382. Lankaräma-Dagoba, Ruwanveli-Dagaba 383. Der Bodhibaum, heiligſter Ort Ceylans 384. Dalada Maligawa, „Tempel des heiligen Zahnes". Lohaprafäda 385. Mahaſenas Pavillan. Der „Pavillan der Königin". Die Kudſchdſchatiſſaräma-Dagoba 386. Dſchetawanaräma-Dagaba. Abayagiri-Dagoba 387. Die Pokunas. Die ſinghaleſiſchen Ghats und heiligen Bäder 388. Anlage von Teichen und Seen, Umfang der Werke 389. Das Felſenheiligtum von Sigiri 390. Eine Fahrt durch den tropiſchen Wald 391. Die Waſſeranlagen von Ceylon, Fruchtbarkeit des Landes 392. Der See Mineria 393. Potannaruwa, eine buddhiſtiſche Königsſtadt. König Parakrama d. Gr., ſeine Bauten 394. Kiri Vehera-Dagoba, Wiſchnu-Devale, Mahaſeya-Pagode 395. Thüparäma-Tempel, Satmahalprafäda, Watadage-Pagade 396. Kolaſſalſtatuen, Buddha im Nirwäna, Ananda als ſtehende Figur 397. Die Felſentempel von Dambula. Bilderſchmuck, Beziehungen zu Gandhära 398.

## 39. Kandi.

Eine romantiſche Bergfahrt 400. Die Stadt 401. Landſchaftliche Umgebung 402. Der Botaniſche Garten von Peradenya 403. Das Heiligtum der Zahnreliquie. Geſchichte des Zahnes 404. Buddhiſtiſche und chineſiſche Geſandtſchaften 405. Kublai Khan erbittet die Zahnreliquie. Bericht Marco Polos 406. China entſendet eine

Kriegsflotte nach Ceylon. Gefangennahme des singhaleſiſchen Fürſten 407. Eroberung Kandis durch die Portugieſen. Zerſtörung des Zahnes 408. Dalida Maligawa 409. Das Seminar zur Heranbildung des einheimiſchen Klerus 410. Wichtigkeit der Frage des einheimiſchen Klerus 411. Die Enzyklika Leos XIII. Ad extremas Orientis oras 412. Gründung des Seminars 413. Erfolge 414.

**40. Heimwärts.**

Abſchied von Indien 415. Durch den Indiſchen Ozean. Die Inſel Sokotra 416. Bedeutender Stapelplatz des indiſch-ſyriſchen Handels. Frühe Einführung des Chriſtentums 417. Aden 418. Im Rothen Meer 419. Blick nach Mekka 420. Sinai 421. Fahrt im Suezkanal 422. El Kantara 423. Port Said 424. Am Ziele der Fahrt 425. Rückblick und Ausblick 426. Das Reich der aufgehenden Sonne 427. Die religiöſe Zukunft des Oſtens 428. Chriſtentum und Heidentum 429. Die ewige Stadt 430.

Namen- und Sachregiſter S. 433—456.

# Verzeichnis der Abbildungen.

Erklärung der bei Angabe der Quelle angewandten Abkürzungen:

A. M. I.: Ancient Monuments of India. London.
A. S. I.: Archaeological Survey of India, London.
B. & Sh.: Phot. Bourne & Shepherd, Bombay.
I. M.: Phot. des Indie Museum, Kalkutta-Simla.
I. O.: Phot. des India Office, London (W. Griggs & Sons).
M.: Album „Ein Tagebuch in Bildern" von Mumm v. Schwarzenstein.
S.: Skeen's Photographs of the Ancient Cities of Ceylon.

## Titelbild: Der Goldene Tempel in Amritsar.


Seite

**Tafel 1** . . . . . 4

Bild 1. Kanheri. Grundriß der Chaitya und der benachbarten Höhlen.
„ 2. Kanheri. Fassade des Chaitya.
„ 3. Kondane. Fassade des Chaitya.
„ 4. Khandala mit Dules Nase.
(Bild 1 nach Fergusson, Cave Temples of India & Burgess; Bild 2—3 : I. O.)

**Tafel 2** . . . . . 8

Bild 5. Bhâja. Chaitya und Vihâra.
„ 6. Bhâja. Gruppe von Felsbugabas.
„ 7. Bhedsa. Chaitya.
„ 8. Karli. Höhlentempel.
(Bild 5—8: I. O.)

**Tafel 3** . . . . . 12

Bild 9. Karli. Vihâra-Höhlentempel.
„ 10. Karli. Inneres des Chaitya.
„ 11. Karli. Längsschnitt des Chaitya.
„ 12. Nasik. Pându-Lena Höhlentempel.
„ 13. Nasik. Skulpturen im Höhlentempel XVI.
(Bild 9, 12—13: I. O.; Bild 10—11 nach Fergusson.)

**Tafel 4** . . . . . 20

Bild 14. Adschanta. Situationsplan der Höhlentempel.
„ 15. Adschanta. Fassade des Höhlentempels I.
„ 16. Adschanta. Partialskulpturen von Höhlentempel IV.
„ 17. Adschanta. Fassade von Höhlentempel XXVI.
(Bild 14 u. 17: A. S. I.; Bild 15—16: I. O.)

Seite

**Tafel 5** . . . . . 24

Bild 18. Adschanta. Höhlentempel XIX.
„ 19. Adschanta. Wandmalerei im Höhlentempel I.
„ 20. Adschaala. Wandmalerei im Höhlentempel X.
„ 21. Höhlentempel I.
„ 22—23. Höhlentempel IX.
„ 24—25. Höhlentempel I.
„ 26. Höhlentempel XVII.
„ 27—28. Höhlentempel I.
Bild 21—28: Adschanta. Wand- und Deckenmalereien.
(Bild 18—28 nach Griffiths.)

**Tafel 6** . . . . . 28

Bild 29. Adschanta. Wandmalerei im Höhlentempel I: Gesandtschaft Khosrus II. von Persien vor Pulikesi II.
„ 30. Adschanta. Wandmalerei im Höhlentempel I: Versuchung Buddhas durch Mâra.
(Bild 29—30 nach Griffiths.)

**Tafel 7** . . . . . 32

Bild 31. Felsenschloß Daulatabad.
„ 32. Ellora. Vicvakarma-Höhlentempel.
„ 33. Ellora. Das-Nautâra-Höhlentempel.
„ 34. Ellora. Relief: Bhairava im Dumar-Lena-Tempel.
„ 35. Ellora. Grundriß des Kailâsa.
(Bild 31: Phot. Clifton & Co.; Bild 32—34: I. O; Bild 35 nach Fergusson.)

**Tafel 8** . . . . . 40

Bild 36. Ellora. Indrasabha Jaina-Höhlen.
„ 37. Ellora. Jagannâthasabha-Höhlentempel.


Digitized by Google

Seite

Bild 38. Elura. Querſchnitt durch den Indraſabha-Höhlentempel.
„ 39. Elura. Pfeiler des Indraſabha-Höhlentempels.
„ 40. Elura. Querſchnitt durch den Felſentempel Kailâſa.
(Bild 36—37: I. O.; Bild 38—40: A. S. I.)

Tafel 9 . . . . . 44
Bild 41. Elura. Inneres des Jagannâthaſabha-Tempels.
„ 42. Elura. Galerie des Râmeçvara-Höhlentempels.
„ 43. Elura. Kailâſa.
(Bild 41 u. 43: I. O.; Bild 42: A. S. I.)

Tafel 10 . . . . . 48
Bild 44. Dehli. Geſamtanſicht.
„ 45. Dehli. Situationsplan.
„ 46. Dehli. Säulenhalle Kutab Minar.
(Bild 44 u. 46: B. & Sh.)

Tafel 11 . . . . . 56
Bild 47. Dehli. Siegesſäule Kutab Minar.
„ 48. Dehli. Balluſtrade und Arabesken der Siegesſäule Kutab Minar.
„ 49. Dehli. Marmorſchleier im kaiſerlichen Serail.
(Bild 47—48: B. & Sh.)

Tafel 12 . . . . . 64
Bild 50. Dehli. Tarbagen der Maſchee Kutub Minar und eiſerne Säule.
„ 51. Dehli. Grabmal des Mirza Dſchehangir.
„ 52. Dehli. Die Talengruft Chunſath Khamba.
„ 53. Dehli. Mauſoleum Humayuns.
(Bild 50—53: B. & Sh.)

Tafel 13 . . . . . 76
Bild 54. Dehli. Diwan-i-Kas.
„ 55. Dehli. Kaiſerlicher Serail.
„ 56. Dehli. Perlmaſchee.
„ 57. Dehli. Hauptmaſchee.
(Bild 54—57: B. & Sh.)

Tafel 14 . . . . . 88
Bild 58—60. Fürſtenſtatuen. Lahore, Muſeum.
„ 61. Inſchrift des Gundapharna aus Takht-i-Bahi.
„ 62. Kapitäl aus Jamalgarhi.
„ 63. Kapitäl aus dem Kabultal.
„ 64. Marland. Saunenlempel.
(Bild 58—61 u. 63: A. M. I.: Bild 62: I. M.; Bild 64: B. & Sh.)

Tafel 15 . . . . . 94
Bild 65. Silbermünze des Andragoras.
„ 66. Silbermünze des Demetrius.
„ 67. Silbermünze des Euthydemus II.
„ 68. Silbermünze des Antimachus.

Seite

Bild 69. Silbermünze des Heliokles.
„ 70. Silbermünze des Agathokles.
„ 71. Silbermünze des Menander.
„ 72. Silbermünze des Eukratides.
„ 73. Silbermünze des Hermäus.
Bild 65—73. Münzen griechiſch-indiſcher Könige im Kabultal.
„ 74. Silbermünze des Azes.
„ 75. Bronzemünze des Azes.
„ 76. Silbermünze des Aziliſes.
„ 77—78. Silbermünzen des Gundaphurna.
„ 79. Kupfermünze des Gundapharna.
Bild 74—79. Münzen parthiſch-indiſcher Könige im Kabultal.
„ 80. Goldmünze Kadphiſes' II.
„ 81. Silbermünze Kadphiſes' II.
„ 82—85. Goldmünzen des Kaniſchka.
„ 86—87. Goldmünzen des Huviſchka.
„ 88. Goldmünze des Vazodeva (Vaſudeva).
Bild 80—88. Münzen ſkythiſch-indiſcher Könige im Kabultal.
(Bild 65—88 nach Gardner, Indian Coins.)

Tafel 16 . . . . . 104
Bild 89. Ali Maſdſchid. Stuparuinen.
„ 90. Takht-i-Bahi. Kloſterruinen.
„ 91. Chukpat. Ruinen der Stupa.
„ 92. Jap-Darra. Stupa.
„ 93. Erſte Predigt Buddhas. Relief aus Loriyan-Tangai. (Kalkutta, India Museum.)
„ 94. Verehrung der drei Räder (Triratna). (Kalkutta, India Museum.)
(Bild 89—90: I. M.; Bild 94: A. M. I.)

Tafel 17 . . . . . 112
Bild 95. Geburt Buddhas und Saptapada. Relief aus Loriyan-Tangai. (Kalkutta, India Museum.)
„ 96. Auszug Buddhas. Relief aus Loriyan-Tangai. (Kalkutta, India Museum.)
„ 97. Mâyâ, die Mutter Buddhas.
„ 98. Dipankara. (London, Brit. Museum.)
„ 99. Schenkung der Amrapâli.
„ 100. Buddhu bei den bruhmaniſchen Büßern. Relief aus Sanghao. (Lahor, Muſeum.)
„ 101. Unterwerfung des Elefanten. Relief aus Jamalgurhi.
„ 102. Schlangenwunder Buddhas. Relief aus Ranigul. (Lahor, Muſeum.)
„ 103. Unterwerfung der Schlangenfürſten Nagu Apalala und Naga Erapala. Relief aus Loriyan-Tangai. (Kalkutta, India Museum.)

Seite

Bild 104. Nirwana des Buddha. Relief aus Nottu. (Lahor, Museum.)

(Bild 95—104: A. M. I.)

Tafel 18 . . . . . 116

Bild 105. Versuchung Buddhas (Fragment). (Lahor, Museum.)

„ 106. Weihe und Flucht Nandas. (Kolkutta, India Museom.)

„ 107. Die drei Brüder Kaśyapa and der weiße Hund. (Kotlutta, India Museom.)

„ 108. Buddha als Büßer.

„ 109. Farbiges Stuckrelief aus Dondan-Uliq.

„ 110. Buddhaszenen. Relief aus Karomar. (Lahor, Museum.)

„ 111. Besuch Indras. (Berlin, Museum für Völkerkunde.)

„ 112. Buddha mit Tanka and Sudarium. (Kalkutta, India Museum.)

„ 113. Buddha aus Takht-i-Bahi. (Berlin, Museum für Völkerkunde.)

(Bild 105, 107—108: A. M. I.; Bild 106 u. 110: I. M.; Bild 109 nach Stein, Arch. Exploration in Chinese Turkestan; Bild 111 u. 113 nach Grünwedel.)

Tafel 19 . . . . . 136

Bild 114. Christus zwischen zwei Aposteln. Sarkophagrelief aus dem Orient. (Berlin, Museen.)

„ 115. Buddha. (Lahor, Museum.)

„ 116—118. Bodhisatwa. (Lahor, Museum.)

„ 119—120. Buddhaköpfe aus Jamalgarhi. (Kalkatta, India Museom.)

„ 121. Buddhakopf aus Yusafzai. (Berlin, Museum für Völkerkunde.)

„ 122. Buddhakopf aus Swat Valley.

„ 123. Buddhakopf aus Yusafzai. (Berlin, Museum für Völkerkunde.)

(Bild 114: Phot. Strzygowski; Bild 115 bis 118, 121 u. 123: A. M. I.; Bild 119, 120 u. 122: I. M.)

Tafel 20 . . . . . 160

Bild 124. Samarkand. Grabmal Timurs und seiner Verwandten.

„ 125. Baber. Nach einer indischen Zeichnung des 16. Jahrhunderts.

„ 126. Aurongezeb. Nach einer gleichzeitigen indischen Zeichnung.

(Bild 125—126 nach Stanley Lane-Poole, Rulers of India II, V.)

Tafel 21 . . . . . 164

Bild 127. Agra. Innenseite des Tors.

„ 128. Agra. Diwan-i-Kas.

„ 129. Agra. Palasthof mit dem Diwan-i-Am (rechts).

(Bild 127—129: B. & Sh.)

Seite

Tafel 22 . . . . . 168

Bild 130. Agra. Große Perlmoschee.

„ 131. Agra. Harem.

„ 132. Agra. Inneres der Großen Perlmoschee.

(Bild 130—132: B. & Sh.)

Tafel 23 . . . . . 178

Bild 133. Fatihpur. Gesamtansicht.

„ 134. Fatihpur. Logentan.

(Bild 133: B. & Sh.; Bild 134 A. S. I.)

Tafel 24 . . . . . 180

Bild 135 u. 137. Pilasterdekoration.

„ 136. Deckenornament.

„ 138. Sandsteinrelief.

Bild 135—138. Fatihpur. Ornamentik vom Palast der Sultana.

„ 139. Fatihpur. Palast der Sultana.

„ 140. Fatihpur. Panch Mahal.

(Bild 135—138: A. S. I.; Bild 139: B. & Sh.)

Tafel 25 . . . . . 184

Bild 141. Fatihpur. Türkisches Bad. Querschnitt.

„ 142—143. Fatihpur. Stuckdekoration im Türkischen Bad.

„ 144—145. Fatihpur. Fresken in Miriams Haus. (Bild 144 sog. Verkündigung.)

„ 146. Fatihpur. Zweites Geschoß des Panch Mahal.

„ 147. Fatihpur. Radscha Birbals Haus.

(Bild 141—145: A. S. I.; Bild 147: B. & Sh.)

Tafel 26 . . . . . 192

Bild 148. Bogenfeld der Nordseite.

„ 149. Wandfries des Südostraums.

„ 150. Wanddekoration. Außenseite.

„ 151. Pilasterdekoration.

„ 152—157. Geometrische Muster der Pilasterreliefs.

„ 158—159. Bordüren im Oberstock.

„ 160. Pilasterdekoration.

Bild 148—160. Fatihpur. Ornamentik von Radscha Birbals Haus.

„ 161. Fatihpur. Diwan-i-Kas und Pavillon des Astrologen.

(Bild 148—160: A. S. I.; Bild 161: B. & Sh.)

Tafel 27 . . . . . 196

Bild 162. Fatihpur. Pfeiler im Diwan-i-Kas.

„ 163. Fatihpur. Ornament des Pfeilers im Diwan-i-Kas.

„ 164. Fatihpur. Marmorschleier am Maasoleum Salim Chischthis.

„ 165. Fatihpur. Blick vom Hiran Minar auf Wasserwerk, Hathi Pol, Sangin Burj and Karawan Sarai.

Seite

Bild 166. Durgha Prasads Haus bei Fatihpur.
(Bild 163 u. 166: A. S. I.; Bild 165: I. M.)

Tafel 28 . . . . . 200

Bild 167. Fatihpur. Hof der Großen Maschee mit den Mausoleen Salim Chischthis und Nawâb Islam Khâns.
„ 168. Fatihpur. Große Maschee. Querschnitt durch den Hauptdom.
„ 169. Fatihpur. Nordwand des Hauptraums in der Großen Maschee.
(Bild 167: B. & Sh.; Bild 168—169: A. S. I.)

Tafel 29 . . . . . 204

Bild 170. Pfeiler mit Stütze.
„ 171—172. Perlmutterdekoration vom Sarkophagbaldachin.
„ 173. Malerei einer Fensternische.
Bild 170—173. Fatihpur. Details vom Mausoleum Salim Chischthis.
„ 174. Fatihpur. Mausoleum Nawâb Islam Khâns. Inneres.
„ 175. Fatihpur. Mausoleum Salim Chischthis.
„ 176. Fatihpur. Baland Darwâza.
(Bild 170—173: A. S. I.; Bild 174: I. M.; Bild 175—176: B. & Sh.)

Tafel 30 . . . . . 212

Bild 177. Mausoleum von Itimad Daulah bei Agra.
„ 178. Sikandra. Eingangstor zu Akbars Grab.
„ 179. Sikandra. Der Prunksarg Akbars, umgeben von Marmorschleiern.
„ 180. Agra. Tadsch Mahal vom Garten aus.
(Bild 177: Phot. Clifton & Co.; Bild 180: B. & Sh.)

Tafel 31 . . . . . 216

Bild 181. Agra. Tadsch Mahal. Gesamtansicht.
„ 182. Agra. Torweg der Tadsch Mahal vom Hauptdom aus.
„ 183. Agra. Inneres der Tadsch Mahal mit den Prunksarkophagen.
(Bild 182—183: B. & Sh.)

Tafel 32 . . . . . 220

Bild 184. Govardhana. Krischnatempel.
„ 185. Dig. Inneres des Diwan-i-Am.
„ 186. Dig. Gopal Bhavan.
(Bild 184: A. S. I.; Bild 185: B. & Sh.)

Tafel 33 . . . . . 240

Bild 187—188. Peking. Astronomische Instrumente der Jesuiten-Sternwarte.

Seite

Bild 189. Karte von Indien und China mit Angabe der Reisewege des Br. Benedikt Goes von Lahor nach Cathay, der PP. Grueber und Dorville von Peking nach Agra und der großen Reisewege der Missionäre durch Indien nach China im 17. Jahrhundert.
„ 190—191. Dschaipur. Observatorium.
(Bild 187: M.; Bild 189 aus Kircher, China illustrata, Amsterdam 1667.)

Tafel 34 . . . . . 258

Bild 192. Landschaft in Radschputana.
„ 193. Alwar. Palast.
„ 194. Maharadscha von Bundi.
„ 195. Maharadscha von Kotah.
„ 196. Radscha von Bharatpur.
„ 197. Maharadscha von Dschaipur.
Bild 194—197: Typen aus Radschputana.

Tafel 35 . . . . . 264

Bild 198. Amber. Blick auf Stadt und Befestigungsmauer.
„ 199. Amber. Schloß.
„ 200. Dschaipur. Hawa-Mahal.

Tafel 36 . . . . . 270

Bild 201. Dschaipur. Tschandra Mahal (Glaspalast).
„ 202. Dschaipur. Torweg mit Blick auf Tschandra Mahal.
„ 203. Dschaipur. Saal mit Mosaikbekleidung im Tschandra Mahal.

Tafel 37 . . . . . 274

Bild 204. Tschitor. Aufstieg zur Bergfeste.
„ 205. Tschitor. Siegesturm.

Tafel 38 . . . . . 27

Bild 206. Tschitor. Tempelruinen.
„ 207. Udaipur. Schloß.
„ 208. Udaipur. Blick auf die Stadt.

Tafel 39 . . . . . 282

Bild 209. Holzgeschnitztes Fenster aus Nepal.
„ 210. Holz-Elfenbein-Mosaik aus Amritsar.
„ 211. Geschnitzte Türe aus Bhera.
„ 212. Bemalter Stuck aus Bikaner.
Bild 209—212. Hausschmuck der indisch-sarazenischen Kunst.
„ 213. Udaipur. Park und See des Schlosses.
(Bild 209 u. 212 nach Technical Art Series.)

Tafel 40 . . . . . 284

Bild 214. Udaipur. Ghats am See.
„ 215. Udaipur. Jagal Singhs Tempel.
„ 216. Udaipur. Ghatkri Rana Sungram Singhs.
(Bild 214: Phot. Herzog & Higgins, Mkow; Bild 215—216: I. M.)

Seite

Tafel 41 . . . . . 296

Bild 217. Mount Abu. Sanatorium.
„ 218. Mount Abu. Vorhalle im Jaina-Tempel.
„ 219. Mount Abu. Dilwara-Jaina-Tempel.

Tafel 42 . . . . . 300

Bild 220. Mount Abu. Seitenhalle des Jaina-Tempels mit dem Kapellenkranz.
„ 221. Mount Abu. Portikus des Jaina-Tempels.
„ 222. Mount Abu. Büßender Falir. (Bild 220: B. & Sh.)

Tafel 43 . . . . . 312

Bild 223. Ahmedabad. Privathaus mit Fassadenschnitzerei.
„ 224. Ahmedabad. Inneres der Jami-Masdschid.
Bild 225. Ahmedabad. Jami-Masdschid.
„ 226. Ahmedabad. Sarkophage im Mausoleum der Frauen Ahmed Schahs. (Bild 223—226: I. O.)

Tafel 44 . . . . . 316

Bild 227. Ahmedabad. Grabmal und Moschee Rani Sipari.
„ 228. Ahmedabad. Marmorschleier der Sidi-Sajjid-Moschee.
„ 229. Ahmedabad. Sidi-Sajjid-Moschee. Rückseite mit den Marmorschleiern.
(Bild 227 u. 229: I. O.; Bild 228: B. & Sh.)

Tafel 45 . . . . . 320

Bild 230. Sirkij. Mausoleum des Scheich Ahmed.
„ 231. Ahmedabad. Tempel Hathi-Singhs.
„ 232. Ahmedabad. Muhafiz Khans Moschee. Querschnitt.
„ 233. Ahmedabad. Seitentor des Hauptbaus vom Tempel Hathi-Singhs.
(Bild 230—231 u 233: I. O.; Bild 232: A. S. I.)

Tafel 46 . . . . . 328

Bild 234. Mahabalipur. „Die sieben Pagoden".
„ 235. Mahabalipur. Felsenrelief: Szenen aus dem Ramayana und Mahabharata.
„ 236. Tandschur. Heiliger Stier. (Bild 234—236: B. & Sh.)

Tafel 47 . . . . . 332

Bild 237. Durga, Mahischasura tötend. Drawidische Sandelholzschnitzerei aus Mysore.

Seite

Bild 238. Emoil.
„ 239. Tauschierarbeit (Gold auf Eisen).
Bild 237—239. Kunstgewerbliche Arbeiten.
„ 240. Tandschur. Pyramidenturm des Schiwa-Tempels.
(Bild 237—238 nach Technical Art Series; Bild 240: B. & Sh.)

Tafel 48 . . . . . 336

Bild 241. Tandschur. Subrahmanya-Tempel.
„ 242. Tritschinopoli. Blick auf Fels und Pagode vom St Josephs-Kolleg aus.
„ 243. Seringam. Gesamtansicht. (Bild 241 u. 243: B. & Sh.)

Tafel 49 . . . . . 340

Bild 244. Seringam. Tempeleingang mit Brahmanen und Dewadasi.
„ 245. Seringam. Tempeleingang mit Schiwa-Elefanten.
„ 246. Seringam. Eingang zum Haupttempel.
„ 247. Seringam. Halle der tausend Säulen.
(Bild 244—245: Phot. Dr Boeck, Bern; Bild 246—247: I. M.)

Tafel 50 . . . . . 346

Bild 248—249. Christliche Brahmanen.
„ 250. Tritschinopoli, im Vordergrund das St Joseph-Kolleg.

Tafel 51 . . . . . 352

Bild 251. Madura. Religiöse Waschungen am Tempelteich.
„ 252. Madura. Palast Tirumala Nayakas.
„ 253. Madura. Gemalte Tempelhalle mit Pilgergruppen.
(Bild 251: Phot. Dr Boeck, Bern; Bild 252: I. M.; Bild 253: B. & Sh.)

Tafel 52 . . . . . 356

Bild 254. Madura. Tempelturm.
„ 255. Madura. Vorhalle zum Allerheiligsten.
„ 256. Rameçwaram. Halle im Großen Tempel.
(Bild 254: B. & Sh.; Bild 256: I. M.)

Tafel 53 . . . . . 376

Bild 257. Mihintale. Stupa des Mahindo.
„ 258. Thuparama-Dagoba (ursprüngliches Heiligtum des Buddhazahns).
„ 259. Anurabhapura. Ruwaweli-Dagoba.
„ 260. Anarabhapura. „Mondstein".
(Bild 257—260: S.)

Seite

Tafel 54 . . . . . 384
Bild 261. Anurabhapura. „Meſſingpalaſt".
„ 262. Anurabhapura. Kuitam Pokana (altes Bad).
„ 263. Sigirigala. Teichanlagen des Tempels.
„ 264. Polonnaruwa. Kiri Vehera (Pagode der goldenen Turmſpitze).
(Bild 261—264: S.)

Tafel 55 . . . . . 392
Bild 265. Polonnaruwa. Dſchetawanarämakloſter und Kiri Vehera.
„ 266. Dambula. Inneres des Felſentempels.
„ 267. Polonnaruwa. Saptmahal.
„ 268. Buddhaſtatue bei Aukana.
(Bild 265—268: S.)

Seite

Tafel 56 . . . . . 400
Bild 269. Tropiſche Vegetation auf Ceylon.
„ 270. Bahnlinie Kolombo-Kandi.
„ 271. Kandi. Geſamtanſicht.
(Bild 271: S.)

Tafel 57 . . . . . 404
Bild 272. Singaleſe.
„ 273. Tamilfrau.
Bild 272—273. Typen aus Ceylon.
„ 274. Kandi. Heiligtum des Buddhazahns.
„ 275. Kandi. Reliquienprozeſſion.
(Bild 274: S.)

Tafel 58 . . . . . 412
Bild 276. Kandi. Tropenbäume (Ficus elastica) im Botaniſchen Garten.
„ 277. Gedächtnismedaille zur Gründung des Seminars in Kandi.
„ 278. Kandi. Seminar und Zöglinge.

Karte: Vorderindien, am Schluß.

# 21. In den Felsentempeln.

3. Februar 1905.

Schnell eilt der Zug über den schmalen Streifen Landes, der das Meer von dem Fuß der Ghats trennt. Zu beiden Seiten breitet sich eine üppig bewachsene Ebene aus. Vor 2000 Jahren ergoß sich darüber noch das Meer, und dort, wo heute der Ulhas im schmalen Strombette fließt, segelten die griechisch-römischen Handelsschiffe bis nach Kaljan, wo eben unser Zug hält. Kaljan war einst die Hauptstadt des Konkan. Von ihrem alten Ruhm lebt nur mehr wenig in den zerfallenen Tempeln fort. Hier wendet sich die Bahn gegen Süden, um durch den Paß des Bor Ghat nach dem Dekan zu führen. Sachte steigt die Ebene an, während sich rechts von uns eine mächtige Bergkette hinzieht, die zum Teil in Felswänden steil abfällt, zum Teil sich in zackigen Spitzen hoch emportürmt.

Schon nach kurzer Zeit erreichen wir Thana. Hier hatte ein gütiger Mitbruder für das Gefährt im voraus Sorge getragen, und so befanden wir uns bald auf dem Wege nach den Felsenklöstern von Kanheri. Etwa 6 km von Thana erhebt sich aus der Ebene ein felsenreicher Höhenzug über die Wälder, welche weite Strecken ringsum bedecken. Das ist „Krischnas Hügel" (Krischnagiri Kanheri). Wie mächtiges Mauerwerk ragen einzelne Felsen zwischen dem dunkeln Grün des Kleinholzes hervor, das in dichten Büschen die Höhen umsäumt. Das ist eine rechte Einsiedlerstätte; kein Wunder, daß sich die religiöse Begeisterung dieses Ortes bemächtigte, um den Jüngern Buddhas in den Felsen Klöster und Heiligtümer zu erbauen. Wir hatten in etwa drei Viertelstunden den Fuß des Höhenzuges erreicht. Der Aufstieg windet sich auf einem schmalen Pfade zwischen Felsen und Gebüsch hindurch. Je höher man kommt, um so prächtiger eröffnet sich der Ausblick auf die Insel Salsette mit ihren vielen Wasserarmen. Wie silberleuchtende Bänder ziehen sich die vielen kleinen Flüßchen durch das Grün, um sich in die bei Thana spitz zulaufende Meeresbucht zu ergießen. Gegen Osten erscheinen die mächtigen Ketten der Ghats mit ihren kühnen, romantischen Felsformationen. Dieses Zusammenwirken von Meer und Berg, von Ebene und Fels dicht vor uns macht einen erhebenden Eindruck.

Doch mehr als alle landschaftliche Schönheit zog mich die künstlerische Pracht der in der Umgebung sich entfaltenden Felsenarchitektur an. Die

Zahl der indischen Felsenklöster und Felsentempel beläuft sich auf mehr als 1000. Die meisten von ihnen finden sich in den einsamen Tälern und Schluchten der Bombay zunächst liegenden Höhenzüge der Ghats. Vor ihrer Ausdehnung und Reichhaltigkeit tritt alles zurück, was Ägypten und Syrien in ihren Felsenbauten dem Wanderer darbieten. Es ist kaum begreiflich, wie es dem indischen Künstler möglich wurde, die Felsmassen derart zu bewältigen, daß es ihm nicht bloß gelang, weite Räume aus dem Innern des Steines in symmetrischer Anordnung ihrer Glieder herauszuhauen, sondern auch das Ganze bis in die einzelnen Teile mit hoher Feinheit zu bearbeiten. Unter diesem doppelten Gesichtspunkte stehen die Felsentempel Indiens unerreicht da in der gesamten Kunst des Ostens von den Ufern des Nils bis zu denen des gelben Stromes; nirgendwo wird der asiatische Wanderer einem solchen Bilde begegnen. Aber diese Felsentempel bedeuten noch mehr. In den gewaltigen Grotten hat sich das religiöse Leben Indiens zum erstenmal monumental ausgeprägt.

Wir mochten wohl eine halbe Stunde gestiegen sein, als wir zur ersten Gruppe der Höhlen gelangten, deren nicht weniger als 109 hier in die Felsen gegraben worden sind. Kanheri ist im wahren Sinn ein Klosterberg und in seiner Art wohl einzig in Indien. Adschanta und Elura besitzen größere und schönere Felsenanlagen, aber nirgendwo ist ein ganzer Bergblock in ein einziges großes Kloster umgewandelt worden. In sechs Terrassen erheben sich die Höhlen wie Stockwerke übereinander, so daß die obere Hälfte des Berges die Gestalt eines einheitlich gegliederten Felsenbaues einer gigantischen Klosterfeste annimmt. Es ist ein wirkliches Meisterstück der Felsenarchitektur.

Die größere Zahl der Höhlen sind, dieser Anlage entsprechend, klein, sie gewähren meistens nur für zwei Mönche einen Aufenthalt; aber überall macht sich das Bestreben geltend, den Felsenbau künstlerisch auszuschmücken. Ihren Höhepunkt erreicht die dekorative Ausstattung in der herrlichen Gewölbehalle; sie allein lohnt einen Ausflug nach Kanheri. Dieses Heiligtum begrüßt den Pilger bereits auf der ersten Terrasse. Von hohem Interesse ist die doppelte Fassade, welche der Schöpfer des Bauwerkes dem Eingang gegeben. Die erste Fassade stellt eine durchbrochene Schutzwand dar, welche das grelle Tageslicht abschwächen soll, bevor es durch den weiten Bogen in das Innere einströmt; die zweite Fassade bildet mit ihrem dreifachen Tor und dem weitgespannten Spitzbogen darüber die eigentliche Stirnseite des Tempels. Der Innenraum öffnet sich in einer Tiefe von 26 m und in einer Breite von 11 m. Auf 34 Säulen ruht das Gewölbe, das in kräftiger Spannung das Mittelschiff überdeckt. Die Säulen, wuchtige oktogonale Schäfte, die auf der kugelförmigen Konsole ruhen und in einem doppelten Kapitäl abschließen, sind Werke von beachtenswerter Meisterschaft.

Als ich aus dem Halbdunkel der Halle heraustretend, von der Höhe dieſes buddhiſtiſchen Kloſterberges aus die herrliche Landſchaft vor mir überſchaute, wie ſie auf der einen Seite von der Fläche des Arabiſchen Meeres, auf der andern Seite von den hohen Felsmaſſen der Ghats umſäumt dalag, trat mir lebhaft das Bild eines andern buddhiſtiſchen Kloſterberges vor die Augen, den ich vorletztes Jahr geſehen. Es war ein herrlicher Septembermorgen, als ich von Tſchingkiang am Jangtſekiang aufbrach, um den Weg nach dem Gebirge der neun Drachen einzuſchlagen. Gegen Oſten ſieht der Wanderer in einer Entfernung von 20 km einen mächtigen Gebirgsſtock aufſteigen, zackige und kantige Felsſpitzen. In ſeiner impoſanten Größe erhebt er ſich weit über alle vorliegenden Bergſpitzen und beherrſcht das anmutige Alpenbild im weiteſten Umkreis. Das Gebirge der neun Drachen iſt ein heiliger Berg, das Ziel zahlreicher Wallfahrten. Durchſchnittlich 200000 Pilger ziehen jedes Jahr aus allen angrenzenden Provinzen den ſteinigen Weg. Wüßte der Fremde auch nichts von dem buddhiſtiſchen Heiligtum, ſo würden ihn die zahlreichen buddhiſtiſchen Bild- und Opferſtöcke, die ſich in Geſtalt kleiner Kapellen oder Niſchen den ganzen Weg entlang ziehen, bald gemahnen, daß er in den Bannkreis buddhiſtiſchen Weſens und Treibens eingetreten. Das ganze Gebirge mit ſeinem Grund und Boden iſt Eigentum der 65 Pagoden, die ſich in den Beſitz teilen. Die Pagoden und Bonzenniederlaſſungen ſind in ihrem Umfange ſehr verſchieden. Neben 25 kleineren Pagoden, deren Bonzen höchſtens 6—8 betragen, gibt es 40 größere Niederlaſſungen, die zum Teil 60—80 Bonzen beherbergen. Unter letzteren ragen wiederum 4 Hauptniederlaſſungen als Pflanzſtätten für die Heranbildung der Mönche hervor. Sie ſind gleichſam die Mutterhäuſer des Bonzentums, das dieſen Berg bevölkert. An dieſes lebendige Bonzentum eines heiligen Berges der chineſiſchen Buddhiſten dachte ich, als ich die öden, verlaſſenen Felſenzellen des indiſchen Kloſterberges von Kanheri vor mir ſah. Im ariſchen Indien ſtellt das buddhiſtiſche Bonzentum nur eine große Ruine dar. Fern vom indiſchen Mutterboden aber, im Herzen Chinas lebt es als Träger des Aberglaubens fort. Welche Faktoren führten den Ruin in Indien herbei, welche Kräfte geben ihm noch Halt in China?

4. Februar 1905.

Das Ziel meiner Fahrt iſt Khandala. So oft war mir dieſer reizende Sommeraufenthalt von Bombay auf den Höhen der Ghats geſchildert worden. Darum freute es mich, von dort aus meine Ausflüge in die unterirdiſche Welt der Felſenheiligtümer unternehmen zu können.

In Karyat unterbrechen wir unſere Fahrt, um den Felſentempeln von Kondane einen Beſuch abzuſtatten. Unſere Reka ſteht bereit und trägt uns ſchnell einem vorſpringenden Bergkamme zu, der gegen Südoſt ſichtbar wird.

Dort bekrönt das malerisch gelegene Bergschloß Rächmächi die Höhe. Am Fuße des Berges in einem von Strauchwerk verdeckten Einschnitt liegt eine kleine, aber höchst lehrreiche Gruppe von Felsenbauten. In einiger Entfernung davon machen wir Halt mit unserem Wägelchen und suchen zu Fuß auf einem engen Pfade durch das wild wuchernde Gestrüpp unsern Weg zum Eingange des Heiligtums.

Die Felsentempel, welche bei Karyat ihren Anfang nehmen, verteilen sich in kleineren Gruppen auf die Bergkette des Bar Ghat. Wie geschaffen schien die Wildnis ihrer Schluchten und Höhen, um jenen begeisterten Jüngern Buddhas, die sich in die Betrachtung des Nirwâna versenkten, ein abgeschiedenes Heim zu öffnen. Im Angesichte der romantischen Bergformen, zwischen den mauerartig aufsteigenden Felswänden, konnten sie in der feierlichen Stille der Einöde sich den Betrachtungen überlassen, die die geheimnisvolle Lehre vom Leben und Leiden anregte. Die unerschöpfliche Triebkraft der Tropensonne hatte zwischen den nackten Felsenmassen eine reiche Vegetation entwickelt, die diese Abgeschiedenheit wie mit einem dichten grünen Schleier umgab. Die architektonische Anlage, in der sich heute die Felsenheiligtümer dem Auge darbieten, ging aus dem innersten Wesen jenes buddhistischen Kultus hervor, der von der Gemeinde der Bhikshu oder „Bettelmönche“ ausgeübt wurde. Diese Mönche lebten nicht allein, sondern pflegten ein gemeinsames Leben in Klöstern, welche Vihâra genannt wurden. Jedem Mönche war in diesem gemeinsamen Aufenthaltsort oder Vihâra eine Zelle, Griha genannt, angewiesen. Allen gemeinsam war ein größerer Raum, in dem sie sich zu den von allen gemeinschaftlich zu verrichtenden religiösen Übungen vereinigten. Dieser Saal hieß Dharmasâla, „Halle der heiligen Regel“. Man könnte die Halle Kapitelsaal nennen. Mit diesen Teilen war die Anlage eines Felsenklosters wie von selbst gegeben. Das Felsenkloster besteht aus den beiden Haupträumen, dem Dharmasâla oder Kapitelsaal für die gemeinsamen Übungen und den Bhikshugriha oder Zellen für die einzelnen Mönche. Mit dem Vihâra verbindet sich das eigentliche Heiligtum. Den Mittelpunkt des buddhistischen Kultus bildete die Verehrung der Reliquienschreine in der Gestalt des Stûpa von Santschi. Er durfte an keinem Orte fehlen, wo buddhistische Mönche in größeren oder kleineren Gruppen zusammenlebten. So ergab sich wie von selbst der Bau einer Halle, in welcher der Reliquienschrein der öffentlichen Verehrung jener ausgesetzt war, die zu den Mönchen pilgerten. Diese Halle empfing ihren Namen von dem Grabhügel oder Chaitya. Chaitya und Vihâra (Reliquienkapelle und Kloster) gehören in der Anlage der Felsenbauten enge zusammen. Als Hüter des Chaitya wurden die Bhikshu in dem Vihâra reichlich von den Gläubigen unterstützt.

Binnen wenigen Minuten befinden wir uns dem ersten Felsentempel gegenüber. Die Aufmerksamkeit richtet sich sofort auf einen scharf aus dem

Bild 2. Kanheri. Faſſade des Chaitya. (S. 2.)



Bild 1. Kanheri. Grundriß der Chaitya und der benachbarten Höhlen. (S. 2.)

Bild 3. Kondane. Fassade des Chaitya. (S. 5.)

Bild 4. Khandala mit Dukes Nase. (S. 7.)

Stein heraustretenden Kopf; es ist der einzige Rest einer überlebensgroßen Figur, die aus dem Stein herausgemeißelt war. Eine Inschrift in den ältesten uns erhaltenen Schriftzügen gibt der Statue ihre Deutung, indem sie berichtet: „Erbaut von Balaka, dem Schüler des Kanha.“ Es ist also die Porträtstatue des Stifters des Tempels. Mit großer Sorgfalt ist der Kopfschmuck bearbeitet. Darüber zieht sich ein breites Band von Skulpturen; der untere Streifen stellt das Gittermuster dar, der mittlere Streifen ist in sieben Felder zerlegt, die abwechselnd menschliche Figuren oder eine Balustrade zeigen.

Eine seltsame Überraschung gewährt die Fassade des Heiligtums. Den Eingang zum Chaitya überwölbt ein großer Kielbogen, dessen Innenwand gerippt ist. Zu beiden Seiten des Bogenportals sind die Felsenwände so bearbeitet, daß man meinen könnte, man habe die in Stein umgewandelte Fassade eines Holzbaues vor sich. Das Charakteristische dieser Holzbauten lag in der Anlage von einander überragenden Galerien. Die Galerie war geschmückt mit einer Balustrade und mit einer von Kielbogen durchbrochenen Überdachung. In der Balustrade kehrt dieselbe Anlage von senkrecht und wagerecht ineinander gefügten Balken wieder, die wir bei der großen Steinbalustrade von Santschi und Barhut kennen lernten. Beim Kielbogen fallen sofort die drei übereinander gelegenen Bogenrippen auf, welche eine Art Schutzschirm gegen das Eindringen des grellen Sonnenlichtes andeuten. So erhalten wir in dieser Felsenfassade eine köstliche Wiederholung der ältesten Baukunst Indiens. Die Denkmäler dieser Architektur sind längst vom Boden Indiens verschwunden; alles war aus Holz. Hier in dem Felsen aber ist der Holzbau so treu in seinen architektonischen Umrissen und in seinem dekorativen Elemente erhalten, als wäre die vorbildliche Holzfassade selbst der Zerstörung entzogen worden. Ein wirkliches Bild des alten Indien aus den Tagen Asokas steht da vor uns. Galerie über Galerie, Bogenfenster neben Bogenfenster, dazwischen abwechselnd ein Linienornament und eine Reliefgruppe: so boten sich dem Auge damals die Paläste dar, die der Reichtum und die Pracht indischer Fürstenherrlichkeit erfüllte. Welcher Abstand zwischen dieser Holzfassade in Stein und den stolzen Palästen von Gwalior! Und doch liegen gerade in diesen mit sklavischer Treue ausgeführten Nachbildungen der Holzpaläste die Anfänge der schnell sich so reich entfaltenden Steinarchitektur Indiens. Das ist es, was diesem Bau einen so fesselnden Reiz verleiht. Eine ganz neue Epoche der Kunst kündet sich in dem Felsenbau an, und so wenig künstlerischen Wert der Fassadenschmuck in den Bogen und Balustraden besitzt, so zeigt sich doch in der Sicherheit, mit der alle Umrisse scharf aus dem Felsen herausgehauen sind, eine außerordentliche Gewandtheit des Meißels. Jeder Teil des vorbildlichen Holzbaues ist so fest und bestimmt aus dem Stein herausgemeißelt, als wäre es ein Teil des wirklichen

Holzbaues. Aus allem leuchtet das Bestreben hervor, im Stein das vollendete Bild des Holzpalastes wiederzugeben und durch den Zauber einer Illusion auf den Eintretenden zu wirken. Das mag noch ein sehr bescheidenes Künstlerideal sein; aber in der Art, wie sich der Steinmetz dieser Aufgabe gewachsen zeigt, verrät er mehr als ein blaßes Nachahmungstalent, da regt sich schon eine außerordentliche architektonische Kraft zur Bewältigung großer Massen. Das kommt noch deutlicher zur Geltung im Innenraume des Heiligtums. Das Innere breitet sich zu der beachtenswerten Länge von 20 m im Felsen aus. Wir betreten die Halle und glauben uns in eine kleine Kirche versetzt. Durch zwei Säulenreihen wird der Raum in ein Mittelschiff und zwei schmale Seitengänge symmetrisch abgeteilt. Das Mittelschiff erhebt sich zu einem Tonnengewölbe, während die beiden Seitengänge flach gedeckt sind. Der Hintergrund ist zu einer Apsis abgerundet und schließt in einem Rundbogengewölbe ab. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch hier der Baumeister nach einem Vorbild arbeitete, mit dessen Teilen er so gut vertraut war, daß er es ohne Schwierigkeit in den Felsen übertragen konnte. Der einfache Gewölberaum empfängt eine klare Gliederung durch die 24 Säulen, welche den Mittelraum von den Seitengängen scheiden, während die 8 Säulen, die sich im Halbkreis um die Apsis ziehen, den Reliquienschrein schön hervortreten lassen. Die Säulen sind einfache achtkantige Schäfte ohne Konsole und Kapitäl. Leider sind die meisten Säulen schwer beschädigt, so daß die beiden ebenmäßigen, dem Reliquienschreine zustrebenden Linien, auf welchen das Gewölbe ruht, nicht mehr zur Geltung kommen. Aber selbst in dem Zustande des Verfalles weckt die Anlage inmitten des Felsens unsere Bewunderung. Mit einer staunenswerten Geschicklichkeit und Sicherheit hat sich der Meißel in die Felsenmasse hineingebohrt. Von kaum geringerem Interesse ist der in den Felsen gehauene Kapitelssaal mit den sich anschließenden Zellen für die Mönche. Eine Veranda eröffnet in einer Breite von 5,4 m den Zugang. Schon die fünf oktoganalen Pfeiler, welche den Zugang schmücken, verraten die Fertigkeit des Steinmetzen. Die Halle bildet ein Rechteck, 8,7 m lang, 7,8 m breit. 15 Säulen tragen in freier Stellung die Decke. An der Decke erkennt man die seltsame Nachahmung der Holzkonstruktion, indem die Fläche so ausgehauen ist, daß sie durch quer sich über die Säulen legende Steinbalken in Felder abgeteilt wird. Die Vorderseite wird durch drei breite Türen durchbrochen, während sich an den beiden Seitenwänden und an der Rückwand je sechs Zellen für die Mönche öffnen. So einfach die Anlage des Ganzen ist, so ist sie doch durchaus dem Zweck entsprechend, für den sie bestimmt war, ausgeführt. Auch der plastische Schmuck fehlt nicht, indem jede Türe der 18 Zellen den Kielbogen und das Balustradenmuster des Holzbaues zeigt. Da sind wir also in das wirkliche altbuddhistische Indien

des 2. Jahrhunderts v. Chr. verſetzt. Hier lebte eine kleine Genoſſenſchaft von 18 bis 20 Mönchen als Hüterin des Heiligtums. Die beiden andern Felſenklöſter in der Nähe ſind von geringerem Intereſſe; aber ſie zeigen, welche Mühe man es ſich koſten ließ, um in jenen Tagen das „gemeinſame Leben" der Mönche zu fördern.

Mit dem Schnellzuge traten wir gegen 4 Uhr die Fahrt nach Khandala an. Jetzt wird unſerem Zug eine ſchwere Maſchine vorgeſpannt; ſie hat ein gewaltiges Stück Arbeit zu leiſten, während ſie in dreiſtündiger Fahrt den Zug auf die Höhe des Dekan-Plateaus bringt. Schwere Schutzwagen und außerordentlich ſtarke Bremsvorrichtungen unterſtützen die Sicherheit. Und nun beginnt der Aufſtieg durch einen der ſchönſten Bergpäſſe Indiens. Die Anlage der Bahn bedeutet eine gigantiſche Leiſtung der Wiſſenſchaft und Kunſt des Ingenieurs. Langſam bricht ſich der Zug zwiſchen den Bergwällen in zahlreichen Windungen Bahn und bohrt ſich in vielen kleinen Tunnels in den Felſen ein. An einzelnen Strecken ruht der Schienenſtrang abwechſelnd auf dem natürlichen Fels und auf künſtlichen Steinwällen, welche die Spalten und Schluchten ausfüllen. An andern Stellen überwölbt ein Viadukt in kühnen Bogen die Kluft einer breiten Ravine. Ein Meiſterſtück dieſer Art iſt der Viadukt von Mau Ki Mali Khind, der in acht Bogen das Tal überſpannt. Es iſt von höchſtem Intereſſe zu ſehen, wie hier die Kunſt des Menſchen mit dem Felſen ringt. Heute ſind zwar dieſe Leiſtungen durch den Fortſchritt der modernen Technik weit überholt. Aber vor 40 Jahren war der ſiegreiche Kampf mit dieſen Felſen eine Heroenleiſtung britiſcher Technik, die ſich ſtolz mit den Heldentaten der britiſchen Waffen auf Indiens Schlachtfeldern meſſen darf. Allmählich entfaltet ſich die ganze Pracht der Bergſzenerie; bei jeder Windung überraſchen uns neue Bilder einer romantiſchen Gebirgsnatur. Beſonders ſchön iſt der Blick auf die Felſen und Schluchten in dem Augenblick, wo man aus dem Dunkel eines der vielen Tunnels heraustritt. Zerriſſene und zerklüftete Bergrücken, mächtig emporſteigende Felſenſäulen und mauerartige Wände, Granitklippen, die ſich mehrere tauſend Fuß über tief eingeſchnittenen Schluchten erheben, gewahrt das Auge allenthalben; dazwiſchen leuchtet das Grün des kräftig wuchernden Buſch- und Strauchwerkes. Hier drängt ſich ein Bergbach wirbelnd durch die Felſen; Klippen und Steintrümmer hat eine rätſelhafte Natur wie in wilder Laune hineingeſchleudert. So zieht in immer neuen, abwechſlungsreichen Bildern das Bergpanorama an uns vorüber, bis ſich gegen Südweſt eine gewaltige, abenteuerliche Felſenform zeigt, der der Volksmund den Namen „Herzogsnaſe" gegeben hat. Wir nähern uns Khandala. Das Auge wird überraſcht durch die hellgrauen Felswände, die wie Ruinen alter Burgen aus dem Waldesgrün emporſteigen. Phantaſtiſch geſtaltete Felsmaſſen ſchauen über der Waldlandſchaft empor. Dieſe Steinkoloſſe haben wirklich etwas

Großartiges; unwillkürlich fragt man sich beim Anblick der Felsmauern, die in Gestalt eines Rechtecks an einzelnen Stellen den krönenden Abschluß eines Bergkammes bilden: Sind das etwa die einst so berühmten Burgen der Marathenfürsten? Die ganze Bergszenerie entspricht dem stolzen, kriegerischen Sinne der Marathen. Wiederum windet sich der Weg an den Gehängen der Felsen empor, und nun befinden wir uns unterhalb Khandalas. Noch ein Tunnel, und vor uns breitet sich das Hochplateau aus, an dessen Westrand die herrliche „Sommerfrische" Bombays liegt. Ich befand mich bald im trauten Heim lieber Mitbrüder und alter Freunde.

Khandala ist in seiner prachtvollen Lage wie geschaffen, um ein angenehmes Ruheplätzchen jenen zu gewähren, die sich nach harter Kollegsarbeit aus der schwülen, feuchten Hitze Bombays in die reinere Bergluft flüchten.

5. Februar 1905.

Meinen ersten Höhlenausflug unternahm ich nach Bhāja. Es war eine prächtige Morgenfahrt über die Hochebene. Kaum haben wir Khandala mit seinem welligen Gelände hinter uns, so zeigen sich vor uns zwei Hügelketten, welche gegen Ost und West die Ebene einschließen. In dem westlichen Höhenzug liegen die Felsenbauten, denen das am Fuße liegende Dorf Bhāja den Namen gegeben hat. Nach einem kurzen Aufstieg befanden wir uns im Angesichte des ersten Felsenbaues. Nicht weniger als 14 Höhlen ziehen sich von Norden nach Süden dem jähen Felsabhang entlang.

In der ersten Vorhalle nehmen wir sogleich einen bemerkenswerten Fortschritt in dem Schmucke der Säulen wahr, welche den Eingang einfassen. Der Schaft der Säule ist achteckig. Das charakteristische Element des Schmuckes bilden die Sphinxgestalten, welche auf dem Kapitäl ruhen, kräftige Stierleiber als Unterkörper mit dem Oberkörper eines Mannes oder einer Frau. Der Kopfschmuck, die Ohrringe und Armbänder sind besonders sorgfältig bearbeitet. Die Kunst bemüht sich bereits, den flachen Felswänden ein reicheres Ornament zu geben, und nicht ohne Erfolg. Zwei Gestalten mit mächtigem Turban und einem Speer in der Hand bewachen den Eingang. Es sind die in der späteren Kunst so beliebten Dwārapāla (Torhüter). Die innere Einrichtung der Zellen unterscheidet sich nicht von denjenigen, die wir in Kondane kennen lernten. Auch das ist bezeichnend, daß streng auf das gemeinsame Leben der Mönche in der Anlage des Vihāra geachtet wird. Stets kehrt derselbe Grundriß wieder: ein Hauptsaal, dessen offene Vorderseite durch eine mit Säulen und Pfeilern geschmückte Veranda vor dem eindringenden Sonnenstrahl geschützt wird, und die anliegenden Einzelzellen, die in einem Kranz den Hauptsaal umgeben. Da der Kapitelsaal einen breiten Raum einnimmt, so wird seine Decke durch Säulen gestützt. Das Hauptinteresse in Bhāja richtet sich auf den Chaitya, wohin wir alsbald unsere

Bild 5. Bhāja. Chaitya and Vihāra. (S. 8.)

Bild 6. Bhāja. Gruppe von Felsdagobas. (S. 9.)

Bild 7. Bhedsa. Chaitya. (S. 10.)

Bild 8. Karli. Höhlentempel. (S. 11.)

Schritte lenken. In der Vorderanſicht des Tempels glauben wir Kondane wiederum vor uns zu ſehen: dasſelbe große, kielbogenförmige Portal, dieſelbe im Felſen nachgebildete Holzarchitektur der Galerien mit ihren Baluſtraden und Bogenfenſtern. Alles iſt auch hier mit einer ſo ſklaviſchen Treue dem Holzbau nachgebildet, daß die ganze Front wie eine petrifizierte Holzkonſtruktion erſcheint. Die Skulptur verfügt nur über zwei plaſtiſche Modelle: Kielbogen und Gitterbaluſtrade. In dieſen beiden Formen iſt die Sprache der plaſtiſchen Kunſt erſchöpft. Das befremdet um ſo mehr, als es ganz gewiß nicht an der Fertigkeit des Meißels fehlte, um dem Felſenbau einen reicheren und edleren Schmuck zu geben. Wenn man aus einer geringen Entfernung in das Mittelſchiff des hoch überwölbten Raumes ſchaut, wird man überraſcht durch die ſchönen Verhältniſſe, in denen ſich der 19 m lange und 9 m breite Raum durch die Säulenſtellung gliedert. Die Anlage entſpricht ganz derjenigen von Kondane: ein Mittelſchiff, das durch zwei Säulenreihen ſymmetriſch abgeſchloſſen wird; im Hintergrunde die überwölbte Apſis mit dem Reliquienſchrein, um den ſich die Säulenreihe im Halbkreiſe fortſetzt. Das Tonnengewölbe ruht auf 27 achtkantigen Säulen.

Das Ganze: Gewölbe, Säule, Schrein, iſt aus dem einen Block ſo beſtimmt herausgehauen, als wäre jedes Glied zuerſt ſelbſtändig bearbeitet und dann eingefügt worden. Eine ſolche Leiſtung iſt nur da möglich, wo die Fertigkeit bereits eine hohe Stufe erreicht hat. Aber gerade aus dieſem Grunde drängt ſich die Frage auf: Warum hat der Baukünſtler ſich ſo eigenſinnig an ſeinen Holzbau gehalten? Als Verwirklichung eines Holzmodells im lebendigen Fels iſt das Gewölbe mit ſeinen Säulen ein Meiſterſtück. Dieſe Verwirklichung tritt hier in den gut erhaltenen Säulen greifbarer hervor als in Kondane. In den ſchräg gerichteten Steinſchäften gibt ſich deutlich die Nachahmung der nach innen geneigten Holzpfoſten zu erkennen, welche die halbkreisförmigen Balken trugen, die der Bedachung als Gerüſt dienten. Den Pfeilern hier im Felsbau die ſchräge Lage zu geben, welche beim Holzbau notwendig war, um dem Druck des Daches zu widerſtehen, iſt der reinſte Sotözismus. Aber dieſer Solözismus tritt noch köſtlicher darin hervor, daß in das Felsgewölbe die Holzrippen ſelbſt eingefügt werden, welche in dem vorbildlichen Holzbau das Holzdach tragen, als wären dieſe Holzrippen die Trägerinnen des Felſengewölbes. Seinen höchſten Ruhm ſah der Künſtler in der täuſchenden Nachahmung des Holztempels. Die Mönche, denen die Obhut des Heiligtums anvertraut war, durften trotzdem ſtolz ſein auf die Kunſtſtätte, welche ihnen die Freigebigkeit der Gläubigen geſchaffen.

Eine beſondere Sehenswürdigkeit von Bhâja iſt im Zuſammenhange mit dieſer Gemeinde der „Heiligen", welche die Vihâras bevölkerte, eine Gruppe von 14 freiſtehenden Dagobas, die aus dem Felſen herausgehauen ſind. In der Geſtalt von Reliquienſchreinen ſind die Grabdenkmäler dem

Nirwâna hervorragender „Heiligen" gewidmet, die einst hier in Bhâja gelebt hatten.

Der Nachmittag war dem Besuche von Bhedsa gewidmet. In der Fortsetzung der Hügelkette, in welcher die Bhâja-Heiligtümer liegen, stoßen wir auf eine andere Gruppe von Felsenbauten. Das am Fuße der Anhöhe gelegene Dorf Bhedsa gibt ihnen den Namen. Der Aufstieg zu der Gruppe war in der Hitze recht beschwerlich, um so lohnender jedoch war der Ausblick auf das Tal des Paona-Bergstromes. Es ist eine rechte Einsiedlerwildnis, in deren Mitte sich 100 m über dem Tale zwei kleine, aber höchst interessante Denkmäler des altbuddhistischen Indien erheben. Sie verbergen sich vollständig dem Auge hinter Felsen und Strauchwerk. Plötzlich zeigt sich ein schmaler Felsengang, der in einer Länge von 10 m künstlich in den Stein gehauen ist. Wir schreiten hindurch und befinden uns in einer geräumigen Vorhalle, die in einer Breite von 10 m und in einer Tiefe von 4 m in den Felsen gehauen ist. Im Vordergrunde der Vorhalle erheben sich freistehend zwei mächtige Säulen, denen an den beiden Enden der Vorhalle zwei Halbsäulen entsprechen. Auf diesen Säulen ruht das in Gestalt eines Gitters ausgehauene Steingebälk, welches oben die Vorhalle abschließt. Eine wahre Überraschung sind die beiden herrlichen Säulen, mächtige oktogonale Schäfte, die auf einer schön geformten Kugelkonsole emporsteigen und von einem doppelten Kapitäl gekrönt werden, das einer höchst eigenartigen Gruppe von Menschen- und Tiergestalten als Unterlage dient. Auf den ersten Blick gibt sich der Fortschritt in der künstlerischen Gestaltung des Kapitälschmuckes zu erkennen. Das Kapitäl entspricht dem persischen Glockenkapitäl der Asokasäule. Auf dem Kapitäl ruht in einem Viereck eingebettet ein Kissen, das den Übergang zu vier übereinander vorspringenden Steinplatten bildet. An jeder Ecke der obersten Platte streckt sich abwechselnd ein Löwe, ein Elefant, ein Stier, ein Pferd in liegender Stellung. Die Tiere tragen einen reich geschmückten Reiter oder eine Reiterin. Die Gruppe ist mit außerordentlicher Feinheit gearbeitet, und von derselben Sorgfalt und Zierlichkeit zeugt der ganze Felsenbau. Den Eingang zur inneren Halle bildet eine ziemlich schmale Türe, deren schräg geneigte Pfosten in einen vierfachen Spitzbogen auslaufen. Darüber öffnet sich in Gestalt eines Kielbogens der weite Lichtschacht. Indem wir eintreten, umfängt uns wiederum ein hoher Gewölberaum mit zwei Säulenreihen, die zum Reliquienschreine hinführen, der hier wie in Kondane und Bhâja von einer Rundnische umschlossen wird. Es ist ein prächtiges Stück Arbeit, das hier die Kunst der indischen Steinmetzen im Dienste religiöser Begeisterung geleistet hat. Nicht weniger bewundernswert aber ist die anliegende Klosterhalle; denn im Gegensatze zu den andern Räumen, welche dem gemeinsamen Leben der Mönche dienen, ist dieser Kapitelsaal als Tonnengewölbe ausgehauen und mit einer kreis-

förmigen Niſche als Apſis im Hintergrunde verſehen. Gewölbe und Apſis geben der Halle, die ſich in einer Breite von 6 m und in einer Tiefe von 11 m in den Felſen ſenkt, ein feierliches Gepräge. Rings um die Halle ziehen ſich die geräumigen Einzelzellen. Auf den Schmuck der Türen, die zu den Zellen führen, iſt ein beſonderer Wert gelegt. Seltſamerweiſe aber kennt der Künſtler auch hier noch kein anderes Dekorationsmuſter als den Spitzbogen und die Baluſtrade der Holzarchitektur.

6. Februar 1905.

Unter allen Felſenheiligtümern der Ghats nimmt keines ſo ſehr unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch als der Tempel von Karli. In zahlreichen Abbildungen iſt der glänzende Felſenbau weiteren Kreiſen als der Typus eines indiſchen Felſentempels bekannt geworden; aber auch das beſte Bild kann die Wirklichkeit nicht erſetzen. Die Hügellette, in deren mittlerer Höhe ſich das Heiligtum befindet, läuft parallel zu dem Höhenzug, den wir geſtern beſuchten. Karli, das Dorf, das dem Tempel ſeinen Namen gegeben, war von Khandala aus in einer Stunde erreicht. Ein angenehmer Bergpfad führt zur Höhe empor. Hier oben herrſcht ein reges Leben; irgend ein Püja (Feſt) wird gefeiert. Viel Volk aus der Umgebung drängt ſich auf der ſchmalen Terraſſe, welche ſich dem Tempel vorlagert, allerdings kein buddhiſtiſches; denn die brahmaniſche Welt hat ſich längſt auch dieſes Heiligtums bemächtigt und feiert ihre Feſte zu Ehren Schiwas an der Stätte, die einſt zu den beſuchteſten Wallfahrtsorten des buddhiſtiſchen Indien zählte. Wir ſind glücklich durch das Gedränge der Pilgergruppen gekommen und befinden uns im Angeſichte der ausgedehnten Felſenfaſſade. Den Zugang zum Tempel öffnete urſprünglich eine Vorhalle mit zwei mächtigen Säulen im Vordergrunde. Nur die eine dieſer Säulen iſt noch erhalten, ein kräftiger Schaft mit doppeltem Kapitäl, auf dem eine Löwengruppe ruht. Gegenüber Bhedſa zeigt die Veranda einen bemerkenswerten Fortſchritt durch die Art, wie ſie als Schutzſchirm gegen das blendende Licht gedacht und aus der Felswand herausgehauen iſt. Die eigentliche Faſſade iſt ſo gebaut, daß ſie in zwei Teile ſich ſcheidet. Den unteren Teil bilden drei mit Spitzbogen geſchmückte Tore, den ganzen oberen Teil nimmt eine einzige große Spitzbogenöffnung ein, durch welche das ſchon durch die Vorwand gedämpfte Licht in den Innenraum des Heiligtums eindringt. Die Anlage der Vorhalle erſcheint auch in ihrem Verfall als ein Meiſterſtück techniſcher Fertigkeit. Der hochgewölbte Raum iſt eines der prachtvollſten Werke, welche die Kunſt der Höhlentempel hervorgebracht hat. Der Bau des Tempels fällt in die Zeit, wo der Stil alle Unvollkommenheiten, welche den um ein Jahrhundert älteren Werken von Bhāja und Bhedſa noch anhaften, abgeſtreift hat. Wenn man Karli und Bhāja vergleicht, ſo ſpringt der ungeheure Fortſchritt in der

architektonischen Anlage nicht weniger als in der plastischen Ausgestaltung in die Augen. Beträgt doch schon die Länge mehr als das Doppelte derjenigen von Bhâja. Die Länge ist 41 m, die Breite 15 m. Je 15 Säulen teilen nach beiden Seiten das hohe, gewölbte Mittelschiff von den flach gedeckten Nebenschiffen ab. Rings um den Reliquienschrein ziehen sich im Halbkreis der ebenfalls gewölbten Apsis 7 einfache Säulen. Jede der 30 Säulen ist mit außerordentlicher Feinheit bearbeitet. Auf der kugelrunden Konsole erhebt sich der achtkantige Schaft, der in dem bekannten Doppelkapitäl abschließt, auf dem zwei Elefanten knien. Männliche und weibliche Figuren sitzen in kühner Haltung auf den Elefanten. Im Gegensatze zu diesen reich geschmückten Säulen des Hauptschiffes sind die Säulen der Apsis einfach gehalten. Wenn man nun vom Eingang aus die beiden Linien verfolgt, in denen die Kapitäle den Mittelraum abschließen, so wirken diese Linien gewissermaßen wie zwei Architrave, auf denen das hochragende Gewölbe ruht. Die Wirkung wird verstärkt durch die Holzbogen, welche sich von Kapitäl zu Kapitäl wie Gurten hinziehen, als stützten sie das weite Gewölbe. Merkwürdig ist, wie sich der Baumeister auch jetzt noch von diesen Holzgurten gar nicht trennen konnte, obschon sie doch in dem schweren Steingewölbe ihre Bedeutung vollständig verloren hatten. Das Ganze baut sich in ernsten Massen würdevoll auf. Geheimnisvoll tritt aus dem Dunkel der Apsis der Reliquienschrein hervor. Der doppelte Zylinder, über dem sich die Halbkugel wölbt, der viereckige Aufsatz, den die Halbkugel trägt, und die schirmartige Fläche des Ehrenbaldachins darüber bieten gewiß dem künstlerischen Auge wenig Reiz, und doch läßt sich nicht bestreiten, daß die schweren Massen sich sehr schön dem Ganzen eingliedern und dadurch eine kraftvolle Wirkung hervorbringen. Je länger ich in dem herrlichen Raume verweilte, um so mehr sprach mich die Klarheit und Schönheit der Verhältnisse an.

Es ist ein großes Werk, das vor 2000 Jahren religiöse Begeisterung hier zustande gebracht hat. Während man das Auge durch den weiten Raum gleiten läßt, vergißt man fast ganz, daß man sich im Innern des Berges befindet, und daß alle diese Teile aus einem einzigen Steinblocke herausgehauen sind. Aber noch eine andere Betrachtung legt sich nahe. Dieser Tempel entstand um dieselbe Zeit, als das junge Christentum sich vor der Wut der Verfolger in die engen Schachten und Stollen der Katakomben flüchtete. Welcher Gegensatz! In Indien sucht die emporstrebende Macht des Buddhismus sich in den Felsenbauten zum erstenmal einen künstlerischen Ausdruck zu geben, der alles übertrifft, was bisher der indische Meißel geleistet — in der Bewältigung der Felsmassen will die junge Religion ihre Triumphe feiern — im fernen Rom dienen die unabsehbaren, labyrinthartig verschlungenen Gänge nur dazu, den Blick des Spähers von dem anspruchslosen Heiligtum fernzuhalten, das tief im Schoße der Erde liegt. Da

Bild 9. Karli. Vihara-Höhlentempel. (S. 11.)

Bild 10. Karli. Inneres des Chaitya. (S. 12.)

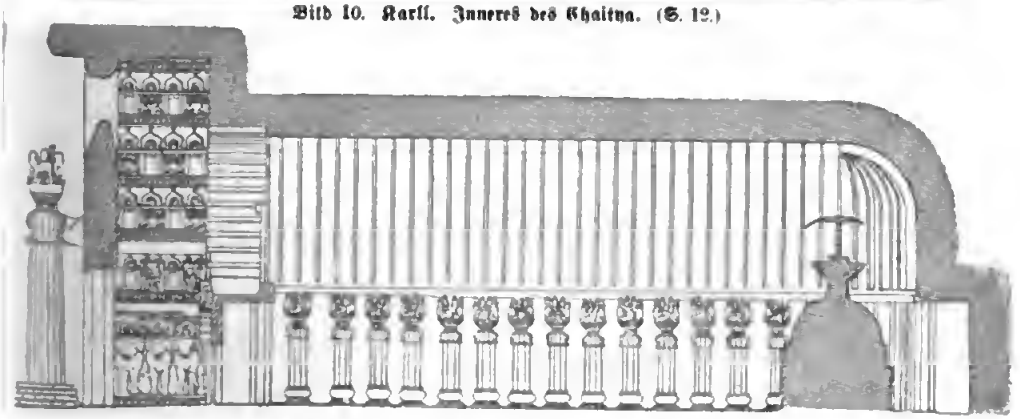


Bild 11. Karli. Längsſchnitt des Chaitya. (S. 12.)

Bild 12. Nasik. Panda-Lena Höhlentempel. (S. 14.)

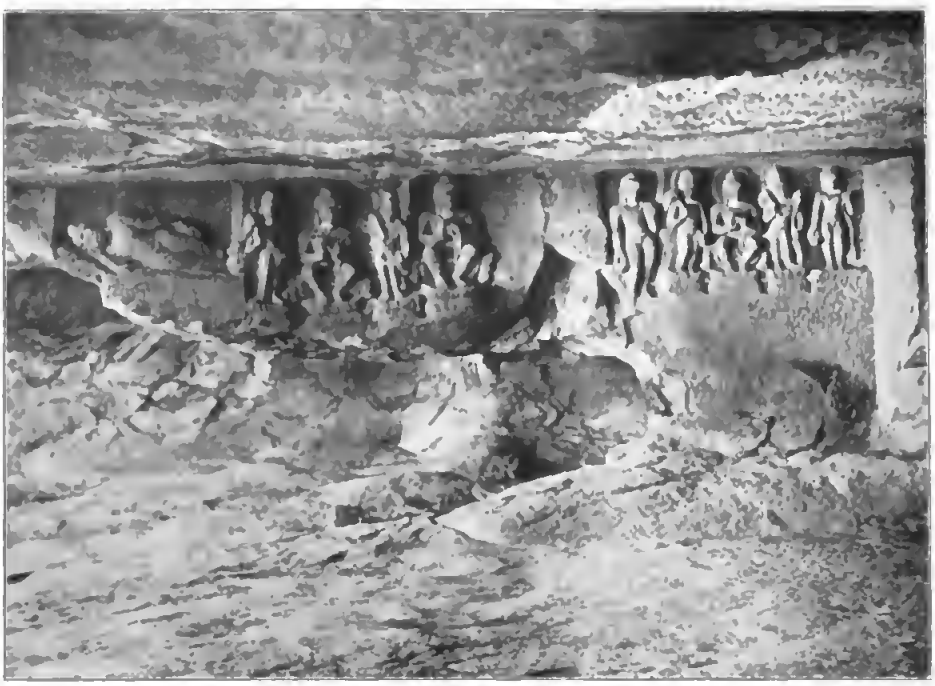


Bild 13. Nasik. Skulpturen im Höhlentempel XVI. (S. 15.)

ist nichts von der stolzen Pracht, mit der sich in den Felsen Indiens die Religion umgibt. Das Auge gewahrt nur höhlenartige Grüfte, wo man sich versammelt, um im gemeinsamen Gebete sich Kraft zum Dulden und Ausharren zu erflehen. Während in den bescheidenen Grabkapellen die junge christliche Gemeinde unter dem Drucke der Verfolgung ausharrt, triumphiert in diesen prunkvollen Felsentempeln die junge buddhistische Gemeinde. Aber wie verschieden war das Schicksal von beiden. Der Buddhismus tritt aus diesen Felsentempeln heraus, um bald vom indischen Boden ganz zu verschwinden; das Christentum verläßt das Dunkel seiner Katakomben, um triumphierend sich über die Erde auszubreiten.

7. Februar 1905.

Am Nachmittag erreichte ich Deolali und fand im trauten Heim eines im Dienste der Mission ergrauten deutschen Mitbruders herzliche Aufnahme. Deolali selbst ist ein ganz unbedeutendes Dorf. Seine wirkliche Bedeutung verdankt es einem großen englischen Truppenlager, das sich hier in zahlreichen Baracken über die Ebene erstreckt. Wir befinden uns am Rande der Hochebene des Dekan. Die Hochebene erhebt sich hier 633 m über dem Meere. Dieser hohen Lage verdankt der Ort sein angenehmes Klima. Mag die Sonne des Dekan auch noch so scharf brennen, so merkt man doch nichts mehr von jener feuchten, drückenden Hitze Bombays, die den Schweiß aus allen Poren treibt. Einen wahren Genuß bereitete gegen Abend ein Spaziergang durch das Lager mit seinen mannigfachen Anlagen für Offiziere und Mannschaften. Überall läßt sich die aufmerksame Sorge wahrnehmen, die allen Bedürfnissen jener Mannschaften Rechnung trägt, die gewöhnlich eben aus dem Mutterland angekommen sind und sich nun hier an das indische Klima zuerst einigermaßen gewöhnen sollen, bevor sie nach den verschiedenen Garnisonen Indiens entsandt werden.

8. Februar 1905.

Heute morgen fuhren wir in aller Frühe nach Nasik. So oft war ich dieser Stadt auf meinen Wanderungen durch die literarischen und kunstgeschichtlichen Urkunden Altindiens begegnet. Häufig hatte ich die Bilder bewundert, in denen der Fleiß eines Fergusson und eines Burgeß die prachtvollen Felsenbauten von Nasik auch dem stillen Studium im fernen Europa nahe gebracht hatten. Nun fanden wir uns auf der breiten Straße, die unter mächtigen Tamarinden und Nimbäumen nach dem alten Näsika führt. Es ist dieselbe Straße, auf der die griechisch-römischen Kaufleute einst nach dem schon von Ptolemäus erwähnten Nasik gezogen waren. Nasik liegt im oberen Tale der Godāwari. Die Stadt ist alt; bereits die epische Dichtung hat sie mit dem Schimmer ihrer Räma-Sage umwoben. Der Prinz Räma lebte hier eine Zeitlang in der Verbannung. So unansehnlich die Häuser-

massen sind, zwischen denen wir jetzt durchfahren, so merken wir doch recht bald, daß wir uns im Banne einer echten Brahmanenstadt befinden, die jahraus jahrein Tausende von Pilgern zu sich heranzieht. Es wird schwer halten, die Quelle zu ermitteln, aus der Nasik die außerordentliche Heiligkeit ableitet, die ihm den stolzen Ruhm eines „Benares des Westens" verschafft hat. Ist es vielleicht die Quelle der Godāwari selbst, die von Nasik leicht zu erreichen ist? Keine angesehenere Familie Hindustans unterläßt es, in Nasik einen Brahmanen als Vertreter ihrer religiösen Überlieferungen zu unterhalten. Dieser „Hauspriester" führt die Familienannalen weiter und trägt die Namen aller Mitglieder der Familie ein, welche Nasik besuchen. Selbst der Fürst von Nepal unterhält seinen Hauspriester in Nasik, und der gegenwärtige Fürst von Baroda verdankt den Thron dem in Nasik angestellten Hauspriester des Fürstengeschlechtes. Als man nämlich nach einem „rechtmäßigen" Nachfolger für den entthronten Gaekwar suchte, war es der Hauspriester von Nasik, der aus den dort geführten Urkunden den „Beweis" für die „Rechtsansprüche" des Prätendenten erbrachte. Ungebrochen hat sich die Macht des Brahmanentums hier in Nasik erhalten, und gerade in diesem Augenblicke reckt es stolzer denn je sein Haupt, indem es sich der ganzen Zivilverwaltung der Stadt bemächtigt. Es ist daher begreiflich, daß Nasik Heiligtümer aller Art besitzt, um den Pilger und sein Geld an sich zu fesseln. Doch alle jene Heiligtümer treten zurück vor den Denkmälern, welche die Hügel im Norden schmücken. Aus dem brahmanischen Leben, das sich heute über Nasik ausbreitet, führen sie uns in eine Zeit, wo der Buddhismus sich hier an der Seite des Brahmanismus glänzend entfaltete. In einer Entfernung von etwa 6 km erheben sich aus der Hochebene drei freiliegende Höhen, bekannt unter dem Namen Triraçi (drei Bergmassen). Auf dem der Stadt zunächst gelegenen Hügel befinden sich die Pāndu-Lena-Höhlen.

In einem halben Stündchen hatte uns der Wagen an den Fuß des Hügels gebracht. Wir stiegen die Höhe auf einem recht steinigen, unebenen Pfade hinan. Etwa 100 m über der Ebene sind die Höhlen in einer geschlossenen Reihe angelegt, deren Länge etwa $1^1/_2$ km betragen mag. Das bedeutet eine ganz hervorragende Leistung. Diese kommt aber erst voll zur Geltung im Lichte des künstlerischen Schmuckes, mit dem die Felsenbauten ausgestattet sind. Denn wenn auch die Anlage sich kaum merklich von den älteren Bauten in Karli und Bhāja unterscheidet, so nimmt man doch überall das Bestreben wahr, die vorhandenen Formen prunkvoller auszugestalten. Namentlich zeichnen sich die Säulen durch eine außerordentliche Eleganz der Arbeit aus. Man zählt im ganzen 17 Höhlen. Leider hat der Vandalismus einer späteren Zeit ein gutes Teil von diesen herrlichen Bauwerken zerstört. Wie an so manchen andern Orten wurde auch hier das treffliche Steinmaterial zum Bau der Straßen ausgenutzt. Gleichwohl ist noch genug

erhalten geblieben, um uns ein anſchauliches Bild von dem begeiſternden Eifer zu geben, der auf dieſer beherrſchenden Anhöhe den Jüngern der buddhiſtiſchen Mönchsgemeinde palaſtartige Wohnungen in die Felſen grub. Wir begannen unſern Rundgang von Weſt nach Oſt. Eine ſchöne Wirkung erzielt die Faſſade der dritten Höhle. Wie reich ſind die Säulen und Baluſtraden aus dem Felſen heraus entwickelt worden! Die Baluſtrade iſt ſo angelegt, daß ſie auf den Schultern von Zwergen, welche den rechten Arm emporrecken, zu ruhen ſcheint. Es ſind ihrer drei zu beiden Seiten der Treppe, welche zu der Veranda emporführt. An Stelle des einfachen Linienmuſters erſcheinen ſchmuckreiche Roſetten, und den Abſchluß bildet ein girlandenartiges Band. Das Schönſte aber ſind die ſechs Säulen, drei auf jeder Seite, die ſo verteilt ſind, daß ſie unmittelbar über den Zwergen emporſteigen. Sie gleichen in Schaft und Kapitäl denen von Bhedſa und Karli. Jedes Kapitäl trägt eine mit großem Geſchick herausgearbeitete Gruppe von vier Tieren: Stier, Elefant, Pferd und Löwe. Kräftig und lebendig erſcheinen die vier Tiergeſtalten. Auf ihrem Rücken tragen ſie den Architrav; darüber ruht der Fries, deſſen Fläche ſich aus drei Bandſtreifen kunſtreich zuſammenſetzt. Das Ganze ruft in dem Zuſammenwirken aller Teile eine ſchöne architektoniſche Wirkung hervor. Der Schöpfer dieſer Faſſade war mehr als ein geübter Steinmetz, er war Künſtler, und ſeinen künſtleriſchen Sinn bekundet er auch in der ornamentalen Geſtaltung des zum Innenraum führenden Portals. Die Pfoſten und der Sturz ſind in Felder abgeteilt und mit Reliefs geſchmückt, ſo daß der Eingang ein feſtliches Gepräge gewinnt, das noch gehoben wird durch die beiden ſchönen Eckpfeiler. Der geräumige Kapitelſaal mißt 14 m in der Breite und 15 m in der Tiefe; 18 Zellen verteilen ſich auf die drei Seiten der Halle.

Außer der dritten Höhle iſt es beſonders die ſog. Nahapänahöhle, welche die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Ja in der Feinheit der Arbeit mag ſie noch die erſtgenannte übertreffen. Die Brüſtung der Veranda fällt hier weg; um ſo wirkſamer treten die ſechs prächtigen Säulen, welche das Steingeſims auf dem Rücken der Tiergeſtalten tragen, in den Vordergrund. Verwandt mit dieſem Felſenbau iſt eine andere, etwas kleinere Höhle, welche unter dem Namen Pändu-Lena-Höhle bekannt iſt. Die vier Säulen, welche den Vordergrund der Veranda ſchmücken, ſind mit demſelben techniſchen und künſtleriſchen Geſchick aus dem Felſen herausgehauen. Trefflich heben ſich die Tiergruppen auf dem Kapitäl ab, und die ſchönen Bandſtreifen, aus denen ſich der Fries zuſammenſetzt, laſſen die Sorgfalt erkennen, mit der alle Teile abgewogen ſind. Dieſe Kloſterräume in den Felſen ſollten überall ihren fürſtlichen Urſprung verraten. Alles ſind Stiftungen von Fürſten. Um ſo auffälliger iſt es, daß nur ein einziger und dazu noch recht kleiner Tempelbau ſich zu den Kloſterbauten geſellt. Die Faſſade gliedert ſich in

einen unteren und oberen Teil. In der Mitte des unteren Teiles öffnet ſich der Eingang zum Heiligtum in einem Kielbogenportal. Dem Portal entſpricht im oberen Teile das weite Bogenfenſter, durch welches das Licht in den Innenraum einſtrömt. Die Flächen zu beiden Seiten werden in derſelben Weiſe ausgefüllt wie in den Höhlen von Bhâja, nur treten zu dem Spitzbogen- und Baluſtradenmuſter noch Säule und Reliquienſchrein. Dadurch kommt ein wenig Abwechſlung in die eintönigen und geiſtloſen Formen dieſer Dekoration. Das Innere mißt nur 13 m in der Länge und 7 m in der Breite. Fünf Säulen mit hoher Konſole, aber ohne Kapitäl, teilen nach beiden Seiten das Mittelſchiff von den Seitengängen ab. Rings um den Reliquienſchrein ziehen ſich im Halbkreiſe fünf weitere Säulen. Wie bei allen andern Chaitya iſt auch hier die Decke gewölbt.

Die Einrichtung und der Schmuck dieſes Felſenbaues verſetzen uns in eine ganz andere Epoche des Buddhismus. So viele Tempel und Klöſter bis jetzt an unſerem Auge vorüberzogen, ſo begegnete uns doch niemals ein Bild Buddhas ſelbſt. Überall erſcheint im Mittelpunkte der Verehrung der Reliquienſchrein. In der Anlage dieſer Höhle ſpiegelt ſich zum erſtenmal der große Wandel wider, der ſich innerhalb des Buddhismus um den Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung vollzog und in Adſchanta in voller Entwicklung vor das Auge des Wanderers hintritt.

Die Felſenklöſter von Adſchanta waren das nächſte Ziel meiner Wanderungen.

# 22. Adſchanta.

10. Februar 1905.

Bereits in aller Frühe machten wir uns von Fardapur, wo wir die Nacht zugebracht hatten, auf den Weg nach den weltberühmten Höhlen von Adſchanta. Wir folgen dem ſchmalen Pfad und dringen bald tiefer in die Einſamkeit ein, wo einſt die Jünger Buddhas zu Tauſenden verſammelt waren. Nirwāna-Atmoſphäre ſchien uns zu umgeben, als wir durch die ſtille Gegend zogen. Was iſt von dieſem buddhiſtiſchen Leben, das einſt hier blühte, erhalten geblieben? Erloſchen und ausgeſtorben, das iſt die Signatur des Platzes. Der Kreis, der ſich in dieſem Augenblicke vor uns auftut, verkörpert in den leeren Felſenbauten das großartigſte Nirwāna, das dem Buddhismus ſelbſt auf dem Boden Indiens beſchieden war. Werke, die aus dem Felſen heraus geſchaffen wurden, um Jahrtauſende zu überdauern, liegen hier in all ihrer Pracht öde und verlaſſen da, ein treues Bild des Geſchickes, das die zahlreichen Kloſtergemeinden Buddhas in Indien ſelbſt ereilt hat.

Wir treten in eine halbkreisförmige Taleinſenkung ein. Ringsum ſtarren uns zwiſchen dem ſpärlichen Grün Felſenwände entgegen. Die hohen, knorrigen und ſtachlichten Kaktusſtauden erhöhen den ernſten Eindruck der Öde und Wildnis. Die Formation des Höhenzuges war wie geſchaffen zur Anlage eines buddhiſtiſchen Felſenkloſters. In einer Höhe von 243 m zieht ſich im Halbkreis eine faſt ſenkrechte Felswand hin und ſchließt eine romantiſche Bergſchlucht ab, die während der Zeit der Trockenheit einen geradezu unheimlichen Ausdruck annimmt. Ein Bergſtrom ſtürzt in ſieben Kaskaden über den ſteilen Abhang in die Tiefe.

Wir traten zunächſt einen Rundgang von Oſt nach Weſt an, um in einem Geſamtbilde den Eindruck des Ganzen in uns aufzunehmen. So fremdartig das Bild in der Eigenart des künſtleriſchen Stiles erſcheint, ſo wird doch niemand ſich der Macht des Eindruckes entziehen können, den es hervorruft. Das iſt wirklich eine großartige Leiſtung des felſenbezwingenden Meißels der Inder. In einem Halbkreis ſchließt ſich ein Felſenbau an den andern, und bis auf einige wenige Höhlen ſind alles bedeutende Bauten, Werke nicht weniger hervorragend durch den Umfang wie durch die Pracht der Anlage. Unſer Intereſſe wächſt, wenn wir wahrnehmen, wie dieſe

Bauten nicht etwa alle auf einmal entſtanden ſind, ſondern nach und nach im Schoße des Felſens ſich erſchloſſen haben. Die Bautätigkeit erſtreckt ſich auf ein ganzes Jahrtauſend; ſie beginnt mit dem Aufblühen des Buddhismus und endet mit dem Erlöſchen desſelben. In einem geſchloſſenen Bilde ſteht die Entwicklung, welche ſein Kultus auf dem Boden Indiens durchgemacht hat, hier vor uns. Das iſt es, was dem Forſcher Adſchanta ſo überaus lehrreich macht. Wir haben die buddhiſtiſche Mönchsgemeinde in allen Phaſen der tauſendjährigen Entwicklung vor uns. Auch der Wanderer, dem das religiöſe und künſtleriſche Bild dieſes merkwürdigen Kultus bis jetzt weniger nahe gelegen, wird unvermerkt in den Kreis der Entwicklung hineingezogen, während er die Geſtaltung verfolgt, in der ſich das Ideal der Religion immer eigentümlicher ausprägt. Plötzlich, auf dem Höhepunkte der Entwicklung, bricht die Bautätigkeit ab, der Stern des Buddhismus erbleicht, die buddhiſtiſche Gemeinde ſchwindet von dem Boden Indiens. Welches Ereignis iſt eingetreten? Vor unſern Augen erheben ſich nur Ruinen. Umſonſt ſind die weiten Hallen mit dem herrlichſten Säulenſchmuck ausgeſtattet worden; umſonſt hat der Meißel alles aufgeboten, um aus den Felſenwohnungen der Mönche wahre Palaſträume zu machen.

Aber die Höhlen von Adſchanta beſitzen für Religion und Kunſt des Oſtens noch eine ganz andere Bedeutung. Was ſie vor allen andern Felſenbauten Indiens auszeichnet, das iſt der Umſtand, daß ſich in ihnen neben dem plaſtiſchen Element das koloriſtiſche Ornament noch in ziemlicher Vollſtändigkeit erhalten hat. Spuren einer Bemalung der Felswände laſſen ſich auch anderswo nachweiſen. Es ſcheint ſogar im weſtlichen Indien durchweg Gebrauch geweſen zu ſein, die Wände mit Gemälden zu ſchmücken; aber in keiner Höhle haben ſich dieſe Gemälde erhalten. Vielleicht wurden ſie durch ein ſpäter hinzutretendes plaſtiſches Ornament zerſtört. Anders in Adſchanta. Hier hat ſich ein glänzender Zyklus von Gemälden bis in unſere Tage hinüber gerettet. In ihrer Mehrzahl gehören die Gemälde dem 6. Jahrhundert an, einzelne reichen aber bis ins 2. Jahrhundert n. Chr. zurück. Das iſt ein ganz außerordentlicher Kunſtſchatz. Nur wenn man ſich unmittelbar den Baſaltmaſſen gegenüber ſieht, wird man ſich der ſtaunenswerten Arbeit und Geſchicklichkeit, der Ausdauer und Geduld bewußt, die es bedurfte, um jene bemalten Felſenhallen zu ſchaffen. Kühnheit der Konzeption verband ſich mit ſtarrer Unbeugſamkeit des Willens zur Überwindung aller Hinderniſſe, die dem Werkmeiſter im Felſen entgegentraten. Es handelte ſich da nicht lediglich um die Schaffung weiter Räume innerhalb des Felſens. Dieſen Räumen ſollte nichts fehlen, was zur dekorativen Ausſtattung dienen konnte: Säulen, Gebälk, Ornament in Figuren und zierlichen Bandſtreifen, alles wird aus derſelben Felſenmaſſe herausgehauen, ſo daß im wahren Sinne die Bauglieder aus dem natürlichen Felſen heraus-

wachſen. Und welcher Reichtum des Ornamentes, das ſich wie ein lebendes Gewinde an den Säulen und Kapitälen, an den Türrahmen und Frieſen emporrankt! Dazu nehme man noch die ungünſtigen Umſtände, unter denen der Arbeiter das Werk ausführen mußte. Vielfach iſt es in den Höhlen ſo dunkel, daß der Steinmetz nur mit Hilfe eines künſtlichen Lichtes arbeiten konnte, und nun gar arbeiten unter den Einflüſſen eines indiſchen Klimas in einem Raume, der dem Luftdurchzug ſo ſchwer zugänglich iſt. Die Genauigkeit der Arbeit iſt nicht weniger bewundernswert wie der Umfang des Unternehmens. „Während meines langen und ſorgfältigen Studiums der Höhlen von Adſchanta", ſo bemerkt Griffin, „iſt es mir nicht möglich geweſen, auch nur eine Stelle zu entdecken, wo dem Steinmetz das Unglück begegnet iſt, zuviel vom Stein abzuhauen."

Die Reihe der Felſenbauten beginnt von der Weſtſeite her mit einem prachtvollen Vihära. Schon der erſte Blick auf die Veranda verrät uns, daß die Plaſtik in dem Schmucke der Säulen eine Vollkommenheit erreicht hat, hinter der alles zurückbleibt, was Karli und Naſik bieten. Obſchon die beiden Säulen, welche den Eingang ſchmücken, gebrochen ſind, ſo hat der Geſamteindruck doch nichts von ſeiner Schönheit und Eleganz verloren. Sechs Säulen bilden eine erſte Veranda; jede dieſer Säulen iſt ein Prachtſtück in der künſtleriſchen Geſtaltung des wuchtigen Schaftes und des doppelten Kapitäls. Der Architrav und das darüber lagernde Geſimſe ſind mit großer Freiheit aus dem Steine herausgehauen. Der Reichtum der künſtleriſchen Einbildungskraft ſpringt in der ornamentalen Einfaſſung des Portals beſonders charakteriſtiſch in die Augen. Der Archäologe wird mit Intereſſe die Szenen aus dem Leben Buddhas betrachten, die in den Feldern im Relief dargeſtellt ſind. Die Veranda hat die beträchtliche Länge von 19,4 m bei einer Tiefe von 2,7 m. Unſer Hauptintereſſe aber wendet ſich der inneren Halle zu; ſie bildet ein Rechteck von 19,2 qm; die Decke ruht auf 20 Säulen. Die Gewandtheit und der Geſchmack des Künſtlers haben alles aufgeboten, um jede Säule zu einem Muſterſtück indiſcher Plaſtik zu machen. Welche Mannigfaltigkeit in der Geſtaltung der dekorativen Bänder! Die Figuren ſtoßen uns zwar ab; um ſo lieber verweilt das Auge bei dem Reichtum, den die erfinderiſche Phantaſie in dem Wechſel der Linien entfaltet. Auch der ſorgfältigſten Beſchreibung würde es unmöglich ſein, eine ſchwache Vorſtellung von der Feinheit des Details zu geben. Es iſt eine zarte Spitzenweberei, welche von dem Steinmetzen auf den Felſen übertragen wurde. Während man ſich an den Einzelheiten erfreut, vergißt man ganz, daß dieſer ſtattliche Raum mit ſeinen 24 Säulen aus einem einzigen Stück herausgehauen iſt. Von den Säulen wendet ſich das Auge den Wandflächen zu; hier begegnet ihm ein ganz neues dekoratives Element. Kleiner, aber kaum weniger reich ausgeſchmückt iſt die nächſtliegende Halle; ihre Veranda

mißt nur 14 m in der Länge, der Saal 15 qm. Die Vorhalle ſchmücken vier, die Haupthalle zwölf Säulen; alle zeichnen ſich durch denſelben Glanz des Ornamentes aus, den wir bei den Säulen des erſten Vihāra bewundern. Hier wie in allen andern Kloſterräumen wird man überraſcht durch die ungemein große Sorgfalt, welche den Einzelzellen der Mönche zugewandt iſt. Alles weckt den Eindruck, daß den frommen Stiftern daran gelegen war, der buddhiſtiſchen Gemeinde ein ſchönes und behagliches Heim zu bereiten.

Vor uns öffnet ſich der größte Klaſterbau Adſchantas. In einer Länge von 26,4 m dehnt ſich die Veranda aus und bildet mit ihren acht Säulen eine majeſtätiſche Vorhalle. Es ſcheint, als habe es der Künſtler verſchmäht, ein ſchon einmal gebrauchtes dekoratives Muſter wiederum zu verwenden. In ganz neuen Formen bietet ſich der ornamentale Schmuck des Schaftes und der Kapitäle dar. Die nie verſagende Sorgfalt des Künſtlers zeigt ſich bis in die kleinſten Einzelheiten. Dabei darf man nicht vergeſſen, daß der Künſtler immer darauf bedacht ſein mußte, keinen Fehlſtich zu tun; denn er arbeitete alle Details aus dem einen Rieſenmonolith heraus. Ein falſcher Schlag genügte, um die Säule und mit der einen Säule den ganzen Felſenbau in Frage zu ſtellen. Die Vorhalle hat eine Tiefe von 6,3 m. Am bewundernswerteſten zeigt ſich die Gewandtheit des Baumeiſters in der Anlage der weiten Halle; dieſelbe hat eine Ausdehnung von 26,4 qm, die flache Decke ruht auf 28 Säulen. Durch die freie Stellung, welche den wuchtigen Säulen gegeben iſt, macht der ganze Raum den Eindruck einer fürſtlichen Empfangshalle. Die vielen Darſtellungen von Buddha und ſeinen Begleitern, welche die Außenwände der Veranda und die Innenwände bedecken, tragen zwar nicht dazu bei, die künſtleriſche Wirkung zu erhöhen, wohl aber zeigen ſie die Virtuoſität des Meißels in der ſichern Geſtaltung dieſer Felſenmaſſe.

Die nächſte Höhle (V) iſt unvollendet geblieben; aus welchem Grunde, iſt nicht recht klar, denn die Teile, die ausgeführt ſind, Säule und Tor, zeigen einen auserleſenen Schmuck. Um ſo intereſſanter iſt die folgende Höhle; es iſt der erſte zweiſtöckige Kloſterbau, der mir im Felſen begegnete, der einzige, der in Adſchanta verſucht wurde. Leider iſt die Vorhalle zerſtört. Die Anlage des unteren und oberen Saales überraſcht durch die Kühnheit, mit der es der Künſtler wagte, nicht etwa bloß zwei umfangreiche Säulenhallen, die eine über der andern, auszubauen, ſondern auch beide rings mit Einzelzellen in ſymmetriſcher Gruppierung zu umgeben; im unteren Stockwerke ſind es 17, im oberen 18 ohne die Doppelzelle im Hintergrunde der Rückwand, welche als Kapelle dient. Die 16 Säulen im Unterbau ſind in vier Reihen, die 12 Pfeiler im Oberbau im Rechteck aufgeſtellt. Überall gewahrt man die umſichtige Hand eines ſeinem Werke mit ganzer Seele ergebenen Künſtlers.

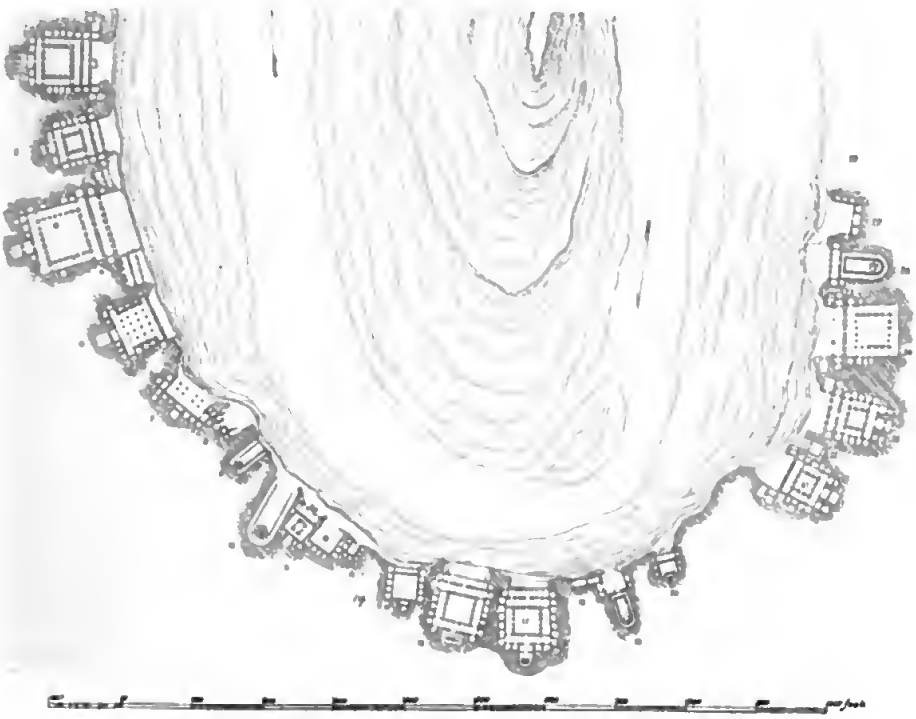


Bild 14. Adſchanta. Situationsplan der Höhlentempel. (S. 17)

Bild 15. Adſchanta. Faſſade des Höhlentempels I. (S. 19.)

Digitized by Google

Bild 16. Adschanta. Portalskulpturen von Höhlentempel IV. (S. 20.)

Bild 17. Adschanta. Fassade von Höhlentempel XXVI. (S. 22.)

In einer ganz neuen Anlage bietet sich das nächste Felsenkloster dem Auge dar. Die große Halle fehlt. Die Zellen öffnen sich unmittelbar von der 19 m langen Veranda aus, die mit zwei Vorhallen geschmückt ist.

Die anliegenden Höhlen sind klein und entbehren des Schmuckes, der die andern Bauten kennzeichnet. Einen um so reicheren Genuß gewähren die beiden Höhlen, die sich gerade im Mittelpunkte des Halbkreises befinden. Es sind zwar nicht die umfangreichsten Anlagen, aber in mehrfacher Hinsicht besonders interessant. Wir stehen zunächst vor einer mächtigen Veranda von 19,7 m Länge; 8 Säulen und 2 Eckpfeiler schmücken die Front. Durch das Tor treten wir in die Haupthalle ein, welche 21 qm umfaßt; der weite Raum wird durch 20 im Rechteck aufgestellte Säulen harmonisch gegliedert. Was nun den Innenraum so interessant macht, das ist die charakteristische Nachahmung des Holzgebälkes im Gestein. Ganz so wie heute noch das Holzgebälk an der Decke zusammengefügt wird, so werden hier aus dem Stein die Trag- und Querbalken herausgehauen, als sollte der ganze Holzbau auf den Stein übertragen werden: eine architektonische Spielerei, aber sehr bezeichnend für die Richtung, in der die Kunst arbeitete. Selbst im Schoße der Felsen vermag sie sich von dem Holzmodell noch nicht ganz loszureißen. Die Säulen zeichnen sich durch eine edle Einfachheit des Schmuckes aus. Acht Zellen ziehen sich auf den beiden Längsseiten des Saales hin, während im Hintergrunde sich die Kapelle mit dem Bilde Buddhas öffnet.

Ungefähr von der gleichen Größe, aber reicher in ihrem Säulenschmuck ist die folgende Höhle. Sechs prächtige Säulen zieren den Eingang der Veranda, während der Innenraum auf 20 Säulen ruht. In der Fassade des nächstliegenden Felsenbaues verrät sich schon das Reliquienheiligtum, wir würden sagen: die Klosterkapelle; aber es ist nicht mehr die alte Fassade, die uns in Karli und Nasik begegnet. Wenn auch das Grundelement des Schmuckes in dem Spitzbogenportal festgehalten wird, so ist doch alles so reich ausgestaltet, daß sich das Heiligtum schon dadurch von den älteren Klosterbauten unterscheidet. Das trifft noch mehr für das Innere zu. Der Innenraum ist nur 14 m lang und 7,2 m breit, aber er zeichnet sich durch ein ganz auserlesenes plastisches Ornament aus. Das Gewölbe ruht auf 15 Säulen und schließt in einer halbkreisförmigen Nische den Raum ab. Der Künstler ist bemüht gewesen, die höchste Pracht in der Ausschmückung der Innenwände zu entfalten. Das Heiligtum sollte ein Kleinod seiner Kunst werden, und in seiner Art ist ihm das jedenfalls gelungen.

Wenn es noch eines Beweises bedarf, mit welcher Hingebung religiöse und künstlerische Begeisterung hier in Adschanta arbeiteten, um aus diesem Felsen wahre Prachtbauten herauszugestalten, so braucht man nur die Höhlen sich anzusehen, die gegen Westen den Halbkreis abschließen. Da ist

Höhle XXI eine geräumige Halle von 15,5 qm, deren Portal und Säulen alle Merkmale einer bereits weit vorgeſchrittenen Kunſt tragen. Noch lebhafter wird dieſen Eindruck der weite Saal des anliegenden Kloſterbaues ſtärken; er mißt in der Länge 22,8, in der Breite 22 m; 20 Säulen geben in der Schönheit ihrer Schäfte und Kapitäle dem Innern das Anſehen einer Königshalle. Der inneren Halle entſpricht der Glanz der Vorhalle. Der Reichtum der Skulptur ſpottet jeder Beſchreibung.

Den würdigen Abſchluß dieſer glanzvollen Reihe von Felſenbauten bildet ein Reliquienheiligtum, das alles zuſammenfaßt, was dieſe Kunſt innerhalb einer nahezu tauſendjährigen Entwicklung erreicht hatte. Die ſchöne Veranda iſt leider bis auf ein paar Säulenreſte verſchwunden; um ſo beſſer hat ſich der Schmuck der Faſſade erhalten. In dem Ornament kündigt ſich der Wandel an, der ſich im Buddhismus vollzogen. Die urſprünglichen dekorativen Muſter: Glocke, Spitzbogen, Baluſtrade, ſind verſchwunden. Überall kommt die Geſtalt Buddhas bald ſtehend bald ſitzend zur Erſcheinung. Buddha, nichts als Buddha, ſo klingt es in den ſakralen Texten des Buddhismus. Das hat die ſpätere Kunſt in ihren Darbietungen ſo charakteriſtiſch wiederholt, daß ſie der treueſte Ausdruck deſſen, was dieſe buddhiſtiſche Mönchsgemeinde beſeelte, geworden iſt. Auf unſer Auge, das an edleren Formen gebildet iſt, muß das abſtoßend wirken. Wenn wir uns indes einen Augenblick in das Sinnen und Denken der Mönche hineinleben, die vor tauſend Jahren durch die reichgeſchmückten Portale hindurchzogen, dann verſtehen wir die Eigenart dieſer Kunſt, die ſich hier in den für uns ſo ermüdenden Wiederholungen ausprägt. Aber es offenbart ſich auch die ganze Armut des buddhiſtiſchen Sinnens und Denkens; keine Üppigkeit des Ornamentes vermag dieſe Armut zu verhüllen.

Wir betreten den inneren Raum, eine hochgewölbte Halle, 20,3 m lang, 11 m breit. Das Gewölbe des Hauptſchiffes ruht auf 26 Säulen; dieſe Säulen gehören zum Schönſten, was die Plaſtik in Adſchanta hervorgebracht hat. Niemand wird leugnen, daß ſich in der architektoniſchen Zuſammenfaſſung wie in der plaſtiſchen Ausſchmückung der Glieder des Baues ein bedeutender Fortſchritt zu erkennen gibt; ſobald ſich das Auge den Einzelheiten des Ornamentes zuwendet, ſo wird es manche Schönheit entdecken. Aber wenn wir uns erinnern, daß dieſer Fortſchritt ſich über ein ganzes Jahrtauſend ausdehnt, dann kommt uns ſo recht zum Bewußtſein, wie tief der künſtleriſche Genius Indiens hinter der Kunſt zurückſteht, in deren Schöpfungen wir die unvergänglichen Ideale der Schönheit bewundern. Was bedeutet aller Glanz dieſer Felſentempel gegenüber der marmornen Pracht eines Parthenon?

Der nächſte Tempel lenkt unſere beſondere Aufmerkſamkeit auf die Gemälde von Adſchanta.

Das mächtige, von 39 Säulen getragene Gewölbe dehnt sich in einer Länge von 29,1 m innerhalb des Felsens aus und schließt in einer halbkreisförmigen Apsis ab. Die Säulen, einfache oktogonale Schäfte, erreichen eine Höhe von 4,2 m; darüber ruht ein Steingebälk als Träger der gewölbten Decke, die eine Spannweite von 7 m hat. Das Ganze stellt in der glücklichen Verbindung aller Glieder eine außerordentliche Leistung des klug berechnenden Künstlers dar, dem es gelang, jeden Pfeiler so sicher an seiner Stelle aus dem Felsen herauszuhauen, als wäre er erst später eingefügt worden. Mit dem Meißel des Steinmetzen verbindet sich der Pinsel des Malers, um diese Reliquienhalle zu einer der genußreichsten Sehenswürdigkeit von Adschanta zu machen. Die ausgedehnten Flächen sind mit Gemälden bedeckt, deren Entstehung zwischen das 1. und 3. Jahrhundert n. Chr. fällt. In diesen Gemälden tritt uns das alte Indien in einer bewundernswerten Farbenpracht entgegen. Was uns der Meißel nur unvollkommen in dem Hof- und Kriegsleben der Skulpturen von Santschi vor Augen führt, das entfaltet sich hier in lebendiger Frische und Natürlichkeit. Darum sind uns diese Gemälde von unschätzbarem Werte. Man fühlt sich in das wirkliche Indien der römischen Kaiserzeit versetzt.

Fünfzehn Jahrhunderte waren die Gemälde den Einflüssen eines zerstörenden Klimas ausgesetzt. Wenn auch das Alter keineswegs spurlos an ihnen vorübergegangen ist, so überraschen sie doch auch heute noch durch die Frische und Lebhaftigkeit, in der sich das Kolorit durchweg erhalten hat. Die einfache Technik von Adschanta hat Werke überdauert, die mit dem viel kostspieligeren Aufwand eines sehr mühsamen Prozesses ausgeführt worden sind und Unzerstörbarkeit zu verbürgen schienen. Die indische Wandmalerei beruht auf einer Verbindung von Tempera und Fresko. Die stark wasserhaltige Natur des indischen Kalkes macht es möglich, die Oberfläche auf eine längere Zeit, als dies in Europa möglich ist, feucht zu halten. Dazu kommt, daß es die Inder verstehen, eine engere Verbindung von Kalk und Farbe herzustellen, so daß die Oberfläche viel dauerhafter und widerstandsfähiger wird als bei einem europäischen Fresko. Seit uralter Zeit ist diese Mischung von Tempera und Fresko in Indien in Übung gewesen, und die Meister, die heute Tempel und Moscheen, Paläste und Häuser ausmalen, bedienen sich derselben Technik, von der die Künstler Adschantas Gebrauch machten.

Die Felsenwand wurde in folgender Weise als Malgrund vorbereitet. Zunächst wurde die Wandfläche nicht vollständig geglättet, sondern etwas rauh gelassen, um dem Bewurf des Mörtels eine größere Adhäsion zu geben. Die rauhe Fläche wurde dann mit einer leichten Mörtelschicht überkleidet. Diese Schicht diente einer zweiten stuckartigen Schicht zur Grundlage. Der Stuck wurde aus dem ganz feinen Staub einer zerstoßenen

Backsteinmasse bereitet und mit den zarten Fasern und Hülsen des Reishalmes gemischt. Nachdem der Stuck aufgetragen war, wurde er fein geglättet und dann mit einer dunkelfarbigen flüssigen Masse überzogen und getränkt. Die dunkle Farbe bildete den Grundton, auf dem die Umrisse des entstehenden Gemäldes eingezeichnet wurden. Der Farbenwechsel ist durchweg einfach. Die hauptsächlichsten Farben, deren sich die Maler bedienten, sind Weiß, Rot in verschiedenen Nuancen, ein dunkles und helles Grün, ein leichtes Ultramarinblau.

Alle diese Gemälde führen buddhistisches Leben und Streben in anschaulichen Bildern vor Augen. Es war ja die Glanzepoche des Buddhismus. Die Entstehung der Fresken fällt mit der Zeit zusammen, in der sich die religiöse Gemeinde der Buddha-Aszeten des größten Ansehens und der weitesten Ausbreitung erfreute. Es war eine Epoche des Ringens mit der alles beherrschenden Macht des brahmanischen Kultus. Dieses Ringen rief im Kreise der buddhistischen Gemeinde alle Kräfte des geistigen Lebens wach, um die Persönlichkeit Buddhas zu verherrlichen. Was dem plastischen Bilde nur unvollkommen gelingt, das sucht das koloristische Bild in den hellen und kräftigen Farbentönen mit einer Wärme auszusprechen, die der Kunst bisher fremd war. So werden uns diese Gemälde zum Ausdruck des innersten Empfindens, das die buddhistische Welt in der reichsten Epoche ihrer Entwicklung beseelte. Der Buddhismus ist längst vom indischen Boden verschwunden, und gerade darum sind uns die Felsengemälde so wertvoll, ja wertvoller als alles, was die Plastik zum Schmucke der Höhlen beigetragen hat. Nirgendwo spiegelt sich so lebendig die buddhistische Gedankenwelt jener Zeit wider. Der Lehrstuhl eines atheistischen Weltweisen hat sich in den Thron eines göttlichen Wesens verwandelt. Aber obschon Buddha in die Sphäre des Göttlichen gehoben ist, so bemüht sich doch der Künstler, den Lehrer so darzustellen, wie er einst unter den Menschen lebte. Aus diesem Bemühen ging eine anschauliche Darstellung altindischen Lebens während der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung hervor. Die Volksmassen, welche Buddha umgeben und anbeten, sind voll von Leben und Bewegung. Eine heitere Pracht ist über alle Szenen ausgegossen. Seltsam! Buddha ist ein Aszet; er verkündet die Lehre vom Leiden und von der Erlösung aus den Banden des Leidens. Aus seiner Erlösungsbotschaft spricht die Verachtung dieser pomphaften Sinnenwelt. Ein Schmerzensschrei klingt durch alle Reden des Meisters durch. In den Bildern aber spiegelt sich das Gegenteil wider; keine Spur eines Einflusses buddhistischer Aszese ist hier bemerkbar. In glänzenden Zügen wird zum Krieg und zur Jagd ausgezogen, während das alltägliche Leben des Volkes mit packender Anschaulichkeit vor unsere Augen tritt. Man singt und tanzt, trinkt und musiziert; man hält Prunkprozessionen ab, in denen reich geschmückte Pferde

Bild 18. Adſchanta. Höhlentempel XIX. (S. 21.)

Bild 19. Adſchanta. Wandmalerei im Höhlentempel I. (S. 24.)

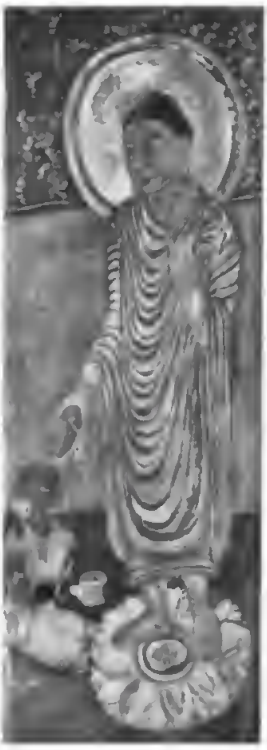


Bild 20. Adſchanta. Wandmalerei im Höhlentempel X. (S. 25.)

Digitized by Google

Bild 21. Höhlentempel I.

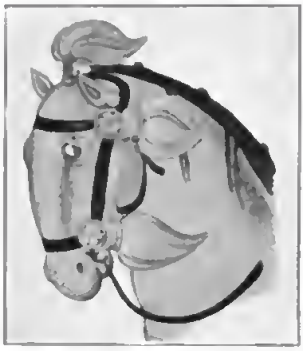


Bild 22 u. 23. Höhlentempel IX.

Bild 24. Höhlentempel I.

Bild 25. Höhlentempel I.

Bild 26. Höhlentempel XVII.

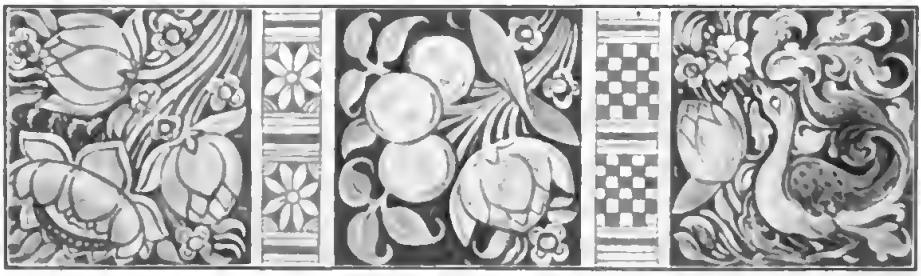


Bild 27. Höhlentempel I.

Bild 28. Höhlentempel I.
Adschanta. Wand- und Deckenmalereien. (S. 25—26.)

und Elefanten vor den Wagen einherſchreiten. Überall kommt die Üppigkeit indiſchen Lebens zum Ausdruck und mit ihr die ganze zügelloſe Ausgelaſſenheit, die jene Raſſe kennzeichnet, und das alles im Angeſichte des Weltſchmerz-Weiſen Buddha. Das religiöſe Tempelbild hat ſich in das luxuriöſe Weltbild umgewandelt, vor dem weder Buddha noch der Kreis ſeiner Jüngerſchaft zurückbebt.

Für den Geiſt, der dieſes neue Aszetentum charakteriſiert, iſt die Art, in der der Künſtler Buddhas Leben vorführt, überaus lehrreich. Die religiöſe Gemeinde der Aszeten, die ſich um Buddha bildet, tritt vor den Bildern feſttäglichen Glanzes, die das Heiligtum ſchmücken, zurück. Aller Ernſt des religiöſen Strebens verliert ſich in dem Taumel der Schlachtenbilder und Jagdſzenen, in der Pracht des Hoflebens und des Harems. Bei dieſem heitern Prunk verweilt der Maler mit einer bis ins einzelne dringenden Sorgfalt. Buddha und buddhiſtiſches Leben erſcheinen nur ſo wie die Staffage. Die Ereigniſſe, in denen des Meiſters Leben geſchildert wird, ſind in den typiſch gewordenen Umriſſen gezeichnet. Da iſt nichts Packendes zu entdecken. Um ſo lebhafter und eindrucksvoller ſucht ſich die Kunſt in den Bildern des alltäglichen und feſttäglichen Lebens Geltung zu verſchaffen. Das war es, was dem Empfinden des Volkes am meiſten entſprach. Alle Aufmerkſamkeit der Meiſter Adſchantas richtet ſich auf Buddhas Umgebung. Der Künſtler iſt bemüht, jedem ſeinen beſondern Anteil in der Szenerie zuzuweiſen. Leicht und anmutig werden dieſe kleinen Züge gezeichnet, und dadurch erhält das Bild Natürlichkeit und Leben. Griffin, unſtreitig der beſte Kenner von Adſchanta, nennt die Darſtellungen ſo reich und mannigfaltig im Entwurf, ſo klar und beſtimmt in der Zeichnung, ſo vollendet in der Ausführung, ſo durchleuchtet von jener echt künſtleriſchen Freude an der ſchönen Form und Farbe, daß er kein Bedenken trägt, ſie in techniſcher Beziehung mit Werken der frühitalieniſchen Kunſt zu vergleichen. Dieſelbe Sicherheit, die den Meißel auszeichnet, wenn er an Schaft und Kapitäl der Säulen die ſchwellende Pracht des Ornamentes in den zierlichſten Formen hervorbringt, kennzeichnet den Pinſel, wenn er in kühnem und kräftigem Schwunge die Linien ſo zart und ebenmäßig zieht, daß ein Fehlſtrich ebenſowenig bemerkbar iſt wie ein Fehlſtich in dem Relief. Am deutlichſten tritt dieſe Fertigkeit in der koloriſtiſchen Ausſchmückung der Decke hervor, bei der der Künſtler ſich in der denkbar unbequemſten Lage befand. Auch hier kann man eine bis ins kleinſte eindringende Sorgfalt und Gewandtheit beobachten. Alles ſucht der Künſtler in den Bereich ſeines Pinſels zu ziehen: Berge, Meere, Flüſſe, Tier- und Pflanzenwelt, Paläſte und Stadtmauern, Straßen und Höfe, Tore und Galerien. So hebt ſich aus dem Hintergrund eine charakteriſtiſche, landſchaftliche und architektoniſche Staffage ab, in deren Mittelpunkt ein farbenreiches Menſchenleben flutet: Arier mit ihren vor-

nehmen, scharf geschnittenen Zügen, aus denen das dunkle Auge leuchtet, Eingeborene mit ihrem trotzigen Aussehen, das sich kaum von dem Bilde der dämonischen Waldungeheuer unterscheidet, Könige und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, Minister und Krieger. Hals und Schulter, Arme und Hände sind bei Männern und Frauen mit kostbarem Geschmeide bedeckt. Zierliche Kronen schmücken mit funkelnden Juwelen das Haupt. Dazwischen erscheinen buddhistische Bonzen in ihrem braungelben Gewande, ganz so wie heute. Von höchstem Interesse sind die Wandgemälde der mit X numerierten Höhle. Sie gehören einer sehr frühen Zeit an, spätestens der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. Die Farbe tritt hier noch vor der Zeichnung zurück, aber es zeigt sich bereits eine große Natürlichkeit und Kraft. Die Wand zur Linken bringt einen Festzug zur Darstellung, Männer zu Pferde und zu Fuß in den verschiedensten Gewandungen und Waffenausrüstungen, Frauen in Gruppen verteilt, die einer Reliquienprozession das Geleite geben, von deren Glanz der spätere chinesische Reisende Hiuen Thsang viel zu erzählen weiß. Auch auf der rechten Wand zeigen sich noch die Umrisse solcher Festzüge mit Elefanten und Wagen. Dann beobachtet man den Fürsten an der Seite seiner Gemahlin, umgeben von einem glänzenden Hofe, vor ihm ein Schutzflehender. Auf den Körperschmuck richtet der Künstler — ein echter Hindu — sein besonderes Augenmerk. Schwere Perlschnüre mit breiten, diskusartigen Juwelen fallen über die Brust, Ohrringe oder besser Ohrketten hängen tief auf die nackte Schulter herab, schwere Gold- und Silberringe umschließen die Hüfte, und Armbänder und Fußspangen häufen sich übereinander. Dem Künstler ist an dem höfischen Glanze sichtlich mehr gelegen als an dem buddhistischen Weltschmerz.

Unsere Aufmerksamkeit wendet sich den noch erhaltenen Wandgemälden in Höhle XVI zu. In den Szenen, die hier dargestellt werden, spricht sich eine Wärme der Empfindung aus, die auf ein ganz außerordentliches Künstlertalent hinweist. Ein sterbendes Weib, auf einer Lagerstätte ruhend, wie man deren noch heute in jeder Eingeborenenhütte sieht, das Haupt sachte geneigt, die Augen halb geschlossen, erscheint vor uns. Während sie von der einen Dienerin mit zarter Aufmerksamkeit gestützt wird, richtet eine andere ihre Blicke sorgenvoll auf das Antlitz der Sterbenden und hebt den Arm ein wenig empor. Auf ihren Zügen ruht der Ausdruck tiefer Sorge. Man glaubt aus ihnen die Wahrnehmung zu lesen, daß das Ende der Herrin, der sie mit Liebe zugetan war, nahe ist. Dahinter steht eine dritte Dienerin, welche anscheinend Kühlung zufächelt. Zwei Männer auf der linken Seite drücken in ihrem Antlitz Mitleid und Besorgnis aus. Etwas tiefer sitzt auf dem Boden eine Gruppe von Frauen. Sie haben alle Hoffnung aufgegeben und beginnen schon die Totenklage; ein Weib vergräbt das Antlitz in seinen Händen, als weine es bitterlich. Die ganze Anlage der Szene

iſt ein Meiſterſtück. Ein anderes Bild zeigt uns Buddha mit ſeinem Almoſennapf. Ein Fürſt in koſtbarem Juwelenſchmuck wirft ſich vor ihm nieder, wie wenn er ihn anbeten wolle. Unter einer Säulenhalle erſcheint der Meiſter in ſitzender Stellung, um die Gemeinde zu belehren. Dann öffnet ſich die Wandfläche in einer großen Szenerie mit Elefanten und einem ganzen Heerbann von Kriegern.

Die Höhle XVII zeichnet ſich beſonders durch ihren Reichtum an Gemälden aus. Schon in der Veranda erweckt ein kreisförmiges Deckengemälde die Aufmerkſamkeit des Eintretenden. Die Kreisfläche iſt in acht Abſchnitte geteilt. Hier füllt eine Mannesfigur den Kreisausſchnitt, dort eine Tiergruppe, dann Häuſer und Straßen mit zahlreichen Männern und Frauen. Der Rand des Kreiſes iſt in 16 Teile zerlegt, die allerlei ſymboliſche Figuren enthalten. Eine anmutige Eleganz zeichnet die ſchwebenden Geſtalten aus, die an der Rückwand hervortreten. Bewundernswert iſt die feine Linienführung der leicht durch die Lüfte gleitenden Gruppe. Andere Bilder führen uns mitten in das Leben Buddhas. Zu dieſen gehört die Szene, welche den Meiſter darſtellt, wie er den in Wut verſetzten Elefanten bändigt. In aufrechter Geſtalt erſcheint Buddha, und der Koloß von Elefant beugt ſich vor ihm. Die herrlichſten Bilder aber enthält das Innere der Höhle; es ſind umfaſſende Gruppenbilder. So fremd dem Beſchauer die Gegenſtände ſein mögen, ſo wird er doch ſofort gefeſſelt durch die Fülle der Einzelheiten und durch die Lebhaftigkeit der Bewegung, welche die einzelnen Geſtalten zu geſchloſſenen Gruppen verbindet. Was dieſen großartigen Gruppenbildern eine ſo außerordentliche Bedeutung verleiht, iſt der Umſtand, daß uns in ihnen eine Art Hiſtorienmalerei geboten wird. Es handelt ſich um die Eroberung Ceylons. Ein Meiſterſtück iſt die Landungsſzene. Schiffe, welche kriegsmäßig ausgerüſtete Elefanten tragen, nähern ſich den Ufern. Ein anderes Boot trägt Roß und Reiſige ans Land. Schlachtengetümmel, Siegeseinzug, feierliche Übergabe, Abführung der Gefangenen: alles wird in ein grandioſes Geſamtbild zuſammengedrängt. Eine lebendige Schilderung ſpricht aus dieſen klaren und kräftigen Gruppen zu uns.

In der mit I bezeichneten Höhle wird die Aufmerkſamkeit des Beſchauers geteilt zwiſchen Plaſtik und Malerei. Beſäße Adſchanta an koloriſtiſchem Ornament nichts anderes als die Deckenmalerei dieſer Höhle, ſo würde das allein genügen, um uns einen hohen Begriff von dem Fortſchritt der Technik zu geben. Die Decke iſt in rechteckige Rahmenflächen abgeteilt, die ſich um eine kreisförmige Fläche im Mittelpunkte gruppieren. Die einzelnen Felder entfalten eine ſolche Fülle ſtets wechſelnder Ornamente, Form und Farbe ſind in einen ſo glücklichen Einklang gebracht, daß unſere gerechte Bewunderung wach gerufen wird. Zunächſt feſſelt uns eine königliche Empfangsſzene. In ſeinem Thronſaal ſitzt der indiſche Fürſt unter einem Baldachin, der mit

allerlei goldenen Figuren auf grünem Grunde geſchmückt iſt. Von der rechten Seite nähern ſich drei ſchöne Männer in perſiſchem Koſtüm mit ſpitz zulaufender Kopfbedeckung; der erſte opfert eine Perlenſchnur, der zweite ein Gefäß, der dritte bietet einen Teller mit vielen Geſchenken an. Hinter der dritten Figur, nahe der Tür, ſteht eine Geſtalt in weißem Gewande mit einem Stab in der Hand und einem Dolch im Gürtel; der Krieger iſt mit einem andern Perſer im Geſpräch begriffen. Gegenüber den drei perſiſchen Magnaten oder Prinzen gewahrt man drei fürſtliche Frauen, umgeben von ihrem Gefolge. Außerhalb der Empfangshalle ſteht eine andere fremdländiſche Geſtalt im Geſpräch mit einem Hindu begriffen.

Von nicht geringem Wert iſt ein anderes Gemälde in der Vorhalle zum Heiligtum; es ſtellt die Verſuchung Buddhas durch Māra dar. Schon der Umfang (4×3 m) überraſcht, noch mehr aber die Kraft, die ſich in der Darſtellung der Szene offenbart. Mit ſicherem Blicke ſind die Gruppen verteilt, die Geſtalten gezeichnet.

Ein hervorſtechendes Merkmal dieſes koloriſtiſchen Ornamentes iſt die Mannigfaltigkeit der Szenerien. Wohin man ſchauen mag, überall gewahrt man eine in ſtaunenswerter Friſche wechſelnde erfinderiſche Phantaſie. Wiederholungen desſelben Ornamentes werden gefliſſentlich vermieden. Bis auf die kleinſten Einzelheiten erſtreckt ſich dieſer Wechſel. Die einfachſten Gebilde der Natur vermag der Kunſtſinn in ein gefälliges und wirkungsvolles Ornament zu verwandeln. Die größeren Bildfelder ſind mit Muſtern von ganz auserleſener Schönheit ausgefüllt. Blumen und Früchte ſind mit zarten Rankengewinden verflochten; aus dem Blattwerk ſchaut eine niedliche Vogelwelt hervor. Auf allen ruht der naive Reiz treuherziger, ſchlichter Auffaſſung. Gerade in dieſen kleineren Gruppen weiß die Kunſt beſonders anziehend und friſch zu ſchildern.

Es läßt ſich nicht beſtreiten, daß die Kunſt in der Darſtellung der großen Szenerien einen glücklichen Anlauf nahm. Sie weiß alle Geſtalten mit einem Hauch unmittelbarer Wirklichkeit zu durchdringen. Beſonders intereſſant ſind jene Bilder, welche innerhalb desſelben Gemäldes mehrere Szenen aus Buddhas Leben zugleich umfaſſen. In leuchtenden Farben ausgeführt, zeugen ſie nicht bloß von der Höhe der Technik, ſondern auch von dem künſtleriſchen Sinne, der die Schöpfungen der Meiſter von Adſchanta beherrſcht. Der Künſtler hat ſich in ſeinen Gegenſtand verſenkt und ſucht ihn mit der ganzen Begeiſterung, von der er durchdrungen iſt, im Felſen auszuprägen. Frei und ungehindert gibt ſich ſeine Einbildungskraft der Freude an den Begebniſſen hin, welche die Buddhalegende ſchildert, und in groß angelegten Entwürfen ſucht er dem volkstümlichen und höfiſchen Leben, in deſſen Mitte Buddha erſcheint, einen glänzenden Ausdruck durch die Fülle des Details zu geben, das er in einen Rahmen zuſammendrängt.

Bild 29. Adſchanta. Wandmalerei im Höhlentempel I: Geſandtſchaft Khosrus II. von Perſien vor Pulikeſi II. (S. 27.)

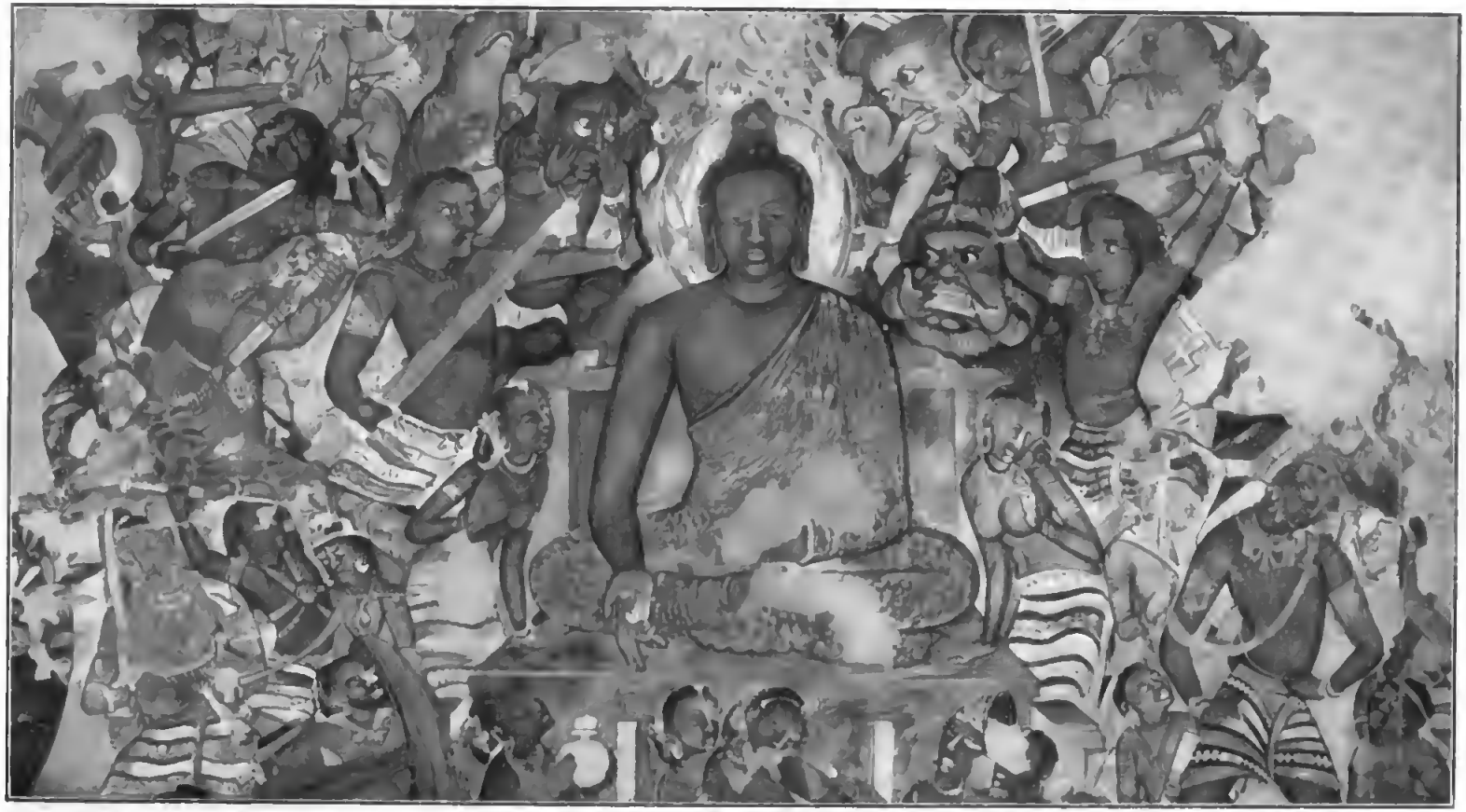


Bild 30. Adschanta. Wandmalerei im Höhlentempel I: Versuchung Buddhas durch Mâra. (S. 28.)

Auf den erſten Blick erkennt man, daß ſich ſeit Santſchi in der darſtellenden Kunſt des Buddhismus ein bedeutender Wandel vollzogen hat. In den Bildwerken der buddhiſtiſchen Heiligtümer von Santſchi aber von Barhut ſucht das Auge vergebens nach der Geſtalt Buddhas. Hier bildet ſeine Perſönlichkeit überall den Mittelpunkt der Szenerie. Wa leitet ſich dieſer Umſchwung her? Wie wurde der Widerſtand gegen die Darſtellung Buddhas gebrochen? Die Antwort wird uns ſpäter aus dem Zentrum Indiens hoch hinauf in den Norden über den Indus hinaus führen nach der alten Hauptſtadt des Königreiches Kabul. Peſchawar, heute bereits mehr einer zentralaſiatiſchen Stadt als einer indiſchen ähnlich, war in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung der Mittelpunkt eines gewaltigen Umſchwunges innerhalb des Kultus und der Kunſt des Buddhismus. Aus dieſem Umſchwunge ging ein ganz neues Buddha-Ideal hervor. Aus dem Lehrer wurde ein Erlöſer, aus dem Menſchen ein Gott, und dieſer Gott Buddha iſt es, der ſeit jener Zeit in den Bildwerken des buddhiſtiſchen Kultus erſcheint. Der Darſtellung ſeiner Perſönlichkeit wendet ſich Pinſel und Meißel der Künſtler von Adſchanta zu. Kein anderes Land des Oſtens, weder China noch Japan, vermag ihren Freskos etwas Ebenbürtiges gegenüberzuſtellen. China und Japan zeichnen ſich in ſpäterer Zeit durch eine in mancher Beziehung höchſt beachtenswerte Malerei aus; aber die Wiege dieſer buddhiſtiſchen Malerei liegt in Adſchanta. Die Kunſt, welche in den Felſenbauten Adſchantas die Wände mit dem Leben Buddhas ſchmückte, war es, die der Lehre des indiſchen Weltweiſen die oſtaſiatiſche Kulturwelt eroberte. Das zog mich beſonders nach Adſchanta. Auf die architektoniſche Anlage und die plaſtiſche Ausſtattung der Höhlen Adſchantas könnte der indiſche Wanderer wohl verzichten. — Elura wird ihm in der Pracht des Felſenbaues noch Schöneres bieten — aber die Gemälde Adſchantas wird er nicht gerne vermiſſen; denn im Kultusleben des Oſtens nimmt die kolariſtiſche Darſtellung Buddhas eine bevorzugte Stellung ein. Durch nichts iſt der Buddhismus dem Gemüte des Volkes ſo nahe gekommen wie durch die unzähligen Bilder, in denen ſpäter immer die eine Geſtalt des ehrfurchtgebietenden Lehrers dem Auge nahe gerückt wird. Darum hat die im Dienſte des Buddhismus ſchaffende Malerei an deſſen Ausbreitung einen bevorzugten Anteil. Je lebhafter dem Geiſt alle die Bilder vorſchwebten, welche ſich auf den Wanderungen durch die Tempel Chinas und Japans, Siams und Birmas, Kambodſchas und Javas abgelöſt hatten, um ſo mächtiger regte ſich das Intereſſe, als ich dieſe Katakomben Indiens betrat. Katakomben! Von dem Oſten wendet ſich das Auge dem Weſten zu. Zu derſelben Zeit, wo die buddhiſtiſche Begeiſterung die Felſen mit einem Zyklus von Bildern belebt, in denen die Perſönlichkeit des indiſchen Weltweiſen verklärt wurde, unternahm es im Zentrum der antiken Welt eine junge, emporſtrebende

Kultusgemeinde, ihren Stifter in Bildern zu verherrlichen, die äußerlich eine gewisse Verwandtheit zeigen. In der antiken wie in der indischen Welt ringt ein neuer Glaube mit der alten Überlieferung, dort mit der griechisch-römischen, hier mit der brahmanischen. In beiden Sphären ist es der Stifter der neuen Gemeinde, die Persönlichkeit, die in ihrem Leben und ihrer Lehre den Mittelpunkt des Kultus und der Kunst bildet: dort ist es Christus, hier Buddha. Da ist es nun ein merkwürdiges äußerliches Zusammentreffen, daß zu gleicher Zeit in den Katakomben des Ostens und des Westens der Versuch unternommen wird, das, was die heilige Überlieferung von dem Meister erzählt, in Farben gleichsam dem Felsen einzuhauchen, um es dem Auge und Gemüte nahe zu bringen. Und wie von selbst drängt sich im Angesichte des Erfolges, den der aus dem Halbdunkel des Felsens heraustretende Buddhismus auf seinen Wanderungen durch den Osten erzielte, die Frage auf: Welcher Erfolg war dem christlichen Ideale beschieden, als es aus dem Dunkel der Katakomben ans Tageslicht trat?

Gerade unter diesem Gesichtspunkte gewinnen die Felsenbilder Adschantas das höchste Interesse. Während sich vor meinen Augen die Bilder entfalten, mit welchen religiöse Begeisterung die Felsen Indiens schmückte, treten mir die ersten christlichen Künstler entgegen, die dem Siegeslauf des Christentums durch die Welt des Westens den Weg bahnen. Welcher Unterschied zwischen West und Ost, welcher Gegensatz zwischen dem, was das Christentum im Westen, was der Buddhismus im Osten erzielt hat! Dort unverwelkliches Leben, hier Erstarrung. Adschanta, so reich an künstlerischer Kraft, ist ein Bild der Zerstörung, ein großes Nirwâna des Buddhismus in Stein. Während es einen chinesischen und mongolischen, einen tibetanischen und japanischen, einen siamesischen und birmanischen, einen nepalesischen und singhalesischen Buddhismus gibt, ist der mächtige Stamm, der mit seiner Krone ganz Indien überschattete, aus arischem Boden entwurzelt worden. Einen *indischen*, d. h. arischen Buddhismus gibt es heute nicht mehr, nur auf nicht arischem Boden, unter nicht arischen Völkern lebt Buddhas Verehrung fort. Mehr als jede andere religiöse Erscheinung Indiens muß dieser grelle Gegensatz das Auge des Forschers fesseln, der die Felsentempel Indiens durchstreift, nachdem er China, Japan und die indo-chinesischen Länder gesehen hat. Wie ein morscher Stamm brach der Buddhismus auf *indischem* Boden zusammen. Welche Mächte führten den Zusammenbruch herbei?

Darauf antwortet dem Wanderer die Felsenherrlichkeit von Elura.

Digitized by Google

# 23. Elura.

12. Februar 1905.

Es war 3 Uhr morgens, als uns der Zug von Manmad nach Daulatabad brachte. In tiefem Schweigen lag die von hohen Mauern umgürtete Stadt, eine Schöpfung des Kaisers Mohammed Tughlak, vor uns. Nur in unsichern Umrissen trat aus dem Dunkel der Nacht der mächtige, hochragende Felsblock hervor, der eine der schönsten Burgen Indiens trägt. Unser Wagen stand bereit, und bald trabten wir in nächtlicher Stille quer durch die Stadt der Anhöhe zu, in welcher sich die Felsentempel von Elura verbergen. Es dauerte nicht lange, da begann der Aufstieg zum Hochplateau. Zeitweilig wanderten wir zu Fuß die Bergstraße hinauf. Als der Morgen eben anbrach, erreichten wir Rauza. Hier ruht einsam und verlassen der große Mogulkaiser, der furchtbare Aurangezeb; daher der Name Rauza, „Grabstätte". Für die Rückkehr behalten wir uns den Besuch des Grabes jenes außerordentlichen Mannes vor. Jetzt drängt es uns, nach Elura zu kommen.

Wir folgen dem breiten, bequemen Fahrweg, der von Rauza nach dem Rande des Plateau führt. Eine kurze Strecke führt der Weg hart an der Kante des jähen Abhanges vorbei, um sich bald in einer Schlangenwindung sachte zwischen den Felsen hindurch dem Tale zuzuwenden. Plötzlich öffnet sich zur Rechten die Felsmasse in einem tiefen Schacht, dessen Wände senkrecht abfallen. In der Tiefe wird ein Tempel sichtbar; das ist Kailâsa, der Mittelpunkt der Felsenbauten, denen Elura den Namen gibt.

Eluras Bedeutung gegenüber Adschanta und Karli liegt in dem Umstande, daß sich die Felsenbauten nicht lediglich auf den buddhistischen Kultus beschränken. Die drei großen Religionen Indiens: Brahmanismus, Buddhismus und Jainismus, haben sich hier dicht nebeneinander in den Felsenbauten Denkmäler geschaffen, die in ihrer Gesamtheit das Schönste und Großartigste darstellen, was die Felsenarchitektur zu stande gebracht hat.

Die Felswand, in der das Plateau gegen Osten abfällt, war zur Anlage von Klöstern wie geschaffen. Von der Außenwelt abgeschlossen und doch auch wiederum dem Pilger zugänglich, konnten die buddhistischen Bonzengemeinschaften im dunkeln Schoße der Felsen sich ganz der Betrachtung hingeben und nach dem Nirwâna streben. Immer reichere Gaben flossen, glänzendere

Bauten entſtanden. Nach und nach entwickelte ſich Elura zu einem Mittelpunkte des Kultus und der Kunſt der drei großen Religionen, unter deren Banne das indiſche Volk ſtand. Aber Elura bedeutet noch mehr. Seine Felſentempel bauten ſich nach und nach zu einem Siegesdenkmal des Brahmanismus aus. Es hängt dies enge mit dem Wandel zuſammen, der ſich innerhalb des Kultus und der Kunſt der buddhiſtiſchen Mönchsgemeinde vollzog.

Im Gegenſatze zu dem alten vediſch-brahmaniſchen Kultus hatte die buddhiſtiſche Mönchsgemeinde aus ihrem Kultus alles ausgeſchieden, was wie ein Kultus der Götter ausſah. Das höchſte künſtleriſche Symbol des Kultus war der Reliquienſchrein. Um dieſen bewegten ſich zunächſt die religiöſen Kundgebungen. Aber es wäre wunderbar geweſen, wenn in der Heimat des ausſchweifendſten Götterkultus eine Religion Beſtand gehabt hätte, die ſich von allem losſagte, was das Gemüt der Hindu feſſelte.

Innerhalb des Buddhismus vollzog ſich ein durchgreifender Wandel. Die Perſönlichkeit Buddhas trat in Kultus und Kunſt in den Vordergrund. Die religiöſe und künſtleriſche Entwicklung richtet ſich jetzt auf die Verherrlichung dieſer Perſönlichkeit, und mit ihr zieht ein ganzer Heerbann anderer Geſtalten, Halbgötter und Dämonen, in den Kunſtkreis des Buddhismus ein. Die neue Richtung, welche dadurch dem buddhiſtiſchen Kultus gegeben war, glaubte ſo am leichteſten den Wettkampf mit dem brahmaniſchen Kultus aufnehmen zu können. Einen Augenblick ſchien es wirklich, als ſollte die Lehre Buddhas in dieſer neuen künſtleriſchen Erſcheinung ſich Indien erobern; aber auch nur einen Augenblick. Gerade das, was den Buddhismus dem phantaſtiſchen Gemüt der Hindu näher brachte, trieb ihn in die alte Bahn des Hinduismus zurück. Immer erfolgreicher machte ſich die Pracht des brahmaniſchen Kultus geltend. Der Kampf endete mit dem vollſtändigen Untergange des Buddhismus auf indiſchem Boden. Es hatte ſich gezeigt, daß auch die glänzendſten Erfolge auf religiöſem und künſtleriſchem Gebiete nicht im ſtande waren, die furchtbare Macht zu brechen, durch welche der Brahmanismus das indiſche Volk beherrſchte. Wie ein Denkmal des Triumphes dieſer alles bezwingenden Macht erſcheinen die brahmaniſchen Felſenbauten Eluras neben denen des Buddhismus.

Wir begannen unſern Rundgang vom ſüdlichſten Punkt aus. Dort liegen die buddhiſtiſchen Felſenklöſter. Das erſte Kloſter, das unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, beſitzt eine ſchöne Halle, 12,4 m lang und 12,8 m breit. Reicher in ihrer Anlage erſcheint die zweite Höhle. Eine Vorhalle öffnet den Eingang zu der Haupthalle. Die Decke der Halle wird von zwölf Säulen getragen, deren elegante Kapitäle ſofort den Blick auf ſich lenken. Rings um die Halle, welche 15,2 m im Geviert mißt, zieht ſich eine breite Galerie, die mit prächtigen Pfeilern geſchmückt iſt. In der Zweckmäßigkeit der Anlage wetteifert mit dieſer Halle der nächſte Felſenbau.

Bild 31. Felſenſchloß Daulatabad. (S. 31.)

Bild 32. Ellora. Viçvakarma-Höhlentempel. (S. 33.)

Bild 33. Elura. Daś-Avatāra-Höhlentempel. (S. 36.)

Bild 34. Elura. Relief: Bhairava im Tumar-Lena-Tempel. (S. 37.)

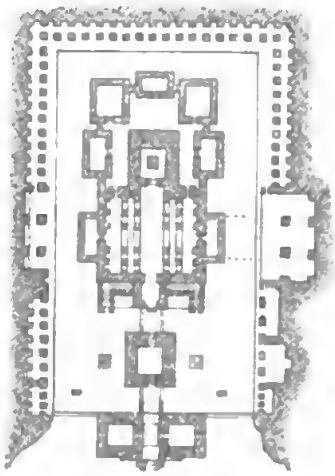


Bild 35. Elura. Grundriß des Kailāśa. (S. 41.)

Auch hier bewundert der Beſucher die Feinheit und Eleganz des Säulenſchmuckes; aber er merkt auch ſofort, daß dies nicht mehr der alte Buddhismus iſt, wie er uns in Karli und Naſik entgegentritt. Die mächtige Figur Buddhas thront hier im Kreiſe der indiſchen Götterwelt, und alle Kunſt wird aufgeboten, um in der Geſtalt des „Meiſters“ die mächtige Perſönlichkeit zur Geltung zu bringen, der die Verehrung dargebracht wird. Die Säulen und Pfeiler ſind wahre Prachtſtücke feiner Ziſelierarbeit. Während die nun folgenden Höhlen, obſchon reich an Schmuck, nur ein geringes Intereſſe beanſpruchen, feſſelt die ſog. Mahârwâda-Höhle durch die Mächtigkeit ihres Baues. In einer Tiefe von 35,5 m und einer Breite von 17,6 m dehnt ſich die Halle aus; 24 Säulen teilen das Innere in einen zentralen Längsraum und zwei Seitengänge ab. Während von den Seilengängen aus ſich der Zugang zu den Einzelzellen öffnet, ziehen ſich durch den Mittelraum in der ganzen Länge zwei rieſige Steinbänke. Betrachtet man die reich gegliederte Maſſe dieſes Felſenbaues, ſo wird man zugeſtehen müſſen, daß die Künſtler, die hier arbeiteten, über eine ganz erſtaunliche Gewandtheit des Meißels verfügten. Dieſer Eindruck verſtärkt ſich, je tiefer man in das Gefüge von Zellen und Sälen eindringt, welche den Felſen durchbrechen.

Ihren Höhepunkt erreicht die buddhiſtiſche Kunſtherrlichkeit in den nächſten Höhlen. Die unter dem Namen Viçvakarma bekannte Halle zählt zu den ſchönſten Bauten ihrer Art. Aus der einfachen Veranda hat der Künſtler einen mächtigen Vorhof mit Galerien gemacht; durch dieſen Vorhof gelangt man zu der Halle des Heiligtums. Schon dieſer Vorhof iſt mit ſeinen Galerien und Pfeilern, die alle aus einem einzigen Block herausgehauen ſind, eine impoſante Leiſtung. Mehr aber noch feſſelt unſere Aufmerkſamkeit das Portal. Jede Erinnerung an die Holzarchitektur iſt hier verſchwunden. Die weite Spitzbogenöffnung hat ſich in einen eleganten Balkon verwandelt, durch deſſen Fenſter das Licht einſtrömt. Stünden uns nicht die Mittelglieder dieſes Überganges zur Verfügung, ſo würden wir kaum auf den Gedanken kommen, daß das Portal des buddhiſtiſchen Tempels von Elura in ſeinem Urſprung auf die Tempelfaſſade von Karli zurückgeht. Mit Erfolg hat ſich der Künſtler vom ſklaviſchen Zwange des Holzes befreit. Dem entſpricht auch das Innere. Der Innenraum mißt 25,8 m in der Länge, 42,9 m in der Breite. Das hochragende Gewölbe des Mittelſchiffes ruht auf 28 Säulen, deren oktogonale Schäfte ohne Kapitäl abſchließen, ſo daß der Architrav unmittelbar auf dem Säulenſtamme ruht. Niemand wird verkennen, daß in dem harmoniſchen Zuſammenwirken der Säulenreihen und des Gewölbes der architektoniſche Grundgedanke ſehr anſprechend zum Ausdrucke kommt. In der kreisförmigen gewölbten Niſche im Hintergrund erhebt ſich der Reliquienſchrein, deſſen Hauptſchmuck eine große Buddhafigur bildet, die aus demſelben Stücke Stein wie alle übrigen Teile des Heiligtums

herausgehauen iſt. Aber dies iſt bei weitem nicht die einzige Buddhafigur. Bald erſcheint Buddha als der Lehrer in der Mitte der beiden Buddha Awalokiteçwara und Manjuçri, bald hat er an ſeiner Seite den Buddha Padmapâni und den Buddha Vajrapâni. Die vier Geſtalten wurden die unzertrennlichen Begleiter Buddhas auf ſeinen Wanderungen durch Aſien; darum iſt ihr Erſcheinen in dieſem Felſentempel uns ſo intereſſant. In ihnen verkörpert ſich die neue Geſtalt, die der Buddhismus annahm und durch die er einen ſo außerordentlichen Einfluß auf die Völker Oſtaſiens gewonnen hat. In der Inſchrift über dem Balkon kündet ſich dieſer neue Buddhismus an; wir leſen dort die Grundformel der Mahâyâna-Schule: „Alle Dinge entſtehen aus einer Urſache. Dieſe Urſache iſt vom Erhabenen gelehrt worden. Alle Dinge haben dereinſt ein Ende. Das iſt es, was der große Weiſe erklärt hat.“

Überall begegnet uns die ſeltſame Formel in den Inſchriften von Afghaniſtan bis nach Ceylon, von Tibet bis nach Japan, von China bis nach Java, von Nepal bis nach Kambodſcha. Eine merkwürdige Glaubensformel! Worin ſteckt das Geheimnis ihrer Macht und ihres Einfluſſes?

Wie kühn die Architekten der Felſenbauten geworden waren, zeigt die Don Tal-Höhle. Irrtümlich wird der Höhle der Name Don Tal (zweiſtöckig) gegeben; ſie iſt tatſächlich in drei Stockwerken angelegt. Der ganze Bau ſollte tief in den Felſen hineingeſchoben werden. Darum unternahm der Architekt zuerſt die Anlage eines weiten Hofraumes, der in einer Breite von 31 m und in einer Länge von 13 m aus dem Felſen ſo herausgehauen wurde, daß die hohen Felswände rings den Hofraum abſchließen und nur in der Front einen breiten Eingang laſſen. Indem wir durch den Hof ſchreiten, gelangen wir zu einer mächtigen Veranda von 27 m Länge. Acht Säulen ſchmücken den Zugang zu dem Heiligtum im Hintergrund. Auf einer Steintreppe ſteigen wir in das zweite Stockwerk. Im Vordergrund öffnet ſich das Stockwerk in einer großen Veranda gegen den Hof zu. Dieſe Veranda hat eine Länge von 31 m. Beſonders ſchön machen ſich hier die acht Pfeiler, welche die Decke der Veranda tragen. Im Gegenſatze zu der großen luftigen Veranda iſt das eigentliche Heiligtum klein. Um ſo bedeutender iſt das dritte Stockwerk, zu dem wir auf einer Fortſetzung der unteren Treppe gelangen. Es beſteht aus einer Veranda und einer Halle; dieſe ſind in einer Länge von 31 m angelegt und mit acht Säulen geſchmückt. Zwiſchen beiden befindet ſich ein von vier Säulen getragener Portikus, dem im Hintergrunde des Saales die Niſche des Heiligtums entſpricht. Schon der glückliche Aufbau der Stockwerke innerhalb des Felſens zeugt von der unternehmenden Kunſt dieſer Baumeiſter. Dazu kommt nun der große Reichtum an figürlichem Schmuck, der den Wänden und Säulen gegeben wurde.

Dicht daneben liegt eine zweite dreistöckige Höhle. An Schönheit und Reichhaltigkeit übertrifft diese Höhle bei weitem den eben beschriebenen Felsenbau. Nicht bloß ein dreistöckiges Kloster, sondern ein in drei Stockwerken sich erhebendes, reich mit Säulen geschmücktes Reliquienheiligtum wollte der Architekt schaffen. Diesem Plan entsprang die wahrhaft großartige Anlage. Es ist unstreitig eines der hervorragendsten Bauwerke von Elura. In keinem andern Felsenbau ist der Plan einer dreistöckigen Anlage so sicher und so glänzend durchgeführt worden; alles ist symmetrisch und ansprechend gestaltet.

Auch hier war das erste die Anlage eines nach allen Seiten von den Felswänden umschlossenen, nur durch eine schmale Öffnung zugänglichen Hofraumes. Ein Schacht von 33 m Länge und 14 m Breite wurde in den Felsen gehauen, um als Vorhof zu dienen. Von dem Vorhof führt uns eine Treppe unmittelbar in das erste Stockwerk. Eine majestätische Säulenhalle, 35,2 m lang und 12,2 m breit, umfängt uns. In drei Reihen unterbrechen 24 Säulen den Raum. Rings um die Halle öffnen sich je drei Einzelzellen in den Seitenwänden; in der Mitte der Rückwand aber tut sich eine zweite, kleinere Halle auf, 12 m tief und 11 m breit, deren Decke von sechs Säulen getragen wird.

Indem wir die Treppe emporsteigen, gelangen wir zunächst zu zwei kleineren Heiligtümern und von dort auf die große, 35,2 m lange und 4 m breite Veranda, deren acht Säulen dem Vordergrund einen prächtigen Schmuck geben. Unsere Hauptaufmerksamkeit richtet sich auf die herrliche Säulenhalle, zu der ein 11 m langer und 5,4 m breiter Gang führt. Sie mißt in der Länge 36 m, und ihre Decke wird von 24 Säulen in drei Reihen getragen. Das Ganze ist mit großem architektonischen Geschick angeordnet, aber sie läßt sich trotzdem nicht vergleichen mit der 34,2 m langen und 19 m breiten Säulenhalle des obersten Stockwerkes. Das ist unstreitig die schönste Säulenhalle unter allen Felsenbauten Eluras, ein unübertroffenes Meisterstück indischer Höhlenbaukunst. Mochte sich das Auge auch schon längst an den eigenartigen Reiz dieser Felsenarchitektur gewöhnt haben, so gestehe ich doch, daß dieser grandiose Saal mir eine Überraschung bereitete, die ich nicht erwartet hatte. Das Staunen wächst, wenn wir erwägen, daß die Halle nicht etwa im Felsen auf ebener Erde, sondern als *drittes* Stockwerk über zwei andern Säulenhallen im Schoße des Berges angelegt ist. Das setzt ein Raffinement bautechnischer Berechnung voraus, das uns billigerweise die höchste Bewunderung abnötigt.

Das figürliche Ornament läßt zwar eine unsern künstlerischen Geschmack abstoßende Mythologie in den Gestalten hervortreten. Aber wenn wir uns einen Augenblick in den phantastischen Gestaltenkreis des umgewandelten Buddhismus hineindenken, dann müssen wir sagen, daß der Künstler hier etwas ganz Außerordentliches, wenn nicht in künstlerischer, so doch in tech-

niſcher Hinſicht geleiſtet hat. In ſeiner Architektur und Plaſtik führt der Felſenbau den Buddhismus auf der Höhe ſeiner religiöſen und künſtleriſchen Entwicklung vor Augen. Aber der Höhepunkt bezeichnet auch zugleich den Wendepunkt ſeiner Geſchicke in Indien. Die Wandlung, welche die Lehre Buddhas ſeit dem Beginne der chriſtlichen Zeitrechnung durchgemacht, äußerte ſich in einer künſtleriſchen Geſtaltung der Perſönlichkeit Buddhas, die den buddhiſtiſchen Stil dem brahmaniſchen immer näher brachte. Beſtand hier urſprünglich eine tiefe Kluft, ſo verſchwinden die Gegenſätze um ſo mehr, je lebhafter ſich die neue große Schule des Buddhismus bemüht, den mythologiſchen Schatz des brahmaniſchen Vorſtellungskreiſes in ſich aufzunehmen und zu verarbeiten. Dadurch nimmt auch das buddhiſtiſche Bild immer mehr brahmaniſche Züge in ſich auf; die Unterſchiede verwiſchen ſich. Nirgendwo kann man dieſen Umwandlungsprozeß deutlicher verfolgen als in den Höhlen von Elura. Je glänzender ſich Architektur und Plaſtik in den buddhiſtiſchen Felſenbauten entfalten, deſto brahmaniſcher werden ſie, und zuletzt bedarf es nur noch eines Schrittes, um von den gewaltigen Hallen des buddhiſtiſchen Tīn Tal-Kloſters in die nicht weniger glanzvollen Räume der brahmaniſchen Das-Avatāra-Höhle überzugehen.

Von dem herrlichen buddhiſtiſchen Felſenbau gehen wir gleich zu der Das-Avatāra-Höhle über. Mit ihr beginnt die glänzende Reihe der brahmaniſchen Felſenbauten. Indem wir dieſen Bau mit der Höhle vergleichen, die wir ſoeben verlaſſen haben, vollzieht ſich ſozuſagen vor unſern Augen der merkwürdige Wandel, der den Buddhismus zuletzt aus Indien verſchwinden läßt. Durch die Kunſt erobert der Brahmanismus den Boden zurück, der ihm eine Zeitlang durch den Buddhismus war ſtreitig gemacht worden. Zuerſt iſt es die buddhiſtiſche Kunſt, die ſachte in der brahmaniſchen aufgeht. Die ſich umwandelnde Kunſt bahnt der Umgeſtaltung des Kultus den Weg. Mit der buddhiſtiſchen Kunſt löſt ſich immer mehr der buddhiſtiſche Kultus in den brahmaniſchen auf. Zuletzt bleibt nur mehr das alte Pantheon übrig. So endete der denkwürdige Kampf, den 1000 Jahre vorher Buddha unternommen, um die ſtarre Macht des Götterkultus zu brechen.

Von dem ſchmalen Seitenpfade, der uns an den buddhiſtiſchen Höhlen vorbeiführte, leitet eine in den Felſen gehauene Stufenanlage zu der Höhle der „Zehn Inkarnationen" Wiſchnus (Das-Avatāra) empor. Durch einen kleinen Felſengang gelangen wir in den Hof. Es iſt ein mächtiger, aus dem Felſen herausgearbeiteter Schacht, in deſſen Vordergrunde ſich im Rechteck ein kleines Heiligtum des Schiwa aufbaut. Der eigentliche Felſenbau iſt zweiſtöckig. Wir betreten zuerſt eine 28,8 m lange, von 14 Säulen getragene Halle und ſteigen dann gleich zu der oberen Halle empor. Es iſt eine großartige, ganz im Felſen angelegte Säulenhalle von 28 m Breite und

33 m Länge; 44 Säulen tragen die Decke. Was aber der weiten Anlage in den Augen des Hindu eine grandiose Wirkung geben mußte, das sind die Riesengestalten der Gottheiten, die in den verschiedenen Inkarnationen hier dem Auge entgegentreten. Alle Elemente des Schreckens und des Entsetzens, über welche Religion und Kunst des Hinduismus gebieten, sind hier in den furchtbarsten Formen ausgebildet. Der Künstler — wenn er diesen Namen verdient — schwelgt förmlich in den Orgien des Schreckens. Die Feder sträubt sich, das zu schildern, was hier eine dem wildesten religiösen Taumel ergebene Kunst auszuprägen sucht; so sehr übersteigen diese Ausgeburten einer ungezügelten Phantasie alles, was wir in Worte zu kleiden vermögen. Auf der einen Seite erscheint Schiwa in einem Zyklus von Bildern, auf der andern Seite Wischnu; beide suchen sich in Schreckensgestalten zu überbieten. Nur die krankhafteste Vorstellungskraft kann solche Gebilde hervorbringen. Die gigantische Figur des vielarmigen Schiwa springt aus dem Felsen hervor mit dem Schädelkranz um den Hals; um den Körper ringelt sich eine Cobra. Sein offener Mund läßt die scharfen Zähne hervortreten, während er mit dem Dreizack ein Opfer durchbohrt, das anscheinend um Gnade fleht. Die Hand eines andern Armes packt ein Opfer, schüttelt es, und mit Wonne trinkt der „Gott" das ausströmende Blut, um seinen dämonischen Durst zu stillen. Um die Elemente des Schreckens zu steigern, reckt sich daneben die Göttin Kālī in ihrem Knochengerüst als Verkörperung des Todes empor; das Haar ist wild zerzaust, die Augen tief eingesunken, der Mund weit geöffnet. In der rechten Hand schwingt sie ein gekrümmtes Messer, während sie mit der Linken nach dem Blute des Opfers hascht.

Eine zweite Nische zeigt Schiwa, wie er seinen wilden Tanz aufführt. Jeder der acht Arme, mit denen er bewehrt ist, reckt und streckt sich beim Klange der Flöten, welche von Göttern gespielt werden. Und so reiht sich eine Figur neben die andere; überall zuckt die Flamme des Grauens und Entsetzens aus den Felsen. Die Symbole religiöser Andacht verbinden sich mit den Symbolen zerstörender Gewalt, um in diesen Figuren den Grundcharakter der furchtbaren Religion zum Ausdruck zu bringen, die in dem Kultus des Wischnu und des Schiwa den Höhepunkt ihrer satanischen Orgien erreicht. Die dämonische Gewalt dieses Kultus kommt hier mit einer in ihrer Art unübertroffenen Anschaulichkeit zur Erscheinung. Der Schöpfer dieser Bildwerke war ganz erfüllt von dem, was er ausdrücken wollte, und insofern verdienen seine Gestalten die höchste Beachtung. So abstoßend sie wirken, so geben sie doch in dem nackten Felsen den wilden Sinnentaumel dieses Kultus so lebendig und wahr wieder, daß man sofort den engen Zusammenhang erkennt, der zwischen jenen abscheulichen Gestalten in Stein und den Gestalten des indischen Büßerlebens besteht. Hier wie dort bricht

derſelbe Grundzug des Entſetzens hervor, der die Religion beherrſcht, und mit dieſem Zuge verbindet ſich das andere Grundelement, eine ausſchweifende Sinnlichkeit.

Mit dem figürlichen Schmucke dieſes Felſenbaues wetteifert die Rāmeçvara-Höhle. Durch den Vorhof, den der Werkmeiſter ſo aus dem Felſen herausgeſchaffen hat, daß in der Mitte die Koloſſalfigur des Stieres von Schiwa ſich auf einem kräftigen Unterbau erhebt, gelangen wir zur Vorhalle. Ein üppiges Ausſehen geben dem Eingang die vier mit Schmuck überladenen Pfeiler. Die Haupthalle hat eine Länge von 22 m, eine Breite von 16 m. Beim Eintritt richtet ſich die Aufmerkſamkeit ſofort auf die Bildwerke, welche die Seitennischen füllen. Alle jene Geſtalten, in deren wilder Erſcheinung der religiöſe Sinn des Brahmanismus ſchwelgt, ſind aus dem Felſen mit dem Aufgebot einer techniſchen Fertigkeit herausgehauen, die wahrlich einer edleren Aufgabe würdig geweſen wäre. Welche Unſumme von Arbeit an jenen Rieſengruppen verſchwendet worden iſt, vermag nur der einigermaßen zu beurteilen, der dieſes wirre Durcheinander mit eigenen Augen geſehen hat. Es folgen ſich eine Reihe von Höhlen, in deren bildneriſchem Schmucke ſich die Geſtalten wiederholen, welche die Niſchen der eben beſchriebenen Bauten füllen. Das Spiel des Meißels wetteifert mit der mythologiſchen Einbildungskraft, um in dieſen Geſtalten das zum Ausdrucke zu bringen, was das innerſte Weſen des in Brahma, Wiſchnu und Schiwa gipfelnden Kultus ausmacht. Die bedeutendſte unter dieſen Felſenbauten iſt die Dumar-Lena-Höhle. Auf einer breiten Stufenanlage gelangen wir ſofort in die große Säulenhalle; ſie mißt in der Länge 45 m, in der Breite 44,6 m. Die Haupthalle und die Seitenhallen ſind in einer Weiſe gegliedert, daß ſich das Innere nach drei Seiten öffnet. In der Mitte bildet die Halle ein langgeſtrecktes, auf zehn Säulen ruhendes Schiff, in deſſen Hintergrund ſich ein in Kreuzform aufgebautes Heiligtum erhebt. An dieſes Mittelſchiff ſtoßen von beiden Seiten je zwei kleinere Hallen, die durch Säulen ſo voneinander abgetrennt ſind, daß ſie gewiſſermaßen zwei Vorhallen zum eigentlichen Heiligtum bilden. Die Gliederung und Zuſammenfaſſung der Hallen wirkt außerordentlich ſchön. Es iſt eine majeſtätiſche Krypta in Kreuzesform und verrät einen entwickelten Sinn für edle Raumwirkung. Nur eine in langer Schule geübte Fertigkeit konnte mit ſolcher Sicherheit die gewaltigen Felsmaſſen bewältigen. Jede Säule iſt mit auserleſener Feinheit aus dem Felſen herausgearbeitet. Das Ganze iſt ein Triumph baukünſtleriſcher Technik. Vor der Schönheit der architektoniſchen Anlage tritt hier die Plaſtik des figürlichen Schmuckes ganz zurück.

Von den brahmaniſchen Höhlen wenden wir uns den Höhlen der Jainamönche zu. Hatten am ſüdlichen Ende des Felſenabhanges die Buddhiſten die Anlage von Felſentempeln eröffnet, ſo ſchließen am nördlichen Ende ihre

großen und glücklicheren Rivalen, die Jainamönche, die Kette der Felsentempel ab. War es Absicht oder Zufall, daß auf diese Weise die Denkmäler des brahmanischen Kultus das Zentrum bilden, während die beiden großen Mönchsgemeinden sich links und rechts im Felsen anbauen? Wie dem immer sein mag, Elura bringt auf diese Weise im Steine die glänzendste Epoche der religiösen und künstlerischen Entwicklung Indiens zur Anschauung. Das Emporstreben der zwei mächtigen religiösen Gemeinschaften an der Seite der großen brahmanischen Priesterkaste tritt uns hier in einem Felsenbild entgegen, das in sich alle Errungenschaften vereinigt, durch deren Entfaltung die eine der andern den Einfluß auf das Volk abzugewinnen suchte. Die Art, in der sich der Jainismus im Wettbewerb mit dem Buddhismus im Felsen von Elura verewigt hat, läßt den Aufschwung erkennen, zu dem sich die Kunst der Jünger Mahāvīras emporgehoben hatte. Von dieser Höhle aus kann man nur in einem weiten Bogen zu „Indras Festhalle", dem ersten Felsenkloster der Jainamönche, gelangen. Es ist ein kühn angelegter Bau oder, besser gesagt, eine Gruppe von Felsenbauten, deren Mittelpunkt die zweistöckige Halle bildet. Durch einen engen Felsengang treten wir in den Vorhof. Der Hof, frei aus dem Felsen gehauen, bildet ein Rechteck, 16 m lang und 14 m breit. In der Mitte ragt ein kleines Heiligtum in Gestalt eines von Säulen getragenen Pavillons empor, während die eine Ecke des Hofes die Gestalt eines 4,6 m hohen Elefanten, die andere eine 9 m hohe Säule schmückt. Letztere ist umgestürzt. Eine Treppe führt uns zur Veranda empor, und durch diese gelangen wir zur unteren Halle, in deren Hintergrund wir die Gestalt Mahāvīras, auf dem Löwenthron sitzend, wahrnehmen.

Die Halle mißt in der Länge 21,8, in der Breite 17 m, während die Vorhalle bloß eine Längsausdehnung von 11,7 m hat. Die untere Halle enttäuscht durch ihre Schmucklosigkeit; um so reicher bietet sich die obere Halle in einer Länge von 23,7, in einer Breite von 16,7 m dem Auge dar. Diese Halle ruht auf zwölf Säulen von hervorragender Schönheit. Die Meisterschaft des Schöpfers dieser Anlage gibt sich aber vor allem in der Art zu erkennen, wie mit der Haupthalle eine Vorhalle verbunden wird, welche hinwiederum an den beiden Seiten in eine kleinere vorspringende Halle ausläuft. Der Grundplan sieht ungemein einfach aus; aber die Verwirklichung des Planes innerhalb eines Felsens zeugt von einer künstlerischen Leistungsfähigkeit, die unser Staunen wachruft. Dabei handelt es sich nicht lediglich darum, einen rechteckigen Raum aus dem Felsen herauszuhauen. Eine jede der beiden Flügelhallen öffnet sich nach dem Hof in eine Veranda, deren Säulen nach oben einen kunstvoll ausgearbeiteten Fries tragen, während nach unten eine sinnreich ausgeschmückte Balustrade die Galerie abschließt. Nach innen öffnet die Galerie den Zugang zur

Halle wiederum in einem Portikus mit zwei freiſtehenden Säulen; die kleine Halle ſelbſt ruht auf vier im Rechteck aufgeſtellten Säulen. Auf dieſe Weiſe geſtaltet der Werkmeiſter den weiten Raum, den er ſich im Felſen ſchafft, zu einem harmoniſchen Gefüge der prächtigſten Säulen, ſo frei und ungezwungen, als arbeite er nicht im Schoße des Felſens mit einem einzigen Rieſenmonolith, ſondern im Freien mit einzelnen Felsblöcken, die er nach Belieben drehen und verſchieben kann. Nun aber kommt noch dazu der figürliche Schmuck in den Geſtalten der „Heiligen" des Jainismus. Der Künſtler verſchwendet ſein techniſches Geſchick an jenen Rieſengeſtalten der Jainaheiligen. Wo das Auge hinſchaut, ſtößt es auf dieſe uns ſo fremden Bilder. Je länger man in dieſen Hallen verweilt, um ſo großartiger erſcheint uns die religiöſe Begeiſterung, die hier alle künſtleriſchen Kräfte wachrief zur Verherrlichung deſſen, was die Seele der Stifter erfüllte. Reiche Kaufleute waren es, die ihren Stolz darein ſetzten, das Idol ihres Kultus hier an der Seite der buddhiſtiſchen Gemeinde in einem Glanze gefeiert zu ſehen, der alles übertraf, was letztere dem Auge darbot. Es iſt überall derſelbe Zug im religiöſen Bilde Indiens: Unſummen von materiellen und von menſchlichen Kräften werden für den religiöſen Gedanken geopfert. Der Hindu iſt ein *Sklave* ſeiner Religion und ein *fanatiſcher* Sklave.

Dicht neben „Indras Feſthalle" iſt „Jagannäthas Feſthalle" in den Felſen gehauen. Die Jainas waren niemals Felſenarchitekten in dem Maße wie die Buddhiſten. Ihre künſtleriſche Überlegenheit ſollte ſich nicht im Dunkel des Erdſchoßes, ſondern auf den freien, lichten Höhen der heiligen Berge entfalten, als ſie die Gipfel von Abu, Girnar, Palitana mit Denkmälern ſchmückten, die auch heute noch das Auge des Wanderers durch ihre außerordentliche Schönheit entzücken. Die Tempel, welche die Begeiſterung der Jaina während des 11. und 12. Jahrhunderts an den heiligen Stätten Gudſcherats ſchuf, übertreffen durch ihre Pracht alles, was je Buddhismus und Brahmanismus auf dem Boden Indiens hervorgebracht haben; die Felſenbauten hingegen bedeuten in der Geſchichte ihrer Architektur nur eine flüchtige Epiſode. Trotzdem ſtellen die beiden Haupthallen, welche ihr Meißel aus dem Felſen Eluras herausgehauen hat, ein charakteriſtiſches Element in dem grandioſen Felſenbilde Eluras dar, inſofern jainiſtiſche und buddhiſtiſche Kunſt hier die Staffage bilden, von der ſich der Triumph des Brahmanismus in dem Wunderwerk des Kailäſatempels um ſo glänzender abhebt. Inmitten der Felſenarchitektur wollte die brahmaniſche Kunſt aus dem Felſen heraus ein Werk hervorbringen, das die ſouveräne Stellung des brahmaniſchen Kultus innerhalb des religiöſen Lebens der Inder in einer ſo eigenartigen Weiſe zum Ausdruck bringen ſollte, daß davor alle Pracht der andern Werke zurücktritt. Das iſt *Kailäſa*.

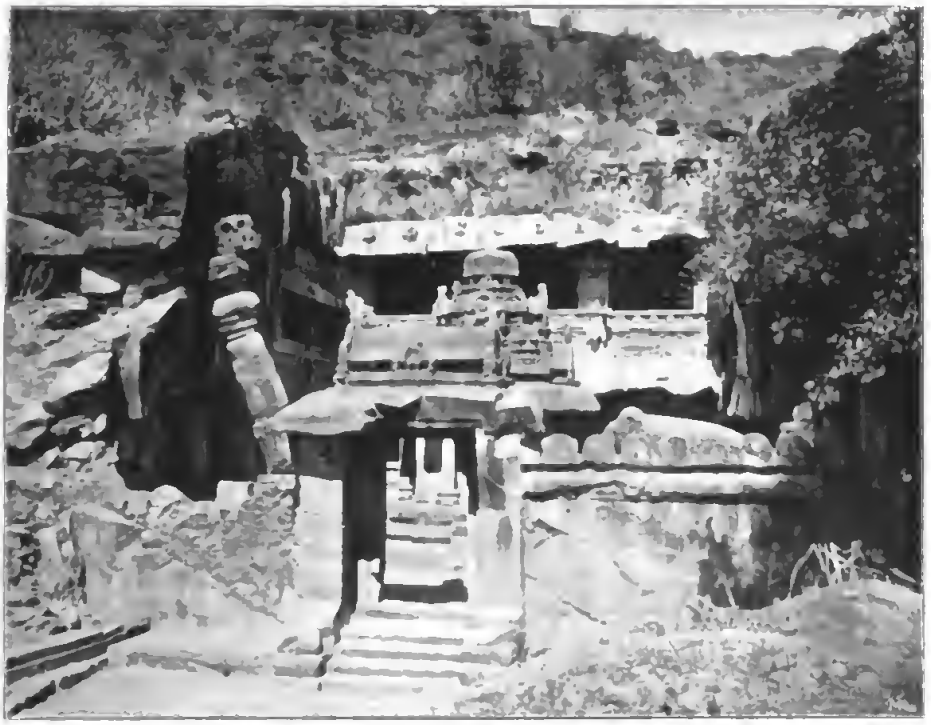


Bild 36. Elura. Indrasabha Jaina-Höhlen. (S. 39.)

Bild 37. Elura. Jagannäthasabha-Höhlentempel. (S. 40.)

Bild 38. Elura. Querschnitt durch den Jadrasabha-Höhlentempel. (S. 39.)

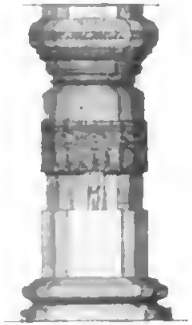


Bild 39. Elura. Pfeiler des Jadrasabha-Höhlentempels.

Bild 40. Elura. Querschnitt durch den Felsentempel Kailäsa. (S. 43.)

Das Bauwerk, das den Namen des Götterberges Kailâsa trägt, ist unzweifelhaft eines der merkwürdigsten Denkmäler des alten Indien. Es ist ein Felsenbau, aber verschieden von allen andern, die der indische Meißel aus der Steinmasse hervorgezaubert hat. An außerordentlichen Schöpfungen der Architektur ist Indien wahrhaftig nicht arm, und gar häufig ist der Wanderer im Zweifel, welchem Werk er die Palme künstlerischer Pracht zuerkennen soll. Eine jede unter den großen Schöpfungen besitzt ihre eigentümlichen Reize, aber seit den Tagen, wo das Innere Indiens sich erschlossen, haben wenige Denkmäler durch ihre künstlerische Eigenart so sehr die Aufmerksamkeit der Reisenden in Anspruch genommen wie Kailâsa. Ist für den Hindu Kailâsa der Ausdruck des „Himmlischsten", das seine Kunst besitzt, so spricht sich für den Fremden, der das große und geheimnisvolle Volk der Inder zum erstenmal kennen lernt, in dem Unternehmungsgeist, der in dem Tempel verkörpert wird, jene titanenhafte Gewalt des religiösen Glaubens aus, der alles sich beugen muß.

Der Künstler hatte es sich zur Aufgabe gestellt, aus dem Felsen heraus einen wirklichen Tempel zu bauen, und zwar so, als wäre der Bau in freier Anlage ausgeführt. Es sollte ein Werk sein, das in seinen Portalen und Nischen, in seinen Säulen und Architraven nach innen und nach außen alle Schönheit des Ornaments entfaltete, die den freistehenden Hindutempel auszeichnete. Nun denke man sich, ein Künstler sei auf den originellen Gedanken gekommen, ein Modell des Kölner Domes aus einem Monolith herauszuhauen, so vollkommen, daß der Dom in der ganzen äußeren und inneren Pracht seiner Architektur und Plastik, mit seinen Türmen und Portalen, mit seinen Schwibbogen und Bogenfenstern und mit den tausend Spitzen und Knospen, dem herrlichen Rankenwerk und den Statuen en miniature vor uns erscheine. Es sollte sich aber nicht um ein kleines Modell des Domes handeln. Die Miniaturdarstellung wollte der Künstler vielmehr in einer Länge von 60 m und in einer dieser Länge entsprechenden Breite und Höhe ausführen und dazu noch aus einem einzigen Felsblock heraushauen. Zu diesem Zwecke sei er ins Siebengebirge gegangen und habe dort eine geschlossene Felsmasse gefunden, die sich für den Miniaturdom eignete. Aus dieser Felsmasse habe er sich nun zuerst einen Monolithblock von 60 m Länge herausgeschnitten, indem er zwei Längsschachte parallel in den Felsen schob und dann diese beiden Schachte am oberen Ende durch einen Querschacht verband. Der Felsblock zwischen den drei Schächten war der Monolith, aus dem er das Modell schaffen wollte. Wir würden eine solche Idee für Wahnsinn erklären. Nun, was uns wie die Idee eines Verrückten vorkommen würde, wenn jemand ein derartiges Modell zu schaffen versuchte, das hat der indische Künstler in Kailâsa verwirklicht. Einen wirklichen Tempel hat er zum Vorbild genommen, um ihn als Freibau in einer Länge von 79 m und in

einer Breite von 32 m aus einem einzigen Monolith herauszuarbeiten. Das Werk wurde an der Scheide des 7. und 8. Jahrhunderts unternommen. Um jene Zeit war der Sieg des Brahmanismus endgültig entschieden.

Der Brahmanismus hatte zwar keinen Augenblick aufgehört, das geistige Leben Indiens in führender Stellung zu beherrschen, und seit dem Beginne der christlichen Zeitrechnung entfaltet sich die brahmanische Kunst immer reicher und mannigfaltiger. Sie entwickelt sich gleichzeitig im Norden und im Süden der großen Wasserscheide Indiens, an den Ufern des Ganges ebensosehr wie an denen der Kistna und des Godâwari, und hier wie dort in einem charakteristischen Stile, den die Folgezeit festhielt und weiterbildete. Von den brahmanischen Schöpfungen dieser älteren Epoche ist uns aus dem Norden Indiens wenig mehr erhalten. Wir besitzen kein Denkmal, das vor dem 9. Jahrhundert n. Chr. liegt. Die einbrechende Flut des Islam fegte das meiste hinweg. Ein reicheres Bild dieser Epoche erschließt der Süden. Das älteste und bedeutendste Denkmal dieser Epoche ist der Tempel von Pittadkul bei Dharwar. Diesen Tempel wählte der brahmanische Werkmeister zum Vorbild, um im Felsen von Elura den Triumph des brahmanischen Kultus künstlerisch zu verherrlichen. Warum wählte er gerade diesen Tempel zum Modell, obschon daneben andere nicht weniger volkstümlichere Heiligtümer bestanden? Wenn der Künstler dem Tempel von Pittadkul vor allen andern Tempeln den Vorzug gab, so liegt der Grund wohl darin, daß kein Tempel in so künstlerischer Vollendung das vor Augen stellte, was ein Heiligtum des schiwaitischen und wischnuitischen Kultus in seiner architektonischen Anlage und in seinem plastischen Schmuck ausprägen sollte. Indem der Baumeister dieses Ideal des brahmanischen Kultus im Felsen verwirklichte, gab er dem Triumphe des brahmanischen Kultus über den Buddhismus den feierlichsten Ausdruck. In einem unvergänglichen Denkmal sollte der triumphierende Abschluß des Kampfes verewigt werden, welchen der Brahmanismus mit dem Buddhismus um die Vorherrschaft über das indische Geistesleben geführt. Nur der Felsenbau schien diese Unvergänglichkeit zu verbürgen, die wuchtige Masse, die ihren unerschütterlichen Halt in den Fundamenten der Erde selbst hatte. Aus dem Felsen heraus sollte ein wahres Kailâsa emporwachsen, ein in ewiger Dauer gegründeter „Götterberg"; das bedeutet der Name Kailâsa. Als ich von der Stelle aus, wo der Fahrweg in einer Krümmung hart dem Rande des Einschnittes sich nähert, in die Tiefe des weiten Felsenschachtes herabschaute, trat mir lebhaft das Bild dieser Kyklopenarbeit vor Augen. In die Mitte des Felsens bohren die Meister zunächst eine schmale Öffnung. Dieselbe soll später als Eingang zum Tempel dienen. Dann wird senkrecht zu dieser Öffnung ein breiter Gang in einer Ausdehnung von etwa 30 m in den Felsen gehauen, und zwar so hoch, daß der Gang nach oben sich öffnet. Von den beiden Enden des Ganges

aus wird nun je ein Schacht in einer parallelen Länge von 82 m tief in den Felsen gebohrt und das obere Ende der beiden Schächte durch einen Schacht verbunden, der dem unteren Gange in Richtung und Ausdehnung entspricht. Mit diesen vier Schächten ist ein Riesenmonolith von 82 m Länge, 36,5 m Breite und 42,6 m Höhe aus der Felsmasse herausgeschnitten. Jetzt beginnt die Arbeit, um den Monolith in jenen freistehenden Tempel umzuwandeln, der heute so vor uns steht, als sei er nicht aus einem einzigen Riesenblock gehauen, sondern wie ein Freibau aus einzelnen, vorher bearbeiteten Blöcken zusammengesetzt worden. Wenn schon die Art, wie die einzelnen Hallen innerhalb des Höhlentempels so sicher gegliedert werden, unsere Bewunderung weckt, so wächst unser Staunen beim Anblick der Ausgestaltung, in der der Kailâsatempel vor unsern Augen aus dem einen Stein in die freie Luft emporstrebt. Den Eintretenden empfängt der in Gestalt einer Pyramide emporsteigende Torturm oder Gopura. Die Pyramide ist in zwei Stockwerken so angelegt, daß der Unterbau vom Torweg durchschnitten wird, während der Oberbau eine überdeckte Halle bildet. Indem wir den Torweg durchschreiten, gelangen wir zu einer Treppe, die uns in den weiten Hof führt.

In der Mitte steigt als Symbol des Brahmanismus der Kailâsa selbst in einem mehrstöckigen Aufbau empor. Das erste Glied der Anlage bildet ein kleiner, zweistöckiger Pavillon, ein „Heiligenschrein" für Schiwas Stier. Das untere Stockwerk ist eine solide Felsmasse geblieben, deren Flächen mit Nischen und Pilastern bedeckt werden; das obere Stockwerk bildet eine Halle, die in der Längsrichtung des Tempels durch Türen, in der Breite durch eine Reihe von Fenstern durchbrochen wird. Von dem oberen Stockwerke führt eine Brücke zu dem Hauptheiligtum. Der eigentliche Tempel mißt in der Länge 50, in der Breite 33 m; die Kuppel erreicht eine Höhe von 29 m. Richtet man zunächst das Auge auf den Außenbau, so empfängt man den Eindruck eines klar gegliederten und üppig geschmückten Bauwerkes. Die ganze Pracht des Hindustiles entfaltet sich mit verschwenderischer Freigebigkeit in den Nischen und Blendfenstern, in den Pfeilern und Gesimsen, in dem Rankenwerk und statuarischen Schmuck. Aber so üppig das Äußere ausgestattet ist, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß alle diese fremdartigen und grotesken Glieder ein geschlossenes, eng zusammenhängendes Ganzes bilden. Welche Summe der feinsten Detailarbeit steckt in diesem Ornament! Alles ist aus einem einzigen Block herausgemeißelt. Der Künstler mußte jedes ornamentale Glied genau abmessen, wenn er nicht mit einem Fehlschlag das Ganze in Frage stellen wollte. Es wäre ein bedeutendes, ein in seiner Art einzig dastehendes Werk gewesen, wenn sich der Künstler auch nur darauf beschränkt hätte, den Riesenmonolith äußerlich so zu bearbeiten, daß er einem freistehenden Tempel in dem ganzen Reichtum seiner Dekoration ent-

ſprochen hätte. Aber der Werkmeiſter wagte mehr. Während er die Felsmaſſe der unteren Hälfte als einen mächtigen Unterbau behandelte, ſchuf er das obere Stockwerk in eine eigentliche Säulenhalle um, zu der man durch eine ſäulengeſchmückte Vorhalle gelangt. Die Halle mißt in der Länge 16,7, in der Breite 7,2 m. Die 16 Säulen, welche die Decke tragen, ſind ſo aufgeſtellt, daß ein Mittelſchiff und ein Querſchiff gebildet wird, die ſich in Geſtalt eines Kreuzes ſchneiden. Das Querſchiff läuft nach beiden Seiten in einen von Pfeilern getragenen Balkon aus. Die Halle aber macht durch die glückliche Verteilung der Säulen einen grandioſen Eindruck.

Das Mittelſchiff mündet in einen kleinen Gang, der zum Hauptheiligtum führt, dem Vimāna. Das Sanctum Sanctorum iſt in Geſtalt eines 14 qm großen Rechteckes aus dem Felſen herausgehauen. Rings um dieſe Kapelle führt eine breite Terraſſe, die den Gläubigen als Rundgang zur Darbringung der Opfer diente. Aber damit begnügte ſich keineswegs der Baumeiſter; zum Schmucke der Terraſſe wurden fünf kleine Pavillons mit Götterbildern angelegt, je zwei an den beiden Längsſeiten, einer an der Breitſeite des Randes der Terraſſe. Auf dieſe Weiſe iſt es dem Architekten gelungen, einen Felsblock in einen großen Tempel umzuwandeln, dem weder in ſeiner Anlage noch in ſeinem Schmuck ein einziges Glied fehlt, das einen Freibau auszeichnet. Ja um ſeine ganze Kunſtfertigkeit zu entfalten, hat er einen der reichſten und prächtigſten Tempel Südindiens zum Vorbilde gewählt.

Von der Terraſſe ſteigen wir in den Hof herab. Unſere Aufmerkſamkeit wandte ſich den Felswänden zu, die den Hofraum bis zu einer Höhe von mehr als 40 m abſchließen. Es wäre auffallend geweſen, wenn der Baumeiſter dieſen nackten Flächen keinen künſtleriſchen Schmuck gegeben hätte. Der ſchönſte Schmuck war in der Einrahmung des Hofes durch Säulenhallen gegeben. Das prächtigſte Vorbild lag in den Felſenhallen von Elura ſelbſt vor. Dieſes Vorbild verwirklichte der Architekt in den Säulenhallen, mit welchen er den Hof des Heiligtums umgab. Die Hallen ſollten ſo angelegt werden, daß ſie nach den vier Seiten den Hof mit einem Säulenkranz einſchloſſen. Das iſt dem Künſtler in der oberen Hälfte des Hofes trefflich gelungen, weniger gut in der unteren; hier hatte er mit der ungünſtigen Lage und Geſtalt des Felſens zu kämpfen. Im Rechteck umgibt die obere Hälfte eine Säulenhalle, deren nördliche und ſüdliche Seite eine Länge von 36 m haben, die öſtliche hingegen 47 m mißt. Die Halle ruht im Vordergrund auf 38 Säulen, im Hintergrund auf 34 Pfeilerſtützen. Während wir durch die Säulenreihen wandern, wendet ſich der Blick bald dem prachtvollen Schmucke der Säulen, bald den gigantiſchen Göttergeſtalten zu, welche die Wände bedecken. In Hochrelief treten da die impoſanten Figuren des wiſchnuitiſchen und ſchiwaitiſchen Bilderzyklus aus dem Felſen vor. Kein Hauch von Adel und Schönheit ruht

Bild 41. Elura. Inneres des Jagannāthaſabha-Tempels. (S. 40.)

Bild 42. Elura. Galerie des Rāmeçvara-Höhlentempels. (S. 45.)

Bild 43. Elura. Kailāja. (S. 43.)

über dieſen Geſtalten. In Wiſchnu und Schiwa wird nur das titanenhaft Gewaltige, das dämoniſch Erſchreckende, das zügellos Ausſchweifende verſinnlicht. Alles, was im tiefſten Grunde dieſes Kultus an zerſtörenden Elementen vorhanden iſt, bricht hier wiederum in Bildern voll wilder Glut aus dem Felſen hervor, mögen dieſe Bilder männliche oder weibliche Geſtalten dem Auge vorführen. Man fragt ſich: Wie iſt es möglich, daß ein Gemüt ſich beim Anblick ſolcher Schreckensbilder religiös erhebt? Und doch ſind gerade dieſe Bilder das Element geblieben, in welchem ſich die Welt des Hinduismus heute ſo bewegt wie vor 1000 Jahren. Man möchte meinen, es ſei ein der Erde fremdes Geſchlecht, das ſich in dieſen Taumel ſtürzt, das Gegenteil von allem, was wir *menſchlich* nennen.

Den oberen Säulengang ſchließt ſowohl auf der Nordſeite als auf der Südſeite eine in das Innere des Felſens ſich ſenkende Halle ab. Dieſe beiden Hallen ſind unvollendet geblieben; um ſo mehr überraſcht es, daß über ihnen als zweites Stockwerk zwei prächtige Räume angelegt ſind. Wir ſteigen zuerſt zur Nordhalle empor. Dem Hofe zu hat ſie eine Veranda von 19 m Länge und 6,7 m Breite mit zwei Säulen im Vordergrunde. Die eigentliche Halle ruht auf vier Säulen. Seltſamerweiſe erhebt ſich darüber noch ein drittes Stockwerk.

Von ungleich ſchönerer Wirkung iſt die gegenüberliegende, dem Räma geweihte Oberhalle, „Halle des Lankeçvara“ oder „Herren von Lankā“ (Ceylon). Sie mißt in der Länge 37, in der Breite 18,2 m. Ihre Decke ruht auf 27 maſſiven Säulen. Zunächſt überraſcht uns die ſchöne Anordnung der Säulen, die den Raum in ein Mittelſchiff und zwei Seitenſchiffe abteilen. Das Mittelſchiff führt in eine Kapelle, deren Heiligtum zertrümmert iſt. Vor allem aber feſſelt unſern Blick der außerordentliche Reichtum und die große Mannigfaltigkeit des Ornamentes der Säulen. Keine zwei Säulen entfalten das gleiche Ornament. Jeder Säule ſuchten die Künſtler einen andern Schmuck zu geben. Und doch ſo mannigfaltig das Ganze iſt, ſo bleibt der Geſamteindruck gleichwohl ein einheitlicher. Es iſt *ein* Grundton, der die ganze Pracht beherrſcht, allerdings der Grundton einer in verſchwenderiſcher Fülle ſich entfaltenden Einbildungskraft.

Hier ſchloſſen wir unſern Rundgang. Von der Halle aus ſuchte ich noch einmal ein Geſamtbild dieſes ganz einzig daſtehenden Werkes zu gewinnen und alle die Eindrücke zu ſammeln, die es in dem wild wuchernden Reichtume ſeiner Ornamente wachgerufen hat.

Das iſt Kailāſa, die ſtolze Verkörperung des Brahmanismus im Kampfe mit dem Buddhismus. Das religiöſe Ideal, das ſich in dieſer titanenhaften Leiſtung verſinnbildet, hat ſich trotz aller Stürme in zähem Konſervativismus erhalten. Der Buddhismus hingegen mußte auf die Dauer an innerer Schwäche und Kraftloſigkeit zu Grunde gehen. In dem Bruche mit der religiöſen Überlieferung des Hinduismus lag der Bruch mit allen künſt-

lerischen und wissenschaftlichen Idealen des alten Indien. Die auf Brahma aufgebaute religiöse Gemeinschaft und die in ihr wurzelnde Staats- und Gesellschaftsordnung kann gewiß unsere Bewunderung nicht wecken; aber trotz aller Schwächen und Auswüchse wohnt ihr doch eine lebendigere Kraft inne als dem Buddhismus. Aus dem religiösen Kultus des alten Indien war ein machtvolles Leben in Kunst und Wissenschaft herausgewachsen, der Grundgedanke des Buddhismus hingegen ist der Erbfeind jedes höheren Geisteslebens; es keimt und wuchert in ihm Zerstörung alles dessen, wodurch das alte Indien sich einen ruhmwürdigen Platz in der kulturellen Entwicklung des östlichen Asien erobert hat.

Auf dem Rückweg nach Daulatabad besuchte ich das Grab des Kaisers Aurangzeb. Es liegt zwischen dem Südtor und Nordtor der Stadt. Ein einfacher Kuppelbau erhebt sich über dem Grabe; so hatte es der Sterbende gewünscht. Wenn man vor dem schmucklosen Sarge steht, dann ahnt man nicht, welche gewaltige, man möchte sagen vulkanische Herrschernatur unter der Marmorplatte ihre Ruhestätte gefunden hat. Die ganze unbändige Kraft des erobernden Islam war in ihm noch einmal zum Durchbruch gekommen; 50 Jahre kämpfte er um die Herrschaft über die Völker des Dekan. Glänzende Heerzüge bot er auf, um diese Gebiete für immer dem Zepter von Dehli zu unterwerfen, und doch war das alles umsonst. Der gewaltige Mann schloß am 4. März 1707 für immer die Augen, im neunundachtzigsten Jahre seines Lebens, im fünfzigsten seiner Regierung. Das letzte Vermächtnis an seinen vertrautesten Freund, Prinz Alim, war: „Bringt dieses Geschöpf von Staub und Asche nach der nächsten Begräbnisstätte und begrabt es ohne Sarg." Diesem letzten Wunsche wurde entsprochen. In dem düstern Ernst des Grabes liegt eine seltsame Tragik. Mit Aurangzeb schließt die Epoche des Riesenkampfes zwischen Islam und Hinduismus.

So kommt es, daß man das Ende jenes doppelten Kampfes dicht beieinander in den Ruinen vor Augen hat, den Ausgang des Kampfes mit dem Buddhismus in den großen Schöpfungen Eluras, in denen der Brahmanismus triumphierte, den Ausgang des Kampfes mit dem Islam in dem schmucklosen Grabe, das den unversöhnlichsten Gegner des Hinduismus bedeckt. Es blieb dem sterbenden Auge des großen Mannes erspart, die Schmach und Schwäche zu sehen, die über die mit so außerordentlichem Glanz entfaltete Herrschaft des Islam in Indien hereinbrach. So führt uns das stille Grab auf der Höhe des Dekan aus der in Elura veranschaulichten Schlußphase des Kampfes zwischen Buddhismus und Brahmanismus unmittelbar in die Epoche des noch großartigeren Kampfes zwischen Islam und Brahmanismus, um uns von Dehli aus einen neuen Ausblick in die geheimnisvollen Triebkräfte des indischen Volkstums zu erschließen.

# 24. Dehli.

15. Februar 1905.

Das Dunkel der Nacht lagerte über Dehli, als der Nord-Expreß sich der alten Kaiserstadt näherte. Es war 2 Uhr morgens. Ich hätte mir eine günstigere Stunde der Ankunft gewünscht, um den ersten Eindruck der einst so stolzen Herrin Asiens in mich aufnehmen zu können. Ein tiefer schwarzer Schleier lag über Dehli ausgebreitet, nur der grelle Schein des elektrischen Lichtes erhellte gespensterhaft die nächste Umgebung.

Was die Nacht versagte, sollte der Tag in einem um so herrlicheren Lichte bieten. Mein erster Ausflug führte mich nach dem „Ridge". Vergangenheit und Gegenwart stoßen hier hart aneinander, die entschwundene Größe des mächtigsten Herrschergeschlechtes von Indien und die aufsteigende Macht seines neuen Herrn.

Der „Ridge" stellt eine schmale Hügelkette dar, die sich im Nordwesten der Stadt hinzieht. Aus dem nach allen Seiten sich ausbreitenden Flachland ziemlich steil ansteigend, gewährt der felsige „Rücken" einen majestätischen Rundblick über Dehli. Die landschaftliche Umgebung zwar besitzt nichts, was reizen und anziehen könnte. Vor den Augen dehnt sich ein flacher, felsiger und sandiger Boden aus, der nur an einzelnen Stellen durch wellenartig sich hinschlängelnde Höhenzüge belebt wird. Im Osten zeichnen sich die Fluten der Jamuna von dem Ufergrün ab. Gegen Norden werden aus weiter Ferne die Firne des Himalaja in matten Umrissen sichtbar. Aber dieser felsige und sandige, von den gelben Wogen der Jamuna bespülte Fleck Erde lebt im Bewußtsein der Völker Indiens als das Unterpfand der Herrschaft über Indien fort. Wer über Dehli gebot, gebot über Indien. Wie um das Palladium Indiens, so wurde um diesen Fleck indischer Erde gestritten.

Es ist etwas ganz Eigenes um den ersten Blick auf eine Stätte, mit der durch Jahrhunderte die Geschicke einer halben Welt verwoben waren. Mit den Umrissen, die in der Ferne sich abzeichnen, steigt die ganze gewaltige Geschichte aus dem Dunkel der Vergangenheit empor.

Über die Ebene hinweg schweift der Blick zuerst gegen Osten. Dort zieht sich in einer Ausdehnung von 8 km die von dem prachtliebenden Mogulkaiser Schah Dschahan angelegte Ringmauer hin, eine wuchtige, dunkelrot

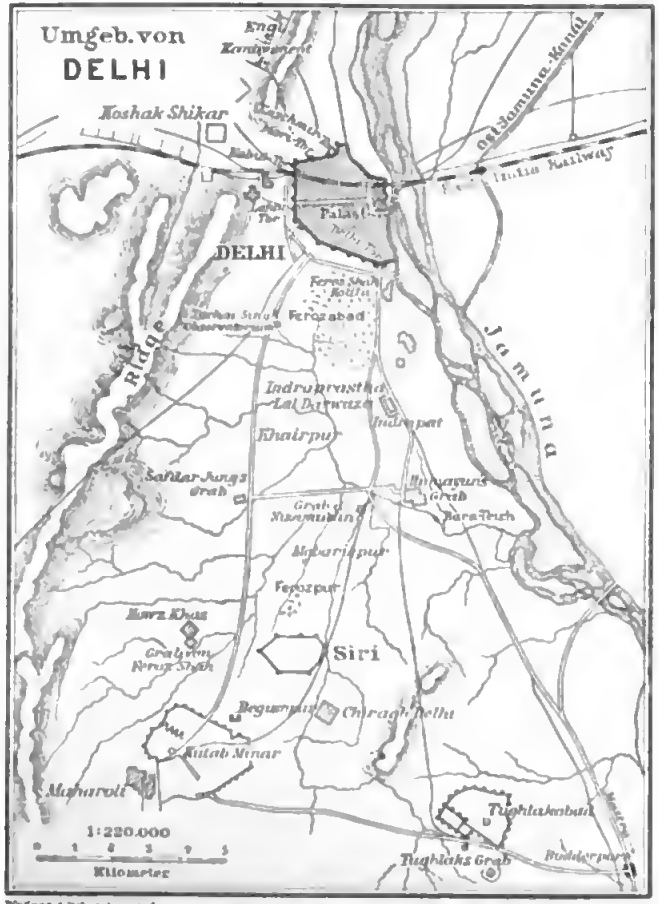
leuchtende Mauermaſſe, die durch Tore und Baſtianen maleriſch unterbrochen wird. Die bedeutendſten dieſer Tore ſind gegen Norden das Kaſchmir- und Maritar, gegen Süden das Adſchmir- und Agrator, gegen Weſten das Kabul- und Lahortor. Dicht vor uns erhebt ſich das Kaſchmirtor. Die Aufmerkſamkeit wendet ſich faſart den zuſammengebrochenen Mauern und Baſtianen zu. Aus dieſem Trümmerbilde leuchtet die Erinnerung an den letzten glorreichen Kampf auf Dehlis heroiſchem Baden zu uns herüber. Sie führt uns in eine ganz naheliegende Vergangenheit. Binnen zwei Jahren (14. September 1907) vollendet ſich erſt ein halbes Jahrhundert, da war der Höhenzug, auf dem wir ſtehen, der Schauplatz der blutigſten Kämpfe, die vielleicht jemals um den Beſitz Dehlis ausgefochten wurden. Mit einem furchtbaren Blutpreis mußte der Erbe der alten Magulherrlichkeit den koſtbaren Talisman zurückerkaufen, um im Bewußtſein der Völker Indiens als der wirkliche Erbe der alten, in Dehlis Kaiſerſtadt verkörperten Kaiſermacht zu erſcheinen.

Der indiſche Aufſtand war ausgebrochen. Zur wilden Glut war der Fanatismus der Bevölkerung dem Laufe des Ganges entlang bis hinauf nach Dehli entbrannt. Die Kaiſerſtadt war im Beſitze der Aufſtändiſchen. Von ihrem Wiedergewinn hing Englands Herrſchaft über Indien ab.

In die denkwürdigen Tage dieſes Kampfes verſetzte mich lebhaft das Bild, in welchem ſich die Ringmauer zwiſchen dem Kabul- und Kaſchmirtor dem Blicke vom „Ridge“ aus darbot. Von hier aus begannen die britiſchen Truppen ihre Operationen zur Wiedereraberung Dehlis unter dem Höchſtkommandierenden Archdale Wilſan. Es war ein kühnes Unternehmen. Wilſon ſelbſt ſchildert in einem Briefe vam 20. Auguſt die zweifelhaften Ausſichten eines Gelingens. „Dehli“, ſa ſchreibt er, „hat einen Umfang van ſieben Meilen. Eine fanatiſche Bevälkerung lebt in ſeinen Mauern; 40 000 von uns ſelbſt disziplinierte Eingeborenentruppen verteidigen den Platz gegen uns. Mit einem Artilleriepark von 114 ſchweren Feſtungsgeſchützen und 60 Feldgeſchützen ſind die Mauern bewehrt. An Munition aller Art fehlt es nicht; denn die aufſtändiſchen Truppen ſind Herren des größten Arſenals; ebenſowenig mangelt es ihnen an einer ausgezeichneten Bedienung der Geſchütze. Die Artilleriſten entſtammen unſern eigenen Regimentern. Die Feſtungsumwallung ſelbſt iſt zu einer kunſtgerechten Verteidigungslinie von Baſtionen von unſern eigenen Ingenieuren ausgebaut warden. Und das meiſterhaft angelegte Glacis verhindert jede Breſche, die tiefer als acht Fuß liegt.“

Der Angriff wurde auf die ſchmale Front beſchränkt, die ſich am günſtigſten zum Artillerieangriff von dem „Ridge“ aus eignete. Am 4. September kam das von Elefanten gezogene ſchwere Belagerungsgeſchütz an und wurde während der beiden nächſten Tage in die mittlerweile angelegten Batterien gefördert. In der Nacht vom 7. September begann die erſte Batterie ihre ſchweren Geſchoſſe gegen die Moribaſtion zu ſchleudern. Der

Bild 44. Tegli. Geſamtanſicht. (S. 47.)




Wagner & Debes Leipzig

**Bild 45. Dehli. Situationsplan.** (S. 52.)

**Bild 46. Dehli. Säulenhalle Kutab Minar.** (S. 57.)

Angriff setzte sich den ganzen folgenden Tag fort; am Abend waren dort die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht. Am 8. September wurde die Beschießung der Kaschmirbastion eröffnet. Die Wirkung war furchtbar. Die Mauern der Umwallung begannen zu sinken, ganze Flächen stürzten ein. Und nun dröhnte Tag und Nacht der gewaltige Donner der Batterien bis zum 13. September ohne Unterbrechung. Am 13. verkündete der Chef des Artillerieangriffes, daß die Bresche zum Sturme frei sei. Auf den folgenden Tag wurde der Sturm angesetzt. General Nicholson war die Seele des Angriffes. Noch jung, hatte er sich durch eine Unerschrockenheit und Entschlossenheit ausgezeichnet, die während der Tage banger Besorgnis den Mut unter Führern und Truppen aufrecht gehalten. Nicholson ist eine der glänzendsten Soldatengestalten, die Indien hervorgebracht hat. Diesem Manne vertraute Archdale Wilson die Hauptsturmkolonne an. Auf die am Kaschmirtor freigelegte weite Bresche sollte sich ihr Angriff richten. General Jones führte die zweite Sturmkolonne gegen die Bresche der Wasserbastion. Die dritte Kolonne unter General Campbell sollte die Moribastion erstürmen, die vierte Kolonne unter General Reid das Lahortor.

Während der Nacht vom 13. auf den 14. September hatte sich das furchtbare Rollen und Dröhnen aus 50 schweren Belagerungsgeschützen aufs höchste gesteigert. Die Dämmerung des 14. brach an. Ein herrlicher klarer Morgen leuchtete auf. Noch immer setzte sich das Dröhnen der Kanonen mit der ganzen Wucht der Schläge fort. Da legte Nicholson die Arme um die Schultern seines Kameraden Jones und fragte den Tapfern, ob er bereit sei. Dann gab er den Befehl zum Sturme. Mit einem Male schwieg der Kanonendonner. Einen Augenblick trat Totenstille ein. Plötzlich ertönte der schmetternde Klang der Sturmsignale. Die Sturmkolonnen rücken vor. Schnell ist das Glacis erreicht. Die Sturmleitern werden angesetzt. Aber auch das Feuer des Verteidigers wird furchtbar. Aus allen Feuerschlünden schien sich eine glühende Masse über den Angreifer zu ergießen. Als Hauptmann Baines mit seinen Sturmleitern die Wasserbastion erreichte, hatte er nur mehr 25 Mann um sich. Nicholson war der erste auf dem Wall. Seine Kolonne besetzte unter furchtbaren Verlusten die Kaschmirbastion. Die zweite Kolonne hatte sich in den Besitz der Moribastion gesetzt und das Kabultor erobert. Und nun vereinigten sich die beiden Kolonnen zum Sturm auf das Lahortor. Nicholson war allen voran. Der Feind eröffnet ein wohlgezieltes Feuer. Major Jacob fällt, Greville und Leke stürzen zu Tode getroffen nieder. Die Kolonne schwankt. Da stürmt Nicholson vor. Die hohe Gestalt lenkt sofort das Feuer auf sich. Von einer Kugel durchbohrt bricht der Held zusammen. Aber das Lahortor war der Preis seiner Todeswunde. Das Kaschmirtor wird in die Luft gesprengt, eine Bastion nach der andern fällt. Am Abend war die Ringmauer im Besitz des Angreifers.

Große Kämpfe hat Dehli im Laufe der Jahrhunderte erlebt, aber einen heroiſcheren Kampf hat es niemals geſehen als jenen, aus dem an dieſem Tage der britiſche Löwe als der unbeſtreitbare Herrſcher Indiens hervorging. Es war der glorreichſte der glorreichen Tage, die dieſe Stadt geſchaut, groß durch den Heldenmut der Verzweiflung ſeiner letzten Verteidiger, größer noch durch den Heldenmut des Eroberers. In dem Mute der Verzweiflung war noch einmal der Flammengeiſt jenes Glaubens aufgelodert, der im Beſitze Dehlis das Palladium der Herrſchaft über Indien feſtzuhalten wähnte. Als die Sonne über Dehli unterging, da war auch Dehlis Sonne für immer untergegangen. Fuit Ilium. Um Dehli, die Herrin Indiens, war es geſchehen.

Es war wirklich ein herrliches Bild, das die Mauern und Baſtionen der Umwallung boten, während ich dem Pfade folgte, der ſich über den Kamm des „Ridge“ hinzieht. In dem warmen roten Farbenton der Mauermaſſen leuchtete die Ringmauer wie ein gigantiſches, blutgetränktes Denkmal, um das ſich das hohe, mit Raſen und Strauchwerk bedeckte Glacis gleich einem Rieſenkranze wob, deſſen lebhaftes Grün ſich im goldenen Lichte des Tropenmorgens wirkungsvoll von dem Rot der Granitmaſſen abhob. Hinter der Umwallung aber ſtieg die Palaſtſtadt der Mogulkaiſer empor. Auf ihrer Stirne trägt ſie das Gepräge ihrer Taten. Aus ihrem Blicke leuchtet der Genius ihrer Vergangenheit.

So bewegt und wechſelvoll dieſe Vergangenheit nun auch erſcheint, ſie allein würde kaum ausreichen, um der Stadt jene Anziehungskraft zu geben, die ſie auf jeden ausübt, der ſie beſucht. Es iſt *aſiatiſche*, es iſt *indiſche* Geſchichte. Und was iſt dieſe Geſchichte, von außen beſehen, anders als eine Verkettung glorreicher Taten und furchtbarer Verbrechen, finſterer Verſchwörungen und blutiger Familientragödien? Die Kaiſer ſind durchweg große Geſtalten, aus einem kräftigen Stoffe geſchaffen. Endloſe Kriege erfüllen ihr Leben; aber damit wechſelt eine in den gröbſten Ausſchweifungen ſchwelgende Üppigkeit.

Doch Dehlis Antlitz erzählt noch etwas mehr als ein ſolches den großen *weltgeſchichtlichen* Begebniſſen fernliegendes Stück aſiatiſcher Völker- und Fürſtengeſchichte. Es ſpiegelt ſich darin einer der denkwürdigſten *inneren* Kämpfe des aſiatiſchen Kulturlebens wider, der Kampf zwiſchen Brahmanismus und Islam.

Nichts iſt ſo anziehend auf einer Fahrt, die durch ſo viele Länder, unter ſo verſchiedenartige Völker führt, als in den Denkmälern der Vergangenheit dem unterſcheidenden Weſen des Volkslebens nachzugehen. Was im tiefſten Grunde des Volkstums ruht, kommt hier in leuchtenden Bildern zur Erſcheinung. Am machtvollſten aber prägt ſich des Volkes Eigenart dort aus, wo zwei gewaltige, ihrem innerſten Weſen nach grundverſchiedene Volks-

individualitäten aufeinander ſtoßen, um nicht bloß auf dem Schlachtfelde, ſondern auch auf dem Boden des geiſtigen Lebens um die Vorherrſchaft zu ringen. Da werden die geheimſten Kräfte entfeſſelt und im gemeinſamen Ringen zur höchſten Entfaltung gebracht. Ein ſolches Ringen verkörpert Dehli.

Der tauſendjährige Kampf zwiſchen buddhiſtiſchem und brahmaniſchem Kultus hatte ſeinen Abſchluß in dem endgültigen Triumph der Zwingherrſchaft des Brahmanismus gefunden. Seit dem 8. Jahrhundert ſchwindet der Buddhismus ſo ſchnell und gründlich von dem Boden, aus dem er hervorgegangen, daß ſeine einſtige Blüte nur mehr in den Ruinen ſeiner Klöſter und Heiligtümer erkennbar iſt, während umgekehrt die Vorherrſchaft des Brahmanismus die geſamte Staats- und Geſellſchaftsordnung der indiſchen Halbinſel mit einer unüberſteiglichen Schranke gegen jeden von außen eindringenden Einfluß umgibt. Die überwuchernde Lebensfülle des Hinduismus wächſt ſich in den vom Kultus ganz durchdrungenen Lebensformen und Gewohnheiten ſo phantaſtiſch aus, daß der Inder ein Sonderling unter den Völkern wird, den nichts aus dem Traume jenes abgeſchloſſenen Fürſichſeins aufzuſcheuchen vermag.

Da pochte von außen eine andere Macht an den Toren Indiens und rief die im Kampfe mit dem Buddhismus erſtarkten Kräfte des Brahmanismus zu einem viel gewaltigeren Kampfe wach. Mit dem erobernden Vordringen des Islam auf der Gangeshalbinſel (711) begann eine neue Epoche in der Geſchichte des indiſchen Geiſteslebens. Im Mohammedanismus und Hinduismus traten ſich die ſchroffſten und feindlichſten Gegenſätze gegenüber, Gegenſätze, ſo groß, daß jeder Ausgleich ausgeſchloſſen ſchien, hier der eruptive, vom leidenſchaftlichen Tatendrang erfüllte, alles mit ſich fortreißende Glaube an den Propheten, dort die zäh beharrende und allem Einfluß widerſtehende unbezwingbare Macht des brahmaniſchen Glückſeligkeitsideales. In der religiöſen und künſtleriſchen Verherrlichung jenes Wahngebildes hatte der Brahmanismus die geiſtigen Kräfte des indiſchen Volkes zur höchſten Betätigung, zu einer in ihrer Art glänzenden Entwicklung während ſeines tauſendjährigen Ringens mit dem Buddhismus geſteigert. Wer möchte das leugnen? Aber es waren im Schoße des üppigen Kultus auch die tiefſten und niedrigſten Triebe entfeſſelt, die wildeſten Leidenſchaften entzündet worden.

Mit dieſer alles umſpannenden und durchdringenden Macht des Hinduismus nahm der Mohammedanismus den Kampf auf. Alles, was der Islam an Kräften in der Glut ſeines *eigenen* Weſens beſaß, wurde aufs höchſte angeſpannt; alles, was ihm der an Hilfsmitteln unerſchöpfliche *fremde* Boden erſchloß, wurde aufgeboten, um die religiöſe Vorherrſchaft des Hinduismus ebenſo rückſichtslos zu brechen wie die politiſche. So geſtaltete ſich der Ringkampf zwiſchen Hinduismus und Mohammedanismus zu einem Rieſenkampf, in dem die beiden gewaltigſten Grundmächte des aſiatiſchen

Geiſteslebens aufeinander ſtießen. Es war ein Kampf von weltgeſchichtlicher Tragweite. Die ſtolze Verkörperung dieſes weltgeſchichtlichen Kampfes iſt Dehli. Aus dem Rieſenkampfe ging die Kaiſerſtadt als der Sammelpunkt aller Herrlichkeit der im Islam begründeten Herrſchaft über Indien hervor. Was Benares für den Hinduismus war, das wurde dieſer Fleck Erde für den Mohammedanismus: der ſakrale Boden, zu dem die dem Islam ergebene mittelaſiatiſche Welt wie zu ihrem größten Heiligtum hinſchaute und hinpilgerte.

Die ganze Ebene ringsum, ſoweit ſie vom „Ridge“ gegen Weſten und Süden in einer Ausdehnung von mehr als 100 qkm ſichtbar wird, iſt ein einziges großes Dehli, ein Trümmer- und Totenfeld, aus dem allenthalben die Türme und Kuppeln zwiſchen ſpärlichem Grün emportauchen. Über manches weit ausgedehnte Ruinenfeld bin ich im Laufe meiner Wanderungen durch Kambodſcha und Java geſtreift, aber eine ſo maſſenhaft zuſammengedrängte Fülle von Denkmälern iſt mir nirgendwo begegnet. Es hängt dieſe Fülle aufs engſte mit Dehlis eigenartiger Entwicklung zuſammen. Die Kaiſerſtadt iſt in des Wortes wahrſtem Sinne eine nomadiſierende Stadt. Sie wandert auf der Ebene umher, bald an dieſem bald an jenem Punkte ſich in neuen und herrlichen Denkmälern erhebend. Es iſt immer dasſelbe Dehli, die gleiche Hochburg des Islam, der von hier aus den Kampf mit der Macht des Brahmanismus aufnimmt. Während Dehli von einem Punkte der Ebene zum andern wandert, wird dieſer Kampf immer tiefer in das innerſte Heiligtum des Hinduismus hineingetragen. Noch war kein Jahrhundert ſeit der erſten Eroberung Dehlis verfloſſen, da dehnten ſich von hier aus die Eroberungszüge bereits bis zur ſüdlichſten Spitze der gangetiſchen Halbinſel aus. Der Eroberer Dehlis war der Beherrſcher Indiens geworden. Immer ſind es türkiſch-tatariſche Geſchlechter, Sprößlinge der aſiatiſchen Steppe, die einen ſtärker als die andern, welche unſtät wie der Nomade auf dem felſigen Boden am Ufer der Jamuna umherziehen, um bald hier bald dort ihre Zitadelle von neuem aufzurichten. In der Fülle ihrer Macht haben ſie ſich durch ein halbes Jahrtauſend zu behaupten vermocht. Zuerſt waren es die Pathan. Unter dieſem Namen haben ſich die von Afghaniſtan aus eindringenden Stämme, welche von 1192 bis 1526 herrſchten, in der Pracht ihrer monumentalen Bauten ein glanzvolles Andenken für immer in der Geſchichte der Wanderungen Dehlis geſichert. Die Pathan werden von den Mogul abgelöſt. Der Sieg Babers bei Panipat (1526) leitet die zweite große Epoche der Kaiſerſtadt, das Zeitalter der Mogul ein. Es iſt das goldene Zeitalter Dehlis, jene Epoche, von deren märchenhaftem Glanz uns die Indienfahrer des 17. und 18. Jahrhunderts nicht genug zu erzählen wiſſen.

So iſt die Kaiſerſtadt in ihren Wanderungen und Wandlungen der treue Spiegel des denkwürdigſten aller Kämpfe, die je auf dem Boden

Indiens ausgefochten wurden. Wie in einem einzigen großartigen Rundbilde läßt sich von der Höhe des „Ridge“ aus dieses Nomadenleben des asiatischen Rom überblicken, während eine Flut völkerbewegender Ereignisse sich vor dem geistigen Auge über die Ebene ergießt. Die Wanderungen beginnen im Westen. Tief am Horizont steigt dort wie eine fein sich zuspitzende Nadel der schlanke Siegesturm des ersten Eroberers von Dehli über eine Hügelkette auf. Es ist der Kutab Minar. Hier liegt der Ausgangspunkt der wandernden Kaiserstadt. Indem wir von diesem Punkt aus den Wanderungen folgen, welche das nomadisierende Dehli auf der Ebene einschlägt, erhellen sich die Phasen des Riesenkampfes, den Islam und Hinduismus ausgefochten haben.

16. Februar 1905.

Es war noch früh am Morgen, als uns ein flinkes Wägelchen durch Dehlis schönste Straße (Tschandni Tschauk) nach dem Kabultor trug. Vor uns öffnet sich das mächtige Tor und hinaus geht es in die weite Ebene dem ältesten Dehli zu. Ringsum ist es still, totenstill — in dieser Morgenstille wirklich eine Fahrt über ein Totenfeld. Von allen Seiten winken die Kuppeln der ungezählten Maufoleen den Totengruß eines entschwundenen Geschlechtes uns zu. Allmählich tritt gegen Süden der stolze Turm des Kutab Minar klarer hervor. Einen fesselnden Anblick gewährt es, wie der riesige Schaft aus der Ferne zuerst zart und fein emporsteigend, dann immer mächtiger in seinen Massen, immer harmonischer in seinen Maßen zur Erscheinung kommt. Die Siegessäule schließt gegen Süden das Toten- und Trümmerfeld ab. Wir haben bald die leicht ansteigende Höhe erreicht und befinden uns auf dem Boden der ältesten Schöpfung des Islam, rings von großartigen Ruinen umgeben, wohin das Auge schaut.

Durch ein mächtiges Portal treten wir in den von Arkaden eingeschlossenen Hofraum und stehen auf der Schwelle jener Stätte, von der einst der denkwürdige Kampf zwischen den beiden gewaltigsten religiösen Grundmächten des fernen Ostens ausging.

Wie ein verheerender Strom hatten sich die Araber über die orientalische Welt ergossen. Kaum waren 100 Jahre seit den ersten Eroberungen verstrichen, da reichte die Sturmflut von der Nordküste Afrikas bis zum Industale. Selbst bis ins Pandschab waren die Vorkämpfer des Islam vorgedrungen. Man hätte nun erwarten können, daß ihre Scharen bald Indien ebenso verheerend überfluten würden wie Persien. Unermeßliche Schätze lockten in das Gangestal. Aber seltsamerweise schien sich hier der Strom zu brechen. Wohl fanden gelegentlich Einfälle statt, aber erst dem Ghasnawidenherrscher Mahmud (997—1030) blieb es vorbehalten, seine Eroberungszüge über die Grenzen des Pandschab hinaus auszudehnen. Nicht weniger als zwölf Heerzüge unternahm er nach Indien. Die ersten führten in das Fünfströme-

land. Von dort wandte er sich dem Gangesgebiete zu. Die Halbinsel Gudscherat, reich an mächtigen Städten, wurde zuletzt der Mittelpunkt seiner indischen Unternehmungen. Aber so kühn diese Eroberungszüge durchgeführt wurden, so gelang es dem gewaltigen Eroberer trotzdem nicht, in das Herz des Hinduismus einzudringen. Der Islam konnte die herrlichen Tempel Gudscherats in Schutt und Asche legen, aber der Hindu blieb, was er war, unzugänglich jeder Propaganda von Feuer und Schwert. Mittlerweile jedoch hatte der Islam das weite Gebiet zwischen Oxus und Indus dem Glauben des Propheten erobert. Dort hatten sich die türkisch-mongolischen Stämme angesiedelt. Von frischer, kühner Lebenskraft erfüllt, von unersättlichem Unternehmungsgeist getragen, waren diese Söhne der Steppe einst aus ihren alten zentralasiatischen Wohnsitzen aufgebrochen, um, einem unbestimmten Drange gegen Westen folgend, vielleicht auch von einer dunkeln Kunde Indiens angezogen, nach neuem Länderbesitz zu suchen. Alles Gebiet nördlich und südlich vom Hindukusch hatten sie erobert. Da kam der Islam und gab dem unruhigen, stets vorwärtsdrängenden Zuge dieser Stämme einen neuen Schwung. Einmal für den Islam erobert, wurden die Sprößlinge der zentralasiatischen Steppe die kühnsten und erfolgreichsten Vorkämpfer der Religion des Propheten. Ihnen war es beschieden, den Flammengeist des mohammedanischen Fanatismus erobernd ins Herz Indiens hineinzutragen und von dort aus eine neue asiatische Weltherrschaft zu begründen. Der Traum, der einst dem welterobernden Genius Alexanders vorgeschwebt, als es ihn mit geheimnisvoller Gewalt nach dem Märchenland Indien zog, war in der Dichtung und Sage der mittelasiatischen Völkerkreise erhalten geblieben. Der Name „Alexander" war gleichbedeutend mit „Weltherrscher" geworden, und diese „Weltherrschaft", d. h. die Herrschaft über „Mittelasien", fiel zusammen mit der Herrschaft über Indien.

Vor allem suchten die gegen Süden vordringenden türkisch-tatarischen Stämme einen festen Ausgangspunkt für ihre indischen Eroberungszüge zu gewinnen. Sultan Mahmud hatte diesen Ausgangspunkt in Gudscherat gesucht. Der Versuch war mißlungen. Das Auge richtete sich jetzt auf jene Stätte, von der aus sich einst den vordringenden arischen Einwanderern selbst das Wunderland Indien erschlossen hatte. Hier hatte später das sagenumwobene Indraprastha geblüht, die im epischen Liede gefeierte Stadt des Heldenkönigs Yudhisthira. Wenige Kilometer davon entfernt war eine neue, mit prachtvollen Tempeln geschmückte Stadt als Erbin des alten heroischen Glanzes von den Tomarafürsten (1052—1151) erbaut worden. Die Herrschaft der Tomara wurde von den Tschauhan abgelöst, und sie waren es, die aus der von ihren Vorgängern angelegten Zitadelle eine der glänzendsten Städte Nordindiens machten. Das Reich, dessen Mittelpunkt die Zitadelle wurde, dehnte sich unter dem unternehmenden Fürsten Rai Pithora (1175

bis 1193) von der Jamuna bis zum Indus aus. Rai Pithora wird in Dichtung und Sage als der größte Heros Nordindiens gefeiert. Ein tragiſches Ende war ihm beſchieden. Als er auf der Höhe ſeines Ruhmes und ſeiner Macht ſtand, da brachen von Afghaniſtan die türkiſchen Stämme, die Pathan, ein. Unter ihrem kühnen Heerführer Kutab-ud-din überfluteten ſie das Fünfſtrömeland und bedrohten die beiden Hauptſtädte des von Rai Pithora beherrſchten Reiches Dehli und Adſchmir. Der erſte Anprall wurde 1191 glänzend zurückgewieſen; aber zwei Jahre ſpäter erneuerte ſich der Angriff der Pathan. Rai Pithoras Heer wurde zermalmt, oder um die dichteriſche Sprache des mohammedaniſchen Geſchichtſchreibers zu gebrauchen: „Die gewaltige Kriegermaſſe, einmal erſchüttert, ſchwankte wie ein großer Bau und brach in ihren Trümmern zuſammen.“ Kutab-ud-din zog in Dehli ein, und ſchon im nächſten Jahre ſtand der Eroberer Dehlis als Sieger auch in Benares auf dem Boden der heiligſten Stadt der indiſchen Welt.

Die erſten Eroberer Dehlis waren eine in jeder Beziehung entſchloſſene, tatkräftige Raſſe, kühn und gewaltig in ihren Eroberungszügen, ſchöpferiſch und groß in ihren religiöſen Denkmälern. Kaum fühlten ſie ſich ſicher in ihrer Eroberung, ſo ſetzten ſie ſich auch ſchon ans Werk, um in dem Mittelpunkte des von ihnen eben begründeten Reiches den Glauben des Propheten in einem Heiligtume von ſolcher Pracht und Schönheit zu verherrlichen, daß dadurch vor aller Augen der Triumph des Islam über die „Ungläubigen“ ſichtbar wurde. Dem Einfluß des Islam war es gelungen, in dieſen unſtäten Söhnen der hochaſiatiſchen Steppe, die in ihren alten Wohnſitzen nur unter ihren leichten, ſchnell beweglichen Zelten daheim geweſen, einen außerordentlichen künſtleriſchen Unternehmungsgeiſt zu wecken. Das Auge des Nomaden, bis dahin einzig mit den flüchtigen Umriſſen ſeines vom Winde bewegten Zeltdaches vertraut, wurde von der majeſtätiſchen Größe, die der Islam in ſeiner Architektur erſtrebte, gefangen. Bereits in ihrer neueroberten Heimat am Oxus waren die türkiſch-tatariſchen Stämme die gelehrigen Schüler des arabiſchen Meiſters auf dem Felde der Architektur geworden.

In dieſen halbwilden kriegeriſchen Horden glühte ein tiefes dichteriſches und künſtleriſches Empfinden. Was ſie bald zart bald glühend in ihren Liedern ausſprachen, das hatten ſie ſchnell ebenſo lebendig im Stein auszudrücken gelernt. Es war ein aus dem innerſten Grunde der Volkskraft hervorquellendes Schaffen, das in den Denkmälern der Kunſt jetzt nicht weniger reich hervorbrach wie in den Schöpfungen der Poeſie. Dieſer architektoniſche Zug pflanzte ſich nun nach Indien fort und regte ſich um ſo mächtiger, je eindrucksvoller der religiöſe Genius der Inder dem Eroberer in einem künſtleriſchen Glanz entgegentrat, der aus unzähligen Denkmälern ſich über das eroberte Land ergoß. Der ſiegreich vordringende Islam bot daher vom erſten Augenblick alles auf, um die künſtleriſche Herrlichkeit des

Hinduismus durch den Glanz seiner Denkmäler zu überstrahlen. Das ist es, was den Bauwerken, in denen sich die ersten Beherrscher Dehlis verewigt, einen so fesselnden Reiz verleiht. In den Denkmälern, denen das Auge an der Schwelle des künstlerischen Schaffens begegnet, kündet sich schon die gewaltige, alle Schätze des Landes ausbeutende, alle Kräfte des Volkes wachrufende Kunstepoche an, in der sich der Kampf zwischen Islam und Hinduismus widerspiegeln sollte.

Den Mittelpunkt der Bauten bildete die große, von Kutab-ud-din (1193—1211) erbaute Moschee. Es sind Trümmer, aber selbst aus dem ruinenhaften Aussehen spricht ein eigentümlicher Zug von Kraft und Schönheit. Die Mittelfläche der Fassade nimmt das in den schön geschwungenen Linien des Kielbogens auslaufende Hauptportal ein. Zu beiden Seiten wird das Hauptportal von kleineren Portalen eingeschlossen, die gleich dem Mittelstor halbkreisförmig aufsteigen und mit auswärts geschweifter Spitze enden. Die breiten Mauerflächen, die Säume und Umfassungen der Bogenöffnungen überdeckt ein Ornament verschlungener Bänder und Streifen, mit deren reizvollem Linienspiel sich Sprüche des Koran in der strengen einfachen kufischen Schrift verweben. Das ist kein Werk einer beginnenden, unsicher tastenden, mühsam ringenden Kunst. Portale und Bogen sind in ihren kräftigen, harmonisch zusammenwirkenden Linien Meisterstücke eines in seiner Art vollendeten Baustiles. Dieser Stil war an den Ufern des Nil zuerst zu einem festen, klar ausgeprägten System und zu imposanter Durchbildung gelangt. Ein stattlicher Kuppelbau von strenger Anlage auf quadratischer Grundform mit mächtigen Pfeilern und Säulen, Bogen und Portalen, rings von einer stolzen Halle umgeben, die einen weit gestreckten Hofraum abgrenzt, daneben die in mehreren Absätzen schlank aufsteigenden Minarets: das sind die wesentlichen Umrisse, in denen sich die architektonische Form der Moschee ausprägt. Unter dem Einfluß des tiefsinnigen Ernstes der alten Pharaonenbauten erhob sich diese architektonische Grundform zu überraschender Großartigkeit. Man sollte fast meinen, das künstlerische Streben jener gewaltigen urzeitlichen Epoche Ägyptens, das sich in den strengen, primitiven, durch keinerlei Schmuckformen verzierten Baumassen der Pharaonen einst aussprach, habe sich in der ernsten geschlossenen Architektur des Islam nur weiter entwickelt. Streng und klar gegliedert bauten sich die Mauermassen in der majestätischen Schönheit der Portale, in der monumentalen Gestalt der Kuppeln, in den kühn geschwungenen Linien der Bogen, in dem glänzenden Säulenbau der den Hof umgrenzenden Arkaden, in der reichen Zinnenkrönung der Mauern auf. Die der Moschee eigentümlichen Elemente wurden der künstlerische Ausdruck alles dessen, was der Moslim im Glauben an seinen Propheten zu besitzen wähnte. Sie stellten ihm im künstlerischen Bilde das siegverkündende Symbol des Islam dar. Darum durften Kuppel

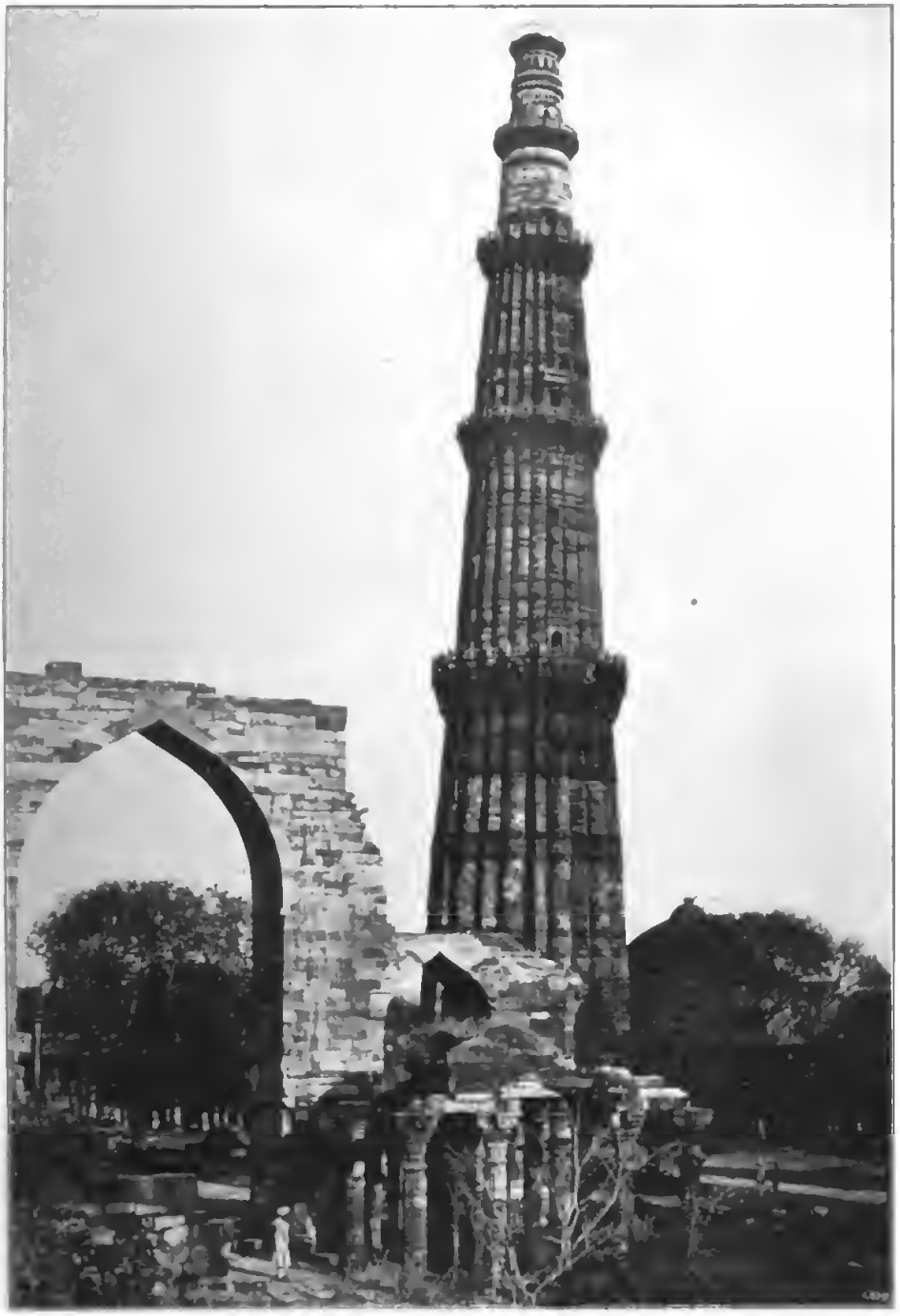


Bild 47. Dehli. Siegesſäule Kutab Minar. (S. 57.)

Bild 48. Dehli. Balluſtrade und Arabesken der Siegesſäule Kutab Minar.
(S. 58)

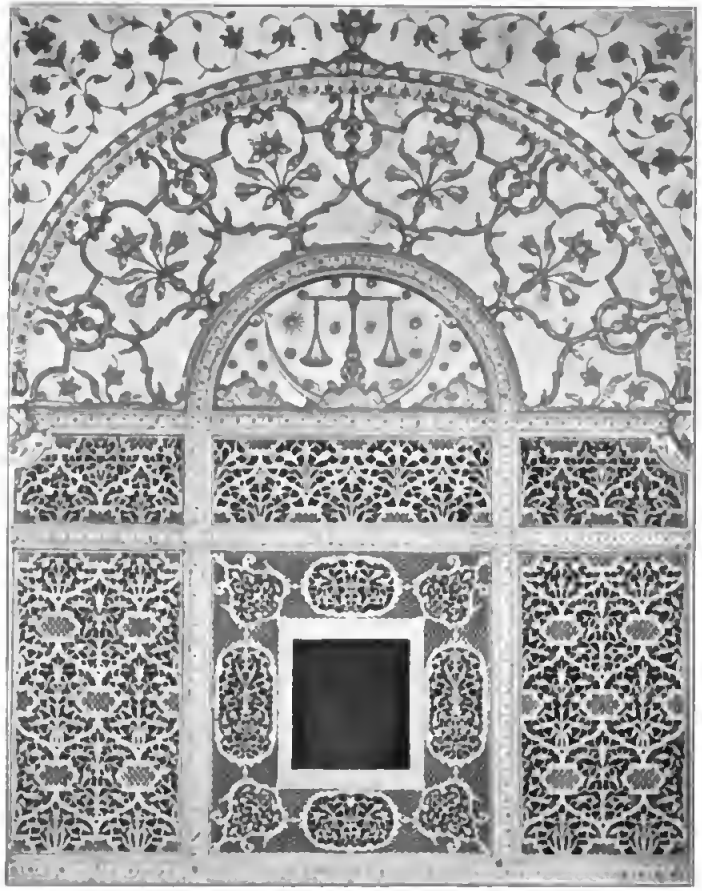


Bild 49. Dehli. Marmorſchleier im kaiſerlichen Serail.
(S. 77; vgl. auch Bild 55.)

und Bogen, Arkade und Minaret auch bei der erſten Schöpfung des Islam auf dem Boden Dehlis nicht fehlen.

Indem wir durch das Hauptportal ſchreiten, öffnet ſich ein langgeſtreckter Hof. In einer Länge von 120,5 m dehnt ſich zu beiden Seiten des Hofes eine Linie von Arkaden aus. Jede Arkadenlinie beſtand urſprünglich aus drei großen und acht kleineren Bogenbauten; die großen Bogen haben eine Höhe von 20,4 eine Breite van 7,2 m. Leider iſt nur mehr die eine Arkadenlinie noch einigermaßen gut erhalten. Ein Rundgang durch die Säulenhallen läßt uns in dem Ornament der Säule ſofart den indiſchen Urſprung erkennen. Die Pfeiler zeigen eine Feinheit in der Durchbildung des Details, welche die ſchöpferiſche Kraft dieſer Meiſter glänzend offenbart. Was uns bei näherer Betrachtung vor allem überraſcht, das iſt der Reichtum der Erfindungsgabe. Jeder Pfeiler iſt in ſeinem Ornament van dem andern verſchieden. Manchmal ſcheint es, als ſtimmten ſie Linie um Linie überein; aber die Übereinſtimmung ſchwindet, ſabald man die einzelnen Felder vergleicht. Dieſe Fülle plaſtiſcher Details, die ſich filigranartig über alle Teile hinſtreckt, weckt einen ungemein lebendigen Eindruck. Es bereitete mir einen ganz eigenen Genuß, den Reichtum dieſer prunkvallen Gebilde in dem perſpektiviſchen Linienſpiel der Säulenreihen auf das Auge wirken zu laſſen. Wie ſchade, daß nur ein Teil der Säulen erhalten geblieben! Alles in allem ſind es noch 340 Pfeiler, ein Viertel der Säulen, aus denen urſprünglich die Arkaden beſtanden. Es muß einen unbeſchreiblich ſchönen Eindruck gemacht haben, als alle dieſe zierlichen Geſtalten in langen Reihen die Fülle ihres Ornamentes entfalteten.

Während ſich in den gewaltigen Maſſen der Portale und Kuppeln der Ernſt und die Energie des religiöſen Gedankens des Islam ausdrückt, beginnt ſich gleichzeitig in der arnamentalen Pracht der Plaſtik ein echt indiſches Element mit Bagen und Kuppel zu verbinden. Was die indiſche Kunſt in der Mannigfaltigkeit ihrer Ornamentik zu leiſten verſtand, überſtrahlte alles, was der islamitiſche Eindringling mitgebracht hatte. Leicht bewegt, bunt und keck breitete dieſe Kunſt eine Fülle des Schmuckes über alle Glieder des Baues aus. Dieſer Reichtum wirkte beſtechend auf den türkiſchen Eroberer. In dem plaſtiſchen Reichtum der indiſchen Kunſt hatte er ein Element entdeckt, das den ernſten Maſſen des ſarazeniſchen Baues nur angepaßt zu werden brauchte, um eine außerordentliche künſtleriſche Wirkung zu erzielen. Wenn es gelang, mit der feierlichen Pracht der ſarazeniſchen Kunſt die Eleganz der indiſchen Kunſt zu verbinden, dann konnte ein Werk entſtehen, das alles übertraf, was der Hinduismus ſelbſt jemals auf dem Boden der religiöſen Kunſt hervorgebracht hatte.

Ihren erſten Triumph feiert dieſe künſtleriſche Allianz zwiſchen dem Eroberer und dem Eraberten in der Siegesſäule, die vor unſern Augen ſtolz in die Lüfte ſteigt. Die Siegesſäule iſt ein wahrhaft fürſtliches Denkmal.

In der Anlage des Turmes folgte der Eroberer dem architektoniſchen Vorbilde, das er in den Siegestürmen der Hindu vorfand. Es war ein ſeit vielen Jahrhunderten von den Hinduſürſten gepflegter Brauch, ihre Siege durch Säulen und Triumphbogen zu verewigen. Die Siegesſäulen und Siegestürme werden zuſammengefaßt unter dem gemeinſamen Namen jayastambha (Siegespfeiler). Urſprünglich eine einfache Säule (stambha), entwickelte ſie ſich allmählich zu einem Siegesturm. Die Türme ſteigen in mehreren Geſchoſſen, drei, vier, fünf, zu einer Durchſchnittshöhe von 35 bis 50 m empor. Das Äußere wird durch Liſenen und Frieſe, nicht ſelten auch durch umlaufende Galerien reich gegliedert. An den Wandflächen aber entfaltet ſich die ganze Schönheit indiſcher Plaſtik. Der Eroberer Dehlis griff dieſes Vorbild auf, um den Triumph des Islam in einem Siegesturme zu verherrlichen, wie ihn noch kein Hinduſürſt aufgeführt. Der Kunſtgeiſt war bereits ſo mächtig erſtarkt, die Freude an monumentaler Pracht ſo groß, daß daraus ein Werk hervorgehen konnte, das an Glanz alles Frühere überbietet, während es an Hoheit der künſtleriſchen Auffaſſung von keinem noch folgenden Werke dieſer Art mehr erreicht wird. Es iſt ein Bau von herrlicher Schlankheit und Schönheit der Verhältniſſe. Ein Polygon von 24 Seiten, deren jede 1,8 m mißt, bildet den Unterbau. Dieſe Baſis ſtellt gewiſſermaßen den Rieſenſockel einer gewaltigen Säule dar, deren Schaft, ſich in fünf Stockwerken immer mehr verjüngend, zu einer Höhe von 72,3 m emporſteigt. Das erſte der fünf Geſchoſſe mißt 28,8, das zweite 15,5, das dritte 12,1, das vierte 6,6 und das fünfte 5,4 m. Mißt der Durchmeſſer des Schaftes am unteren Rande 14,2, ſo verkürzt er ſich am oberen Rande zu 2,7 m. Durch dieſe ungleiche Verteilung der Maße iſt es dem Erbauer gelungen, der Anlage eine ſo lebendige Gliederung zu geben, daß die wuchtige Maſſe in freiem, anmutigem Schwung emporzuſteigen und über ſich ſelbſt hinauszuwachſen ſcheint. Dazu kommt nun der feinſinnige Wechſel, mit dem die Wandbekleidung der einzelnen Stockwerke behandelt wird. Der Schaft erſcheint als eine reich kannelierte Säule. Im unterſten Stockwerke ſetzt ſich die Kannelierung abwechſelnd aus halbkreisförmigen und rechteckigen Pfeilerſchnitten zuſammen; im zweiten iſt die Kannelierung nur halbkreisförmig, im dritten rechteckig, im vierten halbkreisförmig und flach, im fünften rechteckig und flach. Doch das genügte dem auf rhythmiſches Leben gerichteten Sinne des Künſtlers nicht. Um jedes Stockwerk läuft ein in herrlicher Plaſtik ausgeführter Balkon, der, auf einem eleganten Sockel ruhend, kühn über die Wandfläche hervorſpringt. Die zierlichen Arabeskenbänder, die ſich mit den grandioſen arabiſchen Spruchbändern zwiſchen den Galerien um den Schaft ſchlingen, erhöhen noch den Eindruck der rhythmiſch bewegten Gliederung. Während das Auge ſich an der Pracht der Formen erfreut, überſieht es faſt ganz die Schönheit des Materials, das zu dem Aufbau

verwendet wurde. Es ist ein trefflicher roter Sandstein; abwechselnd wird für die Stockwerke eine hellere und dunklere Tönung des Rot verwandt. Das oberste Stockwerk aber leuchtet in schneeweißem Marmor. Zu der Schönheit des Aufbaues gesellt sich die glückliche Lage. Der Kutab Minar beherrscht in einer nach jeder Seite offenen Lage die gegen Westen schroff abfallende Bodenerhöhung, aus der der Koloß emporwächst. Dadurch unterscheidet er sich von dem Glockenturm in Florenz. Der Kampanile ist zwar um 9 m höher; die edle Gliederung und reiche Dekoration rufen eine ungleich größere künstlerische Harmonie hervor; aber vor der Majestät der Domkuppel tritt dort die Schönheit des Turmes zurück. Der Bau vermag sich nicht frei zu entfalten, hier hingegen schwingt sich die Masse des Turmes in ungezwungener Leichtigkeit und Freiheit empor. Durch die freie, unbeengte Lage kommt der Aufbau in der ganzen lichten Schönheit seiner Glieder zur Geltung.

Das ist die Siegessäule Kutab Minar. Je länger man sie betrachtet, um so mehr reißt ihr Anblick zur Bewunderung fort. Die klare Gliederung, die reinen Verhältnisse, der kühne Aufbau, der reiche Schmuck, dessen edle Formenfülle sich an den Arabesken und Balkonen zum Ausdruck heiterer Pracht steigert, geben diesem Werke den ersten Platz unter allen Schöpfungen des ältesten Dehli. Klein und unbedeutend erscheint dem Koloß gegenüber die eiserne Säule, die sich inmitten des Arkadenhofes erhebt. Es ist dies zwar eines der merkwürdigsten Denkmäler des indischen Altertums. Die Säule ist nämlich nicht aus Bronze oder aus Stein gearbeitet, sondern ein Schaft aus getriebenem Eisen. Dieser Schaft ragt in einer Höhe von 9,6 m aus dem Boden hervor, soll sich aber zu annähernd der gleichen Tiefe noch in den Boden versenken. Die Bearbeitung der gewaltigen Eisenmasse spricht für den hohen Fortschritt der Technik im 4. Jahrhundert n. Chr. Unter dem stolzen Namen „Arm des Schicksals" war die von einem reichen Sagenkranz umflochtene Säule ein kostbarer Talisman geworden. Wer die Säule besaß, war im Besitze des Unterpfandes der Herrschaft über Indien. Auf dem heiligen Boden Mathuras, dem *μάθουρα τῶν θεῶν* der alten Griechen, einst aufgerichtet, verherrlichte sie in der Inschrift, die ihr eingegraben ist, eine der bedeutendsten Herrschergestalten Indiens, den König Tschandragupta, der im 4. Jahrhundert den größten Teil des nördlichen und mittleren Indien zu einem mächtigen Reiche vereinigt hatte. Als Vikramāditya („Sonne der Macht") lebte dieser Fürst in der Erinnerung Indiens fort, und das Größte und Schönste, was Indien in jenem Zeitalter hervorgebracht, die Blüteepoche seines Geisteslebens, wurde in Dichtung und Sage mit dem Namen Vikramāditya verflochten. Der „Sonnenkönig" war der Inbegriff von Indiens Herrlichkeit. Dieser Glanz übertrug sich auf die von ihm aufgerichtete Säule. Als daher der Tomarafürst Ānangapāla ein neues

Reich begründete, deſſen Mittelpunkt er nach Dehli verlegte, verpflanzte er auch das Palladium der Herrſchaft über Indien von dem ſakralen Boden Mathuras nach dieſem neuen Mittelpunkt.

Aber ſo meiſterhaft der eiſerne „Arm der Geſchicke Indiens“ geſchmiedet worden war, ein mächtigerer Arm überwand ihn, und die neunhundertjährige Säule des „Sonnenkönigs“ ſollte ſich wie zum Hohn auf den überwundenen Hinduismus in der Mitte der vom Sieger umgewandelten Stadt erheben, um Zeugin der neuen Herrlichkeit zu ſein, die in Geſtalt des Siegesturmes hoch über ihr emporſtieg.

Von dem Siegesturm wandte ich mich dem Grabe des Kaiſers Altamſh (1211—1236) zu. Es erſcheint winzig gegenüber den beiden gewaltigen Schöpfungen von Moſchee und Minar. Aber wir haben in ihm eines der intereſſanteſten Beiſpiele jener künſtleriſchen Allianz vor uns, welche die indiſche und ſarazeniſche Kunſt immer enger verbindet. Wenngleich ſich noch eine gewiſſe Unſicherheit bei der glücklichen Anpaſſung der plaſtiſchen Einzelheiten des Hinduſtiles innerhalb der architektoniſchen Umriſſe von Bogen und Portal, Niſche und Gewölbe an einzelnen Stellen zu erkennen gibt, ſo iſt die Verſchmelzung des indiſchen und ſarazeniſchen Elementes doch bereits ſo glücklich eingeleitet, daß das Auge auf das angenehmſte überraſcht wird von der Schönheit des ornamentalen Schmuckes, mit dem die Wandflächen bekleidet ſind. Die herrliche rote Geſteinsmaſſe erweckt, aus der Ferne betrachtet, den Eindruck, als ſei es ein einziger kräftiger Felsblock, aus dem das Grabdenkmal mit ſeinem Freiraum im Innern und ſeinem bogengeſchmückten Portal herausgehauen iſt. Das Spiel der ſich emporrankenden und verflechtenden Linien vermag keine Feder wiederzugeben. Ein Hauch klaſſiſcher Schönheit belebt in den Rankengewinden, in dem Blumen- und Blattſchmuck die Steinmaſſe. Es mag uns manches noch überladen und in der Fülle der Einzelheiten verwirrend erſcheinen. Da iſt kein Zoll breit freier Fläche ohne Ornament. Aber auch das Kleinſte zeigt Züge einer vollendeten Kunſtfertigkeit, ſo daß ſelbſt heute, nachdem Jahrhunderte der Verwüſtung darüber hinweggezogen ſind, die bis in die Einzelheiten dringende Zierlichkeit der Arbeit ſich erhalten hat.

Doch noch mehr feſſelt den Blick der Siegesbogen Ala-ud-dins, der Alai Darwâzah. Steht der Siegesturm Kutab-ud-dins an der Schwelle der Triumphe der erſten Herren von Dehli, ſo bezeichnet das Siegestor bereits den Höhepunkt der Erfolge, den innerhalb eines Jahrhunderts der Pathaneroberer an der Stätte erzielt hatte, auf der einſt die glänzende Hauptſtadt des Tomarafürſten geſtanden. Der Alai Darwâzah iſt in des Wortes beſtem Sinn eine Siegespforte; der Siegesturm findet in ihm die ebenbürtige Ergänzung. In ſtolzen Zügen feiert die Inſchrift ihren Erbauer Ala-ud-din (1295—1316) als Sicandar Sani, „den zweiten Alexander“.

Was Alexander vergeblich erſtrebt hatte, die Herrſchaft über Indien, das verwirklichte Ala-ud-din im Jahre 1310 mit ſeinem Siegeszuge nach der Südſpitze Indiens. Bis zum größten Heiligtume des Hinduismus im äußerſten Süden, dort, wo die Inſelbrücke nach Ceylon hinüberleitet, auf der der „edle" Affe Hanuman ſeine Kohorten dem Prinzen Rama zu Hilfe führte, drangen ſeine Heeresmaſſen vor. Und als die Fahne des Propheten über dem Tempel von Rameswaram wehte, jenem größten Heiligtum des Südens, das die edle Affentat verewigt, da ſchien das Werk vollendet, das 100 Jahre früher Kutab-ud-din mit der Eroberung Dehlis hoch im Norden eingeleitet hatte. Ganz Indien, von den Tälern des Fünfſtrömelandes bis zum Kap Komorin, lag zu den Füßen des Islam. Dieſes Siegesjahr ſollte in dem Siegestor verherrlicht werden. Darum leuchtet das Jahr 710 (= 1310) in dem ſchwungvollen und kräftigen Schriftzug über dem Tore. Aber wirkſamer und würdiger als in dem Schriftzug ſollte ſich das Siegesjahr in dem künſtleriſchen Charakter des Denkmals verewigen.

Dem Siegestor iſt die Geſtalt eines Rechtecks gegeben, das nach jeder Seite ſich in einem ſpitzbogenförmigen Durchgang öffnet. Über dem Rechteck erhebt ſich eine Kuppel. So anſpruchslos der Bau in ſeinen architektoniſchen Umriſſen erſcheint, ſo prunkvoll entfaltet er ſich in dem Ornament. Es iſt ja wahr: dieſe Bänder und Ranken, die ſich nach allen Richtungen hinziehen, bewegen ſich nur in einem mit ſeiner Berechnung herausgeklügelten Linienſpiel, welches bald aus geometriſchen Figuren bald aus ſtreng typiſchem Blattwerk zuſammengeſetzt wird. Es ſcheint den Künſtlern nicht gegeben, in einer klaren Symbolik der Formen und in lebensvollen Geſtalten einen großen Gedankeninhalt zu veranſchaulichen. Und doch, ſo ſehr die Kunſt des Islam von dem typiſch ſtarren Geiſte dieſer Überlieferung befangen war, als ſie den Boden Indiens betrat, ſo ſtrömte ihr gleichwohl in der Berührung mit der unvergleichlich reicheren Plaſtik der indiſchen Kunſt eine ſolche Fülle neuer und friſcher Motive zu, daß die überlieferten Formen mit einem viel freieren künſtleriſchen Empfinden als anderswo durchdrungen wurden. Die allgemeinen Umriſſe erinnern zwar überall an das typiſche Vorbild. Aber der Künſtler weiß das Thema zu einem wunderbaren Reichtum zu entfalten. Nach allen Richtungen verfolgt das Auge das anmutige Linienſpiel, wie es ſich um Portal und Niſche webt, an Bogen und Gewölbe emporſchlingt. Überall tauchen neue, graziöſere Formen auf. Aber wenn auch der Reichtum *indiſcher* Plaſtik an dieſer Fülle ſeinen beſondern Anteil hat, ſo macht ſich doch ein ganz bedeutſamer Unterſchied gegenüber den Denkmälern des Hinduismus geltend. In den Darbietungen der indiſchen Kunſt wird die Freude an dem Reichtum der Formen immer getrübt durch die üppigen, willkürlich ſpielenden Dekorationsformen. Dieſes *überladene*

Dekorationsſpiel fehlt hier. Das künſtleriſche Empfinden bricht in einer Lauterkeit und Schönheit hervor, die einen höheren und edleren Formenſinn offenbart. Darin zeigt ſich die überlegene Kunſt des Islam.

In kurzem Abſtand von dem Siegesbogen Ala-ud-dins erhebt ſich deſſen Grabmal. Alle Schönheit des Triumphbogens ſpiegelt ſich in dem Grabmal wider, das dem Schöpfer des Alai Darwâzah errichtet wurde. Die Kunſt der Pathanfürſten ſtand auf dem Höhepunkt. Der Hindukünſtler hatte gelernt, die fremdartigen Formen des Islam mit den Formen ſeiner eigenen künſtleriſchen Überlieferung ſo vollkommen zu durchdringen, daß dieſe Verſchmelzung den architektoniſchen Maſſen auch ein ganz neues Leben und eine bis dahin unbekannte Friſche einhauchte. Die Wände ſind im Innern mit einem Stickmuſter von unübertroffener Schönheit bedeckt. Was aber noch mehr das Auge entzückt, das iſt die leichte und ungezwungene Art, in welcher der Innenraum aus einem Rechteck in ein Oktogon übergeleitet wird. Dort nämlich, wo die Kanten des rechteckigen Raumes aufeinander ſtoßen, bilden ſich rechtwinklige Niſchen, deren Wände ſich nach oben in einer ſchön geſchwungenen Spitzbogenwölbung zuſammenſchließen. Dieſe Spitzbogenwölbungen des Innenraumes wirken mit den nach außen ſich öffnenden Spitzbogenportalen zu einem harmoniſchen Ganzen zuſammen, das dem künſtleriſchen Auge in der edeln Form der architektoniſchen Umriſſe einen ebenſo reichen Genuß gewährt wie in den anmutigen Gebilden des plaſtiſchen Schmuckes. So klein das Baudenkmal iſt — das äußere Rechteck mißt 16 m im Geviert, das innere Oktogon nur 10 m —, ſo bedeutet es doch die Vollendung der dieſe ältere Kunſtepoche Dehlis auszeichnenden Eigenart.

Auf dieſe Weiſe vereinen ſich die Denkmäler der drei erſten großen Herrſchergeſtalten Dehlis geſchichtlich und künſtleriſch zu einem großartigen Bilde, in dem ſich bereits die ganze Zukunft jenes ſtolzen Ringens zwiſchen Islam und Hinduismus verrät, das im Dehli der ſpäteren Mogulherrſcher ſeinen Abſchluß finden ſollte.

Einen Augenblick laſſen wir uns unter dem dichten grünen Dach einer mächtigen Tamarinde nieder, um das Geſamtbild dieſer Ruinenſtätte zu genießen. Das Bild feſſelt uns durch die wunderſame Verwebung der ſchönen Natur in ihrer ewigen Jugend mit dem kunſtſchönen Werke der Menſchenhand in ſeinem Verfall. Inmitten des üppigen Lebens, das die zerfallenden Denkmäler umwuchert, wirkt die Ruine in ihrer Trümmerſchönheit dichteriſch erhaben wie eine Tragödie. Dicht vor uns erhebt ſich in majeſtätiſchem Aufbau eine Kette ſtolzer Portale mit graziös geſchwungenem Bogen. Rings um uns zieht ſich, wenn auch zum Teil durch Ruinen unterbrochen, ein Kranz herrlicher Säulenhallen. Im Hintergrunde ſteigt die Turmmaſſe des Kutab Minar empor; etwas weiter nach rechts baut ſich der

mächtige Torbogen Alai Darwâzah auf. In einiger Entfernung stößt das Auge auf einen noch größeren Rundbau: es ist der Alai Minar, der 78,7 m im Umfang messende Unterbau eines unvollendet gebliebenen Siegesturmes. Man hat das Empfinden, im Angesichte von Denkmälern zu stehen, die eine große, unvergängliche Epoche im Völkerleben Asiens einleiten.

Unter dem Eindruck dieser Macht und Schönheit suchen wir die Höhe des Siegesturmes zu gewinnen. Eine spiralförmig sich emporwindende Treppe führt auf 376 Stufen hinauf. Jeder Balkon lud zu einem Ausblick ein, und immer majestätischer rollte sich das Rundbild auf. Dehlis gewaltige Geschichte, wie sie von Geschlecht zu Geschlecht an Glanz und Macht wachsend im Laufe der Jahrhunderte sich in den Denkmälern verewigt hat, breitet sich aus. Das Rundbild, das sich von dem ersten Balkon aus bietet, hält den Blick noch im Bereiche des ältesten Dehli gefangen. Von besonderer Schönheit ist das mächtige Oktogon gegen Norden mit seinem herrlichen Kuppelbau. Dann aber erweitert sich der Rundkreis immer mehr, die kyklopenhaften Umwallungen von Tughlakabad zeigen sich in der Ferne; zahlreicher tauchen die Kuppeln der Maufoleen empor, Ferozabad wird mit seinen zinnengekrönten Mauern sichtbar, bis endlich hoch oben die Ebene sich nach allen Seiten als ein einziges großes Dehli auftut, dessen Wanderungen in den mächtigen Baumassen hervortreten, die dem Ufer der Jamuna entlang sich zusammendrängen.

17. Februar 1905.

In aller Frühe geht es unter den prächtigen Nimbäumen, welche den hohen Fahrweg des Tschandni Tschauk in doppelter Reihe einsäumen, dem Lohortore zu. Unser Ziel ist heute Tughlakabad. In dem Namen verrät sich schon die Schöpfung des Kaisers Tughlak (1325—1351).

Wie ein Riese ragt Mohammad Tughlak, der Begründer der neuen Dynastie der Tughlak, unter den Pathanfürsten hervor, ausgezeichnet nicht weniger durch eine außerordentliche Kenntnis der wichtigsten Zweige des menschlichen Wissens wie durch eine alle Hindernisse überwältigende Energie des Willens. Mit einer meisterhaften Beherrschung der arabischen und persischen Literatur verband er eine umfassende Kenntnis der aristotelischen Philosophie. Die Kühnheit seines unternehmenden Sinnes aber trieb ihn selbst zu einem Eroberungszug gegen China. Was dieser Fürst war, das hat er in jenem Dehli zum Ausdruck gebracht, in dem er seinen Namen verewigte.

Kaum hatte Tughlak sich zum Herrn des alten Dehli gemacht, da genügte ihm die in der Pracht seiner Moschee und Siegessäule veranschaulichte Glorie der ersten Herrscher nicht mehr. Vom Nomadenfieber des Sohnes der Steppe erfaßt, bricht er hier das granitne Zelt ab und zieht nach einem

andern Flecke der Ebene. Das Dehli des ersten Begründers der Pathanmacht wird mit seinen herrlichen Bauten verlassen und dem Verfalle preisgegeben, während an dem nur 5 km entfernten Felsenplateau alle Arbeitskräfte des Volkes angespannt werden, um binnen kurzer Zeit ein neues Dehli aufzubauen, das in der Wucht seiner Mauern noch größer als das Werk des ersten Schöpfers von Dehli erscheint.

Nach etwa einstündiger Fahrt wird auf einer mäßig ansteigenden Anhöhe kyklopisches Mauerwerk sichtbar. Das ist Tughlakabad. Man staunt über die gewaltigen Massen, mit denen der Plateaurand umgürtet ist. Mit der Leichtigkeit, mit der ein Nomadenzelt hier abgebrochen, dort wieder aufgerichtet wird, werden Granitmassen hier abgetragen, dort von neuem aufgetürmt. Ein Pharaonengeschlecht war es, das hier auf felsigem Boden zu bauen begann, und niemand hat den düstern Ernst der Pharaonenpracht kraftvoller zum Ausdruck gebracht als der Pathanfürst, der den Mauern auf dem Felsen vor uns seinen Namen gab. Die Ringmauer der Zitadelle bildet ein von ungleichen Seiten gebildetes Sechseck, das einen Gesamtumfang von 7 km hat. Von ganz außergewöhnlichen Maßen sind die Granitblöcke, aus denen sich die Mauer aufbaut. Manche Blöcke sind 4 m lang und 0,8 m dick. Da die Mauer sich der ungleichen Randerhebung des Felsens so anschließt, daß überall die Linie der Mauerbekrönung dieselbe Höhe, von der Ebene aus gemessen, bewahrt, so besitzt die Mauer nicht an allen Stellen die gleiche Höhe. An einzelnen Stellen, wo der Fels sich bedeutend senkt, steigt sie 2 m empor. Felswand und Mauerwand erscheinen wie eine einzige aus der Ebene sich erhebende Mauerfläche, hinter der sich eine zweite, tiefer liegende Mauer verbirgt. Es ist ein imposantes Bild. Die Wirkung wird noch gesteigert durch die enormen Rundtürme und bastionenähnlichen Torwege, welche die Mauer unterbrechen. Alles an diesem Bau zeugt von einer außerordentlichen Kraft und trägt den Charakter des Großen und Gewaltigen. „So bauen nur Titanen", möchte man sagen. Weder die Stürme der Jahrhunderte, die darüber hinwegfegten, noch das üppig wuchernde Gestrüpp, das sich überall ansetzte, vermochten die Mauern zu sprengen. Wo ist das Geschlecht, das dieses Werk geschaffen hat?

Was innerhalb der Umwallung sichtbar wird, ist nur Verwüstung und Verfall. Um so majestätischer aber wirkt das Grab des Schöpfers von Tughlakabad auf den Besucher. In dem ernsten Charakter der wuchtigen Quadern entspricht der Aufbau dem düstern und gewaltigen Wesen des Mannes, der unter den Massen ruht. Das Mausoleum erhebt sich inmitten einer künstlichen Teichanlage. In 27 mächtigen Bogen wölbt und streckt sich ein Brückenweg 182 m lang von der Zitadelle zur Insel im Mittelpunkt des Sees. Doch der See hat sich jetzt in ein fruchtbares Feld ver-

Bild 50. Dehli. Torbogen der Moſchee Kutub Minar und eiſerne Säule. (S. 59.)

Bild 51. Dehli. Grabmal des Mirza Tſchehangir. (S. 68.)

Bild 52. Dehli. Die Totengruft Chanfath Khamba. (S. 68.)

Bild 53. Dehli. Mauſoleum Humayans. (S. 71.)

wandelt. Wie eine liebliche kleine Oase, rings von felsigem Grund umgeben, liegt er vor uns. Aus dieser Oase steigt der Felsen empor, der Tughlaks Grab trägt. Auch hier zeigt sich zuerst dem Auge ein Gürtel mächtiger Mauern, die zu einer Höhe von 11,4 m emporsteigen bei einer Dicke von 3,3 m. Innerhalb der Mauern erhebt sich das eigentliche Mausoleum, ein quadratischer Bau, von einer schönen Kuppel überwölbt. Nach jeder Seite öffnet sich das Grabmal in einem schlanken Bogenportal. Mit einem wunderbar fein gearbeiteten Marmorgitter ist die Bogenöffnung ausgefüllt, so daß die Lichtfluten wie durch einen zarten weißen Marmorschleier ins Innere strömen. Der Schmuck ist einfach, dem monumentalen Ernst des Ganzen entsprechend. Aber von herrlichster Wirkung ist im Glanze des goldenen Tropenlichtes der Wechsel des warmroten Sandsteins mit dem wie Schnee schimmernden Marmor, der in reichen Arabeskenbändern und in einem Kranze von Bogen in die roten Mauermassen eingefügt ist. Auf den ersten Blick erkennt man, daß in diesen Schöpfungen ein anderer Geist sich ausspricht als in den Denkmälern des ältesten Dehli.

Es war dort von anziehendstem Interesse, den Wandlungen zu folgen, die sich mit dem schnell steigenden Einfluß des indischen Elementes in dem Charakter des sarazenischen Elementes bemerkbar machten. Der Einfluß war ein durchgreifender und anhaltender. Die Freude an den plastischen Darbietungen des Hindu hatte die jugendliche Schöpfungskraft des sarazenischen Eroberers mehr und mehr in den Bann der indischen Kunst gezogen. Bei allem Festhalten an den überlieferten Symbolen des Glaubens verschaffte sich das reiche Ornament des Hindukünstlers doch immer kräftiger Geltung. Der Besiegte war auf dem besten Wege, mit der Überlegenheit seines Meißels vom Sieger den Boden zurückzuerobern, den die Wucht des Schwertes dem Hindu abgerungen hatte.

Mit dem Schöpfer der neuen Dynastie trat plötzlich ein Umschwung ein, und nirgendwo tritt dieser Umschwung vielleicht so deutlich in die Erscheinung wie in den Grabdenkmälern. Die alles überwältigende Wucht des Siegers sollte, frei von jenem heitern, kecken Zug, der mit dem plastischen Schmuck der Hindu eingedrungen war, nur durch die einfache Macht kühn emporstrebender Granitmassen wirken: das ist es, was der Bautätigkeit Tughlaks das Gepräge aufdrückt. Eine ernste Schönheit spricht aus diesen massiven Mauern und Türmen, die mit der Felsenunterlage verwachsen sind. Ein Heroengrab, wie es deren wenige auf Erden geben dürfte, kommt in dieser Steinherrlichkeit zu majestätischer Erscheinung. Im Felsen festgehalten, ruht hier die unbändige Lebenskraft, die einst mit ihrem Machtgebot binnen weniger Jahre die Zitadelle vor uns aus dem Felsen hervorgezaubert hat.

18. Februar 1905.

Mit dem wandernden Dehli begab ich mich in der Frühe wiederum auf die Wanderung, um die große Nekropolis kennen zu lernen, zu der sich die Kaiserstadt in ihren Mausoleen ausgebaut hat.

So glänzend sich die Architektur der Pathanfürsten in ihren Moscheen bewährte, so hat sie doch vielleicht das Schönste in diesen Grabdenkmälern geleistet. Die Strecke zwischen Alt-Dehli und Neu-Dehli ist eine wahre Via Appia der herrlichsten Grabdenkmäler, und es mutete mich seltsam an, im fernen Indien auf einer Straße zu wandeln, die an Großartigkeit der Grabmäler es wohl mit jener Straße aufnehmen kann, in deren Totenkammern sich die Herrin der Welt mit unvergänglichem Glanze umgeben hat. Es ist wirklich ein merkwürdiges Zusammentreffen! In den prachtvollen Denkmälern, welche die Via Appia einsäumen, wollte einst die Herrin der abendländischen Welt die welterobernde Macht ihrer Feldherren und Staatsmänner lebendig erhalten. Alles, was in der Vorstellung der Römer nur den unabwendbaren Untergang des einzelnen vor Augen führte, sollte vor dem Glanze zurücktreten, in dem die Gebieterin des Riesenreiches auch im Tode noch erstrahlte. An dieses Bild vom fernen Tiberstrande dachte ich, als ich am Ufer der Jamuna ein Grabdenkmal neben dem andern, eines schöner als das andere, aus dem felsigen Boden emporsteigen sah. Es ist, als habe die künstlerische Schaffungskraft ihr höchstes Ideal in der Grabesherrlichkeit gesucht, um in der Majestät des Grabes die Macht lebendig zu halten, die sie im Leben nicht festzuhalten vermochte.

In dieser Gräberarchitektur tritt uns eine ununterbrochene Reihenfolge der schönsten Denkmäler entgegen von den ersten Eroberungszügen der tatarischen Stämme bis in unsere Tage. Ein so vollständiges und so abgeschlossenes Bild der Entwicklung, wie es uns Dehli in den Mausoleen der Pathan- und Mogulfürsten bietet, findet sich nirgendwo. Volle 700 Jahre umfaßt diese Epoche sepulchraler Architektur, die sich über den gewaltigen Herrschergeschlechtern wölbt, in deren Hand die Geschicke Indiens einst lagen. Männer von Genie und Tatkraft, wie sie vielleicht an keinem andern Punkte Asiens sich je so zahlreich beisammen fanden, Feldherren und Staatsmänner, die an dem Ausbau der Macht des asiatischen Rom arbeiteten, ruhen hier verlassen und vergessen, und mit den Großen Dehlis liegt Dehlis Größe selbst im Sande der Ebene begraben. Die ganze Kaiserstadt erscheint mit ihren Kuppeln, Türmen und Mauern wie ein einziges titanenhaft angelegtes Mausoleum, unter dem die Gebieterin Asiens ruht. Ich habe gar manches Grabdenkmal Chinas und Japans im Laufe meiner Wanderung gesehen. Nanking und Peking, Nikko und Schiba schweben der Erinnerung noch lebhaft vor in den Totenalleen, die zu den Gräbern der größten Herrscher Chinas und Japans führen. Aber wie barbarisch, primitiv, unbeholfen

iſt das alles gegenüber Bauten, die ſich mit den prachtvollſten Denkmälern der antiken Welt in ihrem künſtleriſchen Gepräge meſſen können. Dabei vergeſſe man nicht: das Volk, das dieſe Grabmäler den Heroen ſeines Geiſtes und ſeines Schwertes baute, war nicht im Anblick der monumentalen Schönheit eines Rom oder Athen, ſondern unter dem einfachen Zelte des Nomaden groß geworden. Wenn man ſich deſſen erinnert, ſo ſteigt die Bewunderung für die Größe, die hier vor unſern Augen ſozuſagen aus dem Steine herauswächſt.

Überall ſieht das Auge die Grabdenkmäler aus der Ebene emporſteigen, oktogonale Anlagen, die ſich nach jeder Seite des Achteckes in kräftigen Bogen öffnen und von einer eindrucksvollen Kuppel überragt ſind. In den geſchloſſenen Maſſen, die ſchon aus der Ferne den feierlichen Ernſt des Todes ankünden, erhält die Ebene ſo recht das Gepräge einer ehrfurchtgebietenden Totenſtadt. Ein prachtvolles Beiſpiel dieſer Art von Bauten bietet ſich dem Auge in dem Rundbau, der ſich etwa 1 km von Tughlakabad entfernt erhebt. Den Grundplan bildet ein Oktogon, über dem ſich ein in 16 Seitenflächen zerlegter Rundbau aufbaut, welcher eine impoſante Kuppel trägt. Die Schönheit des Ganzen beruht auf der klaren Gliederung der Maſſen durch die Anlage des Bogenkranzes. Jede Seite des Achteckes öffnet ſich in drei ſchlanken Kielbogen, ſo daß die Mauerflächen ſich in einen Kranz von Bogen auflöſen. Die einzelnen Bogen ſind mit außerordentlicher Feinheit der Linienführung behandelt. Das darüber ruhende Sechzehneck zeigt nach jeder der 16 Seiten je eine Bogenöffnung. Die Kuppel ſelbſt erhebt ſich über einem kleineren kreisförmigen Unterbau in kurzem Abſtand vom oberen Rande des Sechzehneckes. In dieſem Bilde prägt ſich ein ſtreng und klar gegliederter Grabbau würdevoll aus. Und nun denke man ſich eine Straße, neben der ſich in einer Länge von 20 km zu beiden Seiten tief in die Ebene hinein dieſe Kuppelbauten erheben, manche kleiner, andere größer, alle aber ausgezeichnet durch die Pracht des Aufbaues, dann erhält man annähernd ein Bild von der Majeſtät dieſer gewaltigen Nekropole, der großartigſten, die Aſien, der ausgedehnteſten, welche die Erde beſitzt. An einzelnen Stellen drängen ſich die Grabdenkmäler dicht aneinander. Dies trifft namentlich dort zu, wo ſich das Mauſoleum über dem Grabe eines „Heiligen" des Islam erhebt. Im Schatten ſeines durch fürſtliche Gunſt und Kunſt verherrlichten Grabes wünſchten die Mächtigen zu ruhen, Prinzen und Edelleute, Staatsmänner und Kriegshelden, die einſt mit ihm gelebt hatten. Ein ſolches Grab iſt das Mauſoleum des muſelmänniſchen „Heiligen" Niſam-ud-din. Dieſer Mann war einer der berühmteſten Sendboten des Islam in der Glanzperiode der Pathan. Über ſeinem Grabe wurde von Kaiſer Tughlak ein Kuppelbau aufgerichtet, der in den einfachen Linien ſeiner Bogen und Portale ein techniſch und künſtleriſch gleich vollendetes

Werk ist. Die reichliche Anwendung kostbaren Steinmaterials erhöht den Eindruck der architektanischen Gliederung. Ringsum zieht sich ein Kranz der schönsten Marmarsarkophage. Diese herrlichen Marmarplatten, über deren Seitenfläche sich eine Fülle der anmutigsten Arabesken ausbreitet, umgeben das Mausoleum mit einem unvergleichlichen Prunk. Doch das ist nur eine der vielen Gruppen; andere Gruppen sind noch reicher und schöner. Der Wanderer geht an ihnen varüber; er achtet ihrer kaum und ist zufrieden, wenn er die bedeutendsten Werke wenigstens gesehen hat. Einen ehrfurchtgebietenden Eindruck macht die unter dem Namen Chausath Khamba bekannte Tatengruft, eine kryptaähnliche Halle, deren Spitzbagengewölbe auf 64 Pfeilern ruht, daher der Name „Halle der 64 Pfeiler". Ganz aus weißem Marmar hergestellt, bietet die Halle mit ihrem fein durchbrachenen Gitter und ihren schönen Bagengewölben einen ungemein reichen Anblick. Weniger ernst und feierlich, aber um so glänzender erscheint das Grab von Mirza Dschehangir. Die aus Marmar gewabenen Spitzenschleier sind Werke von außerardentlicher Feinheit der Arbeit. Man weiß in der Tat nicht, was bewunderungswürdiger ist, die Erfindungsgabe des Zeichners ader die Fertigkeit des Künstlers, welcher den Stein sa weich und zart wie Wachs zu bewälligen weiß. Dicht daneben liegt das Grab der Tochter des Kaisers Schah Dschahan. Die kaiserliche Prinzessin hatte den van dem eigenen Sohne, dem furchtbaren Aurangezeb, entthronten Kaiser mil rührender Hingebung bedient. Sie wallte mit dem unglücklichen Vater das Los der Gefangenschaft teilen. Nach des Vaters Tade beharrte sie in ihrer Abgeschiedenheit. Ihren Reichtum verwandte sie auf den Bau der großen Pilgerherberge in Dehli und der Prachtmaschee in Agra. Einsam verschied sie, vam Volke tief betrauert, im 67. Lebensjahre. Eine einfache Marmorplatte bezeichnet das Grab, worauf als Inschrift die letzten Worte der Sterbenden eingegraben wurden: „Errichtet kein Prachtdenkmal über meiner Ruhestätte. Ein bißchen Gras ist die beste Grabdecke für das arme und vergängliche Wesen, das darunter ruht, die Tachter des Kaisers Schah Dschahan."

Dach hier sind wir bereits in eine andere Kunstsphäre eingetrelen. Der heilere Glanz der Magulepache umgibt uns schan. Zu den Denkmälern dieser Epache führt der Weg durch Ferazabad. Diese Neugründung Dehlis bildete das nächste Ziel meiner Wanderungen.

Die Schöpfung van Tughlakabad war nur eine Episade, eine ganz kleine Episade in der Geschichte des wandernden Dehli. Auch diese Stadt genügt bald nicht mehr; sie wird der Vergessenheit überliefert. Dehli gibt sich van neuem dem Wanderzuge hin, um an einem andern Punkt aus ähnlichen Granitmassen als neue Stadt wieder zu erstehen. Die mächtigen Bauwerke der Maschee und des Palastes, welche den Miltelpunkt van Tughlaks Stadt bildelen, waren kaum vallendet, da war es dessen Nachfolger auch

ſchon zu eng in der Umwallung. Feroz Schah baut ſich ein neues, noch glänzenderes Dehli an einem ganz andern, 12 km von Tughlakabad entfernten Punkte der Ebene. Schon geſtern in der Frühe war links auf dem Wege nach letzterer Stadt eine zinnengekrönte Umwallung ſichtbar geworden und ein hoch ſich auftürmender Torweg hatte die Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt. Ein wenig nach rechts waren die kühnen Linien der Kuppeln einer Moſchee hervorgetreten. Das iſt Feroz Schahs Schöpfung Ferozabad. Von einer geradezu wahnſinnigen Bauluſt war Feroz Schah (1351—1388), der Enkel Tughlaks, ergriffen. Die lange Regierungszeit iſt angefüllt mit grandioſen Bauunternehmungen. Sein Geſchichtſchreiber zählt die folgenden Werke auf: 40 Moſcheen, 30 Medreßen (Schulen), 100 Karawanſeraien, 100 Hoſpitäler, 100 öffentliche Bäder, 150 Brücken, 30 Waſſerdämme, 30 Teiche. Die Zahlen mögen vom Geſchichtſchreiber etwas abgerundet worden ſein, aber die noch erhaltenen Bauwerke ſprechen deutlicher als alle Zahlen für die Bauluſt des Kaiſers. Eines der bedeutendſten Unternehmen iſt die Kanaliſierung der Jamuna in einer Ausdehnung von 560 km zur Bewäſſerung des nordweſtlichen Indien und zur leichteren Verbindung des Nordens mit Hinduſtan. Man ſollte meinen, es habe die überquellende Kraft dieſer ehemaligen Steppenſöhne ſo wenig Genüge in ihren andauernden Heereszügen gefunden, daß ſie ſich in der großartigſten Monumentalkunſt auswirken mußte. Das geſtern beſuchte Tughlakabad ſtellt ganz gewiß eine gigantiſche Leiſtung dar; aber ſie war wie des Rieſen Spielzeug. Spielend wurden die Felsmaſſen aufgeſchichtet, ſpielend wieder beiſeite geworfen. Und eine neue Stadt, die an Denkmälern das zehnfache der älteren Schöpfungen umfaßt, wurde innerhalb weniger Jahrzehnte von Tughlaks Enkel hervorgezaubert. Das waren keine ephemeren Leiſtungen, für den Augenblick berechnet, leichte luſtige Holzbauten wie in China und Japan die kaiſerlichen Paläſte; die Werke ſchienen für eine Ewigkeit beſtimmt. Die „Schwarze Moſchee“, Kalan Masjid, iſt eines der ſchönſten Bauwerke aus dem Zeitalter von Feroz Schah. Die Anlage erſcheint zwar in der ſtrengen Einfachheit, die Tughlak, der Begründer der neuen Dynaſtie, eingeführt hatte; aber in dieſer Einfachheit entfaltet der Aufbau eine imponierende Macht durch die Wucht der kräftigen Quadern, aus denen ſich die Portale und Kuppeln zuſammenſetzen. Das eigentliche Heiligtum ruht auf einem maſſiven Unterbau von 8,5 m Höhe und iſt rings von einem mit zahlreichen kleinen Kuppeln überdeckten Bogengang in Geſtalt eines Rechteckes umgeben. Die ſchräg geneigten maſſigen Pfeiler geben dem Eingang etwas von dem Ernſt des altägyptiſchen Tempelbaues. Alles iſt darauf berechnet, in der Maſſe der harmoniſch zuſammenwirkenden Glieder den Eindruck jener ſtrengen Abgeſchloſſenheit hervorzubringen, die einſt den Heiligtümern an den Ufern des Nil eine ſo majeſtätiſche Würde gegeben. Aber es iſt überaus bezeichnend

für den Einfluß, den die bezaubernde Pracht des Hindutempels auf den Eroberer gewonnen hatte, daß dieſe ſchlichte Größe nach wenigen Jahrzehnten wiederum ſich mit dem ganzen Reichtum des indiſchen Ornamentes verband. Schmiegſam wie der Hindu war die Kunſt des Hindu, und während ſie ſich dem religiöſen Symbol des Eroberers mit der dem Hindu eigenen ſklaviſchen Unterwürfigkeit anpaßte, drang ſie ſo ſchnell in das Geheimnis der ihr aufgezwungenen Kunſtformen ein, lernte dieſelben techniſch und künſtleriſch ſo vollkommen beherrſchen, als wären dieſe ſtets ihr eigenſtes, durch Jahrhunderte gehütetes Kunſtgeheimnis geweſen.

Ein ſprechendes Beiſpiel iſt Indrapat, das ich auf dem Wege zu Humayuns Grab beſuchte. In Indrapat lebt das altepiſche Indrapraſtha fort, die königliche Stadt jenes Fürſten, den die epiſche Dichtung im Mittelpunkt ihres Sagenkranzes verherrlicht hat. Es hat einen eigenen Reiz, auf einem ſo alten heroiſchen Boden geſtanden und in die Wogen geblickt zu haben, die einſt unter den Augen des epiſchen Sängers vorüber rollten. Aber noch ſchöner wäre es, Erinnerungen an dieſe ferne Zeit auf dem von der Sage geweihten Boden zu begegnen. Erſt wenige Monate ſind es her, da erfreute ſich das Auge im fernen Hinterindien auf den Ruinenfeldern Kambodſchas unter dem Schatten der Rieſenbäume an den Denkmälern, in denen gerade dieſes Indrapraſtha verherrlicht wird. Ruinen treten allerdings auch hier dem Auge entgegen, aber es ſind Ruinen eines 2000 Jahre jüngeren Indrapraſtha. Auch an dieſem Punkte ſchlug das nomadiſierende Dehli des afghaniſchen Eroberers auf ſeiner Wanderung durch die Ebene vorübergehend ſein granitenes Zelt auf und wiederum in einer Pracht, die uns ſelbſt in dem trümmerhaften Bilde noch in Staunen ſetzt. Die mächtigen Ringmauern aus Granit ſind an vielen Stellen eingeſtürzt, die baſtionartigen Torwege verſchüttet. Um ſo eindrucksvoller wirkt in dieſem Ruinenbild das ſchöne Lal Darwāza-Tor; es iſt ein glänzender Repräſentant jenes Torbaues, der zu den hervorſtechendſten Schöpfungen muſelmänniſcher Kunſt in Indien zählt. Dieſe ſtarren Mauermaſſen mit den mächtigen Türmen haben einen echt kriegeriſchen, gewalttätigen Charakter. Der afghaniſche Eroberer erſcheint da in Stein verkörpert. Von noch höherem Wert aber iſt die Moſchee von Indrapat. Mit ihr ſchließt die Bauepoche des älteren Dehli ab. Der neue Eroberer und Erbauer Dehlis, der Mogul, ſteht bereits auf dem Boden der alten Kaiſerſtadt. Die Moſchee iſt unſtreitig eines der edelſten Bauwerke des älteren indiſch-ſarazeniſchen Stiles. Sie wurde im Jahre 1541 vollendet. Zwei und ein halbes Jahrhundert waren ſeit der Eroberung Dehlis durch den Islam verfloſſen. Innerhalb dieſes Zeitraumes hatte ſich die kühne Bauluſt des gewaltigen Eroberers durch die wechſelnden Phaſen eines bald blühend indiſchen bald ernſt ſarazeniſchen Stiles zu einer feſten Form durchgerungen. Wie lebenskräftig dieſe Kunſtform war, hat Kaiſer Sher Schah

(1540—1545) in den wenigen Jahren bewieſen, welche die bereits eingeleitete Herrſchaft der Mogul-Eroberer unterbrachen. In den beiden ſtolzen Schöpfungen, die mit ſeinem Namen verbunden ſind, in der ſo eigenartigen Kila Kona-Moſchee und in dem Grabdenkmal in Schahabad, offenbart ſich eine Schönheit und Kraft des Pathanſtiles, die alles zu übertreffen ſcheint, was die vorausgehende Epoche geleiſtet. Im Anblicke dieſer Pracht kann ſich niemand dem Eindruck entziehen, daß hier ein gewaltiges Geſchlecht im Grabe ruht. Alles erinnert an die Größe der dahingeſchiedenen Fürſten, an die Macht und den märchenhaften Reichtum der impoſanteſten Herrſchergeſtalten Indiens.

Eines der nobelſten Denkmäler in der Ebene von Dehli iſt das Mauſoleum Humayuns. Humayun iſt der zweite Kaiſer der Moguldynaſtie (1526—1556). In ſeinem Grab iſt uns das älteſte Bauwerk dieſer Dynaſtie erhalten. Schon aus weiter Ferne wird das palaſtähnliche Grab mit ſeiner Kuppel und ſeinen Portalen ſichtbar. Das Bauwerk aus abwechſelnd rotem Granit und weißem Marmor, von einer Kuppel überwölbt, erhebt ſich weithin über die Ebene, ſo daß die öde Landſchaft ſeltſam von der leuchtenden Pracht des Grabdenkmals abſticht. Das Grab iſt ſo angelegt, daß es inmitten eines mit Zypreſſen und niederem Gebüſch reich geſchmückten Gartens aufſteigt. Eine zinnenbekrönte Umwallung ſchließt die Grabanlage nach außen ab, während zwei Torwege unter ihrem kühn geſchwungenen Spitzbogenportal zum Innern führen. Vor uns ſteigt in einer Länge und Breite von 67 m eine Terraſſe als Unterbau des Mauſoleums empor. Die Mauerflächen der Terraſſe ſind durch tiefliegende Bogen unterbrochen, ſo daß es ausſieht, als löſe ſich der Unterbau in eine kryptaähnliche Bogenhalle auf, welche das Grabmonument trägt. Über dem Boden und zwiſchen den Pfeilern ſind Mauerbänder von weißem Marmor in den roten Sandſtein eingelaſſen. Der Farbenwechſel bringt die Wucht des Unterbaues kräftig zur Geltung. Das Grabdenkmal ſelbſt ragt wie ein Palaſt über der weiten Terraſſe in Geſtalt eines Rechteckes empor, deſſen vier Ecken durch Seitenflächen ſo durchſchnitten werden, daß die Umriſſe die Form eines Achteckes annehmen. Die Anlage des Innern iſt ſehr einfach, und doch ſteckt in der Art, wie die Räume abgeteilt ſind, ein außerordentlich feiner architektoniſcher Sinn, indem nämlich das Achteck ſo gegliedert iſt, daß es ſich in fünf kleinere Achtecke zerlegt, ein zentrales Achteck mit dem Grab und vier kleinere Achtecke an den vier Ecken. Dadurch wird eine vortreffliche Harmonie erzielt. Was aber den Beſchauer am angenehmſten überraſcht, das iſt die glückliche Art, in der die weiten Außenflächen durch eine harmoniſche Verteilung von Portalen und Niſchen belebt werden. Jede Faſſade öffnet ſich in der Mitte in einem mächtigen Spitzbogenportal und in zwei kleineren Portalen an der Seite. Mit den Portalen verbinden ſich Spitzbogenfenſter und Niſchen. Ihre volle Schönheit

empfängt dieſe Gliederung durch die weißen Marmorflächen und Marmorbänder, welche mit dem roten Sandſtein abwechſeln. Jede andere plaſtiſche Ausſtattung fehlt. Aber die Farbenwirkung dieſes Wechſels von Rot und Weiß breitet über die kräftigen Steinmaſſen einen Schimmer wunderbarer Schönheit aus, der ſich in der ſchneeweißen Marmorkuppel zu funkelnder Pracht im Lichte der Tropenſonne ſteigert.

In der Geſtalt, in der es heute vor uns ſteht, iſt das Mauſoleum das Werk Akbars. Aber es darf als ſicher angenommen werden, daß Humayun ſelbſt den Bau des eigenen Grabes entworfen hatte. Der Sohn vollendete nur, was der Vater begonnen. Es lag in der Gewohnheit der Tatarenfürſten, ſich ſchon bei Lebzeiten ihr Grabdenkmal zu errichten, um ſich an der Herrlichkeit zu erfreuen, die einſt ihr Grab umgeben ſollte. So bauten bereits die Pathanfürſten in dem erſten Jahrhundert der Gründung Dehlis ſich ihre Gräber. Die Mogulfürſten ſetzten dieſe Architektur fort, aber in einer Weiſe, die ſich von derjenigen ihrer Vorgänger nicht unerheblich unterſchied. Die Mauſoleen der Pathan waren Grabdenkmäler in des Wortes eigentlichſtem Sinne, Anlagen, die ausſchließlich dem Tode geweiht bleiben ſollten. Darum prägt ſich in dem Aufbau dieſer Gräber, ſo reich das dekorative Element auch ſtellenweiſe vertreten ſein mag, ein feierlich ernſter Charakter aus. Anders die Mogulfürſten. Das Grab ſollte nicht bloß dem Tode, ſondern auch dem Leben offen ſtehen. Sie gaben ihrem Mauſoleum einen ſolchen Charakter, daß es zuerſt eine Stätte des Vergnügens wurde, ein anmutiges, reizendes Plätzchen, wo ſie ſich im Kreiſe ihrer Frauen und Freunde dem heiterſten Lebensgenuß hingaben. Dort, wo ſie einſt inmitten ihrer Freunde ruhen wollten, ſollte zuerſt das lebendige Auge die ganze Schönheit der für ſie beſtimmten Ruheſtätte in ſich aufnehmen, bevor für immer die Nacht des Todes ſich darauf ſenkte. So war das Mauſoleum eine traute, heimliche, von allen Freuden des Lebens verklärte Stätte geworden, bevor der Tod einzog. Und dieſer Schimmer der verklärenden Freude ſollte auch im Tode nicht verdunkelt werden. Wie ein Lebender wollte der Tote unter Lebenden fortleben. Dieſem eigenartigen Grabesgedanken entſprach auch die neue Grabesanlage. Das Mauſoleum beginnt in dem heitern Glanze, mit dem es umwoben wird, ein feſtliches Gepräge zu tragen. Darin unterſcheidet ſich die Grabesherrlichkeit der Mogul von derjenigen der Pathan. Letztere iſt ernſt und gewaltig, erſtere voll Anmut und Schönheit. Humayuns Grab leitet dieſe neue Epoche ein. Und ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß die erſte Ruheſtätte der Mogulfürſten auch die letzte Zufluchtsſtätte des Erben der Mogulfürſten wurde. Nach der Erſtürmung Dehlis im Jahre 1857 hatte ſich Bahadur Schah, dem Namen nach noch Kaiſer von Dehli, in die Grabgruft ſeines erlauchten Ahnen geflüchtet. Zwiſchen den Gräbern zogen ihn die Eroberer Dehlis mit ſeinen Söhnen hervor. Während das

Volk einen Versuch machte, Kaiser und Söhne der Gefangenschaft zu entreißen, wurden die Prinzen unter den Augen des Vaters erschossen. Der letzte Kaiser von Dehli aber wanderte in die Verbannung nach Birma. Beim Anblick der Stelle, wo der unglückliche Mann mit den letzten Sprossen eines so großen Herrschergeschlechtes zwischen den Marmorsarkophagen hervorgeholt wurde, verdunkelt sich das Bild heiterer Herrlichkeit, mit dem Akbar das Grab seines Vaters umgeben hat. Die Stätte, wo einst der Kaiser mit seinen Freunden in den kühlen Abendstunden lustwandelte, wo seine Kinder spielten, war im wahren Sinne die Totenstätte des Geschlechtes geworden. Aus der Betrachtung dieses düstern Bildes führte mich ein anderes Bild wiederum in die Tage zurück, wo mit dem Sohne des Mannes, der hier ruht, die größte Epoche Dehlis beginnt.

Die Wanderungen über die Ebene haben mich den Ringmauern nahe gebracht, über denen jenes Dehli emporsteigt, in dem sich die Herrlichkeit der zweiten Epoche, das goldene Zeitalter der Mogul, verkörpern sollte.

Während dreier Jahrhunderte war die Stadt auf der Ebene umhergezogen. Eine mauerumgürtete Stadt baute sich neben der andern auf der Ebene in gewaltigen Denkmälern auf, neu in den Umwallungen und Palästen, neu in den Moscheen und Mausoleen. Eines blieb. In jeder neuen Gründung pflanzt sich das erste Dehli und die Überlieferung des ersten türkischen Eroberers fort, und darum prägten sich auch in der Kunst, so reich und vielseitig sich diese entwickelte, dieselben Züge grandioser Tatkraft aus. Das ist es, was die Wanderungen auf den Pfaden des wandernden Dehli so anziehend macht. Durch die Totenstadt der weiten Ebene zieht sich vom Siegesturm des Kutab Minar nach Tughlakabad, von Tughlakabad nach Ferozabad, von Ferozabad nach Indrapat, von dort zu Humayuns Grab eine wahre via triumphalis künstlerischen Fortschrittes.

Je selbständiger sich die Kunst des Islam auf indischem Boden entfaltete, um so harmonischer verbanden sich auch mit ihr die charakteristischen Vorzüge der indischen Kunst. Während das Werk in den *architektonischen* Umrissen den Grundzug der religiösen Kunst des *Islam* bewahrt, schmiegt es sich in allen Einzelheiten des *plastischen* Schmuckes der überlegenen Meisterschaft des *Hindu* an. Damit beginnt die Kunst des Islam auf dem Boden Indiens einen wesentlich indischen Zug anzunehmen. Sie akklimatisiert sich sozusagen der tropischen Überfülle zuerst langsam, dann aber immer erfolgreicher, bis ein neuer sarazenischer Stil, eine *indisch-sarazenische* Kunst in abgeschlossener Gestalt vor uns steht. Um die erstaunliche Lebenskraft der Kunst zu ermessen, die sich bereits während dieser ersten Epoche entwickelte, darf sich der Wanderer nicht auf die Kaiserstadt allein beschränken. Er muß das *ganze* muselmännische Indien besuchen, Agra und Ahmedabad, Malwa und Dschaunpur, Kalburgah und Bidschapur.

Überall begegnen ihm Denkmäler von überwältigender Pracht. Und wenn er dann von seinen Kreuz- und Querfahrten nach jenem alten Dehli zurückkehrt, das deren Ausgang bildete, so sieht er sich einem neuen Dehli gegenüber. Es ist das Dehli der Mogulfürsten, die letzte der großen Wandlungen, welche die Kaiserstadt auf ihren Wanderungen durch die Ebene durchgemacht hat.

19. Februar 1905.

Als der Moguleroberer die Herrschaft der Pathan (1526) gebrochen hatte, da schien es einen Augenblick, als solle Dehli dem Verfalle preisgegeben werden. Es lag nun einmal im Charakter dieser aus dem Nomadentum hervorgegangenen Völker, daß sie niemals die Ruhe fanden, um das Werk ihrer Vorgänger auszubauen. Jedes Fürstengeschlecht schlug sein Zelt aus Marmor und Granit an einem andern Punkt auf. Baber, der Besieger der Pathan, zog dem Laufe der Jamuna entlang gegen Süden, um an einem tiefer liegenden Punkte des Stromes sich eine neue Hofburg zu bauen. Mit Dehli bewirbt sich Agra um die Vormachtstellung. Eine Zeitlang tritt die alte Kaiserstadt der Pathan vor der neuen Kaiserstadt der Mogul zurück. In der Nähe von Agra entsteht Akbars (1556—1605) Siegesstadt Fatihpur Sikri, eine Akropolis der prächtigsten Bauwerke. Aber dem Enkel Akbars genügen auch die Schöpfungen des größten aller Mogulfürsten bereits nicht mehr. Schah Dschahan (1627—1657) schafft etwas ganz Neues, indem er gleichzeitig sich in Agra und Dehli dicht am Ufer desselben Stromes eine Hofburg baut, deren künstlerische Schönheit alles überstrahlen soll, was Akbar in seinen großen Bauten geleistet. Ohne auf Agra zu verzichten, kehrt er wiederum nach Dehli zurück, um die zerfallende Hauptstadt der Pathanfürsten zu neuem Glanze erstehen zu lassen. Dehli wird seiner alten Größe zurückgegeben. Zuerst steht es ebenbürtig wiederum Agra zur Seite als Residenz des Kaisers, der abwechselnd an einem der beiden Orte weilt. Bald aber schwingt es sich zur eigentlichen Gebieterin Indiens empor, und alle Größe und Macht der Mogulfürsten drängt sich mehr und mehr im Namen Dehli zusammen. Diesem neuen Dehli, der Palaststadt des Kaisers Schah Dschahan und seiner glänzenden Hofburg, gilt mein letzter Besuch.

Einen würdigen Zugang zur alten kaiserlichen Hofburg bildet die 21 m breite „Silberstraße".

In dem reichen plastischen Schmucke vieler Kaufläden, in den feinen Skulpturen, die sich um Balkone und Nischen ranken, leuchtet noch ein Schimmer des alten Glanzes, und in den Erzeugnissen des hochentwickelten Kunsthandwerkes von Dehli, in den Gold- und Silberarbeiten, in der Seidenstickerei und Teppichweberei pflanzt sich noch ein gutes Stück der alten glorreichen Überlieferung fort. Die Kaiserstadt war eine wahrhaft kaiserliche

Stadt. Das reichste und üppigste Hoflager asiatischen Herrschertums war auch der günstigste Boden für das Kunstgewerbe. Alles, was das indisch-sarazenische Kunstgewerbe in Edelmetall und Edelgestein, in kostbaren Stoffen und in Keramik zu leisten vermochte, fand sich hier zusammen, um mit einem künstlerischen Gewande und köstlichem Geschmeide die Herrin Indiens, das asiatische Rom, zu schmücken. Während ich an den reichen Wohnhäusern vorbeifuhr, dachte ich an eine andere Kaiserstadt, die ich letztes Jahr besucht. Wie verschieden war doch das Bild, das Pekings Kaiserstraße vor einem Jahr an dem schönen Oktobermorgen bot, als ich hinaus nach der Gräberstadt der alten Kaiser fuhr. Peking schaut schmutzig und vernachlässigt drein, Dehlis Physiognomie ist noch fürstlich vornehm im Verfall.

Das Kaiserschloß liegt dicht an der Jamuna und bedeckt in Gestalt eines nahezu ganz regelmäßigen Parallelogramms einen Flächenraum, der in der Längenrichtung von Ost nach West 486,4 m, in der Breite von Nord nach Süd 97 m mißt. Nach allen Seiten ist die Burg festungsartig von einem Wall umzogen, der in bestimmten Abständen durch imposante Tor- und Turmbauten unterbrochen wird. Wir schreiten durch das Tor, dessen mächtige Verhältnisse erst jetzt deutlich hervortreten, und finden uns in einer hochgewölbten Halle. Unter diesem kühnen Spitzbogengewölbe glaubt man sich unwillkürlich in das Schiff einer gotischen Kathedrale versetzt. Der Eingang ist würdig der Stätte, von der aus einst die Geschicke Indiens gelenkt wurden. Ja „einst". Welche Enttäuschung! Zuerst sucht das Auge vergebens nach dem stolzen Palast. Es stößt auf Militärbaracken, weißgetünchte Mauern. Die Pracht, von der uns die Reisenden des 17. und 18. Jahrhunderts berichten, ist verschwunden. Ein des Eroberers unwürdiger Vandalismus hat eine Ruine geschaffen, wo einst eines der größten Werke der asiatischen Welt gestanden. Wir begegnen nur mehr Bruchstücken, allerdings solchen, auf denen noch der Glanz der Vergangenheit in unvergänglicher Schönheit zu ruhen scheint.

Wir überschreiten den Hof und befinden uns im Diwan-i-Am. Es war die Halle der öffentlichen Empfänge. Sie ist 60,8 m lang und 30,4 m breit. Nach drei Seiten ist sie geöffnet, während die vierte Seite durch eine Wand abgeschlossen wird. Die Decke wird von reich geschmückten Pfeilern aus rotem Sandstein getragen. Die Rückwand der Halle ist noch zum Teil mit einem prachtvollen Mosait bekleidet. Eine farbenfrische Blumen- und Vogelwelt war in kostbaren Steinen aus der weißen Marmorfläche hervorgezaubert worden. Welchen Reiz diese funkelnde Pracht auf das Auge ausgeübt haben muß, läßt sich noch einigermaßen aus den Resten erraten, die erhalten geblieben sind. Doch das alles hält keinen Vergleich aus mit dem anliegenden Fürstensaale.

Einen Saal wie der Diwan-i-Kas gibt es wohl keinen zweiten mehr auf asiatischer Erde. Stolz kündet sich der Thronsaal über dem Bogenportal an in dem Vers: „Gibt es auf Erden ein Paradies, so ist es hier, so ist es hier, und nirgendwo anders als hier.“ Den Eintretenden umfängt ein feenhaft schönes Bild. Man ist wie geblendet von der ungeahnten Herrlichkeit dieses für die fürstlichen Empfänge bestimmten Raumes. Es ist eine langgestreckte, nach allen Seiten offene Halle, deren flachgedeckter Raum durch sechs Reihen schön gearbeiteter Pfeiler harmonisch abgeteilt wird. Alle Säulen sind untereinander durch wundervoll ausgeführte Kranzbogen verbunden. Obschon der Saal seines kostbarsten Schatzes, des weltberühmten Pfauenthrones beraubt ist, so bildet er auch heute noch ein wahres Kleinod der indisch-sarazenischen Kunst. Von außen betrachtet macht die Halle den Eindruck der größten Einfachheit, das Innere aber entfaltet einen unbeschreiblichen Reichtum. Alles ist aus blendend weißem Marmor, Säulen und Pfeiler, Fußboden und Decke. Besäße die Halle nichts anderes als diese Pracht des edelsten Marmors, aus dem jedes Glied des Bauwerkes fein und edel herausgemeißelt ist, so würde das allein den Thronsaal zu einer der herrlichsten Kunstschöpfungen machen. Der höchste Ruhm dieses Kunstwerkes aber liegt in dem Mosaik, mit dem die Marmorflächen geschmückt sind. Eine Welt der farbenreichsten Blumen und zartesten Blätter ist in kostbaren Steinen dem Marmor eingefügt worden. Die volle Blütenpracht des Frühlings sprießt aus dem Marmor hervor. Mit unnachahmlicher Anmut und Frische ist die Natur in diesen zarten Formen wiedergegeben, und wie ein weicher, duftiger Schmelz sind die Blüten und Ranken auf der schneeweißen Fläche hingehaucht. Bisweilen steigert sich das milde harmonische Kolorit des Mosaiks zu tiefer, glühender Leuchtkraft. Wäre dieser Schmuck auch nur an wenigen Stellen zur Anwendung gekommen, so würde das schon genügt haben, um der leuchtenden Klarheit des Marmors einen ganz neuen Reiz zu geben. Jetzt aber strahlt die ganze Marmorpracht des Thronsaales in dem Farbenzauber dieser Blumenwelt. Jeder Pfeiler und Bogen, jede Wandfläche und Einrahmung, alles leuchtet in dem natürlichen Kolorit der dem Marmor eingefügten Edelsteine. Es ist ein höchst merkwürdiges Gebäude. Der Farbenschmelz, die Eleganz der Zeichnung, die Schönheit der Einzelheiten, die Vollendung der sich nirgendwo vordrängenden Elemente, alles wirkt zu einer Pracht zusammen, die wie der verklärende Abglanz des Herrschertums leuchtet, das einst auf dem Pfauenthrone die Huldigung Asiens entgegennahm. Bei jedem Schritt wächst unser Erstaunen über die Verschwendung des Materials, den Reichtum der Ornamente, die Vollendung im einzelnen. Während wir durch die Pfeiterreihen schreiten, wechselt die Perspektive und bringt in dem Gegensatze des milden und glühenden Kolorits der Steine eine Lichtwirkung hervor, welche kein Maler wiederzugeben vermag. Man denke sich die lange,

Bild 54. Dehli. Diwan-i-Kaš. (S. 76.)

Bild 55. Dehli. Kaiſerlicher Serail. (S. 77.)

Bild 56. Dehli. Perlmoſchee. (S. 78.)

Bild 57. Dehli. Hauptmoſchee. (S. 79.)

Digitized by Google

sechsfache Reihe der schönsten Marmorpfeiler, alle untereinander und nach jeder Seite hin durch kranzförmige Marmorbogen verbunden, darüber eine Marmordecke, deren Flächenfelder mit Gold durchwirkt sind, und das Ganze erfüllt vom goldenen Sonnenlichte, das von außen einströmt, dann kann man sich einigermaßen die Wirkung vorstellen, welche dieses orientalische Märchenbild hervorruft. Das Licht, das durch die Arkaden flutet, scheint auf einmal den Blumen und Girlanden aus Onyx, Lapislazuli, Smaragd, Rubin Leben einzuhauchen. Magische Lichter irren im Raum umher, kriechen an den Wänden empor, schimmern durch die Pfeilerreihen hindurch, flimmern in dem blendenden Weiß des Marmors. Das Ganze hat etwas Unerklärliches, Geheimnisvolles. Ergänzt man dazu die Herrlichkeit des von Diamanten und Perlen funkelnden Thrones, den Nadir Schah im Jahre 1738 mit sich nach Teheran fortschleppte, jenes als Wunderwerk gerühmten Pfauenthrones, so genannt nach den beiden ihr Rad schlagenden Pfauen, welche die Lehne des kaiserlichen Sessels bildeten, so erhält man eine annähernde Vorstellung von der mystisch feierlichen Pracht, die hier den Sinn des Beschauers gefangen nahm. Und heute? Während die beiden Pfauen mit ihrem Gefieder aus Edelsteinen von unermeßlichem Wert den Krönungsthron des Schah von Persien schmücken, steht an der Stelle, von der die Befehle des höchsten Herrn von Indien ausgingen, nur noch der kahle Marmorblock, der den Untersatz jenes Weltwunders darstellte, befleckt mit dem Blute des letzten unabhängigen Mogulkaisers, dem man hier die Augen ausstach.

Im Hintergrunde lenkt ein großer Marmorschirm die Aufmerksamkeit auf sich. Darüber erscheint im Bogenfelde das Bild der Wage. Wir treten näher und finden uns in einem nach drei Seiten durch Marmorwände abgeschlossenen Saale, dem kaiserlichen Serail. Die weiten, hell glänzenden Flächen sind von oben bis unten durch zarte Mosaikstreifen in Felder der verschiedensten Formen abgeteilt. Jedes Feld ist für sich betrachtet ein kleines Meisterstück der feinsten Mosaikarbeit. Der Wechsel des verschiedenfarbigen Steines und der Glanz des üppigen Arabeskenspieles, welches Wände und Decke schmückt, verbinden sich zu einem unbeschreiblichen Zauber. Aber diese Schönheit tritt fast vor dem Marmorschirm in der Bogenöffnung im Hintergrunde zurück. Die Marmorplatte, welche den Bogen ausfüllt, ist so fein durchbrochen, daß die weiße Fläche einem anmutigen Spitzenschleier gleicht, der nur ganz leicht das Innere des kaiserlichen Serails verhüllt. Eine Spitzenarbeiterin könnte nicht zarter arbeiten, als es hier der Steinmetz mit seinem Stichel vermochte. Der Marmorsaal, in dem wir uns befinden, war die Stätte, wo der mächtigste Potentat Asiens im Kreise seiner intimen Ratgeber verkehrte, um Indiens Geschicke zu entscheiden und zu *besiegeln*, eine Camera della Segnatura ganz eigener Art. Als Ganzes betrachtet

iſt der Marmorſaal ein Prachtſtück von glänzender künſtleriſcher Wirkung, ein wahres Fürſtenkabinett.

Geblendet von all dem Glitzern und Flimmern des lichten Marmors und farbenreichen Moſaiks, trat ich auf den dem Strome zugewandten Balkon. Tief unter uns rollte die Jamuna ihre ſchlammigen Waſſer. Darüber hinaus ſtieß das Auge nur auf eine rötlich ſchimmernde, felſige Ebene. Aſiens höchſte Pracht ſchien mit einem Schlag entſchwunden. Ich glaubte mich in die Einſamkeit der Steppe verſetzt.

Neben dem Diwan-i-Kas liegen die kaiſerlichen Bäder. Es iſt einer der am beſten erhaltenen Teile des Palaſtes und ganz gewiß nicht weniger reich ausgearbeitet wie Fürſtenſaal und Thronſaal. Unter dem Eindruck, den der Diwan-i-Kas und Saman Burj hervorrufen, ſchwächt ſich allerdings einigermaßen die Wirkung. Es wurde nichts geſchont, um einer Stätte, wo der reichſte und mächtigſte Herr Aſiens ſich dem üppigen Lebensgenuß des Orientalen hingab, auch eine üppige Schönheit zu geben. Mit einem wahren Raffinement bietet die künſtleriſche Erfindungsgabe ihre geheimſten Kräfte auf, um die Baderäume in Marmor und Moſaik auszuſchmücken. Es reiht ſich ein Marmorſaal an den andern. Boden und Decke, Wände und Bänke, alles leuchtet wie friſch gefallener Schnee, aus dem die anmutigſten, farbenfriſchen Frühlingsblumen hervorſprießen. Das einſtrömende Licht wird durch das farbige Glas, das die Öffnung der Marmorkuppel verſchleiert, etwas gedämpft und gleitet in einem herrlichen Spiel der Farben über die weißen Flächen hin. Draußen aber umgab einſt ein wahrer Paradieſesgarten tropiſcher Schönheit die Stätte des üppigſten Lebensgenuſſes.

Einige Schritte davon erhebt ſich im Hintergrund eines kleinen, von hohen Mauern umgebenen Hofes die Perlmoſchee. Klein in ihren Maßen, ſtellt ſie in ihrem Ausbau den vollendeten Gegenſatz zu der poeſievollen, farbenreichen Schönheit dar, die das Auge bis jetzt gefeſſelt. Auf einer Marmorterraſſe ſteigen drei kranzförmige Bogenportale empor, das mittlere iſt etwas größer als die beiden Seitenportale; darüber wölben ſich drei Kuppeln von mäßiger Größe. Der ganze Bau nimmt nur einen Flächenraum von 12,2 m Länge und 10,3 m Breite ein. Dementſprechend iſt die Halle klein und nur durch zwei Pfeilerſtellungen abgeteilt. Und doch, ſo unbedeutend der Bau in ſeiner architektoniſchen Anlage erſcheint, ſo herrlich iſt die Wirkung des Ganzen. In dieſem winzigen Gebilde ſteckt eine Wucht und Kraft, daß man ſich erſtaunt fragt: Worin liegt das Geheimnis dieſer Wirkung? Man hat die Erklärung „in der vollkommenen Harmonie der Verhältniſſe und im Kolorit“ geſucht. Gewiß, in edler Harmonie wirken alle Teile zuſammen: Portal, Bogengewölbe, Kuppel, und die feinſinnige Verteilung der Farben trägt weſentlich dazu bei, die Wirkung zu erhöhen. Aber nun denke man ſich den Bau in ganz denſelben Größenverhältniſſen

aus Holz in allen ſeinen Teilen ausgeführt wie etwa in Japan. Die Wucht des Eindruckes würde ſofort verſchwinden. Das Geheimnis der überraſchenden Wirkung liegt vor allem in der Schönheit des Steines. Dieſe Marmorblöcke bauen ſich vor uns im blendenden Weiß des leicht gefrorenen Schnees zu einer ſo vornehm gegliederten Maſſe auf, daß man meinen könnte, das ganze Bauwerk ſei aus einem einzigen Rieſenblock des reinſten Marmors herausgehauen. Ein Marmorfels ſcheint in ein herrliches Bogengewölbe mit mächtigen Pfeilern und Kuppelbauten umgewandelt worden zu ſein. Der koſtbare Stein als ſolcher ſoll wirken, darum bleibt jeder Reiz des ornamentalen Schmuckes weg. Nur über dem Portal ziehen ſich als Moſaikgirlande die leicht hingeworfenen Umriſſe eines ſtiliſierten Blattwerkes hin. Die Perlmoſchee bildet in der klaſſiſch ſchönen Einfachheit ihres Marmors den ausgeſprochenen Gegenſatz zu dem Farbenzauber, der alle jene Räume auszeichnet, die unmittelbar der Majeſtät des Herrſchers dienten.

Wir ſtiegen zur Terraſſe des Dehli-Tores empor. Vor uns lag die Hauptmoſchee. Welch ein Bild! Ich verſtehe es recht wohl, daß die majeſtätiſche Pracht, die hier ſich entfaltet, einſt in den zahlloſen Scharen der Pilger, welche aus allen Teilen Aſiens nach Dehli ſtrömten, das ſtolze Gefühl von der weltbeherrſchenden Macht der Herrin Indiens erwecken mußte. Dehli, die Gebieterin der Welt durch des Propheten Glauben: dieſer Gedanke ließ den Erbauer ein Rieſenwerk ſchaffen, mit dem ſich in der Kraft und Energie der Anlage kaum ein anderes Denkmal auf indiſchem Boden meſſen kann.

Wo immer das Bild der Moſchee ſichtbar wird, überraſcht es durch ſeinen impoſanten Anblick. Bereits auf dem Höhenzuge des Ridge hatte es das Auge gefeſſelt. Von der Terraſſe des Dehlitores aus aber gewinnt man ein wundervolles Geſamtbild des Bauwerkes. Wer den Bau in dem architektoniſchen Zuſammenwirken aller Einzelteile nach ſeinem vollen künſtleriſchen Werte beurteilen will, muß zuerſt von dieſem Punkt ausgehen. Eine gewaltige Terraſſe dient der Moſchee als Unterbau. Sie iſt aus mächtigen Quaderſteinen angelegt. Die breiten Steinflächen werden durch Spitzbogenniſchen unterbrochen, die ſich, eine dicht neben der andern, wie ein Kranz um den Unterbau herumziehen. Am Rande der Terraſſe wird die Säulenhalle ſichtbar. Leicht und luftig ſchlingen ſich dieſe weiten, offenen Arkaden mit ihren ſchlanken Säulen und Bogen als Einfaſſung um das Heiligtum, und während ſie den Bau nach außen abſchließen, laſſen ſie doch zugleich durch die weiten Bogenöffnungen die Marmorpracht des Innenbaues hindurchleuchten. Ein dreifaches Portal durchbricht die Säulenhalle, nämlich an der Stirnſeite und an den beiden Längsſeiten der Terraſſe. Die Portale lenken ſofort die Aufmerkſamkeit auf ſich durch die mächtigen Mauerflächen,

Digitized by Google

in denen ſie hoch über die Terraſſe emporſteigen. Ein rieſiges Spitzbogenportal öffnet ſich in der Mitte. Die Flächen, welche zu beiden Seiten das Portal einrahmen, werden durch tiefliegende breite Bogenöffnungen gegliedert. Leicht emporſteigende, in einem niedlichen Kiosk abſchließende Türme faſſen die Maſſen ein. Die durchbrochenen Arkaden ſchlingen ſich wie ein Bogengewinde von Portal zu Portal. Baſtionartig vorſpringende Türme, über welchen ſich eine von Säulen getragene Kuppel erhebt, vermitteln dort, wo die Arkaden im Rechteck auseinanderſtoßen, den Übergang und bereiten den Blick auf die überraſchende Wirkung vor, welche die eigentliche Moſchee hervorruft. Dieſe, d. h. die große Gebetshalle, bildet tief im Hintergrund als vierte Seite des quadratförmigen Hofes den Abſchluß des Ganzen. Nur der Spitzbogen des Rieſenportals wird mit ſeiner leuchtenden Marmorbekleidung ſichtbar. Darüber erheben ſich drei Kuppeln, während zwei Türme die Faſſade wie mit kräftigem Rahmen abſchließen. Der dreifache Kuppelbau iſt unſtreitig das großartigſte Element in dieſer prachtvollen Gruppierung. Ganz in ſchneeweißem Marmor ausgeführt, zeichnen ſich die Kuppeln ebenſoſehr durch den Adel der Verhältniſſe wie durch die Größe der Dimenſionen aus. Die Wirkung des in glänzendweißen Flächen ſchimmernden Marmors wird noch gehoben durch die ſchwarzen Marmorſtreifen, die ſich wie feine Adern von oben nach unten herabziehen. Dadurch rippt ſich die kugelförmige Marmormaſſe wie eine geſchloſſene Knoſpe, deren zarte Blätter an den Rändern ſcharf hervortreten. Es iſt eine Rieſenknoſpe, die in der Lichtflut des tropiſchen Tages ihren Glanz über alle Teile des ſtolzen Baues ausgießt. Die Wirkung iſt eine ernſte, feiertiche und zugleich lebendig maleriſche. So baut man nur im Orient. Je mehr Bilder ſich zuſammendrängen, um ſo mehr läuft man Gefahr, daß der Blick abgeſtumpft, das Auge unempfindlich wird, nachdem es ſo viel des Schönen in ſich aufgenommen hat. Aber beim Anblick dieſes Wunderbaues wird auch das unempfindtichſte Auge wach.

Wir biegen in die Khas Road ein. Etwa in der Mitte des Weges macht die Straße eine leichte Krümmung. In demſelben Augenbticke wird der mittlere Torweg der Umfaſſungsmauer in ſeiner majeſtätiſchen Größe ſichtbar. Der erſte Eindruck iſt großartig. In ernſten ruhigen Maſſen baut ſich das gewaltige Tor vor dem Auge auf. Je näher man kommt, um ſo kräftiger treten die Linien des Rieſenbogens hervor, und wenn man endlich die unterſte Stufe der Treppenanlage erreicht und zu dem Gewölbe des Bogens über ſich emporblickt, kann man ſich des Gefühls einer überwältigenden Wucht kaum erwehren. Anmut und Eleganz treten vor dem Zuge des Gigantiſchen, der die Umriſſe beherrſcht, gänztich zurück. Das macht ſich ſchon in dem Aufbau der Stufen geltend, die weniger einer Treppenantage als einer terraſſenförmig aufſteigenden Pyramide gleichen.

Das Portal gibt dem Eintretenden eine Ahnung von der Herrlichkeit des Innern. Sobald man den weiten Hofraum betreten, beginnt mit einem Schlage die Formen- und Farbenpracht aus nächſter Nähe auf das Auge einzuwirken. Es iſt ein Bild, ſo ganz verſchieden von den Eindrücken eines Diwan-i-Kas, daß man meinen ſollte, es ſei von einer ganz andern Künſtlerzunft geſchaffen. Jene Marmorhalle mit ihrem bezaubernden Spiel der Blumen und Blätter, die in dem duftigſten Farbenſchmelz aus dem Steine herauswachſen, macht mehr den Eindruck eines Feenpalaſtes. Hier aber weckt alles den Eindruck feierlicher Erhabenheit.

Der Hof iſt mit blinkenden Marmorplatten belegt. Derſelbe mißt in der Länge 121,6, in der Breite 91,2 m; die Moſchee ſelbſt hat eine Längsausdehnung von 80 m. Die Arkaden ringsum laſſen die ſchlanke Schönheit der Säulen und Bogen aus nächſter Umgebung zu maleriſcher Geltung kommen. Dicht vor uns öffnet ſich die Faſſade in der ganzen Weite und Höhe ihres Hauptportales, während ſich gleich zwei ſtolzen Palmſchäften die beiden Türme mit ihrem krönenden Kiosk leicht emporſchwingen. Über alles hinaus ragen die Rieſenknoſpen der Kuppeln und ſtrahlen ein blendendes Licht zurück. Was aber keine Beſchreibung wiedergeben kann, das iſt die Wirkung, welche der Farbenwechſel hervorruft, die Pracht des roſarot leuchtenden Sandſteines und des weißen Marmors. Während nämlich der ausgezeichnete Sandſtein die Hauptmaſſe des Baues, und zwar in großen, fein geglätteten Blöcken bildet, wird der Marmor verwandt, um die roten Flächen durch breite ornamentale Bänder zu beleben. Das dunkle Rot der Arkaden, der weiße und ſchwarze Marmor der Faſſade, die wie mit Schnee bedeckten Kuppeln, von den glitzernden goldenen Spitzen überragt, die roſafarbenen Linien der hoch hinausſtrebenden Minarets, das alles verſtand die überlegene Meiſterſchaft des Künſtlers, dem dieſer Bau ſeinen Urſprung verdankt, ſo fein zu kombinieren und dabei die Wirkung der einzelnen Nuancen in einen ſo ſchönen Einklang mit dem Geſamtbilde zu bringen, wie es nur immer im Steine möglich iſt. Man rühmt den Farbenſinn des Japaners, aber hier iſt im reinſten und edelſten Stein ohne die Zuhilfenahme eines Pinſelſtriches ein Sinn für Harmonie der Farben entwickelt wie nirgendwo in Japan. Erſt in dieſer vollen, farbigen Wirklichkeit kommt die harmoniſche Großartigkeit der Architektur zur vollen Erſcheinung. Die geniale Leichtigkeit, mit der die gigantiſchen Mauermaſſen, Torwege, Portale, Terraſſen, Arkaden, Säulenhallen, Kuppeln, Türme zu einer einzigen mächtigen Geſamtwirkung verbunden werden, reißt jeden Beſchauer zur Bewunderung fort.

Indem wir die Gebetshalle betreten, wölbt ſich über uns in trefflich abgemeſſenen Spitzbogen das auf kräftigen Pfeilern ruhende Gewölbe. Der plaſtiſche Reichtum der Wandflächen entfaltet eine Fülle der anmutigſten

Ornamente. Aber ſo blendend ſich die Pracht des Marmors in den ſinnreichen Arabesken von der Grundfläche abhebt, ſo wenig kann der Innenraum befriedigen. Nachdem die Wucht des architektoniſchen Aufbaues die Erwartung auf das höchſte geſpannt hat, bereitet das Innere eine Enttäuſchung. Das, was uns wahrhaft erheben und begeiſtern könnte, die ſeelenvolle Schönheit, fehlt. Hier iſt für die ideale Größe, wie ſie ſich in den unvergänglich ſchönen Darbietungen der chriſtlichen Kunſt verlörpert, kein Raum. Der Betende wirft ſich vor einer öden Niſche nieder, und ſeine Betrachtung verliert ſich ins Unbeſtimmte; anſtatt daß ſie ſich im Anblicke der künſtleriſchen Verklärung religiöſer und ſittlicher Ideale zu dem erhebt, von dem alle Wahrheit und Schönheit ausgeht, ſtiert ſie auf jene Stelle des Mihrab, die ihr die Richtung gegen Mekka weiſt. Was äußere Schönheit zu bieten vermag, das leuchtet zwar in dem Marmor und Moſaik in der denkbar höchſten Vollendung. Dem Orientalen ſtehen ja alle äußeren Mittel in üppiger Fülle zur Verfügung: verſchwenderiſcher Aufwand des edelſten Geſteines und höchſte techniſche und künſtleriſche Fertigkeit. Aber ohne den belebenden Odem Gottes wird alle Kunſt nur auf eine das Auge beſtechende Pracht gerichtet ſein. Dahin zielt die Kunſt des Orientalen. Das Auge ſoll durch den Reichtum geblendet, das Gefühl durch den Glanz bezaubert und gefangen genommen werden. Umſonſt ſucht das Auge nach jener erhabenen Kunſt, auf der ein Abglanz himmliſcher Herrlichkeit ruht. So viel Anmutiges, Glänzendes, ja wahrhaft Schönes die vielen Moſaikbänder in ihren Arabesken bieten, die höchſte Kunſtfertigkeit muß ſich zuletzt mit Blumen und Blumentöpfen begnügen. Welche Armut in dieſem Reichtum!

Wenn es aber dem Islam auf ſeinem Siegeslauf durch Europa und Aſien an irgend einem Punkte zwiſchen der Iberiſchen und Indiſchen Halbinſel gelungen iſt, ſeinen Denkmälern äußerlich den Charakter ſtolzer Macht und Größe aufzudrücken, ſo iſt es Dehli. Es ſchien, als habe die Glut des Islam im Kampf um die Vorherrſchaft über Indien das Blut dieſer Söhne der Steppe mit einer Lebensfülle durchdrungen, die ſich in einer unbegrenzten Bauluſt Bahn zu brechen ſuchte. So gewaltig hat jenes Geſchlecht zu bauen verſtanden und doch dabei wiederum ſo anmutig, daß man nicht weiß, was man mehr bewundern ſoll, die Majeſtät der Maſſen oder den Reiz der Formen. Erhebt ſich in dem ſtolzen Kuppelbau und in dem kühn geſchwungenen Spitzbogen das mohammedaniſche Bauwerk zu einer Hoheit des künſtleriſchen Ausdruckes, den der Hinduſtil niemals erreicht hat, ſo empfängt es jetzt in der Fülle des plaſtiſchen Schmuckes ein Element, das dieſer Hoheit einen ganz neuen Reiz verleiht. Die Flächen löſen ſich in eine Fülle von Säulen und Pfeilern, in eine Mannigfaltigkeit von Niſchen und Balkonen auf, die dem Aufriß ein ganz anderes Anſehen geben. Die Maſſen des Geſteins teilen ſich und ſcheinen gleichſam in un-

zähligen Blumen aufzublühen. Dieſe eigenartige Verſchmelzung des indiſchen und des ſarazeniſchen Elementes iſt es, die der Architektur des Islam auf indiſcher Erde ihren Glanz verleiht. Zeigen ſich bereits auf dem Boden des älteſten Dehli alle Merkmale eines nach wuchtiger Kraft und lebendiger Pracht ringenden Stils, ſo tritt dieſe indiſch-ſarazeniſche Kunſt auf der Höhe ihres Schaffens mit einer Freiheit und Großartigkeit auf, welche an Vielſeitigkeit und innerem Wert alles in den Schatten ſtellt, was bis dahin der Islam überhaupt auf dem Boden Europas oder Aſiens hervorgebracht hatte.

Man ſagt, es habe in keinem Lande die Kunſt des Islam eine ſo edle, feine Blüte, eine ſo folgerichtige Durchbildung erfahren wie auf der Iberiſchen Halbinſel. Es iſt lehrreich, die Kunſt, die ſich auf der Halbinſel im fernen Weſten in den großartigen Schöpfungen einer Alhambra und anderer Werke entfaltet, mit der Entwicklung zu vergleichen, die dieſelbe Kunſt des Islam auf der Halbinſel im fernen Oſten genommen hat. Mit der Epoche, die auf dem Boden Dehlis beginnt, hat die mauriſche Epoche, die damals auf der Höhe ihrer Entwicklung ſtand, manche Verwandtſchaft. Hier wie dort iſt es ein gewaltiger Geiſt, der das Zeitalter der Herrſchaft des Islam erfüllt. In der hohen Landeskultur, in Poeſie, Wiſſenſchaft und Kunſt findet der unternehmende Sinn des Eroberers ſeinen Ausdruck, und auf der Indiſchen wie auf der Iberiſchen Halbinſel nimmt die Architektur an der glänzenden Außenſeite dieſer Kultur einen weſentlichen Anteil.

Nun mag es wohl richtig ſein, daß in Spanien der künſtleriſche Genius des Islam in dem Adel und in der Anmut der Ornamentik das Höchſte erreicht, deſſen er fähig war, aber in der Macht und Majeſtät des architektoniſchen Aufbaues, in der Fülle und Vielſeitigkeit der Formen, in dem Umfang und Reichtum der über die immenſe Halbinſel zerſtreuten Denkmäler wird die indiſche Kunſt weder von der iberiſchen noch von einer andern Kunſtſphäre des Islam übertroffen. Es gibt keinen Fleck islamitiſcher Erde, aus dem eine ſolche Fülle der ſchönſten und großartigſten Denkmäler hervorwuchs, wie der Boden, den der Islam unter den Pathanfürſten von Dehli aus zu erobern begann.

Man braucht gar nicht den Enthuſiasmus eines Archäologen und Kulturforſchers zu beſitzen, um im Zauber dieſer glänzenden Denkmäler zu ſchwelgen. Gar vieles iſt zwar verfallen. Aber aus der Verwüſtung erhebt ſich das unverwüſtliche Bild einer Epoche künſtleriſchen Ringens, während der ſich mit der überlegenen Kraft des Schwertes die höchſte Fertigkeit des Meißels verband, um durch die Wucht und den Glanz der aufgetürmten Maſſen den Symbolen des Islam einen überwältigenden Ausdruck zu geben.

Das iſt Dehli: eine Zitadelle, die Indiens Geſchicke durch Jahrhunderte wie mit einem eiſernen Ring umklammert hielt, eine Hofburg, wo alles den heiterſten Lebensgenuß in dem feenhaften Glanze des mächtigſten aſiatiſchen Herrſchertums atmete, eine Moſchee, in deren majeſtätiſchen Kuppeln das Symbol des Islam wie ein herausforderndes Siegeszeichen hoch über das weite Häuſermeer hinausragt, ringsum eine blutgetränkte Ebene, der Schauplatz von Kämpfen, welche über das Schickſal von Millionen entſchieden, und alles umrahmend ein ſchier unbegrenztes Totenfeld, über dem der Genius der großen Herrſchergeſtalten noch zu ſchweben ſcheint. Im Angeſichte der erblaſſenden Herrlichkeit empfindet man noch etwas von der Macht, die einſt Aſiens Völker im Bann ihres Zaubers gefeſſelt hielt.

# 25. Durch das Pandschab.

25. Februar 1905.

Am 22. Februar verließ ich Dehli und wandte mich nach Lahor. Auf Lahor ruht noch ein blasser Abglanz des goldenen Zeitalters der Mogul. Dehli, Agra, Lahor waren abwechselnd ihre Residenz. Auch in der Hauptstadt des Pandschab haben diese Fürsten die Spuren ihres prachtliebenden Schaffens zurückgelassen. Die Paläste, in denen sie lebten, die Grabdenkmäler, in denen ihre Asche ruht, sind beredte Zeugen. Aber mit Dehli und Agra vermag sich Lahor doch nicht zu messen. Weder Akbars Zitadelle noch Dschehangirs Schloß, weder Schah Dschahans berühmter Garten Schatimar noch Aurangezebs große Moschee lassen sich mit den Wunderwerken vergleichen, die in den beiden Kaiserstädten an der Jamuna die Namen derselben Kaiser verewigen. Die Hauptstadt des Fünfströmelandes hätte mich darum nicht länger festgehalten, wenn nicht die großartige Sammlung der altbuddhistischen Skulpturen im Lahore Museum eine solche Fülle der interessantesten Bilder geboten hätte, daß diese allein einen längeren Aufenthalt lohnte. Alle andern sog. gräko-buddhistischen Sammlungen, Kalkutta nicht weniger wie London und Berlin, überbietend, war sie die beste Führerin in die geheimnisvolle Welt jenes verlorenen Winkels der alten Kultur des Kabultales, die das Ziel meiner Fahrt ist. Am 25. Februar trug mich der Expreß hoch in den Norden in das eigentliche Land der fünf Ströme.

26. Februar 1905.

So häufig hatte ich mich der Lieder erfreut, die einst im Kreise der rigvedischen Sänger gesungen wurden. Ein matter Schimmer des urheimatlichen Lebens unserer eigenen großen Völkerfamilie leuchtete mir aus ihnen entgegen, so ein Stückchen indogermanischer Urheimat, als ich sie am Ufer der blauen Donau zum erstenmal las. Nun war die Heimat der Lieder auf einmal dem Blicke nahegerückt. Vor dem Auge lag das Fünfströmeland; aber bei seinem Anblick entschwindet alle Poesie. Ein düsterer Ernst lagert über der Gegend. Der wüstenartig angewehte Sand ließe fast eine Düne in der Nähe des Meeres erraten, wenn nicht einzelne Tamariskenbüsche dem Bild etwas Frische und Farbe gäben. Dünnes Röhricht bedeckt an vielen Stellen den kahlen Boden. Um so herrlicher steigt im Norden die höchste

Bergkette der Welt empor, und die leuchtenden Eishörner der Gletſcher Kaſchmirs ſtrahlen in wundervoller Klarheit. Alles in allem trotz Steppe und Baſaltblöcken ohne Vegetation doch noch ein großartiges Bild. Rechts die geheimnisvollen Täler Tibets, links das majeſtätiſche Stromgebiet des Indus, vor uns in der Ferne die Ausläufer des Hindukuſch. Während der Schnellzug über die Ebene und durch die Täler des Pandſchab gegen Norden ſauſt, wird man aus den idylliſchen Erinnerungen der rigvediſchen Lyrik unvermerkt in eine ganz andere Welt völkergeſchichtlicher Erinnerungen getragen. Die vom Frühlingshauche der Jugendpoeſie umwobene Stätte wandelt ſich in eine blutgetränkte Ebene um. Sie war der Schauplatz von Kämpfen, welche zu wiederholten Malen über das Schickſal Indiens entſchieden. Vor dem Auge tauchen aus dem Innern Mittelaſiens die wilden Söhne der Steppe auf. Über die Schneehöhen des Pamir und durch die Engpäſſe des Hindukuſch und Karakorum ſteigen ſie in die Ebene hinab, und wie von einem unwiderſtehlichen Zuge gegen Süden getrieben, rücken ſie dem Zauberlande Indien näher und näher. In gewaltigen Heeresmaſſen überfluten ſie die Täler des Fünfſtrömelandes, um ſich von dort nach dem Tale des Ganges zu ergießen. Ein immenſes Reich von märchenhafter Pracht winkt als Siegesbeute. Um die Wende der chriſtlichen Zeitrechnung ſind es die unternehmenden Stämme der Skythen. Es folgen ihnen hunniſche, türkiſche und mongoliſche Horden. Die Afghanen drängen nach, und dann ſtürmen die Pathan über das Pandſchab, um von den Tälern der fünf Ströme aus bis zum ſüdlichſten Punkt Indiens zum erſtenmal die Glut des Islam zu tragen. Wie ein verheerender Strom ergießen ſich immer neue Maſſen gegen Hinduſtan zu.

Während der Zug durch das Fünfſtrömeland eilt, zieht im Flug ein grandioſes Stück der aſiatiſchen Geſchichte an dem Auge vorüber. Wie Rieſen der Vorzeit ſchauen die gigantiſchen Höhen rechts von uns auf jenen denkwürdigen Boden herab. Die Koloſſe da drüben ſahen dieſe Völker kommen und gehen. Was könnten ſie dem Forſcher von jenen Heereszügen und Völkerſtrömen erzählen! Unwillkürlich ſchaut das Auge fragend zu ihnen empor. Sie bleiben ſtumm, und ihre ehrwürdigen Schneehäupter hüllen ſich zeitweilig in eine Wolke, als verſtünden ſie nicht mehr, was da unten vor ſich geht. Wo früher die glänzenden, farbenreichen Heereszüge hindurchfluteten, da ſauſt mit unheimlicher Eile die ſchwarze Eiſenmaſſe des Pandſchab-Expreß. Vediſche Lyrik, wie iſt dein Lied verklungen? Eroberer Indiens, ihr ſtolzen Pathan und herrſchgewaltigen Mogul, wohin ſind eure Völker gezogen? Eine neue Zeit iſt vor den Augen dieſer Bergtitanen emporgeſtiegen.

Beim Städtchen Wazirabad trägt uns eine mächtige Eiſenbrücke über die wilden Fluten des Tſchinab. Er iſt der Akeſines der Alten. Wir be-

finden uns im alten Reiche des Königs Porus und kommen dem Schauplatze nahe, wo zum erstenmal die antike Welt mit der indischen zusammenstieß. Im Angesichte der Fluten des Hydaspes erfocht Alexander d. Gr. seinen glänzenden Sieg über die Heeresmassen des indischen Fürsten. Wie mit einem Schlage scheint die Gegend bekannter zu werden. Wenngleich wir uns immer mehr den Regionen Mittelasiens nähern, so gewinnt doch die Landschaft, obschon das Auge sie nie geschaut, ein ganz vertrautes Antlitz. Ich habe so manche Strecke Indiens gesehen, deren Anblick fesselte. Die Erinnerung verwob damit mancherlei Bilder eines Volkes, das dem Forscher bis jetzt bloß in seinen Urkunden nahe gekommen war. Jetzt aber, wo wir uns dem Strome nähern, der einst Zeuge von Alexanders großer Waffentat gewesen, erfaßte mich ein erhebendes, fast möchte ich sagen stolzes Empfinden, als handle es sich um ein Ereignis, das in seiner weltgeschichtlichen Tragweite bis zu uns hinüberreicht und an dem wir einigermaßen selbst teilnehmen. Bei Dschilam überschreiten wir den Hydaspes. So wenig Anziehendes das Strombild besitzt, so prägt ihm die Erinnerung an den Triumph des Westens über den Osten einen heroischen Zug auf. Was hier geschah, berührt uns näher als alle Erfolge, die einst die gewaltigen Heereszüge der Afghanen und Mogul erfochten, die hier vorbeizogen, um Indien zu erobern. Ein Strahl des Ruhmes der griechischen Welt schien über der Gegend zu leuchten. An die Stelle der wilden Söhne der mittelasiatischen Steppe traten die herrlichen Gestalten Griechenlands, und allen voran erstrahlte die gewaltige Erscheinung des jugendlichen welterobernden Heros, der die Elite seines siegreichen Heeres von den Toren Athens bis vor die Tore der indischen Welt geführt. Er stand im Begriffe, diese Tore zu sprengen und in das Dunkel der ostasiatischen Völkerwelt einzudringen, um vielleicht der gesamten Welt des Ostens eine völlig neue Gestalt zu geben.

Rawalpindi liegt bereits hinter uns. Wir nähern uns dem Indus. Das landschaftliche Panorama nimmt einen großartigen Charakter an; mächtige Felsmassen, durchschnitten von wilden Schluchten, zeigen sich im Vordergrunde. Gleich Ruinenmauern ragen einzelne Felswände steil empor. Wir halten am Ufer des Stromes. Vor uns erhebt sich das Fort von Attak, der alte Wächter, dessen Hut der Übergang über den Strom anvertraut war. Seit Alexanders d. Gr. Tagen sah dieser Felsen jeden Eroberer, der nach Indien zog, hier den Strom überschreiten. Ein neues majestätisches Strombild gesellte sich zu den vielen Bildern, die sich dem Auge im Laufe der Fahrt zwischen Jangtsekiang und Ganges dargeboten haben. Wiederum eine neue Physiognomie, wie verschieden von derjenigen des Blauen oder Gelben Stromes in China! Der Indus entspringt auf der Höhe der dem Himalaja im Norden vorgelagerten, schneebedeckten Tise-Gangrikette und fließt dann in einer nordwärts geschwungenen Kurve durch die

wilden Hochtäler Tibets. Bis zu seinem Durchbruch durch den Himalaja behält er eine nordwestliche Richtung. Der Durchbruch des Indus durch die Gebirgsmassen des Himalaja findet in tiefen, schwer zugänglichen und wenig bewohnten Schluchten statt. Von hier fällt der Fluß rasch aus einer Seehöhe von 1500 m auf 350 m bei Attak, wo er die Ebene erreicht. Während seiner langen Wanderungen durch den Himalaja hat er fast die Hälfte der ungeheuern Entfernung zurückgelegt, welche seine Quellen in einer Höhe von 6000 m von seiner Mündung ins Arabische Meer trennen. Aber so viele Ströme und Zuflüsse des Himalaja und des Hinduluſch er auch aufgenommen hat, so bleibt es ihm doch versagt, sich auszubreiten und jene Majestät zu entfalten, welche den Ganges auszeichnet. Die Felsenmassen zu beiden Seiten zwängen die Fluten in ein verhältnismäßig enges Bett. Schäumend und tosend stürzen die hochgehenden Wassermassen, einem Bergbach vergleichbar, durch die Felsenschlucht. Ungeheure, übereinander getürmte Basaltblöcke ragen aus dem Flußbett empor. Zischend und in weißen Schaumwolken sich teilend eilt die Flut darüber hinweg. Es ist ein steter Kampf von Wasser und Fels. Langsam rollt der Zug über die eiserne Brücke, und nun öffnet sich gegen Norden ein Bild von unbeschreiblicher Schönheit. Die große und reiche Staffage der Bergketten Kaschmirs wird sichtbar, und die Riesennatur des Himalaja entfaltet ihren ganzen malerischen Zauber. Die Luft ist so klar und durchsichtig, daß die weiten Gletscherfelder und Schneespitzen in unmittelbare Nähe zu rücken scheinen. Das ist der Hintergrund des Bildes. Dicht vor uns kämpft sich der Indus, zu einem reißenden Wildwasser angeschwollen, wirbelnd durch die Felsen. Tief eingeschnittene Schluchten mit schreienden Lichtblitzen, wirre Felsenmassen, gewaltige Steinblöcke geben der Natur etwas Titanenhaftes. Das ist der Übergang über den Indus. Nun erst kommt das Fort in seiner eindrucksvollen Größe ganz zur Geltung. Oberhalb Attak mündet der von Nordwesten kommende Kabulstrom in den Indus. Dicht gegenüber der Mündung springt das Berggelände in den Strom vor, eine natürliche Felsenunterlage bildend, auf der sich die stolze, zinnengekrönte Umwallung mit ihren wuchtigen Türmen und Toren erhebt. Oberhalb des Forts, etwas weiter gegen Norden, führte Alexander sein siegreiches Heer über den Strom.

In zwei großen Korps war das mehr als 100000 Mann zählende Heer, nachdem es die Päſſe des Hindukuſch überschritten, zu beiden Seiten des Kabulstromes im Frühling 327 herangerückt. Das eine, von den Generalen Perdikkas und Hephästion geführt, war südlich vom Kabulflusse auf dem uralten Hauptwege zum Indus vorgedrungen, hatte allen Widerstand niedergeworfen und zuletzt am Indus selbst Halt gemacht. Hier wurde nördlich von der Kabulmündung der Bau der berühmten Schiffbrücke begonnen, auf welcher Alexander den Riesenstrom im kommenden Frühjahr mit den ver-

Bild 58. Fürſtenſtatue. Lahore, Muſeum. (S. 86.)

Bild 59. Fürſtenſtatue. Lahore, Muſeum. (S. 86.)

Bild 60. Fürſtenſtatue. Lahore, Muſeum. (S. 86.)

Bild 61. Inſchrift des Gundapharna aus Takht-i-Bahi. (S. 94.)

Bild 62. Kapitäl aus Jamulgarhi. (S. 93.)

Bild 63. Kapitäl aus dem Kabultal. (S. 93.)

Bild 64. Martand. Sonnentempel. (S. 93.)

einigten Korps überschreiten wollte. Alexander selbst führte die andere große Kolonne, um die viel schwierigere Arbeit der Unterwerfung aller indischen Gebirgsvölker auf dem linken Ufer des Kabul bis zum Indus durchzuführen. Unter ungeheuern Anstrengungen und grimmigen Kämpfen war ihm dieser Plan vollständig gelungen. Aber erst im Winter 327 erreichte er selbst den Indus, um hier seine Erfolge durch die mit grandioser Kühnheit und genialer Feldherrnkunst erzielte Erstürmung der Felsenfestung Aornos, nördlich von der Kabulmündung, zum ersten Abschluß zu bringen. Die Erstürmung der durch Natur und Kunst schier unangreifbar gemachten Bergfestung Massaga war das Vorspiel für Aornos gewesen. Der Berg Aornos erhebt sich in einem Umfang von 15 km 1520 m hoch über dem Indus. Dem Strome zu fällt der Berg in steilen Felswänden und spitzen Felszacken jäh in die Flut, die an dieser Stelle besonders tief und wild ist. Von der andern Seite ward der Zugang zur Höhe durch Wälle, Gräben und Türme uneinnehmbar gemacht. Die Höhe krönte eine tief eingeschnittene Felsenmasse, die eine natürliche Zitadelle bildete. Alexander schrak vor dieser furchtbaren Felsenfeste nicht zurück. Mit eiserner Faust unternahm er es, das Felsentor Indiens zu sprengen. Langsam suchte er zuerst Halt gegen Osten zu gewinnen. Die tiefen Schluchten wurden künstlich überbrückt. Von dort aus gelang es, sich auf einer die Zitadelle beherrschenden Höhe festzusetzen und den Sturm auf die Festung vorzubereiten. Aber noch bevor es zum letzten Sturme kam, entfloh die indische Besatzung. Der Indus war im Besitz Alexanders. Es war ein denkwürdiger Augenblick im Völkerleben Asiens, als der gewaltige Heerführer seine Truppen über die Brücke führte. Zum erstenmal erzwang er den Eingang zum Boden eines Landes, das vor ihm noch kein europäischer Eroberer betreten hatte.

Alle diese Bilder und Erinnerungen drängten sich vor, als der Zug in das weltverlorene Kabultal einlenkte und uns einem Fleck asiatischer Erde näher brachte, von dem aus der größte Genius der antiken Welt das großartigste Problem der asiatischen Welt zu lösen suchte.

Alexander verkörperte in seiner Erscheinung den Genius der hellenischen Kultur, und diese Kultur sollte die asiatische Welt erobern. Alles, was Hellas im Laufe seiner Entwicklung an Schätzen gewonnen hatte, schien in diesem einzigen Manne sich zu vereinigen, um durch ihn Asien mit einem neuen Leben zu durchdringen. Es ist dies nicht etwa eine Idee, unter der man nachträglich Alexanders Zug nach Asien betrachten mag. Europa sollte Asien intellektuell und moralisch durchdringen: das war die treibende Kraft des Unternehmens. Äußerlich war es ein Kampf zwischen Griechenland und Persien. Aber Griechenland bedeutete für den Hellenen Europa und Persien Asien. Faßte Hellas in seiner äußeren und inneren Entwicklung schlechthin alle Errungenschaften des damaligen Europa zusammen, so

stellte die persische Monarchie den Inbegriff asiatischer Herrlichkeit für denselben Hellenen dar. Dieses in Persiens Herrscher verkörperte Asien hatte einst mit Europa einen Riesenkampf eingeleitet, als es sich anschickte, Hellas mit der Wucht seiner Heeresmassen zu erdrücken. In Xerxes' Heer war tatsächlich das gesamte Asien bis an die Grenzen Indiens zum Heerbann gegen Europa aufgeboten worden. Als Siegespreis leuchtete der Triumph der asiatischen Kultur über die hellenische. Am Tage, wo Hellas für immer in seiner politischen Macht gebrochen war, schien auch Asiens Triumph über hellenisches Geistesleben für immer entschieden. Hinter dem Zweikampfe der zu einem Heereszug und unter einem Zepter vereinigten Völker Asiens mit Europa lauerte ein noch großartigerer Kampf zwischen asiatischer und hellenischer Kultur. Hellas siegte, und durch Hellas triumphierte zum erstenmal der Westen über den Osten. Die Vorherrschaft asiatischer Kultur war vom Boden Europas abgewehrt. Um so glänzender konnte sich hellenisches Geistesleben von nun an entfalten. Athen faßte in sich wie in einem Brennpunkte die ganze Fülle und Vielseitigkeit des Schaffens zu jener Einheit und Harmonie der geistigen Kräfte zusammen, die für alle Zeit vorbildend werden sollte. Was Hellas in jenen Tagen des Aufschwunges erreicht, sollte die unantastbare Grundlage werden, auf der sich die Kultur des Abendlandes aufbaute, der unveräußerliche Besitz, aus dem die Völker des Westens sich bereicherten. Die ideale Bedeutung von Alexanders Feldzuge gegen Osten liegt nun darin, daß er die persische Hegemonie über Asien zertrümmern wollte, um auf den Trümmern der zusammengebrochenen Herrschaft über Asiens Völker die Vorherrschaft dieses hellenischen Geistes lebens über den Osten zu begründen. Soweit sich der Osten erstreckte, so weit sollte er in den Bereich des hellenischen Einflusses gezogen werden. Das war es, was Alexander an die Ufer des Indus führte, kein phantastisches Streben nach märchenhaften Gebilden, sondern die realen Ziele einer auf der großartigsten Grundlage angelegten Weltpolitik, die von dem Augenblick an, wo das Reich des Cyrus zusammenbrach, aus einer westasiatischen in eine ostasiatische Weltpolitik überging. Die Grenzvölker des Indus, unter ihnen die schon in der Inschrift des Darius erwähnten Gandhâri, hatten einst zum Reiche der Achämeniden gehört. Durch ihre Unterwerfung war dem Triumphzuge des Hellenismus die Richtung nach Indien gegeben. Alexanders Plan ging über die Wiedergewinnung der Induslinie weit hinaus. Bei der Unbekanntschaft der griechischen Welt mit der wirklichen Ausdehnung Asiens östlich vom Indus hielt der Eroberer das ihm entgegenwinkende Wunderland Indien für einen vergleichsweise kleinen Rest des östlichen Asien. Durch dessen Eroberung hoffte er für sein neues Reich gegen Osten die ozeanische Grenze zu finden. Ganz Asien stand ihm dann offen von den Fluten des Ägäischen Meeres, die Asiens westliche Gestade bespülen, bis zu dem noch

unbekannten Meere, das am östlichen Gestade die Grenze des Kontinents bildete. Parallel zu der großen Heeresstraße, auf der seine siegreichen Truppen von Smyrna im Westen bis zu dem äußersten Punkt im Osten die ganze asiatische Welt durchziehen konnten, öffnete sich zur See eine andere ostasiatische Weltstraße der südasiatischen Küste entlang, die durch Schiffahrt und Handel *den fernen Westen mit dem fernen Osten verband*.

Mit welchem Blicke mag Alexanders Auge zu der Gebirgswelt hinübergeschaut haben, die gleich einer Riesenmauer den Umkreis im Norden und Osten absperrte! Daran denkt man unwillkürlich, wenn sich der Blick nach denselben Gebirgsmassen in der Ferne richtet, die einst dem kühnen Makedonier plötzlich entgegentraten. Welche Geheimnisse lagen hinter jenem Wall der titanenhaft emporstrebenden Höhen verborgen? Alexander stand an der Schwelle der ostasiatischen Welt; er brauchte nur die vor ihm liegenden Hochpässe von Kaschmir zu überschreiten, und der Weg in das gewaltigste Reich des Ostens, China, lag offen vor ihm. Die glänzendste Eroberungsfahrt, welche die Geschichte kennt, wäre die großartigste Entdeckungsfahrt geworden. Und wer vermag die weltgeschichtliche Tragweite zu ermessen, wenn es dem Genius Alexanders gelungen wäre, die beiden gewaltigen Kulturſphären des Ostens, China und Indien, in so enge Berührung mit der antiken Welt zu bringen wie die persische Kulturſphäre, die er bis zum Indus und zu den Pässen des Pamir dem griechischen Einflusse erschlossen hatte? Denn Alexander war nicht bloß ein Eroberer und Entdecker, er war ein Organisator, der das immense Reich, das er mit den Waffen zusammengebracht, in einen einzigen großartigen Organismus umzuwandeln suchte. Mit feinem Verständnis für die eigentümliche Kultur und das seit uralter Zeit ausgebildete Geistesleben der Völker des Ostens wollte er ihnen die griechische Herrschaft nicht brutal aufdrängen. Langsam sollte griechische Intelligenz von den neu angelegten Kolonien aus eindringen. Ursprünglich zu militärischen Zwecken angelegt, sind dieselben fast ohne Ausnahme bei ihrer für Handel und Verkehr nicht minder als für strategische Interessen sehr glücklichen Lage die Keime mächtiger griechischer und halbgriechischer Städte geworden, von denen aus sich nochmals die hellenische Zivilisation für viele Jahrhunderte über einen großen Teil des Ostens ausgebreitet hat.

Niemals ist mir Alexanders Zug in seiner *völkergeschichtlichen* Bedeutung so nahe gerückt wie in dem Augenblicke, wo ich mich, von China kommend, der hochasiatischen Landschaft gegenübersah. Das Vordringen Alexanders hatte die ganze Ohnmacht der größten ostasiatischen Heeresmassen aufgedeckt; sobald sie mit der überlegenen Einsicht und Zucht der europäischen Truppen zusammentrafen, da verloren selbst die so gefürchteten Kriegselefanten der Inder das Schreckhafte und erwiesen sich als einen armseligen Verteidigungswall gegenüber der makedonischen Reiterei. Die Anlage und Aus-

führung des Feldzuges war ein Meisterwerk der Strategie und Taktik gewesen, verklärt von dem Heroismus des Führers selbst, der mehr als einmal im entscheidenden Augenblicke sein Leben dem Tod aussetzte, um die schwankenden Phalangen zum Sturme zu führen. Nur bis ins Fünfströmeland war Alexander vorgedrungen. Noch war das eigentliche Indien, das heutige Hindustan, nicht erreicht; aber einem neuen Vorstoß des siegreichen Heeres hätte auch Hindustan nicht zu widerstehen vermocht. Was er im Fünfströmeland erobert hatte, betrachtete er als die militärische Basis eines neuen Feldzuges, der ihm im nächsten Jahre Hindustan zu Füßen legte. In diesem Sinne waren die Vorkehrungen getroffen. Während das Land zwischen Hyphasis und Hydaspes dem früheren Gegner und jetzigen Verbündeten Porus als Vorposten gegen Indien anvertraut wurde, schuf Alexander das wichtige obere Flußgebiet zwischen Hyphasis und Indus in eine Satrapie um, deren Aufgabe es war, den Übergang zu sichern. Zum Satrapen war Philippus ernannt. Aber der mit großer Umsicht vorbereitete Plan blieb ein Traum. Alexander starb, und noch waren keine drei Jahre vergangen, da waren alle makedonischen Führer in den indischen Grenzländern ermordet, die Garnisonen zerstört. Jede Spur einer griechischen Herrschaft war verschwunden. Indien blieb, was es gewesen, als wären niemals die makedonischen Heeresmassen über das Land gezogen. So überlegen sich die Macht des Westens erwiesen hatte, so schien es doch, als besitze der *Osten* Asiens noch ein größeres Geheimnis, ein Zaubermittel, um sich jedem tiefer eingreifenden Einfluß des Westens zu entziehen. Überall im westlichen Asien entwickelten sich die von Alexander begründeten Kolonien zu Zentren hellenischen Lebens. Auf *indischem* Boden aber faßten sie keine tiefere Wurzel. Indien setzte sein Leben der Abgeschlossenheit fort, fernab von den stammfremden wie von den stammverwandten Völkern, welche im Westen in enger Gemeinschaft untereinander das Werk, zu dem die Geschichte sie berief, getan haben. Als der Sturm über das Land hinfuhr, hatte es sich schmiegsam vor der Übermacht gebeugt, um in demselben Augenblicke, wo der Sturm sich gelegt, das Haupt wieder emporzurecken. Die Wunden, die der Kampf geschlagen, heilten schnell. Es ist daher, gelinde gesagt, befremdend, wenn ein neuerer Forscher die Ansicht ausspricht, man könne „mit Recht behaupten, daß von den Einrichtungen Alexanders die ganze weitere Entwicklung Indiens abhängig gewesen ist". Von dem, was Alexander in dem nordwestlichen Winkel Indiens eingerichtet, war nach Ablauf dreier Jahre so gut wie nichts mehr vorhanden. Fassen wir das indische Volk in seiner *Gesamtheit*, so blieb es der „Sonderling", den es „in seiner tiefen Insichgekehrtheit" längst unter den Völkern darstellte, „von Lebensformen und Gewohnheiten des Denkens beherrscht, die für die Maßstäbe der nicht indischen Welt inkommensurabel waren".

Trotzdem ſollte der Eroberungszug Alexanders von den weittragendſten Folgen für Indien begleitet ſein. Blieb Indien als Ganzes dem Eindringen fremder Kulturelemente ſo gut wie vollſtändig verſchloſſen, ſo traf dies nicht zu für das Fünfſtrömeland. Alexander hatte die Schranken zertrümmert, welche dieſes Gebiet von den angrenzenden Landſtrichen abſperrten. Der Genius des Eroberers hatte den Weg gewieſen, der nach Indien führte, als er die Päſſe des Paropamiſus im Norden und den Kabulſtrom und Indus überſchritt. Von dieſem Augenblicke leitete ſich ein engerer Verkehr zwiſchen den iraniſchen Völkern, welche die Landſchaften zu beiden Seiten des Hindukuſch bewohnten, und den indiſchen Völkern, die im Stromgebiete des oberen Indus ſaßen, her. Was heute Peſchawar iſt, ein Sammelpunkt der verſchiedenſten Volkselemente, die aus allen Strichen diesſeits und jenſeits des Hindukuſch hier zuſammenſtrömen, das begann damals dasſelbe Gebiet zu werden, ein Mittelpunkt des Verkehrs, wo ſich die Völker aus allen Teilen der anliegenden weſtlichen und nordweſtlichen Landſchaften trafen. Das ſind namentlich jene Teile, welche das heutige Afghaniſtan und Kafiriſtan, Buchara und Chiwa und das weſtliche Turkeſtan umfaſſen. Alle dieſe Gebiete bildeten damals Teile des öſtlichen Iran, ſie ſtanden ganz unter perſiſch-iraniſchem Einfluß. Der Mittelpunkt aller jener Landſtriche war Baktrien. Hatten nun zwar auch früher ſchon zwiſchen dem Fünfſtrömeland und dem öſtlichen Iran Beziehungen beſtanden, ſo hielt ſich der Wechſelverkehr doch immer noch in engen Grenzen. Das änderte ſich, ſeitdem das öſtliche Iran mit ſeinen vielen kleinen Landſtrichen vom Oxus bis zum Kabul unter griechiſchen Einfluß gekommen war. Alexander hatte alle Vorkehrungen getroffen, um dieſe Gebietsteile ſeinem Reich einzugliedern. Namentlich war es das reiche und fruchtbare Baktrien geweſen, das er mit dem Aufgebot aller Kräfte in ſeinen Machtbereich gezogen und den furchtbaren Volksaufſtänden zum Trotz feſtgehalten hatte. Seit dem grauen Altertum war Baktrien ein Mittelpunkt des geiſtigen Lebens geweſen, und ſeine Hauptſtadt Zariaspa oder Balkh galt als eine der glänzendſten Städte des Oſtens. Alexander ſchenkte den Baktriern ſeine volle königliche Gunſt, und dieſe erſchloſſen ſich ſchnell dem helleniſchen Einfluß. Baktrien ſollte ein zweites Hellas im Herzen Aſiens werden, der Ausgangspunkt der großen Unternehmungen gegen Oſten. Als Alexander plötzlich weggerafft wurde, war es daher eine Hauptſorge ſeiner ſich ſchnell folgenden Erben, dieſe Gebiete dem griechiſchen Einfluß zu erhalten. Das war dem ſiegreichen Seleukus Nikator mit glänzendem Erfolge gelungen. Sein indiſcher Feldzug war zwar mißglückt, um ſo erfolgreicher aber feſtigte er ſeine Herrſchaft in Baktrien. Dasſelbe blieb ein Teil des Reiches, bis es im Jahre 250 v. Chr. ſich unter ſeinem Satrapen Diodotus ſelbſtändig machte. Mit dieſer Unabhängigkeit beginnt eine neue Epoche der Wechſelbeziehungen zwiſchen

helleniſcher und indiſcher Kultur; denn Baktrien, obſchon unabhängig, blieb doch unter griechiſchen Fürſten. Das Hauptbeſtreben dieſer Fürſten richtete ſich auf die Wiedereroberung des griechiſchen Einfluſſes im Fünfſtrömeland. Es erneuern ſich die Eroberungszüge nach Indien. Und wie mächtig ſich helleniſcher Einfluß in den Grenzgebieten Indiens jetzt geltend macht, das ſpiegelt ſich am deutlichſten in den Münzen der griechiſch-baktriſchen Fürſten wider. Es iſt ein merkwürdiges Bild, das uns in der Reihenfolge dieſer Münzen entgegentritt. Es ergibt ſich daraus, daß ſeit der Mitte des 2. Jahrhunderts griechiſche Fürſten im Kabultal und im oberen Fünfſtrömeland bis nach Kaſchmir hinein herrſchten. Es war zwar keine einheitliche griechiſche Herrſchaft mehr. Um das Jahr 160 v. Chr. war nämlich die griechiſche Herrſchaft in Baktrien ſelbſt zertrümmert worden. Die unter dem Namen Saka bekannten ſkythiſchen Stämme waren in Baktrien eingebrochen und hatten das Land erobert. Die griechiſchen Söldnerführer wurden mit ihren Scharen gegen den Süden gedrängt und begründeten kleinere, ſelbſtändige Herrſchaften. Wie ſich dieſe kleinen Reiche entwickelten, darüber fehlt uns jeder Aufſchluß. Aber nur unter der Vorausſetzung, daß ſie innerhalb des Fünfſtrömelandes ſich bedeutende Gebietsſtrecken eroberten, läßt ſich die Tatſache erklären, daß im Bereiche des Kabultales und des Pandſchab Münzen von ſo vielen griechiſchen Fürſten in griechiſcher und indiſcher Legende im Umlauf waren. Zwiſchen 160 v. Chr. und 50 n. Chr. laſſen ſich nicht weniger als 26 Fürſten namhaft machen, die neben oder nacheinander zu beiden Seiten des Kabul und zwiſchen Indus und Hyphaſis herrſchten.

Eine ſolche, faſt zwei Jahrhunderte dauernde Herrſchaft griechiſcher Fürſten über das Kabultal und das obere Fünfſtrömeland konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf das dort blühende indiſche Leben. Die griechiſche und indiſche Doppellegende der von jenen Herrſchern ausgegebenen Silbermünzen bringt die Annäherung der beiden Kulturen zum Ausdruck. Noch deutlicher gibt ſich dieſe Annäherung in den Baureſten zu erkennen. Helleniſche Architektur und Plaſtik fanden Eingang ins Fünfſtrömeland, und je überlegener ſich helleniſche Kunſt gegenüber der indiſchen erwies, um ſo eindrucksvoller mußte ſie auf das Auge der Hindu wirken. Mehr und mehr berührten ſich indiſche und griechiſche Elemente innerhalb dieſes geographiſch eng umſchloſſenen Kreiſes. Der Boden wurde empfänglicher für fremde Einflüſſe. Wie tief die griechiſch-römiſche Kunſt in das Induſtal und ſeine Umgebung vorgedrungen war, davon legt das von den ſtolzen Schneekoloſſen eingeſchloſſene Kaſchmirtal Zeugnis ab.

So einladend bei Rawalpindi Kaſchmir mit ſeinen majeſtätiſchen, ſchneebedeckten Kuppeln über den waldbewachſenen Abhängen der umgebenden Gebirgszüge zu uns herübergeleuchtet hatte, ſo war es mir doch nicht ver-

Bild 65. Silbermünze des Andropgorus.

Bild 66. Silbermünze des Demetrius.

Bild 67. Silbermünze des Euthydemus II.

Bild 68. Silbermünze des Antimachus.

Bild 69. Silbermünze des Heliokles.

Bild 70. Silbermünze d. Agathokles.



Bild 71. Silbermünze des Menander.

Bild 72. Silbermünze des Eukratides.

Bild 73. Silbermünze des Hermäus.

Bild 65—73. Münzen griechisch-indischer Könige im Kabultale. (S. 94.)

Bild 74. Silbermünze des Azes.

Bild 75. Bronzemünze des Azes.

Bild 76. Silbermünze des Azilises.

Bild 77. Silbermünze des Gundaphorna.

Bild 78. Silbermünze des Gundaphorna.

Bild 79. Kupfermünze des Gundaphorna.

Bild 80. Goldmünze Kadphises' II.

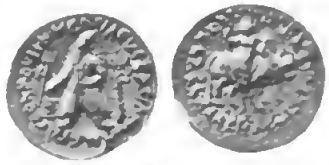


Bild 81. Silbermünze Kadphises' II.

Bild 82. Goldmünze des Kanischka.

Bild 83. Goldmünze des Kanischka.

Bild 84. Goldmünze des Kanischka.

Bild 85. Goldmünze des Kanischka.

Bild 86. Goldmünze des Huvischka.

Bild 87. Goldmünze des Huvischka.

Bild 88. Goldmünze des Vasudeva (Vasudeva).

Bild 74—79. Münzen parthisch-indischer Könige im Kabultale. Bild 80—88. Münzen skythisch-indischer Könige im Kabultale. (S. 94.)

gönnt geweſen, das paradieſiſch ſchöne Land zu beſuchen. Gerade die über die weite, von lachenden Gefilden bedeckte Ebene zerſtreuten Denkmäler der alten Kunſt zogen mich mächlig an. Sie bilden eine geſchloſſene Gruppe. Was ihnen ein beſonders feſſelndes Intereſſe verleiht, das iſt ein künſtleriſches Gepräge, das ſie von allen Bauarlen Indiens ſo weſentlich unterſcheidet, daß man meinen könnle, Kaſchmir gehöre einer ganz verſchiedenen Kunſtzone an. Alle Tempel Kaſchmirs, die großen und kleinen, zeichnen ſich durch gewiſſe Elemente aus. Manchmal glaubt man ein kleines chriſtliches Heiligtum vor ſich zu haben, bis die Geſtalt eines ſitzenden Buddha in dem kreisförmigen Feld über dem Tor uns daran erinnert, daß es ein buddhiſtiſcher Tempel iſt. Gerade in der Abgeſchiedenheit von den großen indiſchen und aſiatiſchen Heerſtraßen, eingeſchloſſen zwiſchen den gewaltigen Gebirgswällen, die jeden Einfluß von außen abzuſchneiden ſcheinen, machen die Denkmäler einen außerordenllichen Eindruck, indem ſie uns die Zeit nahe rücken, wo in dieſes Tal die erſten Strahlen abendländiſcher Kunſt gedrungen ſind.

Die hervorragendſte Ruinenſtätte iſt das ſüdöſtlich von der Hauplſtadt Kaſchmirs gelegene Martand. Die Trümmer liegen einſam auf einem das weite Tal beherrſchenden Plateau und erregen durch ihre maleriſche Umgebung das Entzücken des Beſuchers. Selten verſäumt es der Kaſchmirtouriſt, einen Ausflug nach Martand zu machen und einen Augenblick in der Betrachtung der Denkmäler zu ſchwelgen, die ihn an die Schönheit und Größe der Denkmäler Palmyras in ſo einſamer Umgebung erinnern. Ein eigentümlicher Zauber ruhl über den Trümmern. Sobald das Auge die ſchönen Pfeiler und eigentümlichen Tore gewahrt, glaubt es ſich unwillkürlich aus der indiſchen Welt in eine ihm bekanntere Welt der Kunſtformen verſetzl. Die Schäfte, Kapitäle und Bogen führen den Wanderer aus dem Oſten in den Weſten zurück. Überall treten Ähnlichkeiten mit Denlmälern hervor, deren Kunſtformen uns vertrauter ſind als die brahmaniſchen oder buddhiſtiſchen. Stehen wir Reſten einer griechiſch-römiſchen oder einer früh-chriſtlichen ſyriſchen Kunſt gegenüber?

27. Februar 1905.

Während wir voraneilen, erfreut uns eine ganze Reihe romanliſcher Landſchaftsbilder. In vielen Linien windet ſich der Schienenweg die Berggelände des Kabultales enllang und gewährt einen ſtels wechſelnden Blick. Über die grünſchimmernden Hügelketlen hinweg genießt man einen freien Ausblick auf die erhabenen Szenerien der Gebirgswelt im Norden. Die Gegend hat keine Ähnlichkeit mehr mil Indien. Seitdem wir das rechte Indusufer betreten, finden wir uns auf millelaſiatiſchem Boden. Wir nähern uns Peſchawar. Bald ſtehen wir auf dem Boden der ehemaligen Hauptſtadt des Königsreiches Kabul.

28. Februar 1905.

Das Leben, das sich in den Straßen bewegt, macht einen fremdartigen Eindruck, und doch hat es einen mir schon bekannten Zug. Ich betrachte diese Gestalten aus Buchara und Turkestan, aus Kaschgar und Samarkand, die in ihren malerischen Trachten an uns vorüberziehen, während ich in freundlicher Begleitung das gastliche Heim aufsuche. Ich habe dieses Bild schon einmal gesehen, aber weder in Indien noch in den indischen Nachbarländern. In Peking war es, wo es mir zum erstenmal begegnete. Als ich vor zwei Jahren dorthin kam, überraschte mich der mongolisch-tatarische Charakter der Stadt. Die Kaiserstadt Chinas war nicht mehr die chinesische Stadt in jenem ureigensten Typus, wie ich ihn in Nanking und Sutschou, in Tschinkiang und Kanton geschaut. Da mischte sich bereits ein starker Zug der mittelasiatischen Steppe in das chinesische Bild. Die mongolische Steppe beginnt ja nicht weit von den Toren Pekings, und sie setzt sich fort durch das ganze mittlere Asien bis an die Ufer des Syrdarja. An diesen mittelasiatischen Typus wird man sofort erinnert, wenn man sich das Straßenbild Peschawars ansieht. Es ist ein wahres Vergnügen, den buntgemischten Menschenstrom zu betrachten, der aus allen Teilen des mittleren Asien in den Gassen Peschawars zusammenfließt. Man fühlt den Pulsschlag eines lebhaften, wirtschaftlichen Verkehrs der Stämme und Völker Zentralasiens, wenn man die langen Züge der Karawanen wahrnimmt.

Die kommerzielle Bedeutung Peschawars liegt vornehmlich darin, daß sich hier die drei großen Handelsstraßen Mittelasiens von Nord, West und Ost kreuzen. Wir sehen die reichen Kaufleute Bucharas neben denen von Samarkand, die Händler von Kaschgar und Chotan neben jenen von Chiwa. Aus dem Süden mischen sich mit dem nordischen Element die Hindu. Die Basare, welche die ziemlich engen Straßen einsäumen, bieten in der Mannigfaltigkeit mittelasiatischen Gewerbefleißes ein fesselndes Bild. Man gewahrt die prächtigsten Erzeugnisse turkestanischer Weberei in den seidenen und halbseidenen Kleidungsstücken, Röcken und Mützen für die Männer, Stirnbinden und Schleiertüchern für die Frauen, alles in sehr reicher Ausführung mit Gold und Silberstickerei, dann Lederwaren, Holzarbeiten, Holzschnitzereien, Waffen und metallene Gefäße; zum Teil sind es ganz hervorragende Leistungen. Besondere Aufmerksamkeit erregen die Erzeugnisse der Keramik. Gerade diese charakteristisch geformten und ornamentierten Töpferwaren geben den Basaren ein recht mittelasiatisches Gepräge, während die herrlichen Teppiche und halbseidenen Zelttücher uns zum Teil nach Persien weisen. Wem es nicht vergönnt war, Buchara oder Samarkand zu sehen, der wird in Peschawar dafür einigermaßen entschädigt. Die ehemalige Residenz der Könige von Kabul hat nur gewonnen, seitdem sie von Afghanistan losgerissen wurde. Der Wohlstand der Stadt und ihrer Bevölkerung spiegelt sich in den Moscheen und

Wohnungen der reichen Kaufleute, aber nicht weniger auch in den unzählten Gasthäusern und Herbergen wider. Dort findet sich alles zusammen, was Geld besitzt. Man trinkt und spielt und amüsiert sich. Peschawar ist nicht mit Unrecht um des Luxus willen, den es den rauhen Söhnen Mittelasiens bietet, ein mittelasiatisches Paris genannt worden.

Je reichere Eindrücke das buntfarbige Bild der Eingeborenenstadt bot, um so eintöniger war das englische Kantonnement. Wir kennen seine Einrichtung von Benares und Gwalior her. Alles ist in trefflicher Weise für ein behagliches Leben nach den Strapazen des Dienstes hergerichtet. Schöne makadamisierte Straßen durchziehen die Wiesengründe. Es fehlt weder der öffentliche Park noch der Rennplatz; Kirche und Klubhaus bilden einen hervorragenden Schmuck. Aber das Ganze läßt uns doch trotz alles europäischen Komforts, den man ja gerne mitnimmt, recht gleichgültig gegenüber dem landschaftlichen Bilde, das ein Besuch der Zitadelle erschließt.

Von dem Wall der Festung bietet sich eine herrliche Aussicht auf das Tal von Peschawar nach dem Indus hin. Das Bergbild, das ich gestern genossen, zeigte sich in seiner ganzen Pracht. In weiter Ferne zieht sich von West gegen Ost immer höher ansteigend im Halbkreis die Kette der Schneekoloße. Wie mächtige Strebepfeiler ragen die einzelnen Felsmassen hoch hinaus. Besonders imposant bauen sich die weißen Wände des Hindukusch auf; aber mehr noch als dieses Fernbild fesselt mich die Landschaft vor mir mit ihren Schluchten und Tälern, ihren Höhenzügen und flachen Gründen. Wer möchte vermuten, daß diese öde, wilde Gegend einst eine der großartigsten Pflanzstätten buddhistischen Lebens, eines der heiligsten Länder der asiatischen Welt war, zu dem aus der fernen Kaiserstadt am Hoangho die chinesischen Pilger kamen, um in den dortigen Klöstern in die Geheimnisse des Buddhakultus eingeführt zu werden. Es ist jenes merkwürdige Land Gandhâra, auf dessen Boden sich innerhalb des Buddhismus ein Wandel vollzog, der dessen Kultus und Kunst eine neue Gestalt gab. In der Gestalt, die er hier empfing, hat er sich über die ostasiatische Welt vom Himalaja bis nach Japan ausgebreitet. Der Kultus, der bis zur Stunde in dem Tempel Japans und Chinas eine so gewaltige Anziehungskraft auf das Volk ausübt, hat in seinem bildnerischen Ausdruck nichts gemein mit Santschi und Barhut. Dort bedeutet die Darstellung der Persönlichkeit Buddhas alles, hier nichts. Zwischen beiden liegt eine unüberbrückbare Kluft, solange es nicht möglich wird, festzustellen, wie der Kultus der Persönlichkeit Buddhas entstand. Hier handelt es sich um etwas mehr als um ein archäologisches und kunstgeschichtliches Problem. Es handelt sich um nichts mehr und nichts weniger als um den tiefsten Grund der beherrschenden Stellung, die sich der buddhistische Kultus im religiösen Leben Chinas, Japans, Birmas und Siams erobert hat. Der Ursprung dieses alles beherrschenden Einflusses

liegt dort, wo sich der Wandel vollzogen hat, der aus einem Kultus ohne Buddhas Persönlichkeit einen Kultus mit Buddha als Mittelpunkt machte. Wo hat sich dieser Wandel vollzogen?

Die Antwort darauf gibt ihm jenes Peschawar, das heute der letzte Vorposten der Zivitisation gegen Zentratasien ist, dieses ultima Thule des anglo-indischen Reiches, vor dessen Toren bereits die wilden Afridi hausen. Die Hauptstadt des alten Königreiches Kabul bildete den Kern jener Landschaft, in welcher sich der merkwürdige Wandel vollzogen hat. Das Kabultal ist der klassische Boden eines neuen Kultus, in dessen Mittelpunkte nicht mehr ein Symbol Buddhas, sondern Buddha selbst erscheint. Die Persönlichkeit des Religionsstifters ist in ein Gewand gehüllt, wie es die Vornehmen in den ersten Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit in der ganzen römischen Welt trugen. Es ist ein neuer, dem alten Indien fremder Typus. Wie gelangte dieser Typus nach dem Kabultal? Wie entwickelte er sich in Kultus und Kunst? Welche fremden Einflüsse wirkten gestaltend darauf ein? Alle diese Fragen drängen sich in dem Augenblicke vor, wo ich den Boden des Kabultales betrete. Blieb es mir auch verwehrt, von Peschawar aus größere Ausflüge in seine Umgebung zu unternehmen, so war es dem Wanderer durch die buddhistische Kulturwelt doch von besonderem Wert, auf dem Boden jener terra sancta des Buddhismus gestanden zu haben, von der eine so gewaltige Bewegung ausgegangen ist. Im Angesichte der Berge und Täler, die einst mit buddhistischen Klöstern und Tempeln übersät waren, tritt dem Auge in packender Unmittelbarkeit der Einfluß entgegen, den auf dem Weg über Gandhāra die griechisch-römische Kunst der Kaiserzeit auf den fernen Osten ausgeübt hat und bis zur Stunde noch ausübt.

Und war es bloß ein Einfluß der Kunst, nicht auch des Kultus? Waren nicht auch aus demselben Kreise religiöse Elemente in das Kabultal eingedrungen?

# 26. Im Kabultale.

1.—5. März 1905.

Als ich zum erstenmal das Indian Museum in Kalkutta besuchte, hielt mich vor allen andern die Gandhára-Galerie fest. Weder Barhut noch Santschi übten in ihren Denkmälern des buddhistischen Indien damals einen solchen Reiz aus wie die Sammlung von Skulpturen, die unter dem Namen Gandhára in den anschließenden Sälen zusammengefaßt wird. Alle Bilder entstammen zwar wie die von Santschi und Barhut dem buddhistischen Kunstkreise. Allenthalben begegnet das Auge Szenen aus dem Leben Buddhas, dem mythischen Vorleben und dem wirklichen Leben. Aber mitten unter den zahllosen Buddhagestalten und Szenen des buddhistischen Kultus glaubt man sich auf einmal in den Bereich der griechisch-römischen Kunstwelt versetzt. Überall tauchen Ornamente und Figuren auf, in denen sich der Einfluß der antiken Kunst unverkennbar geltend macht. Der Eindruck ist um so überraschender, je schärfer sich in den Denkmälern, denen die anliegende Asoka-Galerie gewidmet ist, der ureigenste Charakter indischen Lebens ausspricht.

Wenn auch die Glockenkapitäle, welche die Säulen von Barhut und Santschi schmücken, auf Persien zurückweisen, so hat doch alles ein so echt indisches Gepräge angenommen, daß man sofort in dem Ornament und in den Gestalten seinen Künstler erkennt, der nur in der indischen Welt lebte. So unbeholfen und schwerfällig seine Leistungen auch sein mögen, überall tritt bereits die unverfälschte Eigenart eines Kunstschaffens hervor, in dem sich ein aus indischem Boden emporwachsendes Kultusleben widerspiegelt. Die Männer und Frauen sind Hindutypen; ihr Treiben bewegt sich im Rahmen des Hindu, mag es sich um Szenen des Hof- und Kriegslebens oder um Bilder aus dem Familien- und Alltagsleben handeln. Nicht anders verhält es sich mit der architektonischen Staffage. In den Galerien und Torbauten, in den Balustraden und Fensterbogen, die den schmückenden Hintergrund bilden, begegnen uns nur die Glieder eines indischen Bauwerkes. Von fremdem Einfluß entdeckt das Auge keine Spur. Anders ist es mit den Kunstdenkmälern, welche sich in den Gandhára-Sälen zusammenfinden. Gleich am Eingang überrascht den Eintretenden ein Kapitäl, in welchem er sofort die reich entwickelte Form wiedererkennt, zu der sich in der römischen Kaiserzeit das korinthische Kapitäl umgewandelt hatte. Es ist ein echtes antikes

Kompaſitenkapitäl, wie es aus dem ſpäteren, die römiſche Architektur beherrſchenden Streben nach größerer Prachtentfaltung hervorging, eine prunkvolle Verbindung des ioniſchen Kapitäls mit den beiden Reihen der zierlich umgebogenen Akanthusblätter. Wie geriet dieſes ureigenſte Erzeugnis römiſcher Kaiſerpracht in die buddhiſtiſche Welt? Denn daß dieſes Bruchſtück einem buddhiſtiſchen Heiligtum angehörte, verrät die ſtehende Figur zwiſchen den Akanthusblättern. Sobald wir uns etwas näher in der Umgebung der mannigfachen Skulpturreſte umſehen, die hier vereinigt ſind, entdeckt das Auge zahlreiche Spuren eines unzweideutig griechiſch-römiſchen Einfluſſes. Das römiſche Kompoſitenkapitäl wiederholt ſich in vielen kleineren Darſtellungen, hier mit der Geſtalt Buddhas, dort ohne dieſelbe. Mit Vorliebe wird griechiſch-römiſcher Pfeilerſchmuck als Rahmenwerk der bildlichen Darſtellungen verwandt. Die aus Akanthusblättern zuſammengeſetzte Garbe iſt ſo antik geſtaltet, daß man ſie für das Bruchſtück eines griechiſch-römiſchen Heiligtums halten könnte. Noch deutlicher ſpringt der antike Urſprung in den von Amoretten getragenen Girlanden in die Augen. Vor allem aber ſind es die Menſchen- und Tiergeſtalten der Zwickelfelder, die uns das antike Element in voller Anſchaulichkeit vor Augen rücken. Die Rieſenleiber der Tritonen, jener doppelgeſtaltigen Meerungetüme, mit menſchlichem Oberkörper und muſchelartig geringeltem Drachenſchweif werden getreu nach antikem Vorbilde dargeſtellt. Dann ſieht man gigantiſche Menſchengeſtalten im Kampfe mit der unbändigen Natur der Meerestiere. Und doch, ſo deutlich ſich der Einfluß griechiſch-römiſcher Kunſt und Mythologie zu erkennen gibt, ſo ſcheint das alles trotzdem nur wie die ornamentale Einfaſſung eines religiöſen Inhaltes, in dem eine andere Welt ſich wiedergibt.

Es werden Szenen dargeſtellt, die in den handelnden Perſonen chriſtliche Erinnerungen wachrufen. Die Aufmerkſamkeit richtet ſich vor allem auf die Mittelgeſtalt mit dem Nimbus. Die aufrecht ſtehende Geſtalt iſt mit einem antiken Gewande in reichem Faltenwurf bekleidet. Würdevoll iſt die Rechte wie zum Segnen oder zur Belehrung erhoben. Die ganze Erſcheinung weckt einen ernſten Eindruck. Das iſt weder brahmaniſch noch buddhiſtiſch. Es ſieht aus, als wäre es aus der chriſtlichen Antike hervorgegangen, ein Chriſtustypus in Buddhabildern! Zugleich ſpringt bei einer Vergleichung mit den älteren Denkmälern des Buddhismus der ſchroffe Gegenſatz zu letzteren ſofort in die Augen. Während in den Heiligtümern von Santſchi und Barhut die Perſönlichkeit Buddhas vollſtändig verſchwindet, tritt ſie in den Denkmälern von Gandhâra überall in den Vordergrund. Dort bewegt ſich das geſamte Kultusleben um die Verehrung des dreifachen Schatzes, der aus dem Baume der Erkenntnis, aus dem Reliquienſchrein und aus dem „Rad des Geſetzes“ beſteht. Niemals wird der Perſönlichkeit des Stifters der Religion ein Kult dargebracht. Wohl liebt

es bereits die Kunſt, Szenen aus dem Vorleben des künftigen „Erleuchteten" und aus dem Leben des wirklich „Erleuchteten" darzuſtellen, aber für die Liturgie iſt der „Erlöſer" nicht vorhanden. Ehrfurchtsvoll wetteifern Menſchen und Tiere, um dem Reliquienſchreine ſich anbetend zu nahen, aber von einem Buddha, der im Kreiſe ſeiner Jünger ſegnend und lehrend die Hand erhebt, bemerkt man nichts. Umgekehrt iſt in den Bildern der Gandhāra-Säle Buddhas Perſönlichkeit im eigentlichſten Sinne das Zentrum des Kultus. Überall erſcheint er im Mittelpunkte der Gruppen, bald ſitzend, bald ſtehend, bald ſegnend, bald belehrend, bald wunderbare Dinge wirkend, bald Gaben und Huldigungen entgegennehmend. Und während die mannigfaltigſten Gruppen von Volk und Schülern ihn umgeben, zeigt ſich in allen ein gemeinſamer Zug: „Verehrung des Erlöſers." Wie zwei grundverſchiedene Sphären des Buddhismus ſtoßen die Gandhāra- und die Aſoka-Säle in Kalkutta aneinander. Aber je größer der Gegenſatz iſt, der ſich zwiſchen den beiden hier veranſchaulichten Formen des Buddhismus zu erkennen gibt, um ſo auffälliger iſt die Verwandtſchaft, die zwiſchen dem buddhiſtiſchen Bilderkreis von Gandhāra und der Geſtaltenwelt des Buddhismus von China und Japan hervortritt. Mit dem Bilderkreis, der in der Urheimat des buddhiſtiſchen Kultus, in Santſchi und Barhut, ſich dem Auge darbietet, hat der Bilderkreis von China und Japan ſo gut wie nichts gemein. Die Geſtaltenwelt von Santſchi und Barhut könnte, wenn verglichen mit derjenigen eines buddhiſtiſchen Tempels in China oder Japan, ebenſogut einem vom Buddhismus grundverſchiedenen Kultus angehören. Das Umgekehrte trifft zu in den Beziehungen von Gandhāra zu China oder Japan. Hier wie dort ſteht die Geſtalt Buddhas als das weſentlichſte Element im Mittelpunkte des Kultus.

Welche Bewandtnis hat es mit der Verwandtſchaft auf der einen, dem Gegenſatz auf der andern Seite? Es muß auf den Erforſcher der buddhiſtiſchen Kunſt einen beſondern Reiz ausüben, wenn er ſich auf einmal Denkmälern aus dem Innern Aſiens gegenüber ſieht, in denen ihm die deutlichen Spuren eines künſtleriſchen Einfluſſes der antiken Welt entgegenleuchten. Aber ſo anziehend das Bild iſt, ſo kam es mir doch immer nur wie eine Epiſode im Kultus- und Kunſtleben Oſtaſiens vor, wenn ich durch die ſchönen Gandhāra-Sammlungen in den Muſeen von Paris, London und Berlin ſchritt, eine Sonderentwicklung, die, ſo lehrreich ſie vom kunſtgeſchichtlichen und archäologiſchen Standpunkt auch ſein mag, doch ohne durchgreifenden Einfluß auf das Geſamtbild des oſtaſiatiſchen Völkerlebens geblieben iſt. In einem ganz andern Lichte erſchien dieſe „Epiſode" des Kunſtlebens, als ich die Gandhāra-Säle von Kalkutta und ſpäter die von Lahor ſah. Während der Blick an den ſchönen Skulpturen haften blieb, ſchweifte die Erinnerung in die Länder zurück, die während der letzten Jahre an dem Auge vorübergezogen waren. Aus der flutenden Maſſe von Szenerien tauchten überall die Heiligtümer

des Buddhismus aus alter und neuer Zeit hervor, dort in wuchtigen Quadern als monumentales Werk, hier im besten Edelholz als zierlicher Pavillon ausgeführt. Im geheimnisvollen Dunkel des Innenraumes erscheint die typische Gestalt des Buddha, bald sitzend wie in Betrachtung versunken, bald stehend wie zum Lehren oder Segnen die Hand erhoben, bald auf dem Lager ruhend im Schlafe des Nirwāna. In unzähligen Wiederholungen bevölkert diese eine Gestalt ganz China und Japan, Siam, Birma, Kambodscha als Kolossalfigur und als Miniaturbild, hier in Erz, dort in Marmor, in Holz oder in Stuck. Die buddhistische Andacht kann sich nicht genugtun in der verschwenderischen Vervielfältigung dieser Buddhatypen. Die Persönlichkeit Buddhas selbst ist es, die in ihrer Erscheinung alle ostasiatischen Rassen, die hochzivilisierten Söhne des himmlischen Reiches und des Reiches der aufgehenden Sonne, die halbzivilisierten Völker Hinterindiens und Zentralasiens, an sich gefesselt hält. Wer auch nur oberflächlich mit den verschiedenen Erscheinungsformen des Buddhismus vertraut ist, wird erkennen, daß es sich hier um eines der bedeutendsten, ja in gewissem Sinn um das bedeutendste religiöse Problem Ostasiens handelt. Nicht vom Gangestale, sondern vom Kabultal aus trat der Buddhismus seinen Siegeslauf durch das östliche Asien an. Das ist es, was diesem Tale eine so außerordentliche Bedeutung verleiht. Gandhāra ist die Wiege jenes Buddhismus, der sich im Laufe seiner Wanderungen zwei Drittel der asiatischen Menschheit unterworfen hat.

Schon ein flüchtiger Blick auf die geographische Verteilung der Heiligtümer und Klöster läßt erkennen, daß das Kabultal ein sakraler Boden, ein heiliges Land des Buddhismus gewesen ist. Hier drängte sich Heiligtum an Heiligtum, Kloster an Kloster. Zwar ist leider heute eine allseitige Durchforschung dieses Gebietes durch die wilden Afridis so gut wie unmöglich gemacht. Die Erforschung muß sich auf verhältnismäßig wenige Punkte beschränken. Aber schon die archäologischen Streifzüge innerhalb des durch die anglo-indische Besatzung geschützten Teiles von Gandhāra erschloß eine solche Fülle buddhistischer Baudenkmale, daß sich daraus der sichere Schluß auf eine noch ungleich größere Zahl bis jetzt unzugänglicher Heiligtümer ergibt. Nach allen Richtungen siedelten sich innerhalb der Gebirgslandschaft die Mönche an, nicht einzeln und zerstreut, sondern in geschlossenen Gruppen zu gemeinsamem Leben vereinigt. Alle Täler und Höhenzüge wurden mit Klöstern geschmückt. Diese Felsenklöster tragen in ihrer massiven Anlage mit Türmen und Umwallungen geradezu das Aussehen beherrschender Burgen und Festungen. Wie eine Trutzfeste schaute das Heiligtum ins Tal herab, und wir verstehen es recht wohl, wie es auf den chinesischen Pitger einen geradezu überwältigenden Eindruck machen mußte, als er sich auf allen Wegen und Stegen durch die Täler und über die Höhen zwischen Hindukusch und Indus von den stolz emporragenden Turmbauten der Klöster und

Kuppelbauten der Heiligtümer begrüßt ſah. Überall klingt aus ſeiner Darſtellung die Begeiſterung eines von der Pracht der Denkmäler ganz erfüllten religiöſen Wanderers durch. Er hatte heiligen Boden betreten. Dieſer Boden war ihm das heilige Land des Buddhismus ſchlechthin.

Auf erhöhten Punkten gelegen, welche einen weiten Rundblick gewähren, verleihen die mächtigen Grabkegel der Gegend einen rätſelhaften Charakter. In der Form, welche dem Kegel gegeben wird, herrſcht ein nicht unbedeutender Wechſel. Bald nähert ſich die Form einer geometriſch genau abgemeſſenen Halbkugel, welche aus einer kreisförmigen, von niedern Wandflächen eingeſchloſſenen Terraſſe emporſteigt; ein ſolches Bild bieten der Stūpa von Chakpat oder der von Iſpola; namentlich der letztere zeichnet ſich durch das ſchöne Zuſammenwirken von Terraſſe und Halbkugel in den gewaltigen Steinmaſſen aus; bald wird über einer in mehreren Stufen emporſtrebenden Terraſſe ein kreisrunder, zylinderförmiger Turm angelegt, welcher als Unterbau für den darüber ſich wölbenden Grabkegel dient. In letzterer Form erſcheinen die Stūpa von Barikot und Top-Darra. In beiden Bauten werden die breiten Wandflächen durch einen Kranz von Blendbogen abgeteilt, ſo daß es ausſieht, als ſteige der Turm in mehreren Stockwerken empor. Eine von allen Heiligtümern verſchiedene Geſtalt zeigt die Ruine von Ati Masdſchid. Der Reliquienſchrein iſt in Form eines Sechzehnecks angelegt, das ſich über einer breiten Terraſſe, die von einer hohen Baluſtrade umgürtet iſt, erhebt. Die Form überraſcht; man ſollte meinen, ein in drei Stockwerken abgeſtufter Palaſt habe als Vorbild gedient. Die Mauerflächen löſen ſich in drei Reihen von Bogenöffnungen auf. Aus jeder Bogenöffnung ſchaut in den oberen Reihen ein ſitzender Buddha hervor, während in der unteren Reihe eine Gruppe von drei Figuren, Buddha mit ſeinen beiden Lieblingsjüngern, die Niſche ausfüllt. Charakteriſtiſch an dieſem Bau iſt die reiche Verwendung des antiken Ornamentes. Die einzelnen Bogennischen ſind untereinander durch Pfeiler mit römiſchem Kompoſitenkapitäl getrennt. Ähnlich in Anlage und Schmuck iſt die Baluſtrade der Terraſſe aufgebaut. Wo immer man hinſchaut, ſtößt man auf deutliche Spuren des antiken Einfluſſes. So verſchieden nun auch der rechteckige Aufbau von der kreisförmigen Anlage der übrigen Heiligtümer erſcheint, ſo diente doch auch er nur als Unterbau einem Grabkegel. Weit bedeutender als die Heiligtümer ſind die Kloſterbauten. Dieſe ſtellen zum Teil umfangreiche Gruppen von Bauwerken dar, die ſich auf ein ganzes Labyrinth von Höfen verteilen. Nicht wenige Klöſter waren ſo angelegt, daß ſie zugleich als Zufluchtsort der umliegenden Bevölkerung dienten, wahre Bergfeſten, von hohen, ſtarken Mauern umgeben. Eine ſolche Kloſterfeſte war Rānigat. Intereſſant iſt durch ſeine maleriſche Lage das Kloſter Nattu. Das mächtige Mauerwerk ſteigt den Berg hinan und ſcheint zum Teil mit dem

Felsen wie verwachsen. Häufig gewahrt man einen einzelstehenden Turm auf einem hohen vorspringenden Punkt. Es mag eine Art Wachtturm gewesen sein, der zur Sicherheit der Wege und Verbindungen errichtet war. Alle diese Bauten aber übertrifft das große Kloster von Jamalgarhi. Die Masse der großen und kleinen Anlagen, der Säle und Zellen, der Höfe und Heiligtümer läßt auf den ersten Blick erkennen, daß wir uns in einem Zentralkloster der buddhistischen Gemeinde von Gandhära befinden. Der ganze Hügel ist übersät mit Mönchswohnungen. Jamalgarhi wird aber noch von Takht-i-Bahi überboten. Mächtige Mauerwände steigen schräg geneigt am Rande der Felsen empor und bilden die Umgürtung eines großen Komplexes von massiven Bauwerken, die sich bald in einer Reihe von kleineren Zellen gliedern, bald einen einzigen großen Saal umfassen. Nur die nackten Mauern sind heute übrig geblieben, und auch diese nur in Trümmern. Die Decke ist längst eingestürzt. Was sich aber in zahlreichen, zum nicht geringen Teil vortrefflichen Resten erhalten hat, das sind die Bilderzyklen, mit denen die Mauern geschmückt waren. In ihnen spiegelt sich die ganze Eigenart des Kultus von Gandhära wider.

Die buddhistische Kunst, wie sie sich auf dem Boden Gandhäras nach und nach entwickelte, arbeitete im Dienst eines Kultus, in dessen Mittelpunkt Buddha als Erlöser stand, und darum richtete sich ihre schöpferische Tätigkeit auf die Darstellung des Lebens und Wirkens dieses Erlösers der Menschheit. Schon in der Auswahl der darzustellenden Stoffe tritt der Bruch mit der religiösen und künstlerischen Überlieferung des Buddhismus von Barhut scharf in die Erscheinung. Die Kunst, die dort arbeitete, entlehnte ihre Stoffe besonders den Jätaka (Vorgeburten). Diese Sammlung von Erzählungen war für die buddhistischen Künstler eine wahre Legenda aurea Um so auffälliger erscheint es, daß der Künstler Gandhäras von dieser Fundgrube viel seltener Gebrauch macht. Um die Darstellung von Buddhas vorgeschichtlichem Leben im Kreislaufe der mannigfachen Wiedergeburten ist ihm weniger zu tun. Die verschlungenen Wege, die der künftige Buddha im Reiche der Tierwelt durchmachte, bis er zur Würde des „Erleuchteten" gelangte, sind für ihn nicht so wichtig. An Stelle des Kreislaufes der Vorgeburten tritt Buddha selbst, und alle Szenen bewegen sich um seine Persönlichkeit. Der Künstler von Gandhära will eine geschichtliche Persönlichkeit in ihrem Lebenslauf schildern, von der Empfängnis bis zum Tode, d. h. bis zur Vollendung und bis zur Verherrlichung im Nirwäna. Er begleitet dieses Leben durch alle Stadien und weiß alle Einzelbegebenheiten mit dem Nimbus des Göttlichen zu umgeben.

Den Bilderkreis eröffnet die „Herabkunft des Erhabenen", so wird die Empfängnis genannt. Der Erlöser der Menschen steigt in Gestalt eines Elefanten in den Schoß der Mäyä und beginnt so seine irdische Laufbahn

Bild 89. Ali Maſdſchid. Stuparuinen. (S. 103.)

Bild 90. Takhi-i-Bahi. Kloſterruinen. (S. 104.)

Bild 92. Toy-Tarra. Stupa. (S. 103.)

Bild 91. Chakpat. Ruinen der Stupa. (S. 103.)

Bild 93. Erste Predigt Buddhas. Relief aus Loriyan-Tangai. (S. 112.)

Bild 94. Verehrung der drei Räder (Triratna). (S. 112.)

zur Beglückung der Menſchen. Die Mutter erſcheint auf einem Ruhelager, nach links geneigt; hoch oben ſenkt ſich von der rechten Seite ein Elefant herab; himmliſche Geſtalten ſchauen von der Höhe hernieder, während den ſäulengeſchmückten Palaſtraum von außen Wächter, mit Speeren bewaffnet, hüten. Urſprünglich handelte es ſich um einen einfachen Traum. Der Gemahlin des Königs Suddhodana wird während des Schlafes im Bilde des Elefanten der auserleſene Sprößling vorgeführt, deſſen Mutter ſie werden ſoll. Ein echt indiſcher Traum. Der Elefant iſt das königlichſte unter allen königlichen Tieren. Er wird als etwas Heiliges, Göttliches verehrt. Die Königin vermag den geheimnisvollen Traum nicht zu deuten; die Sternkunde muß Auskunft geben über den zu erwartenden Sprößling. Eine zweite, an den Traum ſich anſchließende Bildergruppe zeigt uns den traumdeutenden Brahmanen an der Seite des Königs. Von beſonderer Schönheit iſt eine Darſtellung dieſer Szene unter den Skulpturen von Mardan. Der König erſcheint in echt indiſchem Gewand auf einem reich verzierten, mit einem Teppich behangenen Thron, über dem ſich ein Baldachin ausbreitet. In leichter Haltung lehnen ſich über die Rückwand des Thrones links und rechts zwei Frauen als Wedelträgerinnen. Auf kleinen, niedlichen Sitzen haben zu beiden Seiten zwei Brahmanen Platz genommen. Die Brahmanen ſind in Kleidung und Haltung vorzüglich, wie aus dem Leben dargeſtellt. In dem leichten Obergewand, das die linke Schulter nach Aszetenart entblößt läßt, mit dem Almoſennapf in der einen Hand, geben ſie treu das Bild des Samnyaſi wieder. Der Traumdeuter zur Linken des Königs, eine ehrwürdige Erſcheinung, hat feierlich die Hand emporgehoben, als ſtehe er im Begriffe, das große Geheimnis des kommenden Buddha zu offenbaren. Es iſt der in der Legende gefeierte Aſita. Die Geſtalt zur Rechten verrät jugendliche Züge und mag wohl der von der Legende erwähnte Neffe und Schüler des Aſita ſein. Alles an dem Bild iſt indiſch; um ſo ſeltſamer ſticht davon die gut ausgemeißelte *antike* Säule mit ihrem echt *römiſchen* Konvolutenkapitäl ab.

An die Deutung des Traumes ſchließt ſich *die Geburt Buddhas*. Es iſt eines der beliebteſten, wenn auch für uns nicht gerade anziehendſten Bilder. Von Anfang an ſcheinen die Züge des Bildes eine ſo feſte Geſtalt gewonnen zu haben, daß ſie in der ganzen Folgezeit immer gleichmäßig wiederkehren. Die Königin wird aufrecht ſtehend unter einem Baum abgebildet, an deſſen herabgeneigten Zweigen ſie ſich feſthält. Aus der rechten Seite geht ein Kind hervor. Es iſt mit der Aureole geſchmückt. Gottheiten — als ſolche deutlich an dem Kopfſchmuck und an der Gewandung erkennbar — ſtehen daneben; eine von ihnen empfängt ehrerbietig in einem über die Hände ausgebreiteten Tuch den Neugeborenen. Den Göttern ſtehen auf der andern Seite einige Frauen, vielleicht weibliche Gottheiten, gegenüber;

eine derſelben unterſtützt die Geſtalt der Königin, eine zweite hält ein Waſſergefäß bereit, eine dritte trägt einen Wedel. Vielfach werden über der Gruppe muſizierende Geſtalten ſichtbar, die himmliſche Muſik andeutend, von welcher die Legende bei der Geburt Buddhas berichtet.

Die beiden Gattheiten, welche ſich vom Augenblicke der Geburt an Buddhas Seite finden, ſind Indra und Brahma. Dabei zeigt ſich die auffällige Erſcheinung, daß bis zum Tage der Erleuchtung Indra die bevorzugte Stelle eingeräumt wird, während von da ab Brahma den Ehrenplatz einnimmt.

Ein höchſt merkwürdiges Bild iſt das unter dem Namen der „Sieben Schritte" bekannte und ſich mehrfach wiederholende Relief. Die Legende erzählt, daß Buddha, eben gebaren, ſofart feſt auf ſeinen Füßen ſtehend, die Zeremonie der ſieben Schritte, das Saptapada, machte. Dieſe Zeremanie gilt im indiſchen Recht und Rituell als die feierliche Bekräftigung eines rechtlichen und religiöſen Aktes. Hier ſallte ſie des eben gebarenen Buddha unbegrenztes Königtum andeuten. Die Szene wird verſchiedentlich dargeſtellt, immer aber erſcheint Buddha als kleines Kind, nackt, aufrecht ſtehend, um das Haupt den Glarienſchein. Bald iſt die rechte Hand wie zum Segnen erhoben, bald fallen beide Ärmchen ſchlaff herab. Eines der ſchönſten Bilder iſt das Relief van Mardan. In der Mitte ſteht der kleine Buddha, um das Haupt die Aureale, die Arme geſenkt. Der Gatt Brahma ſteht zur Rechten im Gewand eines brahmaniſchen Aszeten mit dem für den Büßer charakteriſtiſchen Bartwuchs und dem Chignon als Haarſchmuck, in der Hand das abligate Waſſergefäß. Indra hingegen erſcheint zur Linken im Königskleide mit der Tiara und dem Symbal des Blitzes. Andere Gätter ſtehen zur Seite oder werden im Hintergrunde ſichtbar. Die ganze Gruppierung iſt ungemein plaſtiſch aufgefaßt und ſorgfältig in den Einzelzügen durchgeführt. Leider ſind einzelne Teile verſtümmelt. Je ſchärfer die Figuren innerhalb des Rahmenfeldes das indiſche Gepräge hervartreten laſſen, um ſa mehr überraſcht die echt antike Säule, welche das Relief einfaßt. Nirgendwa fehlen die Symbale des Königtums van Buddha: Baldachin und Fliegenwedel.

In engem Zuſammenhange mit dem Bilde der „Sieben Schritte" ſteht das Bad. Im Mittelpunkt erſcheint Buddha als kleines Kind, auf einem Dreifuß aufrecht ſtehend. Das Haupt iſt mit der Aureole geſchmückt. Zwei ſitzende Frauengeſtalten in faltenreichem Gewande halten den Knaben von rechts und links, während Indra und Brahma in aufrechter Haltung von aben herab Waſſer fließen laſſen. Andächtig ſtehen andere Gottheiten zur Seite. Von dieſer Szene gibt es mehrere Darſtellungen, die in Nebenzügen, in der Wahl der beiſtehenden Perſanen abweichen, während der Kernpunkt der Legende, die Begießung des neugeborenen Buddha, mit typiſcher Treue

im Bilde des nackten Knaben festgehalten wird. Das schönste Bild ist unstreitig auch hier das Relief von Mardan.

Der Badeszene folgt die Rückkehr aus dem Lumbini-Haine. In verschiedener Weise wird der feierliche Zug, der die Mutter mit ihrem neugeborenen Sprößling ins Königsschloß zurückbringt, dargestellt. Die beachtenswerteste Form ist jene, in der Mutter und Kind hoch in einer von vier Göttern getragenen Sänfte, von fürstlichem Gefolge umringt, heimgeleitet werden. Vortrefflich durchgeführt begegnet uns diese Form in dem Prachtstück von Loriyan-Tangai, das ich in Kalkutta sah. Vier Kindheitsszenen sind hier meisterhaft zusammengedrängt: der Traum, die Traumdeutung, die Rückkehr aus dem Lumbini-Haine, der Besuch des Zeichendeuters Asita. Die Gliederung und Gruppierung dieses Stückes ist ausgezeichnet. Während aber die Personen alle in ihrer Gewandung und Haltung die indische Sphäre verraten, zeigt die ornamentale Umrahmung der Pfeiler wieder das unverfälschte antike Kapitäl.

Die Legende berichtet von einem zweiten Besuche des Aszeten Asita. Die Künstler Gandhäras räumen diesem Besuch ein besonderes Rahmenfeld ein. Handelte es sich doch darum, dem neugeborenen Königssohne das unvermeidliche Horoskop zu stellen. Der würdige Brahmane wird jetzt abgebildet mit dem Buddhaknaben auf dem Schoß. Während er den linken Arm über die Schulter des Kindes lehnt, erhebt er die Rechte wie sinnend und grübelnd nach der Stirne. Deutlich tritt in allen Bildern die Ehrfurcht hervor, die der alte Brahmane dem Kind entgegenbringt, als wolle er die Umgebung auf das große Glück hinweisen, das ihr in diesem außerordentlichen Knaben zu teil geworden ist. Des künftigen Buddha Leben war in allen Umständen, die es begleiten sollen, von den Göttern vorbereitet, und so kommt es, daß gleichzeitig mit ihm drei Wesen geboren werden: das künftige Weib des Königssohnes, das Roß und der Roßlenker des Prinzen. Das Leibroß Kanthaka und der Leibbursche Chandaka nehmen später eine bevorzugte Stelle in des Prinzen Leben ein, und darum wird ihrer Geburt ein besonderes Relief gewidmet.

Buddhas Jugendzeit bildet den Inhalt einer zweiten Gruppe von Reliefs. Eingeleitet wird diese Gruppe mit des künftigen Buddha Offenbarung in der Schule. Der kleine Prinz zeigt sich seinem Lehrer überlegen. Die Legende erzählt, Buddha habe den Lehrer beim Schreibunterrichte gefragt: „Welche Schriftart willst du mich lehren?“ und in demselben Augenblicke, wo er die Frage stellt, zählt der Kleine selbst dem erstaunten Schreiblehrer 64 Schriftarten auf. Die Szene wird in der Weise vom Künstler dargestellt, daß der künftige Buddha den Stuhl des Lehrers einnimmt, während Lehrer und Schulkameraden, als solche deutlich erkennbar, sich ehrfurchtsvoll um das mit der Aureole geschmückte Wunderkind gruppieren,

um von ihm über die Schriftarten belehrt zu werden. Dies wird dadurch angedeutet, daß Buddha auf dem Schoße eine längliche Tafel hält, ganz nach Art der Schultafeln, deren sich noch heute die Schulkinder im Pandschab bedienen. Die äußere Form entspricht genau den von Stein in Turkestan gefundenen Brettchen, auf welchen Kontrakte und andere Schriftstücke in nordindischer Schrift eingegraben sind. Interessant ist nun ein Relief, welches das auf Buddhas Schoß ruhende Täfelchen mit Schriftzügen abbildet. Dem Scharfsinn des französischen Jesuiten Boyer ist es gelungen, die in der nordwestlichen Schreibart, dem Kharoschthi, geschriebenen Züge zu lesen und darin einen Beweis für die engen Beziehungen zwischen der im Lalita vistāra enthaltenen Buddhalegende und der Kunst von Gandhāra zu ermitteln. Die Legende erzählt, daß Buddha als Schreiblehrer die Formel ātma-para-hitam (das eigene Wohl und das Wohl der andern) zur ersten Grundlage des Unterrichtes nahm, und gerade diese Formel ist es, die in Kharoschthizügen auf dem Täfelchen gelesen wird. Die Schreibformel ist in gewissem Sinne die Grundformel des neuen, in Gandhāra verherrlichten Buddha. Parallel mit dem Schulunterricht läuft der Unterricht in den körperlichen Übungen, im Reiten, Bogenschießen und andern Fertigkeiten. Die Reliefs führen in mehreren Szenen die Kraftübungen des jungen Buddha dem Andächtigen vor Augen. Der Prinz spannt den Bogen und mißt sich im Ringkampfe mit andern jungen Helden.

Diesen Szenen folgen Brautwahl und Vermählung. Was uns an Bruchstücken davon erhalten ist, bringt bald die Darreichung der Hand, bald den feierlichen Hochzeitszug zur Darstellung. So wertvoll diese Bilder sind, so bleiben sie doch an innerem Werte weit hinter jener Gruppe zurück, die nun folgt. Es sind die Bilder, in denen dem Blicke der Gläubigen der Übergang vom künftigen Buddha zum vollendeten Buddha vorgeführt wird. Unter den Ereignissen, welche dem jungen, ganz in Vergnügen lebenden Prinzen den Entschluß eingeben, die Welt zu verlassen und Mönch zu werden, nimmt die Begegnung mit dem Greis, dem Kranken und der Leiche die erste Stelle ein. Daran schließt sich das Zusammentreffen mit dem Mönche. Enthüllt die erste Gruppe dem Prinzen den ganzen, aus Krankheit, Alter und Tod bestehenden Wechsellauf des Lebens und Leidens, so offenbart die zweite den Weg, um sich aus dem Kreislaufe des Lebens zu befreien. Zum erstenmal versinkt der Königssohn, vom Leide des Lebens erfaßt, in tiefes Nachsinnen. Dieses Nachsinnen wird in einem Bilde zum Ausdrucke gebracht, das uns den künftigen Buddha in ernster Betrachtung versunken zeigt, während vor ihm sich der Landmann hinter dem Pfluge mit seinen Tieren abplagt. Im Angesichte der harten Arbeit des Lebens erwacht das Nachdenken über den Ursprung der Übel. Beachtenswert ist in der Darstellung der Umstand, daß der Prinz Gotama, obschon von der Gloriole umgeben,

noch nicht im antiken Gewande, sondern in der Kleidung eines indischen Prinzen erscheint.

Allmählich naht der entscheidende Augenblick. Während der Harem im tiefsten Schlafe liegt, erhebt sich der vom Weltleid erfaßte Prinz, befiehlt seinem treuen Diener Chandaka, das Leibroß Kanthaka anzuschirren, und hinaus geht es aus dem Palast und aus der Stadt. Der königlichen Herrlichkeit sagt der Prinz Lebewohl. Bei diesem Augenblick der Trennung von allem Irdischen weilen die Künstler Gandhâras mit besonderer Liebe. Der Königssohn reitet hoch zu Roß, von fürstlichem Geleite umgeben, aus dem Stadttore heraus. Bewunderung erfaßt die Götterwelt beim Anblicke des der Lebensfreude entsagenden Prinzen. Brahma und Indra begleiten ihn; aber auch eine andere überirdische Persönlichkeit stellt sich ein: es ist Mâra, der „Versucher", eine fast ganz entblößte, mit Donnerkeil bewehrte Gestalt, die den entschlossenen Prinzen von der betretenen Bahn mit ihren Künsten der Verführung ablenken will. Aber Genien neigen sich herab, und indem sie die Hufe des Leibrosses stützend emporheben, beflügeln sie den Gang, so daß Khandaka wie in der Luft schwebend den Prinzen über alle Hindernisse hinwegträgt.

Das ist der in buddhistischer Poesie und Kunst so mannigfach verherrlichte „Auszug". Daran schließt sich der Abschied von seinem Leibdiener und seinem Leibroß.

Hart und rücksichtslos, ohne ein Wort des Abschiedes, hatte sich der Prinz von Vater und Gattin getrennt. In fürstlichem Glanze war er ausgezogen. Nun will er sich auch von allem trennen, was an die königliche Herkunft erinnert. Dieser Augenblick ist zu einer ganz eigenartigen Szene ausgestaltet worden. Der Prinz wirft die fürstlichen Gewänder ab und übergibt alle Juwelen seinem treuen Diener; dann läßt er sich das Haupt kahl scheren und legt das rötlichbraune Mönchsgewand an. Chandaka, der treue Diener, muß Zeuge sein, wie sich sein Herr von allem trennt und zum weltverlassenen Mönche wird. Dann führt er das Leibroß heim. Die einzelnen Momente dieser denkwürdigen Szene sind von den Künstlern in besondern Reliefs dargestellt. Wir sehen zuerst, wie der Prinz die Armbänder abstreift und wie Chandaka die Juwelen entgegennimmt. Der Prinz tauscht sein reiches Gewand mit der Kleidung eines Jägers, der eben des Weges kommt, um. Zu Füßen des Jägers liegt die Antilope, die er erlegt; ein Baum im Hintergrunde deutet den Wald an.

Ein anderes, leider sehr verstümmeltes Relief zeigt den Leibdiener Chandaka mit dem Juwelenschatz, wie er das Leibpferd Kanthaka durch das Tor von Kapilavastu zurückbringt und dem König und den Frauen von allen Begebnissen Meldung erstattet.

Und nun beginnt der Zyklus der Wanderungen des der Erleuchtung zustrebenden Prinzen. Gotama ist ein Wanderasket, ein Parivrâjaka ge-

worden, um Indiens höchſtes religiöſes Ideal in ſich zu verwirklichen. Das Charakteriſtiſche dieſer Wanderungen liegt darin, daß der Prinz durch allerlei Begegnungen und Begebniſſe Schritt für Schritt der Erleuchtung näher gebracht wird. Buddhas Erlebniſſe bieten dem Künſtler reichen Stoff, um den inneren Umwandlungsprozeß in allen ſeinen Phaſen plaſtiſch dem Auge vorzuführen. Was nun ſofort bei allen Bildern, die dieſem Wege der inneren Umwandlung gewidmet ſind, ins Auge fällt, iſt der äußere Wandel, der ſich im Kleide des Wanderaszeten vollzogen. Jede Spur des indiſchen Aszeten iſt in der Kleidung verſchwunden. Überall erſcheint Buddha mit dem faltenreichen Gewande angetan, wie es während der erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung in der griechiſch-römiſchen Welt getragen wurde, als ſolle dadurch angedeutet werden, daß der Umwandlungsprozeß, durch den er jetzt hindurchgeht, ſich unter Einflüſſen vollzieht, die nicht auf indiſchem Boden entſprungen ſind.

Eines der bemerkenswerteſten Ereigniſſe iſt die erſte Begegnung mit dem brahmaniſchen Büßer. Mit packender Anſchaulichkeit iſt dieſelbe in einem Relief von Mardan dargeſtellt. Ein alter, ehrwürdiger Aszet ſitzt in ſeiner aus Bambusſtäben zuſammengeſetzten Waldhütte. Beim Nahen des künftigen Buddha macht er eine Handbewegung wie zum Gruß. Aufrecht ſteht letzterer, von der Aureole umgeben, vor ihm und erhebt lehrend die Rechte. Dahinter erſcheint Māra, der Verſucher im kurzen Gewande mit dem Donnerkeil in der Hand. — Ein anderes Relief zeichnet in dem nach Erlöſung ſtrebenden Gotama bereits den durch ſeine Büßungen abgemagerten Aszeten. Sehr anſchaulich kommt dies in einem bei Sanghao gefundenen Bruchſtücke zum Ausdruck. Es folgen nun für den künftigen Buddha ſechs Jahre der grauſamſten Selbſtpeinigung. Am Ende iſt Gotama ſo abgemagert, daß er nur mehr aus Haut und Knochen zu beſtehen ſcheint. Ein prachtvolles Relief, das mit dem Aufgebot einer überraſchend realiſtiſchen Kunſt den abgehärmten Aszeten dem Auge vorführt, wurde in Sikri gefunden. Die tiefliegenden Augen, das hervortretende Knochengerüſt, die ſkelettartigen Arme, das alles entſpricht ſo der Wirklichkeit des heute noch beſtehenden Aszetentums, daß man ſagen muß: hier hat der Künſtler ſeinen Heros nach dem Leben porträtiert. Gerade dieſer büßende Buddha iſt eine der beliebteſten Darſtellungen geworden. Das Bild hat ſich über die ganze oſtaſiatiſche Welt ausgebreitet, und mit Vorliebe wendet ſich auch der chineſiſche Künſtler dieſem wunderlichen Büßerbilde zu. Ein charakteriſtiſches Beiſpiel bietet eine Porzellanfigur in der Sammlung von Biſchof Favier in Peking.

Dem Bußwege Buddhas folgt die Begegnung mit dem Schlangenkönige Kālika, der ein Preislied zu Ehren des der Erleuchtung ſich nähernden Gotama ſingt. Überall erſcheint der künftige Buddha in erhabener Stellung

abgebildet. Beſonders ſcharf heben ſich antikes Gewand und Gloriole von dem indiſchen Gepräge des ehrfurchtsvoll zu dem Erlöſer aufblickenden Schlangenfürſten ab. Daneben erſcheint wie zum Trotz der böſe Geiſt des Māra.

Eine ganz andere Szenerie folgt in der Begegnung Buddhas mit dem Schnitter. Gotama nähert ſich der Erleuchtung und ſinnt nach: Welcher Art war das Lager, auf dem die früheren Buddha zur Erleuchtung gelangt ſind? Es wird ihm offenbart, daß das Lager aus einem Bündel von Binſenröhren beſtand. Da erblickt er am Weg einen Schnitter, der gerade Binſen geſchnitten hat, und bittet ihn, ihm ein Bündel zu ſchenken. Die Übergabe dieſes Bündels wird zum Gegenſtande des Reliefs gemacht. Freudig opfert der arme Schnitter die Binſen, und mit Dank nimmt Gotama das Almoſen an.

Die Stunde der Erleuchtung iſt gekommen. In dieſem Augenblick unternimmt es der Verführer, alle Mächte der Verlockung aufzubieten, um den Prinzen von ſeinem Ziel abzulenken. Alle dämoniſchen Schrecken werden entfeſſelt und ſtürmen auf den Auserwählten ein. Ein ganzer Heerbann wilder Geſtalten rückt unter des Verſuchers Führung heran, um ſich auf ihn zu ſtürzen. In den Geſtalten werden allegoriſche Figuren veranſchaulicht: hier in Māras Töchtern der Stolz, die Sinnenluſt, die Begehrlichkeit, dort in deſſen Kriegern der Zorn und andere Leidenſchaften. Das Intereſſanteſte dabei aber iſt die Tatſache, daß die Krieger zum Teil in römiſcher Tracht erſcheinen. Die Kunſt bietet alles auf, um die entſcheidende Stunde, die herangerückt iſt, anſchaulich zur Erſcheinung zu bringen. Das Bild der „Erleuchtung“ ſelbſt zeigt Buddha in ſitzender Stellung unter dem Feigenbaume.

Von jetzt an nimmt der „Erleuchtete“ wiederum eine beſſere Nahrung zu ſich. Gläubige Laien beeilen ſich, ihm dieſelbe darzubringen. Die erſten Laien, denen dieſes Glück zu teil wird, ſind zwei Kaufleute aus Oriſſa; andere folgen ihnen.

Von Wichtigkeit iſt für Buddha von nun ab der Almoſennapf. Vier Könige bieten ihm ein Almoſengefäß an. Da der Erleuchtete als Armer nur einen einzigen Napf beſitzen will, er aber die andern Geſchenkgeber nicht verletzen möchte, ſo verwandelt er durch ein Wunder die vier Näpfe in einen einzigen Almoſennapf. Dieſes Gefäß wurde eine der koſtbarſten Reliquien des Buddhismus; er erſcheint auf den Reliefs als Gegenſtand höchſter Verehrung.

Sobald Gotama zur Erleuchtung gelangt iſt, vereinen ſich Himmel und Erde, Götter und Menſchen, um den Erleuchteten zur Verkündigung der Erlöſungslehre einzuladen, oder wie der liturgiſche Ausdruck lautet, das Rad des Geſetzes zu ſchwingen. Buddha, auf einem erhöhten Polſter mit untergeſchlagenen Beinen ſitzend, mit dem faltenreichen römiſchen Gewande bekleidet, erſcheint bald als der Lehrende, der die Hand zur Unterweiſung erhebt, bald

als der Betrachtende, die Arme ſenkend und die Hände ſtarr zuſammenſchließend. Ringsum drängen ſich Götter und Fürſten, alle in ehrfurchtsvoller Haltung. Sehr bezeichnend tritt der Unterſchied in der Kleidung hervor. Die Götter und Fürſten ſtellen in ihrer ganzen Erſcheinung eine echt indiſche Welt dar. Inmitten dieſes indiſchen Lebens aber taucht eine von der indiſchen Kleidung grundverſchiedene Gewandung auf.

Die Predigt des Erleuchteten beginnt in Benares. Die erſte Verkündigung im Gazellenhaine wird mit beſonderer Liebe von den Künſtlern behandelt. Ein charakteriſtiſches Bild der erſten Predigt bietet ein Relief des Muſeums von Kalkutta. Buddha thront auf einem Pfühl in ſitzender Stellung, die Hand belehrend erhoben; zur Rechten und zur Linken ſitzen in derſelben Stellung die erſten Jünger, alle wie Buddha mit dem griechiſch-römiſchen Gewande bekleidet; daneben und im Hintergrunde ſtehen Andächtige, die Hände gefaltet, aber in indiſcher Kleidung. Um den Ort der erſten Predigt, den Gazellenhain, anzudeuten, ſind zwei Gazellen zu Füßen Buddhas angebracht. Das auf römiſchem Kapitäl ruhende Dappelſymbol des Dreizackes und des Rades deutet an, daß es ſich um die erſte „Drehung des Rades des Geſetzes“ handelt. Die Schule von Gandhära bewahrt dieſen Symbolen dieſelbe Ehrfurcht, ja ſie fügt noch eine neue Verbindung in der Geſtalt dreier Räder des Geſetzes hinzu, um die ſymboliſch ausgedrückten drei koſtbaren Schätze: Buddha, das Geſetz, die Gemeinde, um ſo ſchärfer hervortreten zu laſſen. Andachtsvoll umgeben Verehrer und Verehrerinnen, Mönche und Laien die Symbale. Seltſam nehmen ſich dieſe buddhiſtiſchen Symbole auf einem römiſchen Pfeiler mit echt römiſchem Doppelkapitäl aus. Von jetzt an entfaltet ſich Buddhas Leben in einer Kette von Bekehrungen und Wunderwerken. Aber ſeltſamerweiſe wiſſen uns die alten Legenden ſehr wenig davon zu erzählen. Während ſie nicht Worte genug finden, um die der Erleuchtung vorausgehende Epoche zu ſchildern, werden ſie recht einſilbig für die nun folgenden 45 Jahre der Lehrtätigkeit Buddhas. Wir ſind für dieſe wichtigſte Zeit, die entſcheidende Epache im Hinblick auf Buddhas Einfluß, ganz von den tibetaniſchen, ſinghaleſiſchen und birmaniſchen Quellen abhängig. Dieſe aber gehören einer um mindeſtens tauſend Jahre ſpäteren Zeit an.

So kommt es denn, daß das öffentliche Leben Buddhas ſich auch in den Skulpturen von Gandhära auf wenige Szenen beſchränkt, die in endloſer Wiederholung und in annähernd der gleichen Darſtellung immer wiederkehren. Den Reigen eröffnet ein Relief, das die erſten Bekehrungen zum Gegenſtande hat. Der erſte, der ſich Buddha zuwendet, iſt ein reicher Bankiersſohn, Yaſoda; ihm folgen bald vier andere Bankiersſöhne von Benares. Die erſte Fünfzahl iſt voll. Dieſe Bekehrung erſcheint in einem intereſſanten Relief von Takht-i-Bahi.

Bild 95. Geburt Buddhas und Saptapada. Relief aus Loriyan-Tangai. (S. 105.)

Bild 96. Auszug Buddhas. Relief aus Loriyan-Tangai. (S. 109.)

Bild 97. Mâyâ, die Mutter Buddhas. (S. 106.)

Bild 98. Tipunkara. (S. 112.)

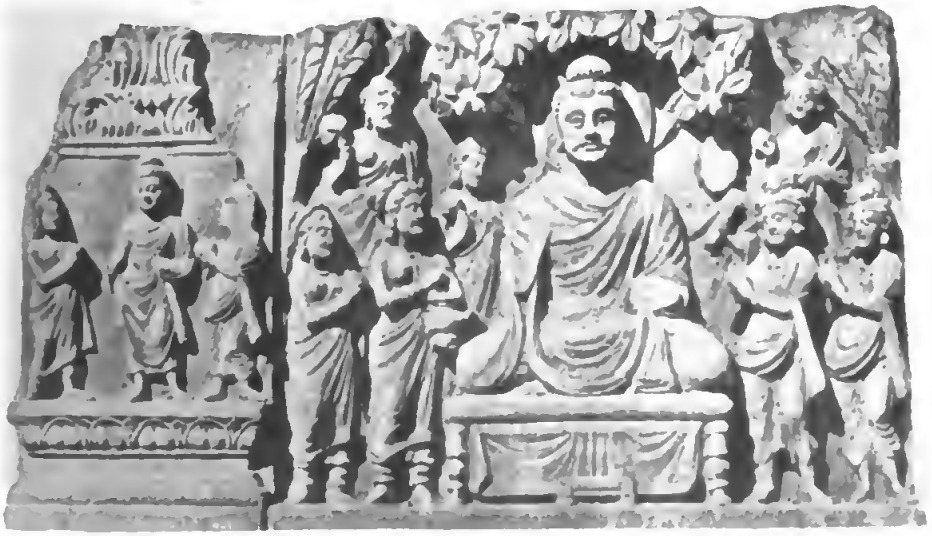


Bild 99. Schenkung der Amrapâli. (S. 115.)

Bild 100. Buddha bei den brahmanischen Büßern. Relief aus Sanghao. (S. 110.)

Bild 101. Unterwerfung des Elefanten. Relief aus Jamalgarhi. (S. 118.)

Bild 102. Schlangenwunder Buddhas. Relief aus Nangat. (S. 113.)

Bild 103. Unterwerfung der Schlangenfürsten Naga Apalala und Naga Grapata. Relief aus Loriyan-Tangai. (S. 116.)

Bild 104. Nirvana des Buddha. Relief aus Ratlu. (S. 119.)

Einen anziehenden Vorwurf bot dem Künſtler die Bekehrung der drei Brüder Kâçyapa. Dieſe Brüder lebten als Vorſteher einer großen Gemeinde von Anachoreten in der Nähe des Feigenbaumes, wo Buddha zur Erleuchtung gelangt war. Der „Erleuchtete“ war von Benares dahin zurückgekehrt, um einen großen Fang inmitten dieſer Anachoreten zu machen, deren Zahl von den Legenden bald auf 500, bald auf 1500, bald auf 3500 angegeben wird. Dazu bedurfte es aber dreier großer Wunder. Dieſe Wunder ſind uns als Schlangen-, Feuer- und Waſſerwunder bereits in Santſchi begegnet. Daß auch die Künſtler Gandhâras ſich dieſes Stoffes bemächtigten, iſt darum ſelbſtverſtändlich. Das Waſſerwunder iſt allerdings bisher noch nicht in dem Bilderzyklus nachgewieſen worden, um ſo deutlicher tritt das Feuerwunder hervor. Im Vordergrund erſcheint ein Einſiedler, neben ihm ein Scheiterhaufen, deſſen Flammen emporlodern, davor Buddha, der mit ſeinem Zauberworte dem Holze das Feuer entlockt hat, ringsum Anachoreten und Andächtige: das ſind die Grundlinien des Bildes, das den Gläubigen die Erinnerung an Buddhas Macht über die Elemente vor Augen rückte.

Ein auffälliges Bild iſt das Relief, in welchem das Schlangenwunder dargeſtellt wird. Im Zentrum erſcheint ein Feuertempel, der von einer doppelten Kuppel überwölbt iſt. Aus den Öffnungen ſchlagen Flammen hervor, junge Mönche kommen herbeigeeilt mit Waſſer, das ſie aus Waſſerkrügen von oben herab gießen, um das Feuer zu löſchen.

Ein anderes Bild zeigt Buddha in einer Laubhütte ſitzend, die Hand wie zum Befehl erhoben. Links windet ſich eine Schlange empor, während von außen brahmaniſche Schüler erſchreckt herbei eilen.

Auf alle Weiſe ſucht man Buddha nach dem Leben zu ſtreben. Es wird ihm im Almoſennapf eine giftige Schlange überreicht; aber der „Selige“ bezähmt die Schlange, beraubt ſie ihres Giftes und überreicht ſie dann im Almoſennapf dem Kâçyapa.

Sehr ſcharf tritt Buddha in ſeinem antiken Gewande in dem Bilde hervor, das die Bekehrung der ſchwarzen Schlange darſtellt. Furchtlos erfaßt er die Feuerſchlange, um ſie zahm und der neuen Lehre unterwürfig zu machen.

Wir folgen den Wanderungen des „Erleuchteten“ auf dem Wege nach Radſchagriha und ſehen, wie er von Jüngern begleitet in die Königsſtadt einzieht, um dort ſich der Gunſt des Königs Bimbiſâra zu erfreuen. Der „hiſtoriſche“ Moment iſt hier Buddhas Gang zum großen Gaſtmahl, das der König der Gemeinde der Mönche veranſtaltet.

Bedeutſamer aber noch iſt Buddhas Beſuch in ſeiner Heimat Kapilavaſtu. Noch während der Erleuchtete in Radſchagriha weilte, wurde er von ſeinem Vater zum Beſuche der alten Heimat eingeladen. Die Boten, welche der König entſendet, ſind von Buddhas Größe ſo überwältigt, daß

ſie ſelbſt Mönch werden und darüber den erteilten Auftrag vergeſſen. Nur ein Bote entledigt ſich des Auftrages, und bereitwillig folgt Buddha dem Rufe. Dieſe Einladung und die daraus entſpringende Wanderung nach Kapilavaſtu wird Gegenſtand mehrerer Reliefs. Wir ſehen Buddha auf ſeinem Throne ſitzend, während ihm ehrfurchtsvoll gebeugt die Boten nahen; wir folgen ihm dann nach Kapilavaſtu und betrachten die erſte Begegnung mit dem Vater, der ſich vor dem Sohne niederwirft, während dieſer über der Erde ſchwebt. Der „Erleuchtete" wird mit der höchſten Verehrung im Kreiſe der Sakja umgeben. Dies führt uns ein intereſſantes Relief im Muſeum von Kalkutta vor, wo der Sprößling des Sakjaſtammes in der ganzen Herrlichkeit des Buddhatums erſcheint. Ein köſtliches Bildchen zeigt uns den kleinen Sohn Rahula, den der Prinz verlaſſen hatte, als er ſich dem Leben der Buße zuwandte. Das Kind iſt ſo von Ehrfurcht für den Vater erfüllt, daß es um jeden Preis Mönch werden will. Der Großvater iſt darüber erzürnt, aber Rahula läßt ſich nicht von des Vaters Seite abbringen.

Ein in mehrfacher Hinſicht koſtbares Relief ſtellt die gewaltſame Bekehrung von Buddhas Halbbruder Nanda dar. Gegen ſeinen Willen wird Nanda unter die Mönche gebracht. Buddha entführt den Gemahl mit Gewalt ſeiner Gemahlin, um ihn zum Mönche zu machen. Dieſer Augenblick wird in einer Szene dargeſtellt, die uns die Frau zeigt, wie ſie, von ihren Dienerinnen umgeben, vor dem Spiegel ihre Toilette macht, während Nanda, ihr Mann, mit dem Almoſennapf in der Hand vor Buddha erſcheinen muß. Er will ſich des Topfes entledigen, um zu ſeiner Frau zurückkehren zu können. Der erzürnte Bruder läßt das nicht zu; Nanda muß Mönch werden. In ſein Schickſal ergeben, ſitzt er ſinnend auf einem Stuhle, während hinter ihm der Barbier ſteht, bereit, den Kopf kahl zu ſcheren. Ein anderes Relief zeigt denſelben Nanda, wie er das Haupt vor dem Barbier in verzweifelter Ergebung herabſenkt. Aber trotz kahlgeſchorenem Kopf hält es den Nanda nicht lange im Kloſter. Er benutzt den Augenblick, wo er in der Frühe, zur Zeit, wo Buddha mit den übrigen Mönchen den Almoſengang unternimmt, das Haus hüten muß, um ſich auf und davon zu machen. Der „Erleuchtete" hatte ihm anbefohlen, alle Türen zu ſchließen, falls er ſelbſt das Haus verlaſſen wollte. Da ſieht er die Türe von Buddhas Zimmer weit offen, als er im Begriffe ſteht, fortzueilen. Er ſchließt ſie. Und wie er glaubt, daß er nun gehen kann, findet er nacheinander die Räume aller andern Mönche offen, und wenn er die eine Türe zugemacht hat, öffnet ſich gleich wiederum eine andere. In heller Verzweiflung will er fortlaufen, ohne ſich weiter darum zu kümmern, ob die Türen offen ſind oder nicht. Er iſt ſchon im Feigengarten, da ſieht er Buddha kommen. Schnell verbirgt er ſich hinter einem der Bäume; aber mit der Macht ſeines Zaubers läßt Buddha den Baum emporſchweben, und ſo ſteht der arme Sünder

vor dem „Erleuchteten“. Dieſe drollige Begebenheit iſt Gegenſtand eines andern Reliefs.

Schön wird die Schenkung des Jetavana-Haines in einem Relief dargeſtellt. Buddha, von einem Mönche begleitet, ſteht einem Gläubigen gegenüber, der einen Krug herabneigt, als gieße er Waſſer aus. Die Waſſerzeremonie ſoll die vollzogene Schenkung andeuten. Hinter dem Geber ſieht man andere Gläubige, alle in indiſchem Gewande, während Buddha ſelbſt und ſein Begleiter mit der römiſchen Toga bekleidet ſind.

Seltſam berührt in dem Bilderkreis, der dem öffentlichen Leben Buddhas geweiht iſt, die Armut und Eintönigkeit der Darſtellung. Es mag ja möglich ſein, daß die vielen noch vorhandenen Reliefs, deren Mittelpunkt der von ſeinen Jüngern umgebene Buddha in ſitzender Stellung bildet, für die Andächtigen unterſchiedliche Bedeutung beſaßen, indem ſie beſtimmte, uns unbekannte Ereigniſſe mit dieſem oder jenem Buddhabilde verbanden. Aber die Ereigniſſe entbehren ſo ſehr jedes ſcharf ausgeprägten Charakters, daß es auch dem Künſtler nicht gelingen konnte, dem Bilde ein ſchärferes Gepräge aufzudrücken, obſchon er ſich ſichtlich bemüht, einigen Wechſel in die Darſtellung zu bringen. Da erſcheint Buddha bald im Kreiſe ſeiner Mönche als Haupt der Kloſtergemeinde, bald im Kreiſe der Götter als Lehrer der himmliſchen Weſen. Ein merkwürdiges Bild iſt jenes, das Buddha unter einem Baume ſitzend darſtellt, während von rechts ein Weib ſich mit einem Gefäße naht. Andere Geſtalten umringen ehrfurchtsvoll, die Hände erhebend, auf beiden Seiten den Erleuchteten. In einfacherer Form kehrt dieſelbe Darſtellung auf einem andern Bilde wieder. Aller Wahrſcheinlichkeit nach liegt dem Bilde die Erzählung von Amrapāli, jener gefeierten Schönheit der reichen Stadt Vaiſāli, zu Grunde, die eine Jüngerin Buddhas wird. Dieſe Jüngerinnen folgen in gläubiger Andacht dem „Erleuchteten“ und verſehen ihn mit allem Nötigen, mit Kleidern, Nahrung, Medizin. Amrapāli hat Buddha und ſeine Mönche zu einem Mahle eingeladen. Das Mahl iſt vorüber, und die Gaſtgeberin naht ſich, um dem Erleuchteten ihre Schenkung zu machen. Dieſen Augenblick hat der Künſtler erfaßt und zeigt Amrapāli in der Haltung der Donatrix, die ihre Schenkung mit dem vom indiſchen Recht vorgeſchriebenen Waſſerguß bekräftigt.

Ein Bild von bemerkenswerter Feinheit des Details bringt Indras Beſuch und Anbetung zur Anſchauung. Es gehört zu den koſtbarſten Gandhāra-Fragmenten von Kalkutta und ſtammt von Loriyan-Tangai. Das Ereignis, das dem Bilde zu Grunde liegt, ſpielt im Königreiche Magadha. Auf der Höhe einer der vielen kleinen Felsanhöhen, die aus der Ebene hervorſpringen, findet ſich eine einſame Höhle. Hierhin hatte ſich Buddha zur Betrachtung zurückgezogen. Indra empfand plötzlich das Verlangen, den „Vollendeten“ zu beſuchen, und läßt ſich durch ſeinen Harfenſpieler in der

Verkleidung eines Boten anmelden. Indra erſcheint alsdann mit großem Gefolge in der Wildnis, um dem „Heiligen“ ſeine Verehrung darzubringen. Das Relief zeigt Buddha in der Höhlenwildnis in Betrachtung verſunken. Die Wildheit und Unzugänglichkeit des Aufenthaltes iſt durch die zwiſchen den Felſen hervorſchauenden Tiere angedeutet. Die Macht der in Buddha verkörperten Liebe zu allen Weſen hat ſie bezähmt. Götterwelt und Tierwelt teilen ſich in die Umgebung der Höhle, welche von den Flammen der Betrachtung Buddhas umlodert iſt. Der Harfenſpieler aber erſcheint mit ſeiner Harfe Indra gegenüber, um den Saiten einen Jubelhymnus auf Buddha zu entlocken.

Merkwürdig iſt das Bild, in dem der von Māra bedrängte Jünger Ananda dargeſtellt wird. Der Liebling Ananda weilt betrachtend in der Nähe der Höhle ſeines Meiſters, als ſich der Verſucher in Geſtalt eines Raubvogels naht, um ihn mit dem Flügelſchlag und mit wilden Lauten zu erſchrecken. Als Buddha dies ſieht, ſtreckt er rettend ſeine Hand aus und tröſtet den Geängſtigten, indem er ihn zu ſich heranzieht.

Ein ſchönes, leider recht verſtümmeltes Fragment im Lahore Museum ſchildert die Begegnung desſelben Ananda mit Mātangi, der Tochter des Paria Mātanga. Der Buddhajünger kommt auf ſeinem Almoſengang in die Nähe eines Brunnens, an dem gerade die Pariatochter Waſſer ſchöpft. Er bittet ſie um einen Trunk Waſſer: „Schweſter, gib mir Waſſer, auf daß ich trinke.“ Die Angeredete antwortet erſchreckt, ſie ſei ja die Tochter eines Paria. Ananda erwiderte: „Ich frage nicht nach deiner Familie und nach deiner Geburt, ſondern bitte dich um einen Trunk Waſſer, wenn du welches haſt.“ Das Pariamädchen gibt dem Mönche zu trinken. Zum Lohne wird ſie als Nonne in die Gemeinde Buddhas aufgenommen. Das verurſacht aber einen Aufruhr unter den Bewohnern von Srāvaſti. Sie wollen nicht zulaſſen, daß eine Paria frei in ihr Haus eintreten kann im Kleide einer Jüngerin Buddhas. Man beſtürmt Buddha und wünſcht Aufklärung über dieſen Bruch mit dem alten Recht. Dieſen Vorgang ſtellt das Fragment von Lahor dar. Rechts ſieht man die Begegnung des Ananda mit der Pariatochter. Letztere ſtreckt abwehrend die Hand aus, während der Mönch belehrend die Rechte erhebt. Im Hintergrunde wird die zinnengekrönte Stadtmauer von Srāvaſti ſichtbar. Ein mächtiges Tor öffnet ſich, aus dem einige Notabeln der Stadt eben heraustreten, um mit ihrer Klage vor Buddha zu erſcheinen.

Eine bereits von Barhut her vertraute Szene zeigt ſich in einem andern Bilde des Muſeums von Lahor. Es iſt die Verehrung, die Buddha durch den Schlangenfürſten Erapata und deſſen Gefolge dargebracht wird. Wie in Barhut, ſo neigen ſich auch in dem Bruchſtücke von Gandhāra die Schlangen vor dem Heiligen. Aber während dort deſſen Gegenwart durch den leeren

Bild 105. Verſuchung Buddhas (Fragment). (S. 111.)

Bild 106. Weihe und Flucht Nandas. (S. 114.)

Bild 107. Die drei Brüder Kāśyapa und der weiße Hund. (S. 118.)

Bild 108. Buddha als Büßer. (S. 110.)

Bild 109. Farbiges Stuckrelief aus Dandan-Uilik. (S. 112.)

Bild 110. Buddhaszenen. Relief aus Karamar. (S. 112—115.)

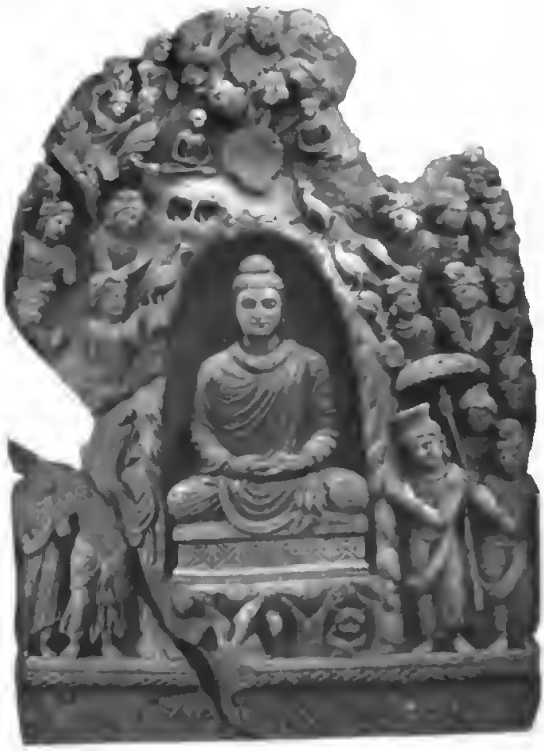


Bild 111. Besuch Indras. (S. 115.)

Bild 112. Buddha mit Tunika und Sudarium. (S. 122.)

Bild 113. Buddha aus Takht-i-Bahi. (S. 122.)

Thron angedeutet wird, der Überlieferung getreu, die aufs ſtrengſte die Geſtalt Buddhas ſelbſt vermeidet, erſcheint hier Buddha auf dem Throne ſitzend, und neben ihm der unvermeidliche Verführer und Bedränger Māra.

Buddhas Macht über die Unholde der Wälder wird in der Bekehrung des menſchenfreſſenden Yakſha Ātavika gefeiert. Ein trefflich erhaltenes Relief von Sikri führt dieſes Ereignis vor Augen. Der König von Ātavi mußte, um ſein eigenes Leben zu retten, dem Walddämon Ātavika verſprechen, ihm jeden Tag einen Menſchen zu opfern. Die Miniſter des Königs richteten es ſo ein, daß zuerſt alle Verbrecher der Reihe nach geopfert wurden. Dann begann man mit den alten Leutchen aufzuräumen, und zuletzt blieb nur mehr die unſchuldige Jugend übrig. Alle Kinder wurden nach und nach geopfert, bis das Los des Königs eigenen und einzigen Sohn traf. Der Amme wurde der Befehl gegeben, das Kind ſeinem Schickſal auszuliefern. Um dieſe Zeit weilte Buddha in der Nähe der Dämonenhöhle. Er eilt dahin, dringt ein und nimmt den Platz des Dämonenfürſten ein. Der Yakſha gerät in Wut und ſtellt gleich einer Sphinx alle möglichen geheimnisvollen und verfänglichen Fragen an den Erleuchteten. Dieſer weiß in klarer Antwort alle Rätſel zu löſen. Der Dämon bekehrt ſich, und als man ihm das Kind des Königs ausliefert, übergibt er es dem Buddha und dieſer ſtattet es der hocherfreuten Familie zurück. Den Augenblick, in dem der Yakſha das Kind dem Erleuchteten überreicht, ſtellt das Relief von Sikri dar. Buddha erſcheint auf hohem Throne, unter einem Feigenbaum ſitzend. Links ſtehen zwei Geſtalten in reichem Koſtüm, offenbar der Miniſter des königlichen Hauſes und die Amme, welche das Kind herbeigebracht haben. Rechts naht ſich der Dämon und opfert dem Buddha das Kind, während in der Höhe himmliſche Geſtalten bewundernd und anbetend ſchweben. Dieſelbe Szene wird in einem Fragmente des Kalkutta-Muſeums dargeſtellt. Nur ſind es hier König und Königin, die hoch erfreut den Knaben zurücktragen. Eine beſondere Aufmerkſamkeit verdient die Szene, welche die Opfergabe der Affen darſtellt. Wie dürfte auch der brave Hanuman unter den Verehrern Buddhas fehlen? Buddha, auf ſeinem Throne ſitzend, nimmt aus den Händen der Affen die Gabe entgegen. Zwei korinthiſche Säulen faſſen die Szenerie ein. Welch merkwürdiger Gegenſatz: als Inhalt des Reliefs der echt indiſche Affe Hanuman, als Rahmen ein Ornament, das der antiken Welt entlehnt iſt!

Sehr kräftig tritt die Perſönlichkeit Buddhas im antiken, faltenreichen Gewand auf einem Relief hervor, das in dem einen Rahmenbild das „Staubalmoſen“, in dem andern die Meſſung Buddhas vorführt. Die Legende erzählt, wie Buddha auf ſeiner Morgenwanderung zwei Knaben begegnet, die ſich damit vergnügen, im Sande Häuſer zu bauen. Als ſie des Buddha anſichtig werden, wollen ſie „Almoſengeben“ ſpielen. Der eine

ſagt: Ich will dem Buddha Mehl geben, und wirft mit beiden Händen Sand in die Almoſenſchale. Buddha nimmt die Kindergabe ſegnend an. Dieſe Legende iſt Gegenſtand der einen Szene. Eine echt indiſche Wundergeſchichte ſtellt das Bild von dem Maße Buddhas dar. Ein Brahmane hatte gehört, der Erleuchtete erreiche eine übermenſchliche Größe. Das ſchien ihm unglaublich. Er nahm darum einen langen Bambusſtab, um Buddha zu meſſen. Als er aber den Erhabenen meſſen will, wächſt dieſer hoch über dieſes Maß hinaus. Erſtaunt wirft der Brahmane das Bambusrohr beiſeite; dieſes aber faßt Wurzel im Boden und wächſt grünend empor als Zeichen der Herrlichkeit Buddhas.

Eines der ſchönſten Reliefs iſt das Bild, das mit der Legende von den drei Brüdern Kāçyapa die Erzählung von der Wut des weißen Hundes, der den Buddha angreift, verbindet. Es iſt eine Szene voll Leben; man möchte meinen, daß dieſes Bild ganz auf dem Boden der antiken Kunſt entſtanden ſei. Der Hund, auf einer mit Polſtern bedeckten Erhöhung ſitzend, ſtreckt den Kopf weit gegen Buddha vor. Dieſer aber erinnert das Tier daran, daß es nichts anderes ſei als des Suka Vater, der in jenen tieriſchen Zuſtand gefallen iſt, weil er zuviel Reichtümer geſammelt hatte. Das bringt den Hund noch mehr in Wut. Dieſer Moment iſt vom Künſtler ſehr anſchaulich dargeſtellt.

An plaſtiſcher Durcharbeitung wird das Relief noch übertroffen von einem andern aus Sikri ſtammenden Bild. Es ſtellt Buddhas Kampf mit den ſog. nackten Aszeten dar. Hier iſt jeder indiſche Zug in der Darſtellung der handelnden Perſonen verſchwunden und die Architektur ganz antik. Während Buddha in der Luft ſchwebend dargeſtellt wird, entſpinnt ſich das Handgemenge mit den nackten Büßergeſtalten, an dem die für Buddha begeiſterte Heroine Viſākhā ſich heldenhaft beteiligt.

Einer beſondern Aufmerkſamkeit der Künſtler von Gandhāra erfreuen ſich die Nachſtellungen, welche dem Erleuchteten von Devadatta, dem falſchen Mönche, bereitet werden. Der Kampf mit den ſechs häretiſchen Schulen bildet eine zu bedeutſame Phaſe in der Lehrtätigkeit Buddhas. Er wird in verſchiedenen Formen dargeſtellt. Eine dieſer Formen iſt der Kampf mit dem eigenen Vetter Devadatta, der dem Erleuchteten dreimal nach dem Leben ſtrebt, das eine Mal durch gedungene Mörder, deren brutalen Sinn das Wohlwollen Buddhas entwaffnet, das andere Mal durch den in Wut verſetzten Elefanten, den eine einzige Berührung des Vollendeten zähmt, ein drittes Mal durch einen großen Felsblock, der gegen ihn geſchleudert, aber im Flug aufgehalten wird. Die Bekehrung der Mörder und die Bezähmung des Elefanten ſind ſehr anſchaulich in den Fragmenten von Lahor und Kalkutta dargeſtellt. Dort ſieht man die nackten Mördergeſtalten, wie ſie ſich hinter einer Mauer verbergen, um dem herannahenden Buddha auf-

zulauern, hier erblickt man den Vollendeten in majeſtätiſcher Haltung, wie er die Hand auf den Kopf des Eleſanten legt. Einen letzten Triumph über die Schlangenwelt feiert Buddha in der Bekehrung des wilden Drachen Kâlika, der die Gegend von Udyâna verheerte. Die Skulptur hat ſich dieſer Begebenheit in zahlreichen Reliefs bemächtigt. Die prachtvollſte Darſtellung fand ſich in Loriyan-Tangai; ſie wird jetzt in Kalkutta aufbewahrt. Auf den erſten Blick überraſcht hier der ſcharfe Gegenſatz zwiſchen der hohen Geſtalt Buddhas und der Umgebung; erſtere trägt ein ausgeſprochen antikes Gepräge, letztere iſt ganz indiſch.

Den Abſchluß des Zyklus bildet das Nirwâna. In langem, faltenreichen Gewand auf dem Ruhebette liegend, das Haupt auf einem Kiſſen ruhend, die Rechte wie zur Stütze nach der Stirn ausgeſtreckt, das Antlitz nach vorn gewendet, ſo erſcheint der Erleuchtete im Zuſtande des beſeligenden Nirwâna. Rings umgeben den Entſchlafenen die trauernden Jünger, Mönche und Laien. Dieſes Bild hat ſeinen Weg durch ganz Aſien gefunden. Wohin immer den Wanderer ſeine Fahrten durch die buddhiſtiſche Welt führten, überall ſtieß er auf die Koloſſalfigur des im Nirwâna ruhenden Buddha. Je größer der religiöſe Einfluß iſt, den dieſes Bild auf die oſtaſiatiſche Völkerwelt gewonnen hat, um ſo lehrreicher iſt es, die Darſtellung dort kennen zu lernen, wo ſie zuerſt ihre feſt ausgeprägten Züge erhielt. Gandhâra iſt in ſeinen Fragmenten reich an Variationen der Darſtellung, welche ſich indes weniger in der Geſtalt des liegenden Buddha als in dem die Umgebung bildenden Kreiſe von Perſonen bemerkbar machen. Leicht laſſen ſich in der Umgebung Laien und Mönche unterſcheiden, erſtere ausgezeichnet durch ihre reiche Gewandung, letztere gekennzeichnet durch den kahl geſchorenen Schädel. Aber auch die Götter fehlen nicht; Brahma und Indra ſind herbeigeeilt, um Zeugen des erhabenen Augenblickes zu ſein, der den Erleuchteten in das Nirwâna einführt.

Die zweite Gruppe von Reliefs, die dem Nirwâna gewidmet ſind, bringt die Leichenbeſtattung zur Darſtellung. Nach Buddhas ausdrücklichem Willen ſollten ſeine ſterblichen Reſte der gläubigen Laienwelt überlaſſen werden. Die reichen Herren der Malla beeilen ſich, den Entſchlafenen mit allen Ehren zu beſtatten, indem ſie das recht anſpruchsvolle Wort Buddhas zu verwirklichen ſuchen: „Ihr müßt die Leiche des Auserwählten behandeln, wie man die Überreſte eines Weltherrſchers ehrt.“ So hatte einſt Buddha ſelbſt zu den Malla geſprochen. Das erſte Bild zeigt uns den Toten, bereits ganz in ein Leichentuch gehüllt, das Antlitz verdeckt. Die Legende erzählt, daß eine fromme Dame von Kuſinagara, eine begeiſterte Jüngerin Buddhas, einen Schleier über die Leiche warf, unter dem der Körper ſchön wie eine Statue aus Gold hervorleuchtete. Andere Frauen wetteiferten mit dieſer Jüngerin in der Darbietung koſtbarer Stoffe. Daran ſchließt ſich die Einſargung.

Der Sarkophag liegt auf der Bahre. Drei Metallſtreifen verbinden den Sargdeckel mit dem unteren Sargteil. Mönche beugen ſich darüber und laſſen die Hände auf dem Sarge ruhen. Der Einſargung folgt die feierliche Verbrennung; ſie wird in dem flammenden Scheiterhaufen eines Reliefs von Lahor deutlich ſichtbar. Die letzte Gruppe der Reliefs iſt der Verehrung von Buddhas Reliquien gewidmet. Die Überreſte werden zunächſt in der Hauptſtadt der Malla gehütet. Wir ſehen auf den Reliefs den koſtbaren Schatz, wie er von einer Wache bald zu Pferd bald zu Fuß gehütet wird. Sehr merkwürdig nehmen ſich gegenüber dieſer indiſchen Szenerie die antiken Säulen aus, welche das Bild einrahmen. Aber noch intereſſanter ſind die köſtlichen Bilder, in denen die Verteilung der in acht Stücke zerlegten Reliquie vorgeführt wird. Acht kugelförmige Gefäße liegen auf einem Tiſche. Dahinter ſtehen diejenigen, welche Anſpruch auf die Reliquie erheben. Es ſind die acht Könige, unter denen derjenige von Magadha hervorragt. Wir folgen dem Bilderzyklus und begegnen einer feierlichen Prozeſſion, welche den koſtbaren Schatz an ihren Beſtimmungsort bringt. Männer, auf Pferden oder auf Kamelen reitend, tragen die Reliquienbehälter zum Orte, wo über den letzten Reſten Buddhas der Stūpa errichtet werden ſoll. Auf einem andern Bild erblicken wir den in Geſtalt einer Stūpa errichteten Reliquienſchrein, umgeben von den Verehrern des Nirwāna.

Das iſt die Kunſt von Gandhāra. Sie bringt das Leben Buddhas in ſeinen verſchiedenen Wandlungen zur Darſtellung. Die Geſtalt, die ſich in Santſchi und Barhut niemals blicken läßt, tritt hier mit packender Anſchaulichkeit hervor und ladet die Pilger zur Andacht ein. Sie erſcheint nicht vereinzelt. Das Kabultal und das umgrenzende Gebiet bis tief nach Afghaniſtan hinein iſt überſät mit Trümmern, Zeugen des Kultus, der in zahlreichen Heiligtümern ſich über die Täler und Höhen ausbreitete und aus dem fernen China die Pilger in dieſe heute ſo wilden und gefahrvollen Gegenden führte.

Wie kam es, daß gerade dieſer weltverlorene Fleck indiſchen Landes eine ſo außerordentliche Anziehungskraft auf die buddhiſtiſchen Mönche übte? Man ſagt, es wäre der ſakrale Charakter dieſer Landſchaft geweſen. Aber was gab der Landſchaft dieſen ſakralen Charakter? In dem Reichtum ſeiner Denkmäler ſteht dieſes verhältnismäßig eng umſchriebene Gebiet unerreicht da. Nur ein einziger buddhiſtiſcher Gebietsſtrich im eigentlichen Indien läßt ſich damit vergleichen: es iſt die Region der Felſentempel. In den Ghats begann die Anlage der Denkmäler ungefähr um die gleiche Zeit wie in der Umgebung von Peſchawar, und die Blüte der Bautätigkeit ſetzt ſich ebenfalls durch die annähernd gleiche Epoche fort. Aber ſo reich und glänzend ſich die religiöſe Kunſt innerhalb der Ghats entfaltete, ſo gab ſie doch niemals den Ghats jenen geſchloſſenen, ſakralen Charakter, den das Kabultal

und seine Umgebung besaß. Diese Landschaft wurde im wahren Sinn ein zweites heiliges Land des Buddhismus. Die Landschaft der Ghats hat niemals dieses sakrale Gepräge erhalten, so viele neue Felsentempel auch gebaut wurden. Man unternahm Pilgerfahrten zu den einzelnen Tempelgruppen innerhalb der Ghats. Karli und Kanheri, Adschanta und Elura wurden auserlesene Wallfahrtsorte, Heiligtümer, die in ihrem Schmucke die in Gandhāra blühende Kunst noch übertrafen. Aber die Ghats sind niemals eine terra sancta wie das Kabultal geworden. In diesem sakralen Charakter begegnet sich Peschawar nur mit einer einzigen Landschaft Indiens, nämlich Magadha. Das alte Königreich Magadha war im eigentlichen Sinne das heilige Land des Buddhismus; es war die Urheimat der Lehre. Hier war Gotama in seinem irdischen Wanderleben zur höchsten Erkenntnis gelangt; hier sammelte er die ersten Jünger um sich; hier ging er in die Ruhe des Nirwāna als Vollendeter ein. Darum war das Land Magadha die terra sancta der Buddhisten schlechthin. Was die volkstümliche Überlieferung aus dieser Urheimat des Buddhismus im Lauf einer tausendjährigen Fortbildung gemacht hat, spiegelt sich am anschaulichsten in dem unschätzbaren Bericht unseres chinesischen Pilgers wider. Wir folgen ihm von Stätte zu Stätte und sehen, wie es überall Ereignisse aus dem geschichtlichen, oder besser gesagt, angeblich geschichtlichen Leben des „Vollendeten" sind, die diesem oder jenem Ort ihre Weihe geben. Während der Pilger auf dem heimatlichen Boden des geschichtlichen Buddha wandelt, schildert er uns die heiligen Orte. Wenn man nun die Schilderung Magadhas mit den Erzählungen desselben chinesischen Pilgers über Gandhāra vergleicht, so ergibt sich ein gemeinsamer Grundzug. Die Umgebung Peschawars ist ihm ein zweites Magadha. Hier wie dort wird der sakrale Charakter des Landes im Gegensatze zu den andern buddhistischen Gegenden in den Vordergrund gestellt. Dieser sakrale Charakter wird aus dem Leben des „Vollendeten" hergeleitet, so daß die Landschaft von Kabul wie ein zweites Geburtsland des Buddhismus erscheint. Ist Magadha das heilige Land, weil die Lehre Buddhas hier ihre erste Ausbildung und Ausbreitung erhielt, so muß es sich mit Peschawar ähnlich verhalten. Im Kabultale empfing der Buddhismus eine neue Ausbildung und eine neue Ausbreitung. Darum ist die Landschaft die Heimat eines neuen Buddhismus. Aus diesem Umstande leitet sich der in so vielen Heiligtümern veranschaulichte sakrale Charakter des Landes her. Es handelt sich also um einen wirklich geschichtlichen Ausgangspunkt. Nur ist dieser Ausgangspunkt nicht in der Wirksamkeit der geschichtlichen Persönlichkeit wie in Magadha, sondern in der Umwandlung zu suchen, die der Buddhismus hier durchgemacht hat.

Worin bestand diese Umwandlung?

Bei der Frage nach der Umwandlung innerhalb der buddhistischen Kunst Gandhāras muß sich unsere Aufmerksamkeit in erster Linie auf den Buddhatypus richten. Es findet sich unter den antiken Elementen manches, das ebensogut der griechischen wie der römischen Sphäre und nicht weniger der Zeit nach Christus wie der Zeit vor Christus angehören mag, so daß sich daraus kein sicherer Schluß auf den Ursprung herleiten läßt. Die Entscheidung liegt bei der Gestalt, die im Mittelpunkte der Szenen erscheint.

Buddha wird in einem langen, togaähnlichen Gewande dargestellt. Gewandung und Haltung verraten auf den ersten Blick einen fremden Ursprung. So war der Inder niemals gekleidet; weder in den Denkmälern, welche der Kunst von Gandhāra vorausgehen, noch in denen, welche ihr folgen, ist dieses Gewand eine Nationaltracht gewesen. Es ist eine fremdländische Kleidung. Das Gewand ist bei stehenden Figuren so um den Körper gelegt, daß es bis zu den Knöcheln herabfallend den Körper, und zwar beide Schultern, bedeckt. In den besseren Stücken liegt die Robe so auf, daß die Körperformen sich modellieren. Der Faltenwurf folgt in natürlicher und ungezwungener Weise den Gliedern, am Halse scheint die Robe umgeschlagen. Ich sage, scheint; denn in Wirklichkeit handelt es sich um das unterliegende Schultertuch, das sich rings um den Hals legt. Die Falten selbst sind durch markante, meist hohllaufende Ränder herausgehoben.

Mit erstaunlicher Zähigkeit hat sich diese Gewandordnung Buddhas in China und Japan erhalten. Ja selbst die ganz moderne Malerei in Japan läßt sie noch deutlich erkennen. Wie fremdartig die Asiaten diese Darstellung Buddhas berührte, beweist eine Legende, welche ein tibetischer Historiker über die Buddhafigur des Künstlers Udayana beibringt. Er erzählt, Buddha habe, um dem von seinem Glanze geblendeten Künstler die Arbeit zu erleichtern, sich im Wasser gespiegelt. Dieses Spiegelbild im Wasser habe der Künstler wiedergegeben und dadurch seien die Wellenlinien des Gewandes entstanden.

Wie immer man im einzelnen über den Ursprung denken mag, das *eine* steht fest, daß sich ein Wandel innerhalb des Buddhismus vollzogen hat, der in einem engeren Zusammenhange mit dem Einfluß der griechisch-römischen Welt stehen muß. Je schärfer überall der *indische* Grundcharakter in den Reliefs sich geltend macht, um so auffälliger ist die Tatsache, daß die Persönlichkeit, welche im Mittelpunkte der Szenen erscheint, stets in ein Gewand gekleidet ist, das nur in der griechisch-römischen Welt getragen wurde.

In dieser Tatsache liegt das entscheidende Moment für die Beurteilung der Kunst von Gandhāra. Hier handelt es sich um etwas mehr als um die dekorative Verwendung eines antiken Elementes. In dieser Erscheinung kündigt sich ein Bruch mit der ganzen alten Überlieferung an. Der indische Künstler mochte noch so freigebig das griechische Ornament in den Um-

rahmungen der Reliefs verwenden; er mochte noch so häufig in die verschiedenen Gruppenbilder Gestalten einfügen, die sich deutlich als Nachbildungen antiker Vorbilder zu erkennen geben, das alles wäre ohne wesentliche Bedeutung für den inneren Gehalt der Bilderzyklen geblieben, so lange der indische Grundcharakter der alten Überlieferung gewahrt blieb. Der Grundcharakter der altbuddhistischen Plastik, wie sie in Barhut und Sanlschi noch erhalten ist, besteht in dem vollkommenen Ausschluß von Buddhas Persönlichkeit im Rahmen des Bildes. Nur *Symbole* der Lehre kommen zur Verwendung, niemals der Begründer der Lehre selbst. Der Künstler hätte also noch so viele Ornamente dem hellenischen Formenschatz entlehnen können, noch so viele antike Gestalten in den Kreis der Bilder einfügen mögen, das alles wäre lediglich auf Rechnung seiner künstlerischen Vorliebe für das fremdländische Element gesetzt worden. Hier hingegen handelt es sich nicht um ein dekoratives Element, sondern um einen durchgreifenden, innerlich umgestaltenden Wandel des Grundcharakters. Buddha erscheint auf einmal im Bilderkreis als der alles beherrschende Mittelpunkt, und er erscheint im Gewande der griechisch-römischen Welt, wie es zur Zeit eines Vespasian und Hadrian in Rom und Athen, in Antiochien und Alexandrien getragen wurde. Welcher Zusammenhang besteht zwischen beiden Erscheinungen?

Ist die Verwendung dieser ungewohnten Kleidung lediglich der bei den Gandhára-Künstlern hervortretenden Vorliebe für antikes Ornament zuzuschreiben, oder steht sie in innerem, ursächlichem Zusammenhange mit dem Wandel, der plötzlich Buddha in den Mittelpunkt rückt? Das Nächstliegende ist die Vermutung, daß der Wandel sich aus demselben Ursprunge herleitet, aus dem die auffällige, ganz und gar nicht indische Gewandung stammt. Denn wie wäre die Kunst darauf gekommen, eine Gestalt, die bis jetzt mit bewußter Absicht aus der Szene ferngehalten wurde, mit römischem Gewande bekleidet in den Mittelpunkt zu stellen, wenn nicht eben die Anregung zu der neuen Darstellungsweise von der römischen Sphäre ausgegangen wäre? Wäre der Wandel ohne jede Anregung von außen im Lauf einer von innen heraus sich vollziehenden Entwicklung eingetreten, so wäre aus diesem Wandel Buddha nicht als eine *fremdländische* Erscheinung, sondern als eine durch und durch indische Erscheinung hervorgegangen, indisch im Gesichtsausdruck, indisch im Kopfputz, indisch in der Kleidung. Indem wir den Ursachen nachforschen, welche den Wandel in der Kunst des Buddhismus herbeiführten, legt sich zunächst die Vermutung nahe, daß dieser Umschwung auf den Einfluß zurückgeht, den die seit Alexanders Feldzug eindringende Macht der hellenischen Beherrscher des Pandschab auf indisches Leben ausübte.

Aber gerade die enge Verbindung mit der hellenischen Kulturwelt während dreier Jahrhunderte liefert den bündigsten Beweis, daß der Wandel nicht von dort ausgegangen sein kann. Es steht fest, daß griechische Archi-

tektur und Skulptur den Hindukünstlern nicht mehr fremd waren, als sie die Zentren des buddhistischen Kultus in Buddhagaja, Barhut und Santschi auszuschmücken begannen. Sie waren mit den griechischen Göttergestalten, mit den Bildern eines Zeus und Apollo und einer Athene längst bekannt. Wäre es richtig, daß sie bis jetzt *nur aus Mangel eines ebenbürtigen künstlerischen Ausdruckes* des ihnen vorschwebenden Buddha-Ideales es unterlassen hätten, die Gestalt des Erleuchteten in den Bilderkreis einzuführen, so hätten sie ja in den neuen Gestalten die herrlichsten Vorbilder gefunden, um das auszusprechen, was sie in der Person Buddhas sich vorstellten. Trotzdem blieb Buddha als Person von der Kunst ausgeschlossen, und zwar nicht bloß im zentralen Indien, wo man dem Einfluß der baktrisch-griechischen Fürstentümer eher entzogen war, sondern auch an der nordwestlichen Grenze. Wie nahe hätte es gelegen, die Idealgestalten der griechischen Götterwelt zum Ausgangspunkt eines ihren Wünschen entsprechenden Buddhabildes zu machen! Aber auch nicht die leiseste Spur eines solchen Einflusses ist bemerkbar, ja nicht einmal dort, wo hellenische Architektur auf indischem Boden selbst sich auszubreiten begann. Ich brauche nur an Taxila zu erinnern. Bis in die Anfänge der christlichen Zeitrechnung blieb die buddhistische Kunst in ihrer Darstellung des *Vorlebens und des Lebens von Buddha* unberührt von jeder Einwirkung aus dem Bereiche des griechischen Götterideales.

Es ist die Behauptung aufgestellt worden, dem Buddhatypus, wie er in den Buddhaköpfen von Gandhära ausgeprägt wird, sei der Apollotypus zu Grunde gelegt worden. Zur Übertragung des Apollo-Ideales habe die buddhistischen Künstler vor allem der Charakter des griechischen Gottes selbst, sowohl als Naturgottheit wie als Musenführer, veranlaßt. In beiden Fällen habe er sein Widerspiel in Buddha gefunden. Buddhas Epitheta seien, der altindischen Naturreligion entsprechend, hauptsächlich die eines Licht- oder Sonnenwesens geworden, sogar in solchem Maße, daß man in Europa versucht habe, seine historische Existenz zu leugnen und ihn direkt zu einem alten Sonnengotte zu machen. Von der andern Seite habe Buddhas Auftreten als Lehrer, Seelenarzt und Heilbringer die Übertragung des Apollo als „Musenführer" gerechtfertigt.

Diese Behauptung ist sowohl vom künstlerischen wie vom geschichtlichen Standpunkt aus unhaltbar. Zunächst ist es eine jetzt allgemein zugestandene Tatsache, daß die Kunst, die im Nordwesten Indiens sich als Gandhära-Kunst entwickelt hat, nicht vor dem Beginne der christlichen Zeitrechnung entstanden sein kann. *Alle Skulpturen*, in deren Mittelpunkt die Gestalt Buddhas mit dem angeblichen Apollotypus erscheint, *gehören der nachchristlichen Zeit an*. Die Gandhära-Epoche beginnt erst in der römischen Kaiserzeit. Nun aber bildet das innerhalb dieser Epoche ausgeprägte Buddha-Ideal das

hervorſtechendſte und das unterſcheidende Merkmal dieſer Epoche. Wenn demſelben ein Apollotypus zu Grunde läge, ſo wäre dieſer auch erſt um jene Zeit auf Buddha übertragen worden. Volle drei Jahrhunderte enger Berührung helleniſcher und buddhiſtiſcher Kunſt wären alſo im Nordweſten Indiens vorübergegangen, ohne daß der Apollotypus auf Buddha übertragen wurde. Während der ganzen Zeit, in der ſich die helleniſchen Herrſcher hier ablöſten, ihre Münzen mit dem Göttertypus über das Land ergoſſen und ihre Tempel bauten, verſpürten die buddhiſtiſchen Künſtler niemals die Anregung, ſich das Apollo-Ideal anzueignen und zu einem ihren Ideen entſprechenden Buddha-Ideal zu verarbeiten. Mit der griechiſchen Herrſchaft in dem nordweſtlichen Winkel mußte zuerſt gründlich aufgeräumt ſein, ein barbariſches, jeder höheren Kultur und Kunſt beraubtes Nomadenvolk, die Herrſchaft der Skythen mußte an die Stelle der helleniſchen Söldnerfürſten gerückt ſein. Zu einer Zeit, wo jede Anregung zur Nachbildung griechiſcher Göttertypen mit der überwundenen griechiſchen Herrſchaft entſchwunden war, da erſt entſinnen ſich auf einmal die buddhiſtiſchen Künſtler des Apollotypus und führen ihn als Buddha-Ideal in einen Bilderzyklus ein, aus dem jede Darſtellung des „Erleuchteten“ bis jetzt ausgeſchloſſen geweſen.

Man erkennt ſofort das Widerſpruchsvolle, das in einem ſolchen Vorgange liegt. Auf dieſem Wege kann die in Buddhas Geſtalt verkörperte Gandhāra-Epoche nicht entſtanden ſein. Würde der Buddhatypus ſeinen Urſprung der Übertragung des Apollotypus verdanken, ſo hätte dieſe Übertragung zu einer Zeit ſtattgefunden, wo die Anregung ſich wie von ſelbſt gab. Unter dem Einfluß eines mächtigen griechiſchen Fürſten, der ſich dem Buddhismus zuneigte, z. B. eines Menander, der von den Buddhiſten ſelbſt gefeiert wird, hätte eine ſolche Anregung von Erfolg begleitet ſein können; aber gerade während dieſer ganzen Epoche und zu einer Zeit, wo ſelbſt die Griechen ihre Stiftungen an den buddhiſtiſchen Kultuszentren Mittelindiens machten, ſchloß ſie allen helleniſchen Vorbildern zum Trotz Buddhas Geſtalt aus dem Zyklus aus.

Aus dieſem Grunde ſage ich: Die Übertragung des Apollotypus auf Buddha iſt vom geſchichtlichen Standpunkt aus ein Unding. Aber ſie iſt es nicht weniger vom künſtleriſchen Standpunkt aus.

Es will mir ſcheinen, daß ſchon eine bloße Gegenüberſtellung treuer Abbildungen beider Typen jede künſtleriſche Verwandtſchaft ausſchließt. Viel Einbildungskraft gehört dazu, um auch in den beſten Buddhaköpfen „die jugendlichen apolliniſchen Züge“ zu entdecken. Der Hindu iſt es, der dieſem Geſichte porträtähnlich aus den weitgeſchlitzten Augen ſchaut. Der Kopf mag alle traditionellen „Schönheitszeichen“ eines Buddha haben, er iſt aber ganz gewiß alles andere eher als ein Abbild apolliniſcher Schönheit.

So feſt es daher ſteht, daß der Wandel, der auf dem Boden Gandhāras die Perſon Buddhas als Inbegriff der ganzen Lehre in den Mittelpunkt des Kultus und der Kunſt ſtellte, erſt nach dem vollſtändigen Sturz der griechiſchen Herrſchaft, d. h. in nachchriſtlicher Zeit, erfolgte, ebenſo unzweifelhaft iſt es, daß der Wandel nicht von einem griechiſchen Einfluß durch Vermittlung des Apollo-Ideales ausgegangen ſein kann.

In Verbindung mit dem Apollotypus hat man die in Buddha verherrlichte Geſtalt eines Beherrſchers der überſinnlichen Welt auf einen von Alexander d. Gr. ausgehenden Einfluß zurückzuführen verſucht. Das Auftreten Alexanders in Indien an der Spitze eines gewaltigen, aus verſchiedenen Völkern zuſammengeſetzten Heeres habe den indiſchen Ariern zum erſtenmal das Bild eines Weltbeherrſchers gezeigt. Die Idee der Weltmonarchie habe in Indien mächtigen Widerhall gefunden, und nachdem ſie zuerſt im ſtaatlichen Leben Indiens durch die Beherrſcher Magadhas verwirklicht worden, ſei ſie von dort auf das religiöſe, in Buddha gipfelnde Leben übertragen worden.

Nun iſt es ja richtig, daß die Idee des Weltbeherrſchers, welche zuerſt den Achämeniden vorgeſchwebt, von dem Makedonier in einer Weiſe verwirklicht wurde, die das, was Cyrus angebahnt, Darius verwirklicht hatte, tief in den Schatten ſtellte. Alexanders welterobernder Zug hatte allerdings die aſiatiſche Völkerwelt bis tief ins Herz Hochaſiens hinein aufgerüttelt. Wenn auch das wie im Fluge geſchaffene Rieſenreich ſchon bald in viele Teile zuſammenbrach, ſo lebte doch das in Alexanders glänzender Erſcheinung veranſchaulichte Bild des Weltherrſchers ſo mächtig im Bewußtſein der weſt- und mittelaſiatiſchen Völker fort, daß es immer wieder von neuem zur Verwirklichung anreizte. Aber je lebendiger es mit der mittelaſiatiſchen Welt verbunden blieb, um ſo geringer war deſſen Bedeutung jenſeits des Indus. Für Indien war Alexander zu ſpät gekommen. Der angebliche Widerhall, den die in ihm zutage getretene Idee eines Weltherrſchers in Indien geweckt haben ſoll, war ſo ſchwach, daß er in der altindiſchen Literatur ſpurlos verklungen iſt. Wie ſollte ein Name, den man vergebens in den zahlreichen, ſchier unüberſehbaren Schöpfungen ſucht, in denen ſich des indiſchen Volkes Bewußtſein religiös und künſtleriſch ausſpricht, Einfluß gehabt haben können auf die Geſtaltung des Weltherrſchertums von Buddha! Ganz andere Einflüſſe müſſen ſich nach und nach geltend gemacht haben, die bewirkten, daß auf dem Boden Gandhāras der Kultus von den alten und urſprünglichen Formen ſo ſchroff abweichende Richtung einſchlug. War es ein innerer Umwandlungsprozeß, der allmählich mit der ſtarren Gewohnheit des alten Kultus brach und in Buddha ein neues Ideal vor Augen ſtellte, das zuletzt der Mittelpunkt des Kultus wurde? Es liegt nahe, die Stellung, welche Buddha in Gandhāra gewonnen hat, aus dem den Buddhiſten längſt vertrauten Bilde des Tſchakravarti her-

zuleiten. Dieſes Wort bedeutet zunächſt „der das Rad Drehende“ und bezeichnete urſprünglich den Beherrſcher eines Tſchakravarta oder „Bezirkes“. In der Folge aber wurde es auf die königliche Macht angewandt, indem man damit das Ideal eines in ſeinen äußeren und inneren Unternehmungen erfolgreichen Herrſchers bezeichnete. Das „Drehen des Rades“ wurde der Inbegriff königlicher Herrlichkeit. Dieſe Vorſtellung wurde ſchon früh auf den Einfluß übertragen, den Buddha durch ſeine Lehre ausübte. Alle Herrlichkeit der neuen Lehre wurde im Bilde des die Macht und den Einfluß des Königtums darſtellenden Rades zuſammengefaßt, und ſo kommt es, daß uns ſchon in den älteſten Denkmälern buddhiſtiſcher Kunſt das Rad als Symbol der alle Herzen erobernden Lehre Buddhas begegnet. Im Bilde des Rades (Tſchakra) erſchien Buddhas Lehre als eine erobernde geiſtige Macht, und Buddha als „Dreher des Rades“ war gleichbedeutend mit dem geiſtigen Herrſcher. Man ſollte meinen, daß ſich aus dieſem Bilde des die Welt durch ſeine Lehre bezwingenden und beglückenden Buddha ganz naturgemäß die Geſtalt hätte herausbilden müſſen, die im Mittelpunkte der Kunſt von Gandhāra erſcheint. Aber je natürlicher eine ſolche Entwicklung uns vorkommt, um ſo auffälliger iſt es, daß die Entwicklung in dieſer Richtung nicht eintrat, ja daß ſie gefliſſentlich unterdrückt wurde. Die Ausbildung der Buddhalegende, die üppig emporwuchernde Fülle der Erzählungen, mit welcher das Leben des Tſchakravarti umwoben wird, drängte förmlich dazu, in Buddha auch figürlich die Macht ſeiner Lehre zu feiern. So unbeholfen im 3. und 2. Jahrhundert die Kunſt auch ſein mochte, ſo weit war ſie doch bereits vorgeſchritten, daß ſie Buddhas Geſtalt ebenſo erfolgreich darzuſtellen vermochte wie die mancherlei Figuren, in deren Darſtellung ſich die Fertigkeit des Meißels bereits zeigt; und je höher ſich die Begeiſterung für Buddhas Perſönlichkeit ſteigerte, um ſo mächtiger mußte ſich das Verlangen regen, die Perſönlichkeit auch im Bilde zu ſchauen. Dieſes Verlangen lag zu tief im Weſen des Kultus begründet; aber während die Kunſt es unternimmt, die Götter- und Menſchen-, Pflanzen- und Tierwelt in den Bereich ihres Schaffens zu ziehen, drängt ſie jeden Verſuch, Buddha darzuſtellen, zurück. Als daher auf einmal im Nordweſten Buddhas Geſtalt im Zentrum des Kultus erſchien, bedeutete dies einen Bruch mit der alten Lehre, der nur von außen herbeigeführt worden ſein konnte.

Von welcher Seite wurde der Bruch herbeigeführt? Um dieſe Frage zu klären, müſſen wir uns zuerſt eine andere Frage beantworten: Worin beſtand der Bruch?

Es wurde oben erwähnt, daß dem Gotama Buddha in ſeinem Berufe als Lehrer der Menſchheit viele andere Buddhas in großen Zwiſchenräumen vorausgegangen waren. Gotama ſelbſt ſollte als fünfundzwanzigſter die Reihe der Lehrer der Menſchheit für immer ſchließen. Darum gründet

ſich alle Erlöſungshoffnung auf die von ihm verkündete Lehre. Ein anderer Buddha als Lehrer der Erlöſung war nicht mehr zu erwarten.

Mit dieſer Vorſtellung brach eine neu erſtehende Schule, indem ſie dem im gegenwärtigen Zeitalter verehrten Buddha einen Nachfolger als Lehrer der Erlöſung gab. Dieſe neue Schule heißt Mahâyâna. Mahâyâna bedeutet „großer Wagen", im Gegenſatze zu Hînayâna, „kleiner Wagen", womit die alte, angeblich im ſüdlichen Indien überlieferte Lehre bezeichnet wird. Den Mittelpunkt dieſer Schule bildet Buddha Maitreya. Von Maitreya iſt der älteren Überlieferung gar nichts bekannt. So nahe es gelegen hätte, den Faden der in periodiſchen Zwiſchenräumen wiedererſcheinenden Buddhas fortzuſpinnen, ſo blieb der Mythus doch bei Gotama als dem letzten Buddha ſtehen. Buddha Maitreya iſt in der uns überlieferten Geſtalt eine Neuſchöpfung. Aber die bloße Einführung eines neuen Buddha hätte lediglich die ſchon beſtehende Reihe der Buddhas in folgerichtiger Durchbildung fortgeſetzt. Zu einem Umſchwung, der ſo tief in das Weſen der Lehre eingriff, daß er zu einem Bruch mit der alten Überlieferung führte, wäre darin kein Anlaß gegeben worden. Bei der Einführung des Buddha Maitreya handelt es ſich nun aber nicht lediglich um einen neuen Buddha. Maitreya wurde in einem von dem alten Buddha grundverſchiedenen Charakter der Mittelpunkt eines neuen Kultus, und dieſer Charakter war der des liebevoll erbarmenden Erlöſers, der einſt kommen wird, um die Welt aus den Banden der Leiden zu befreien. Damit kam ein ganz neues, mit der alten Überlieferung im Widerſpruch ſtehendes Element in die Erlöſungslehre. Es trieb den Kultus gerade in jene Bahn, gegen die ſich bis jetzt die Mönchsgemeinde immer gewehrt hatte. Aus dem Lehrer wird ein Erlöſer, aus dem menſchlichen Weſen ein göttliches Weſen, dem man ſich bloß vertrauensvoll zuzuwenden braucht, um erlöſt zu werden. Mit andern Worten: die in Buddha Maitreya verkörperte Heilandsidee iſt es, welche das Mahâyâna ins Leben rief. Von jetzt an erſcheint im Mittelpunkte der religiöſen Gedankenwelt Buddha als Gott und Erlöſer, und die Kunſt bringt dadurch, daß ſie die Geſtalt des Buddha als Gott und als Erlöſer in den Mittelpunkt des Bilderzyklus rückt, nur den Umſchwung zum Ausdruck, der ſich in der Gedankenwelt der buddhiſtiſchen Gemeinde Gandhâras vollzogen hat.

Wie kam nun aber die buddhiſtiſche Gemeinde auf dieſe Heilandsidee? Wie entſtand die neue Schule?

Während meines Aufenthaltes in Kalkutta bot ſich mir Gelegenheit, dieſe Frage in zwei Vorträgen zu beantworten, zu denen das Intereſſe für die Gandhâra-Skulpturen die Anregung gegeben hatte. Wiederholt hatte ich in Begleitung von Freunden und Bekannten die Gandhâra-Säle beſucht. Manche von ihnen weilten ſchon lange in Kalkutta; merkwürdigerweiſe hatten

sie gerade diesen Prachtsälen des Indian Museum nie Beachtung geschenkt. Um so lebhafter überraschte es sie, hier auf Schritt und Tritt Reliefs zu begegnen, die den Betrachtenden unwillkürlich in den Bilderkreis der christlichen Antike versetzten. Woher diese befremdende Verwandtschaft? Diese Frage legte sich wie von selbst nahe. Einem Wunsche der Freunde entsprechend, unternahm ich es, in zwei Vorträgen den verwandtschaftlichen Zusammenhang darzulegen. Indem ich die damals ausgeführten Gedanken zu einem Ganzen zusammenfasse, sei es mir gestattet, den Ausflug ins Kabultal einen Augenblick zu unterbrechen, um dem Leser Gandhāra im Lichte jenes Einflusses vorzuführen, den das Christentum bereits im 1. Jahrhundert bis in das Indus- und Kabultal ausgeübt hat.

# 27. Gandhāra.

Je großartiger der Einfluß iſt, den ſich die Lehre von Buddha Maitreya innerhalb der aſiatiſchen Völkerwelt erobert hat, um ſo geheimnisvoller iſt ihr Urſprung. An Schulen und Sekten hat es von Anfang an in der buddhiſtiſchen Gemeinde nicht gefehlt. Mit dem Hinſcheiden des Meiſters beginnt der Streit um das Wort des Erleuchteten, und mit dem Streite die Zerſplitterung in mancherlei Schulen. Aber alle dieſe Schulgegenſätze waren doch im Grunde recht harmlos. So viele Sekten auch entſtehen mochten, das Grundweſen der Lehre blieb unberührt, die einzelnen buddhiſtiſchen Gemeinden blieben untereinander durch das gemeinſame Band eines einheitlichen, den drei koſtbaren Symbolen des Glaubens zugewandten Kultus verbunden. Ganz anders verhält es ſich mit der neuen, als Mahāyāna auftretenden Schule. Auf einmal ſteht die Erlöſungslehre in einer neuen Form vor uns. Mit dem alten Kultus hat ſie gebrochen, durch einen neuen Kultus bahnt ſie ſich den Weg in das Herz Aſiens. Die Denkmäler Gandhāras ſtellen die künſtleriſche Verherrlichung des in der neuen Schule geſchaffenen neuen Ideales der Erlöſungslehre dar, und es kann nicht der leiſeſte Zweifel beſtehen, daß zwiſchen der Lehre des Mahāyāna und der Kunſt von Gandhāra ein enger innerer Zuſammenhang beſteht.

Dieſer Zuſammenhang ergibt ſich äußerlich aus einer zweifachen Tatſache, einer geographiſchen und einer chronologiſchen. Geographiſch und chronologiſch fällt der Urſprung des Mahāyāna-Kultus mit dem Urſprung der Gandhāra-Kunſt zuſammen.

Faſſen wir zunächſt die Gegend ins Auge, aus welcher das Mahāyāna ſtammt, ſo belehrt uns die übereinſtimmende Anſicht der zuverläſſigſten Forſcher, daß die Schule des Mahāyāna im Nordweſten Indiens, in jenem Länderſtrich entſtanden iſt, der ein zweites heiliges Land der Buddhiſten wurde. Es iſt das Grenzgebiet, wo indiſche und iraniſche Kultur aufeinander geſtoßen ſind und wo der Einfluß der antiken Welt ſich ausgebreitet hatte.

Auch über die Zeit des Entſtehens haben die neueren Forſchungen eine ſo gut wie einmütig angenommene Tatſache feſtgeſtellt. Läßt ſich zwar ein genauer Zeitpunkt für den Urſprung nicht feſtſtellen, ſo ſtimmen doch alle Unterſuchungen darin überein, daß das Mahāyāna nicht vor dem erſten chriſtlichen Jahrhundert und nicht nach dem dritten chriſtlichen Jahrhundert

entstanden sein kann. Mit andern Worten: der Ursprung des neuen Kultus fällt zwischen das 1. und 3. Jahrhundert n. Chr.

Mit diesen beiden wohlbegründeten Tatsachen ist eine feste Grundlage für den inneren Zusammenhang zwischen der Lehre des Mahâyâna und dem Kultus von Gandhâra gewonnen, indem sowohl geographisch als chronologisch die Anfänge des einen und des andern zusammenfallen. Wo aber sind die Kreise zu suchen, aus deren Mitte der umgestaltende Einfluß in den Kultus und die Kunst des Buddhismus eindrangen? Diese Kreise sind zweifellos dort zu suchen, wo zur Zeit, da die Schule des Mahâyâna entstand, d. h. in den ersten zwei Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit, die Heilandsidee entwickelt war. Solcher Kreise gab es drei: der jüdische, der iranische und der christliche Kultus.

Der jüdische Kultus scheidet aus; denn es läßt sich nicht erweisen, daß dieser jemals in unmittelbare Berührung mit dem Gebiete von Gandhâra gekommen ist. In Betracht kommen nur der iranische und der christliche Kultus. Entweder war es der iranische oder es war der christliche Erlösergedanke, der so tiefgreifend und umgestaltend auf das Buddha-Ideal einwirkte, vielleicht auch beide zu gleicher Zeit.

Mit dem iranischen Kultuskreis stand das buddhistische Leben des Kabultales in nächster Berührung. Die Wechselbeziehung zwischen beiden Sphären und mit ihnen die Möglichkeit eines Einflusses des einen auf den andern wuchsen, seitdem die zum iranischen Glauben bekehrten skythischen Stämme Herren des ganzen Gebietes geworden waren. Auf ihren Münzen erscheinen ihre Könige zuerst als Feueranbeter. Man braucht nur einen Blick auf die Ausbreitung des iranischen Einflusses im Induslale und Kabultale zu werfen, um zu erkennen, wie leicht der iranische Kultus in die buddhistische Sphäre eindringen konnte. Die lange Reihe der parthischen Fürsten bis hinab zu Gundapharna war ein weit sich öffnender Kanal, durch den die Vorstellungen des persischen Kultus immer mehr sich mit dem indischen Leben vermischten. Ihnen folgten die skythischen Eroberer als begeisterte Anhänger des Glaubens an Ahuramazda. Ihre Münzen beleuchten am besten den Einfluß des iranischen Elementes.

In dem iranischen Volksglauben nun war die Heilandsidee in der Vorstellung des Saoshyant entwickelt worden. Dieser Saoshyant (Heiland) erscheint im letzten Millennium. Während der letzten großen, 3000 Jahre umfassenden Weltperiode werden in Zwischenräumen von 1000 Jahren drei Millenniumspropheten geboren. Der letzte dieser Propheten ist der vom Volke mit Sehnsucht erwartete Messias, Saoshyant. Durch den Saoshyant wird die Welt erneuert werden. Die Toten erheben sich aus den Gräbern. Gleich darauf erfolgt das allgemeine Gericht, und eine Flut geschmolzenen Metalles ergießt sich über die Erde, um die Auferstandenen von Sünde und Makel

zu reinigen. Durch dieſe glühend heiße Flut müſſen alle Menſchen gehen, aber dem Gerechten ſcheint es nicht ſchlimmer, als ginge er durch warme Milch. Wenn dieſe Probe beſtanden iſt, beginnt der Tag der ewigen Herrlichkeit.

Läßt ſich das neue buddhiſtiſche Ideal des in Buddha Maitreya erwarteten künftigen Erlöſers auf dieſen iraniſchen Heiland zurückführen? Daß die unter den Iraniern lebende Hoffnung auf den Saoſhyant auch bei den Buddhiſten die Idee eines kommenden Erlöſers wecken konnte, liegt auf der Hand. Zwiſchen Saoſhyant und Maitreya ergibt ſich die Parallele unter dem Geſichtspunkt eines kommenden Erlöſers wie von ſelbſt, aber auch nur unter dieſem Geſichtspunkt. Und gerade das macht die Ableitung des neuen Buddha aus dieſer Quelle ſchon von vornherein wieder ſehr zweifelhaft. Wenn vergleichende Gegenüberſtellungen ein Verhältnis der Abhängigkeit begründen ſollen, ſo darf man ſich niemals auf einen einzigen hervorſtechenden Zug beſchränken. Man muß das Geſamtbild des einen Vorſtellungskreiſes dem des andern in ſeinen wichtigſten Zügen gegenüberſtellen, und da ergibt ſich denn auch ſofort die große Ungleichheit der beiden Erlöſervorſtellungen. Was iſt außer der ſehr allgemein gehaltenen Vorſtellung eines kommenden Meſſias überhaupt noch für eine Ähnlichkeit zwiſchen dem iraniſchen und dem buddhiſtiſchen Erlöſer vorhanden? Es fehlt nicht bloß jeder verwandtſchaftliche Zug, der ganze Charakter des in Buddha veranſchaulichten Erlöſers iſt von dem des Saoſhyant in allen Einzelzügen ſo weſentlich verſchieden, daß jede Spur innerer Verwandtſchaft verſchwindet. Aus dieſem Grund allein ſcheint mir die Annahme eines von Iran ausgehenden Einfluſſes auf den in Gandhāra ſich vollziehenden Wandel von vornherein ausgeſchloſſen. Wäre der Saoſhyant wirklich das Vorbild des Maitreya, dann wäre die vorbildende Einwirkung in einer ganz andern und viel durchgreifenderen Form zutage getreten. Sie hätte ſich nicht auf die allgemeine Erwartung eines Erlöſers beſchränkt. Dabei vergeſſe man nicht, daß der Buddhismus längſt auf dem Boden Gandhāras heimiſch war. Seit der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. beſtand er bereits im Kabultale, dort waren indiſche und iraniſche Kultur von dieſer Zeit an in ſteter Berührung. Trotzdem blieb das den Buddhiſten ſo nahe gerückte Meſſiasideal der Iranier ebenſo wirkungslos wie das um dieſelbe Zeit dort ſich ausbreitende helleniſche Kultusideal. Mächtigere Kräfte müſſen mitgewirkt haben, um die buddhiſtiſche Gemeinde Gandhāras aus der alten Bahn in eine ganz neue zu drängen.

Weit ſchwerer ſpricht aber noch eine andere Tatſache gegen den iraniſchen Einfluß. Obſchon der künftige Erlöſer im iraniſchen Mythus eine bedeutende Rolle ſpielt, ſo nimmt die in ihm verherrlichte Heilandsidee doch keineswegs in Kultus und Kunſt die zentrale Stellung ein, die man

doch vor allem voraussetzen müßte, wenn diese Vorstellung gestaltend auf den in Buddha sichtbar gewordenen Erlöser eingewirkt hätte. In Gandhâra bildet die Erlöseridee wirklich den Mittelpunkt von Kultus und Kunst. Vor Buddha als Erlöser tritt alles andere zurück, und die mannigfaltigen Bilder, die vielerlei Szenen, die endlosen Wiederholungen eines und desselben Typus des Ertösers sollen den Glauben an diesen Heiland des Menschengeschlechtes so festigen, daß es keines andern Unterpfandes mehr bedarf, um des Heiles teilhaftig zu werden. Buddha ist eins und alles in diesem Kultus als Erlöser.

Wäre also die in Gandhâra entwickelte Heilandsidee wirklich von jenem Saoshyant ausgegangen, so hätte dieser doch eine ganz andere Stellung einnehmen müssen, als er tatsächlich einnimmt. Mag er auch ein wichtiges Glied im iranischen Mythus bilden, innerhalb des Kultus und der Kunst tritt seine Bedeutung gänzlich vor dem in Ahuramazda verherrlichten Lichte der einen göttlichen Wesenheit zurück. Der Feuerkultus ist es, der dem iranischen Kultus das unterscheidende Gepräge gibt, und dieser Feuerkultus gilt nicht dem Saoshyant, sondern dem Ahuramazda. Das war es, was dem Buddhisten, wenn er mit dem iranischen Kultus in Berührung trat, sofort in die Augen fallen mußte, während ihn keine Erscheinung des Kultus und der Kunst auf den Saoshyant (Ertöser) hinwies. Eine im eigentlichen Kultusleben so weit zurücktretende Vorstellung hat ganz gewiß nicht die Wandlung hervorgerufen, die mit einem Male im buddhistischen Kultus hervorbricht.

Aber hat nicht die im Mithrakultus weitergebildete iranische Erlösungsidee diesen tiefeingreifenden Einfluß auszuüben vermocht?

Im Kultus des Mithra hat allerdings der iranische Ertösergedanke vorübergehend einen viel größeren Einfluß gewannen. Der in der jugendlichen Heldengestalt gefeierte Triumph des Lichtes über die Finsternis, Mithra, dieses Urbild des reinigenden und erlösenden Lichtes, begann im Anfang der christlichen Zeitrechnung einen geradezu magischen Zauber auf die römische Welt auszuüben. Soldaten und Sklaven brachten seinen Kult von Babylon nach Rom, und von dort breitete sich die Verehrung des Mithra schnell über das Kaiserreich bis tief nach Gallien und Germanien aus. Was besonders in diesem Kultus die Massen anzog, war die in dem jugendschönen Helden versinnbildete Darstellung des über alle Mächte der Finsternis triumphierenden Erlösers. Die Christen sahen in dem Kultus einen gefährlichen Rivalen ihres Glaubens. Die neueren Forschungen lassen deutlich erkennen, daß der Mithraismus Schritt für Schritt die Wanderungen des Christentums im Westen während der ersten Jahrhunderte begleitete. Aber je weiter sich sein Einfluß gegen Westen ausdehnte, um so auffälliger ist es, daß sich gegen Osten, nach Indien hin, nur ganz wenige und unbedeutende

Spuren nachweisen lassen. Der Schwerpunkt seiner schnell emporsteigenden Macht neigte sich von Anfang an nicht gegen Osten, sondern gegen Westen, nicht nach der indischen, sondern nach der antiken Kulturwelt.

Darum ist es schon aus diesem Grunde so gut wie ausgeschlossen, daß der Erlösungsgedanke des Mithraismus von irgend welchem Einfluß auf die Umwandlung des Buddhismus in Gandhāra gewesen ist.

Betrachtet man nun aber die Form, in welcher die Heilandsidee im Mithraismus ausgebildet worden, so ergibt sich erst recht deutlich der lose Zusammenhang zwischen Mithra und Maitreya, so verwandt die Namen auch klingen mögen. Beide haben miteinander als Erlöser nichts, aber auch gar nichts gemein, wenn sie als Mittelpunkt des einen und des andern Kultus einander gegenübergestellt werden. In der Kunst erscheint Mithra bald als Jüngling mit der phrygischen Mütze, aus einer Felsenhöhle emportauchend, mit einer Fackel in der Hand, bald als Bogenschütze, mit seinem Pfeil einen Felsen spaltend, aus dem Wasser hervorströmt, bald als Stierkämpfer, das rasende Tier niederstechend, während eine Schlange und ein Hund das herabströmende Blut auflecken. Es springt in die Augen, daß zwischen diesem Kultusbild und zwischen dem Buddha von Gandhāra nicht die geringste Verwandtschaft besteht. Wo findet sich von einem solchen Bilde auch nur eine Spur in den Bilderzyklen von Gandhāra? Aus diesen Ausführungen ergibt sich, daß der iranische Heilandsgedanke weder in der Gestalt des Saoshyant noch in der Gestalt der Mithra mit Buddha als Erlöser im Kultus und in der Kunst von Gandhāra das mindeste zu tun hat.

So bleibt uns denn nur die Wahl zwischen iranischem und christlichem Einfluß. Ist der iranische Einfluß ausgeschlossen, dann kann es nur das Christentum gewesen sein, das diesen außerordentlichen Wandel herbeigeführt hat. Ist das aber überhaupt möglich?

Es bedarf keiner eingehenderen Begründung, daß der christliche Erlösergedanke wohl geeignet war, die Umwandlung hervorzurufen, die innerhalb des buddhistischen Kultus plötzlich zutage tritt. Der christliche Kultus besitzt schon in seinen Anfängen das, was dem iranischen Kultus fehlt, um einen so durchgreifenden Einfluß zu gewinnen. Während die iranische Erlöseridee niemals in Kultus und Kunst jene zentrale Stellung einnimmt, welche die buddhistische Erlöseridee in Gandhāra plötzlich gewinnt, ist der christliche Erlösergedanke im wahrsten Sinne der bewegende Mittelpunkt des von Christus ausgehenden Glaubenslebens. Der Erlöser ist dem Christen eins und alles; er ist die Sonne seines religiösen Denkens und Empfindens. Alle Strahlen des Glaubenslebens gehen von dem Erlösungsgedanken aus und fließen wiederum dahin zurück. Ein Erlösergedanke, der mit solch überwältigender Macht von Anfang an auftritt, war im stande, innerhalb einer fremden religiösen Überlieferung umgestaltend auf den Vorstellungskreis ein-

zuwirken, beſonders dann, wenn gewiſſe äußere Berührungspunkte von vornherein gegeben waren. Kommen zwei ihrem innerſten Weſen nach verſchiedene oder gar gegenſätzliche Kultuskreiſe miteinander in Berührung, ſo iſt es an und für ſich weit weniger wahrſcheinlich, daß der eine auf den andern einwirkt. Es fehlt die in einer gewiſſen inneren Verwandtſchaft begründete Empfänglichkeit und Anpaſſungsfähigkeit, und ſo bleiben beide Vorſtellungskreiſe einander trotz aller äußeren Annäherung fremd wie zwei getrennte Welten. Ganz anders ſteht die Sache, wenn beide in gewiſſen Vorſtellungen einander näher kommen. Da wird die Brücke viel eher gefunden. Das trifft für den Buddhismus zu.

Der Grundgedanke der von Buddha begründeten Schule liegt in der Erlöſungslehre. Das Ziel alles Strebens, zu dem der Lehrbegriff des Buddhismus anleitet, iſt die Errettung aus den Banden des Leidens, und die Wahrheiten, in welchen dieſer Lehrbegriff zuſammengefaßt iſt, bewegen ſich um die beiden großen Fragen: Woher kommt alles Leiden? Wie entrinnt man dem Leiden? Von dort gehen alle Erörterungen aus; dahin führen alle zurück, und zwar in einer Weiſe, daß die unüberſehbare Maſſe von Denkſprüchen des buddhiſtiſchen Kanons nur wie eine Variation der beiden Fragen ausſieht. Eine religiöſe Gedankenwelt, die ſich ſo geſchloſſen auf dem Erlöſungsgedanken aufbaut, iſt ſchon an und für ſich ein empfänglicher Boden für Einflüſſe, die geeignet ſind, Erlöſungsgedanken zu lebendiger Entfaltung zu bringen. Darum war von dem Augenblick an, wo der chriſtliche Erlöſungsgedanke mit dem buddhiſtiſchen in Berührung trat, die Möglichkeit — wohlgemerkt nur von der Möglichkeit rede ich zunächſt — gegeben, daß die überlegene Macht und Hoheit der chriſtlichen Erlöſungsidee ihren Einfluß auf den Buddhismus geltend machte. Die Idee ſtieß auf einen bis zu einem gewiſſen Grade empfänglichen Boden. Aber dieſe Empfänglichkeit für eine Einwirkung des chriſtlichen Erlöſungsgedankens beſchränkt ſich nicht auf den Grundgedanken des Buddhismus ganz im allgemeinen. Auch in der konkreten Ausgeſtaltung des Gedankens, oder beſſer geſagt, in der Art, wie der Buddhismus für ſeine Erlöſungslehre Propaganda machte, näherte er ſich dem Chriſtentum. Die Propaganda der buddhiſtiſchen Erlöſungslehre wird in dem einen Worte Buddha zuſammengefaßt. In Buddha offenbart ſich der Menſchheit der wahre Weg zur Erlöſung. In ſeiner Perſönlichkeit iſt die Gewißheit des Weges gegeben. Auf dem Worte dieſes Mannes baut ſich die untrügliche Wahrheit des Erlöſungsgedankens auf. Er iſt der berufene Lehrer der Erlöſung. Man braucht bloß ſeinem Worte zu glauben, ſeiner Leitung ſich anzuvertrauen, um unfehlbar dem Leiden zu entrinnen. So erſcheint Buddha in den älteſten Denkmälern des Buddhismus. Er iſt nicht Gott, nicht Erlöſer, nicht ein überirdiſches Weſen. Der Buddha, deſſen Erlöſungslehre die in Brahma

gipfelnde Lehre erſetzen ſoll, iſt Menſch und bleibt auch im Augenblick, wo er zur Erleuchtung gelangt, Menſch. Aber als Menſch iſt er Lehrer, höchſter und unbedingter Lehrer der Menſchheit, und darum wurde von Anfang an das Leben des Lehrers gefeiert; denn in dem Leben des Lehrers leuchtete die Wahrheit der Lehre.

Es ſpringt in die Augen, daß in der Vorſtellung eines höchſten, unbedingt zuverläſſigen Lehrers der Erlöſung ein noch weit wertvollerer Anknüpfungspunkt gegeben war als in dem allgemeinen Erlöſungsgedanken. Wie von ſelbſt bot ſich eine Parallele zum Herold der chriſtlichen Erlöſungsbotſchaft. Trat das Chriſtentum in örtliche Berührung mit dem Buddhismus, ſo fand es ſich in einer ganz andern Lage gegenüber dem letzteren als der iraniſche Erlöſungsgedanke. Chriſtus iſt der Mittelpunkt des Erlöſungswerkes, dieſes aber iſt der Inbegriff der chriſtlichen Religion. Eine ſolche Geſtalt konnte, ſobald ſie im Kultus und in der Kunſt dem Auge näher gebracht wurde, auf das nach Erlöſung ringende Gemüt des buddhiſtiſchen Mönches ſeine Wirkung nicht verfehlen. Das war etwas ganz Neues und bot dem erlöſungsbedürftigen Sinn etwas ungleich Hoheitsvolleres. Alles, was er ſich in Buddha als dem Lehrer der Erlöſung vorſtellte, ſah er in dieſer Geſtalt viel packender verwirklicht: ein Gott, der in ſeinem Erdenwandel Erlöſer der Menſchheit wird, indem er die frohe Botſchaft des Heiles verkündet; ein Heiland, dem man ſich nur gläubig hinzugeben braucht, um erlöſt zu werden. Es war eine neue Offenbarung, aber eine ſolche, die ſich dem bisher gepflegten Kultusleben anpaſſen ließ. Die typiſche Geſtalt des Erlöſers brauchte bloß in den Rahmen des Bildes eingefügt zu werden, und der ganze Kultus erhielt ein neues Antlitz. An Stelle des Symbols erſcheint im Mittelpunkte der Erlöſer ſelbſt. Ihm wendet ſich von jetzt an alle Verehrung zu.

An der Möglichkeit einer Einwirkung des chriſtlichen Erlöſungsgedankens auf die Umgeſtaltung des Buddhismus kann demnach nicht gezweifelt werden. Iſt es aber wahrſcheinlich, daß in der chriſtlichen Heilandsidee die Urſache jenes Wandels zu ſuchen iſt, der aus dem Lehrer der Erlöſung einen Erlöſer machte und den zum Erlöſer erhobenen Buddha in den Mittelpunkt einer Kunſt ſtellte, aus dem der Lehrer bis jetzt als Kultusgeſtalt ausgeſchloſſen war?

Nun, daß die griechiſch-römiſche Welt auf die Kunſt des Buddhismus einen bedeutenden Einfluß nicht bloß ausüben konnte, ſondern tatſächlich ausgeübt hat, dies hat ſie in einer unverfälſchten Urſprungsmarke den Denkmälern von Gandhâra aufgedrückt. Dieſe Urſprungsmarke beſteht in den zahlreichen Ornamenten griechiſch-römiſcher Kunſt, durch die ſich die Plaſtik Gandhâras von derjenigen des älteren Buddhismus unterſcheidet, in den Säulen und Kapitälen, in den mythologiſchen Geſtalten, vor allem aber in

Bild 114. Chriſtus zwiſchen zwei Apoſteln. Sarkophagrelief aus dem Orient. (S. 136.)

Bild 115. Buddha. (S. 136.)

Bild 116. Bodhiſatwa. (S. 136.)

Bild 117. Bodhiſatwa. (S. 136.)

Bild 118. Bodhiſatwa. (S. 136.)

Bild 119. Buddhastatue aus Jamalgarhi. (S. 136)

Bild 120. Buddhastatue aus Jamalgarhi. (S. 136.)

Bild 121. Buddhakopf aus Hafahzai. (S. 136.)

Bild 122. Buddhakopf aus Swat Valley. (S. 136.)

Bild 123. Buddhakopf aus Yusufzai. (S. 136.)

Digitized by Google

der griechiſch-römiſchen Gewandung der neuen Zentralfigur des Kultus und der Kunſt. Daß bei all dieſen Übereinſtimmungen der Buddhismus der entlehnende Teil war, iſt ſo augenfällig, daß es gar keines weiteren Beweiſes mehr bedarf. Wenn es alſo ein von der griechiſch-römiſchen Welt ausgehender Einfluß war, der ſo tief in die Kunſt von Gandhāra eingriff, daß er ihren Erzeugniſſen ein ganz neues Antlitz gab, ſo muß es der gleiche von Weſten kommende Einfluß geweſen ſein, der innerhalb des Kultus den Wandel herbeiführte. Beide gehören enge zuſammen. Die in den antiken Ornamenten den Denkmälern von Gandhāra aufgedrückte Urſprungsmarke gilt für die Form wie für den Inhalt, für das künſtleriſche Gepräge wie für die legendariſchen Züge. Das eine kann von dem andern nicht getrennt werden.

Ich will dieſe Folgerung durch ein Beiſpiel beleuchten. Man denke ſich, das, was wir jetzt in der während der erſten chriſtlichen Jahrhunderte entſtehenden Kunſt von Gandhāra ſehen, würde uns in der um die gleiche Zeit ſich entfaltenden Kunſttätigkeit der Katakomben begegnen. Auf allen Darſtellungen aus dem Leben Chriſti würden uns indiſche Ornamente begegnen, Chriſtus und ſeine Jünger erſchienen im indiſchen Gewande, und zwar nicht bloß gelegentlich, ſondern auf allen Bildern. Überall wären die Künſtler der Katakomben darauf bedacht, Chriſtus inmitten der römiſchen Welt ſtets mit dem Kleide des indiſchen Mönches zu ſchmücken. Träfe dies zu, ſo würde man mit vollem Rechte die zwiſchen der Buddhalegende und dem Leben Chriſti angeblich vorhandene Übereinſtimmung auf indiſchen Einfluß zurückführen. Kultus und Kunſt des Buddhismus wären der gebende, Kultus und Kunſt des beginnenden Chriſtentums der empfangende Teil geweſen. Man ſtelle ſich den Jubel unſerer buddhabegeiſterten Forſchung bei dieſem εὕρηκα vor. Der lange geſuchte Beweis der Abhängigkeit des Chriſtentums vom Buddhismus wäre gefunden. Der Jubel hätte ſeine volle Berechtigung. Niemand könnte ſich der Beweiskraft entziehen, die in dem mit indiſchem Gewande bekleideten, von indiſchen Jüngern umgebenen Chriſtus handgreiflich vorläge. Im Angeſichte dieſer ganz indiſchen Kunſtſphäre, in der ſich der chriſtliche Bilderzyklus bewegt, würde jeder Forſcher einräumen, Kultus und Kunſt der Katakomben ſei unter indiſchem Einfluß entſtanden. In den zahlreichen, dem indiſchen Kunſtbereiche entlehnten Ornamenten, in den indiſchen Säulen und Kapitälen, in den mythologiſchen Geſtalten des Hindu-Pantheons ſähe jeder unbefangene Kritiker die unverfälſchte indiſche Urſprungsmarke den Denkmälern der Katakomben greifbar aufgedrückt. Das Abhängigkeitsverhältnis läge klar und beſtimmt zutage. Aber man würde das Abhängigkeitsverhältnis nicht auf das künſtleriſche Element einſchränken, ſondern auch auf die übereinſtimmenden Parallelen innerhalb der Legende ausdehnen. Mit

vollem Recht. Die künſtleriſche Urſprungsmarke hätte volle Geltung auch für die Ähnlichkeiten zwiſchen dem Leben Chriſti und demjenigen Buddhas. Die Evangelien wären unter dem Einfluß der Buddhalegende entſtanden.

Nun, gerade das, was für Kultus und Kunſt der Katakomben der vollgültige Beweis der Abhängigkeit von Indien wäre, das trifft im umgekehrten Sinne für Gandhāra zu. Der Inder Buddha erſcheint im römiſchen Gewande. Die Ornamente, mit welchen der Bilderzyklus umgeben iſt, entſtammen der Kunſtſphäre der römiſchen Kaiſerzeit. Die ganze Kunſt, die ſich in den Denkmälern des Kultus von Gandhāra widerſpiegelt, iſt durchdrungen von dem Einfluß griechiſch-römiſcher Kunſt. Das iſt nur unter der Vorausſetzung denkbar, daß auch der Kultus, dem dieſe Kunſt diente, in Abhängigkeit von jenem Einfluß ſich entwickelte. Und wenn es wahr ſein ſollte, daß ſich zwiſchen Evangelium und Buddhalegende gewiſſe Ähnlichkeiten oder gar Übereinſtimmungen finden, ſo iſt der Urſprung derſelben in jener Quelle zu ſuchen, auf welche die griechiſch-römiſche Urſprungsmarke hinweiſt, nämlich im Chriſtentum. Laſſen wir einmal einen Augenblick die entdeckten „Übereinſtimmungen" gelten: Ich behaupte, wenn die Übereinſtimmung wirklich derart iſt, daß ſie nur in einer Entlehnung ihre Erklärung finden kann, dann ſind Kultus und Kunſt des Buddhismus der entlehnende Teil bei dieſem Handel geweſen. Mit der aus dem chriſtlichen Kultuskreiſe herübergenommenen Heilandsidee ſind auch eine Reihe von Erzählungen, die mit dem Leben verknüpft ſind, aus den Evangelien in die Buddhalegende und durch dieſe in den Kultus und die Kunſt von Gandhāra übergegangen. Die entlehnten Erzählungen erhielten zwar ein indiſches Kolorit, aber aus der indiſchen Färbung ſchimmern noch die deutlichen Umriſſe des im Heiland gegebenen chriſtlichen Vorbildes hindurch.

Das große Problem des Urſprunges des Kultus und der Kunſt von Gandhāra fällt demnach mit der Frage nach der Ausbreitung des Chriſtentums im 1. und 2. Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung zuſammen. Gelangte das Chriſtentum zwiſchen 50 und 150 in das Kabultal?

Es wird heute von keiner Seite die Möglichkeit beſtritten, daß das Chriſtentum bereits im 1. Jahrhundert nach Indien gelangt ſein konnte, und zwar gerade in das Induſtal. Seit jener Zeit beſtand ein ausgedehnter und lebhafter Handelsverkehr der griechiſch-römiſchen Welt mit dem ſüdlichen und nördlichen Indien. Lägen auch nicht die ausdrücklichen Zeugniſſe der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller vor, ſo genügte es, auf die reichen Funde römiſcher Münzen hinzuweiſen, die einen glänzenden Aufſchwung des Verkehrs zwiſchen Indien und der griechiſch-römiſchen Welt bezeugen.

Was ergibt ſich daraus für die Ausbreitung des Chriſtentums in Indien? Nun, ſo gut in jener Zeit Handelsleute aus der griechiſch-römiſchen

Welt nach den indiſchen Häfen gelangen konnten, ebenſoleicht war es den chriſtlichen Glaubensboten, auf demſelben Weg Indien zu erreichen. Ja fürs erſte brauchen wir nicht einmal an eigentliche Glaubensboten zu denken. Trägerin des Verkehrs war die mächtig emporblühende ſyriſche Handelswelt. Wir wiſſen aber, wie ſchnell ſich in den erſten Jahrzehnten das Chriſtentum in der ſyriſchen Welt, und zwar gerade in den großen Handelsemporien, ausgebreitet hatte, nicht bloß unter den Juden, ſondern vor allem unter den Heiden. So ſchnell nun die römiſchen Soldaten auf dem Landwege das Chriſtentum nach Gallien und Germanien brachten, ebenſogut konnten ſyriſche Handelsleute das Chriſtentum nach Indien bringen, und zwar dorthin, wo ſie in größeren Niederlaſſungen vereinigt waren. Damit habe ich den Gedankengang meiner Beweisführung ſkizziert. Sie läßt ſich in zwei leitende Sätze zuſammenfaſſen:

Erſtens: In den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung beſtand zwiſchen der römiſchen Provinz Syrien und dem Induſtal ein reger Handelsverkehr zur See.

Zweitens: Durch jenen Handelsverkehr gelangte das Chriſtentum von Syrien aus in die Gebiete des oberen Induſtales und des Kabultales.

Im Mittelpunkte der Unterſuchung ſteht die Frage nach dem Aufſchwunge des ſyriſch-indiſchen Schiffahrts- und Handelsverkehrs während der erſten Jahrhunderte der römiſchen Kaiſerzeit. Ein glänzendes Bild bot die Induſtrie der ſyriſchen Städte ſeit dem Beginne des Kaiſerreiches. Nach den gewaltigen Kämpfen, die mit der Eingliederung Syriens als römiſche Provinz ihren Abſchluß fanden, waren Friede und Ruhe zurückgekehrt, und die großen ſyriſchen Städte entwickelten ſich bald zu dem großen Induſtriezentrum des römiſchen Reiches. In Induſtrie und Handel nahm Syrien unter allen Provinzen des Kaiſerreiches den erſten Platz ein; die Fabriken, die großen Import- und Exporthäuſer waren es, denen Berytus, Tyrus und Antiochien ihre überragende wirtſchaftliche Stellung im römiſchen Weltreich verdanken. Eine Reihe von Induſtrien war hier heimiſch. In der Manufaktur der feinen Leinenwaren hatten die ſyriſchen Fabriken vor allen andern den Vorzug. Daß der Purpur von Tyrus, ſo viele Konkurrenten ihm auch entſtanden, ſtets den erſten Platz behauptet hat, iſt bekannt. Zahlreiche, ebenfalls berühmte Purpurfärbereien gab es an der Küſte ober- und unterhalb Tyrus. Das ſyriſche Fabrikat beherrſchte den Weltmarkt.

Daß nun Syrien einen ſo glänzenden wirtſchaftlichen Aufſchwung nahm, verdankt es der Berührung mit dem fernen Oſten. In allen Berichten, die uns von der Blüte des ſyriſchen Handels und Gewerbes Kunde geben, iſt an erſter Stelle von einem Erzeugnis des Oſtens die Rede, das zu dem kühnſten Unternehmungsgeiſt anregte. Es iſt die aus dem Lande der „Serer“ oder Chineſen kommende Seide. Dadurch, daß Handel und In-

duſtrie Syriens ſich der Seide bemächtigten, rückten Oſt und Weſt zum erſtenmal einander näher, und es iſt eine der bedeutſamſten und intereſſanteſten Tatſachen in der Geſchichte der Wechſelbeziehungen zwiſchen abendländiſchem und oſtaſiatiſchem Wirtſchaftsleben, daß es China war, das an der Wende einer neuen Zeit mittelbar den Anſtoß zu dem mächtigen Aufſchwung des ſyriſchen Schiffs- und Handelsverkehrs mit Indien gab. Die Anfänge der Bewegung fallen in das letzte Jahrhundert der römiſchen Republik.

Schritt für Schritt durch das weſtliche Aſien, durch Perſien, zunächſt auf dem Landwege nach Syrien vordringend, beginnt die chineſiſche Seide ſich den römiſchen Weltmarkt zu erobern. Bereits unter Auguſtus zieht ſie in die Hauptſtadt des römiſchen Weltreiches ein und feiert ihre erſten Triumphe in den Salons der römiſchen Geſellſchaft. Die Dichter begeiſtert ſie zum Lobe des fernen Landes der Serer, und Vergilius ſpricht von der Seide im Bilde des koſtbaren Vließes, das ſelbſt der fernſte Oſten als „Tribut" darbringt. Dieſer Tribut jedoch wurde von den Herren der Welt recht teuer erkauft. Der nüchterne Plinius berechnet, wie hoch der Luxus der römiſchen Damenwelt in Seide dem pater familias zu ſtehen komme. Millionen von Seſterzen, ſo klagt er, flöſſen jährlich aus Rom nach Indien und China.

Dieſe Tatſache wirft ein bezeichnendes Licht auf die ſteigenden Wechſelbeziehungen von Oſt und Weſt an der Schwelle der chriſtlichen Zeit. So verſchieden das römiſche und das chineſiſche Staatsweſen ſind, ſo führt ſie doch ein gemeinſamer Zug zuſammen. Der Weſten wendet ſich dem Oſten, der Oſten dem Weſten zu, um in dem friedlichen Austauſch der Erzeugniſſe neue Quellen des Reichtums zu erſchließen. Nicht unmittelbar kommen Rom und China miteinander in Berührung. Dort, wo heute die beiden größten Weltmächte und Rivalen, nur durch das Zwiſchenland Afghaniſtan noch getrennt, einander immer näher rücken, um vielleicht über kurz oder lang zum Waffengang um Aſiens Herrſchaft zu ſchreiten, an demſelben Punkte reichten ſich die beiden gewaltigſten Reiche vor zwei Jahrtauſenden zu einer praktiſchen Politik des Welthandels die Hand. Es war das Land zwiſchen Oxus im Norden und Indus im Süden. Dank ſeiner Lage war es zum Zwiſchenhandel zwiſchen China und Rom wie geſchaffen. Durch Vermittlung ſeiner Märkte trat China mit dem Weſten in Verbindung, indem die nördlich vom Hindukuſch gelegene Gegend der Hauptſtapelplatz für den chineſiſchen Seidenhandel wurde. Hier begegneten ſich die chineſiſchen Karawanen mit den Handelsexpeditionen des römiſchen Reiches, und die Beherrſcher dieſes Zwiſchenlandes waren es, die auf jede Weiſe ſich bemühten, vom Oſten wie vom Weſten den Handel in dieſes Gebiet zu ziehen.

Welche Ereigniſſe waren es, die dieſe Annäherung herbeiführten? Eine Darſtellung der Urſachen iſt um ſo wichtiger, als ihr Einfluß ſich nicht

etwa auf die Einführung der Seide in das Abendland beſchränkte, ſondern einen wirtſchaftlichen und geiſtigen Austauſch zwiſchen Oſt und Weſt vorbereitete, der durch Jahrhunderte auch dann noch in China fortwirken ſollte, als Roms Herrſchaft über Syrien längſt zuſammengebrochen war.

Es waren politiſche Ereigniſſe, welche die Chineſen zur Entdeckung eines Tranſittandes führten, das ſie mit der ſyriſchen Handelswelt in Berührung brachte. Die Entdeckung entbehrt nicht einer gewiſſen Romantik. China wurde im Norden und Nordweſten ſeit Jahrhunderten von dem kriegeriſchen Volke der Hiung-nu hart bedrängt. Um den läſtigen Erbfeind los zu werden, ſah ſich der unternehmende und energiſche Fürſt, der ſeit dem Jahre 140 v. Chr. den chineſiſchen Kaiſerthron inne hatte, im Kampfe gegen die Hiung-nu nach einem Verbündeten um. Dazu ſchien ihm kein Volk geeigneter als die von denſelben Hiung-nu aus ihren Wohnſitzen vertriebenen Yue-tſchi. Deshalb wurde ein kühner General, Tſchang-kien mit Namen, an der Spitze einer kleinen Truppenmacht ausgeſandt, um ſich mit dieſem bereits über die Pamirkette vorgedrungenen Steppenvolk in Verbindung zu ſetzen. Auf der Suche nach neuen Weideplätzen hatten ſich nämlich die Yue-tſchi in einer Stärke von 200 000 Bogenſchützen gegen Weſten gewandt und warfen jeden Widerſtand nieder, zuerſt den der Wuſun im heutigen Turkeſtan, dann den der Saka zwiſchen Jaxartes und Oxus. Während die Yue-tſchi ſich in den fruchtbaren Weidegründen bald heimiſch machten, ergoß ſich die Flut der bedrängten und verdrängten Saka gegen das noch von Griechen beherrſchte Baktrien und machte dem helleniſchen Königreich im Herzen Aſiens ein Ende. Von dieſem weiten Vordringen hatten die Chineſen nichts erfahren. Der ausgeſandte General ſuchte und ſuchte, bis er den Hiung-nu, gegen die das Bündnis gerichtet war, in die Hände fiel. Nach mehrjähriger Gefangenſchaft indeſſen gelang es dem General, zu entfliehen. Er unternahm das kühne Wagnis, den Koloß der Pamirkette zu überſteigen, um zu den jenſeits des Gebirges angeſiedelten Yue-tſchi zu gelangen. Was das bedeutet, erzählen uns jene Höhen, die heute die Namen der mutigen ruſſiſchen, engliſchen und franzöſiſchen Forſcher tragen, der Offiziere und Gelehrten, welche während der letzten Jahrzehnte in raſtloſem Eifer ſich bemühten, das Dunkel des geographiſchen Pamirproblems aufzuhellen: ein Pik Kosmakoff, Pik Bogdanowitſch, Pik Grenard und Pik Dutreuil de Rhins. Der erſte in der Reihe dieſer mutigen Forſcher war der Chineſe Tſchang-kien. Als der General die Yue-tſchi endlich gefunden, befand er ſich auf einmal inmitten des von den Parthern bereits zum Teil beherrſchten ehemaligen griechiſch-baktriſchen Reiches. Seit den Tagen Alexanders d. Gr. hatte ſich hier ein neuer Herd helleniſcher Kultur entzündet, der ſeine Strahlen nach allen Seiten ausſandte, und ſo bot ſich dem Offizier ein überraſchender Anblick, ein Land, reich an Städten und Märkten, reich an den mannigfachſten Er-

zeugniſſen des Kunſt- und Gewerbefleißes. In der noch erhaltenen Schilderung, die der General ſpäter dem Kaiſer entwarf, ſpiegelt ſich der erſte Eindruck wider, den die ungeahnte Welt mit ihren fruchtbaren, reich bebauten Landſtrecken, mit den zahlreichen mauerumgürteten Städten, mit dem lebhaften Handelsverkehr hervorrief. Tſchang-kien erkannte ſofort die Bedeutung, welche dieſe reich entwickelte Kultur für Chinas Zukunft haben mußte, wenn es gelang, die Heimat mit ihr in dauernde Verbindung zu ſetzen. Er bereiſte das Land, erkundete mit offenem Auge die politiſchen und wirtſchaftlichen Verhältniſſe, ließ ſich über die Handelsſtraßen und Handelszentren, über die Beziehungen zu den weſtlichen und ſüdweſtlichen Nachbarn unterrichten. Die diplomatiſche und militäriſche Miſſion, mit der er betraut geweſen, war zwar geſcheitert, aber ſtatt deſſen hatte er eine Welt entdeckt, von der China bisher keine Ahnung gehabt. Bereits ſo gut wie verloren und vergeſſen kehrte der General plötzlich im Jahre 126 nach zwölfjähriger Abweſenheit an den kaiſerlichen Hof als Entdecker einer neuen Welt zurück, um den chineſiſchen Kaiſer für ſeinen weittragenden Plan einer Verbindung Chinas mit dem Weſten zu gewinnen.

Der Eindruck, den die Schilderung der fernen Lande hervorrief, zeigte ſich bald in der Energie, mit der der Kaiſer das weitausſchauende Handelsprojekt ſeines Generals aufgriff. Wie ſehr Chinas eigene Kultur von der mannigfaltigen Betriebſamkeit des Weſtens abſtach, ergab ſich dem Scharfblick des Kaiſers ſofort aus dem Vergleich mit den Kunſterzeugniſſen, welche der General mitgebracht hatte. Von dieſem Augenblick an ſtand ſein Entſchluß feſt, um jeden Preis den Zugang zu den Ländern des Weſtens ſich zu ſichern, und ſo entſprang dem klugen und unternehmenden Geiſt eines der weitblickendſten und tatkräftigſten Herrſcher Chinas eine Politik, welche die Schranken einer tauſendjährigen Abſperrung wie im Sturme durchbrach, um China in lebendigen Verkehr mit dem Abendlande zu bringen.

Es iſt nun von höchſtem Intereſſe zu ſehen, wie Kaiſer Wu-ti dieſes Ziel zu erreichen ſtrebte.

Das Eingangstor zu den Ländern des Weſtens waren die Päſſe, die über die gewaltigen Höhen der Pamirkette führen. Vor allem galt es, dieſes Tor für den Karawanenhandel ſicherzuſtellen. Wie aber war dieſes zu ermöglichen?

Es gab nur einen Weg, und dieſen hatte bereits der Entdecker der Länder des Weſtens in der Unterwerfung der Völker des Tarimbeckens vorgezeichnet. Wenn der freundliche Leſer die Karte zur Hand nimmt, ſo findet er an den öſtlichen Abhängen des Pamirgebirges die Stadt Kaſchgar. Sie iſt noch heute einer der wichtigſten Punkte des zentralaſiatiſchen Handels. Wenden wir uns von Kaſchgar gegen Norden, ſo erreichen wir die Rieſenkette des Tienſchan; wenden wir uns gegen Süden, ſo ſtoßen wir auf den

Kuenlun. Zwischen diesen beiden großartigen Gebietszügen und im Westen begrenzt vom Koloß des Pamir breitet sich das Tarimbecken bis zur Gegend des heutigen Lobnor aus. Während an den Abhängen des dreifachen Riesengebirges eine bescheidene Vegetation blüht, ist das Becken in seiner größten Ausdehnung von der Wüste ausgefüllt, die uns Sven Hedin in seinem Werke „Durch Asiens Wüsten" so anschaulich beschrieben hat. Aber dieses Wüstengebiet, das heute als Takla-Makan der Schauplatz der furchtbaren Wüstenstürme ist, welche jenem mutigen Reisenden nahezu ein Grab bereitet hätten, war vor 2000 Jahren fruchtbarer Kulturboden. Herren des Landes waren verschiedene türkische Stämme. Sollte also der Karawanenverkehr zwischen China und den Ländern des Westens gesichert werden, so mußten die Völker des Tarimbeckens unterworfen werden. Das weite Gebiet, das sich vom heutigen Kaschgar bis zum Lobnor ausbreitet, mußte zuerst die Westmark des chinesischen Reiches werden. Aber zwischen den Lobnor und das chinesische Reich schob sich noch die Wüste, welche heute den Namen Gobi trägt. Alle Bemühungen, das Tarimbecken zum Stützpunkte des Verkehrs mit den Ländern des Westens zu machen, waren fruchtlos, solange der Weg durch jene Wüste nicht gesichert war. Der Sand der Wüstenstürme begrub die Heere, welche ausgesandt wurden, um jenen Stützpunkt gegen die kriegerischen Horden zu verteidigen; er vernichtete die Karawanen, die den Heereszügen folgten. Gegen eine solche Gefahr bot nur der Bau von Schutzmauern und Schutzlagern Sicherheit, und diese durch die Wüste Gobi sich hinziehenden Schutzwälle sind es, mit deren Entdeckung der französische Forschungsreisende Charles Bonin im Jahre 1901 die wissenschaftliche Welt überraschte. „Kein Zweifel", so ruft derselbe aus, „hier hatten wir die Spuren der so lange vergebens gesuchten Handelsstraße vor uns, welche schon vor Beginn unserer Zeitrechnung China durch die Wüste Gobi mit Europa auf dem Wege über Baktrien, Persien, Syrien verband."

Das Bild dieser mit einem Male aus dem Wüstensand emportauchenden Wachttürme und Schutzwälle, die sich in einer geschlossenen Kette durch eine der gefahrvollsten Wüsten hindurchziehen, eröffnet einen ganz neuen Ausblick in die Wechselbeziehungen zwischen China und dem Westen. Im Steine hat sich hier der unternehmende Genius Chinas vor 2000 Jahren verkörpert. Vor keinem Wagnis bebte die Kühnheit des weitblickenden Herrschers zurück, um die Verbindung mit dem Westen zu gewinnen. Über alle Hindernisse triumphierte seine Ausdauer. Die Strecke, die hier der Weg durch die Wüste Gobi nimmt, ist zwar nur ein Glied der Kette, welche während eines Jahrtausends Ost und West verknüpfen sollte, aber das großartigste. Wie in einem kühn angelegten Bogen überspannte hier die Brücke, welche von China nach dem Westen führte, die gefahrvollste Passage des Weges. Der Leser denke sich eine Straße von Madrid nach Moskau, aber nicht durch die frucht-

baren Ebenen und Täler Frankreichs und Deutschlands, sondern durch eine Wüste, die jeden Augenblick den Reisenden mit ihren Sandstürmen begraben kann, dann hat er ein Bild der Strecke, die es hier zu überwinden galt, um den Anschluß an den Westen zu finden. Die Handelsstraße bleibt ein unvergängliches Denkmal, das sich Chinas größter Kaiser gesetzt, als er es unternahm, China mit dem Abendlande zu verbinden. In dem Augenblicke, wo der Entdecker der „Länder des Westens" starb, zog die erste chinesische Handelskarawane nach dem Pamir. Wenige Jahre danach weiß der Historiograph zu berichten, daß jährlich fünf, acht, ja zehn Karawanen nach dem Westen zogen, um mit den baktrischen Märkten in Fühlung zu treten. Was war nun das wirtschaftliche Ergebnis jenes Wechselverkehrs?

Während China aus den Ländern des Westens die mannigfachen Erzeugnisse des ihm weit überlegenen Kunst- und Gewerbefleißes der griechisch-römischen Welt zu beziehen begann, bot es selbst in seiner Rohseide einen so kostbaren Stoff, daß sich bald ein Kranz von Fabeln wie ein geheimnisvoller Schleier um den Ursprung des kostbaren Erzeugnisses aus dem fernen Osten wob. Es verbreitete sich die Kunde, die Seide wachse als zarter Flaum auf einer Staude und werde wie Blätter von den Zweigen abgekämmt. Als die Seidenstoffe in den Zentren der syrischen Gewebe- und Purpurindustrie mehr und mehr bekannt wurden, konnte ihre wirtschaftliche Bedeutung namentlich für Großhandel und Großindustrie nicht lange verborgen bleiben. Ein seidenähnlicher Stoff war zwar schon früher bekannt; aber die chinesische Seide lieferte einen Faden, wie er bisher in Feinheit, Glanz und Stärke unbekannt gewesen. Nun war allerdings das chinesische Produkt als Rohstoff so kostbar, daß die syrische Industrie aus allen ihren Bezugsquellen nichts Gleichwertiges entgegensetzen konnte. Gleichwohl stand die chinesische Bearbeitung zu fertigen Geweben hinter der syrischen weit zurück. Das hatten die syrischen Fabrikanten auch sofort heraus; sie erkannten, daß sich mit diesem Stoff etwas ganz anderes machen lasse. Die eigene höhere Kunstfertigkeit konnte ihm eine Behandlung geben, die das chinesische Erzeugnis erst in seinem vollen Werte zur Geltung brachte. Man begann mittels eines besondern Verfahrens die Gewebe in ihre feinsten Fäden aufzulösen. Der so gewonnene Rohstoff wurde alsdann einer neuen Bearbeitung unterworfen, indem man ihn bald mit dem Purpurstoff durchwirkte, bald mit Goldfäden durchwob. So entstanden jene kostbaren Gewebe, von denen uns Plinius berichtet, daß sie mit Gold in Rom aufgewogen wurden. Aus dem chinesischen Stoff war unter den kunstfertigen Händen der Syrer ein ganz neues Fabrikat in der Gestalt der verschiedensten Gewebestoffe geworden, angefangen von den zarten, gazeartigen Geweben bis zu den schweren Brokatstoffen. Je mehr die Syrer die chinesische Seide schätzen lernten, um so wichtiger mußte es für sie sein, enge Fühlung mit

den chineſiſchen Händlern zu gewinnen. Aber dieſem unmittelbaren Verkehr verlegte eine Zwiſchenſtation den Weg. Der Seidenimport war zuerſt auf dem Landweg über Perſien nach Syrien gelangt. Herren des Tranſitlandes aber, durch das die Seide ihren Weg nach Perſien fand, waren die Parther.

Das kühne und kriegeriſche Reitervolk der Parther war urſprünglich in der Gegend ſüdweſtlich vom Kaſpiſchen Meer angeſiedelt. Sie hatten, gleich den Baktriern mit Bogen und Speer bewehrt, ſchon zu dem Rieſenheere, das Xerxes nach Hellas führte, ihr Kontingent geſtellt. Als Alexander nach Perſien kam, bildeten die Parther eine eigene Satrapie, die nach des Eroberers Tode mit Baktrien dem Reiche der Seleukiden eingegliedert wurde. Aber bereits um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. erhoben ſie ſich unter ihrem Führer Arſakes, riſſen ſich von der Herrſchaft der Seleukiden los und begründeten ein ſelbſtändiges Reich. Die Arſakidendynaſtie verſtand es, ihre Herrſchaft immer weiter gegen Süden und Weſten auszudehnen, und unter Mithradates I. (174—136) breitete ſie dieſelbe bereits bis ins Gebiet des Indus aus. Sie waren die Herren Mittelaſiens vom Jaxartes im Norden bis ins Fünfſtrömeland im Süden. Im Beſtreben, ihre Macht zu erweitern, hatten ſie es verſtanden, das Reich ſo auszudehnen, daß alle Straßen, über welche der aſiatiſche Welthandel führte, in ihre Gewalt kamen. Der großen Handelsſtraße zu Lande waren ſie unbedingt Meiſter. An derſelben Stelle, wo heute die Ruſſen das weſtliche Tor Chinas, die Pamirpäſſe, überwachen, hatten die Parther als Bollwerk den ſog. ſteinernen Turm errichtet, um den Handel mit China in ihrer Gewalt zu behalten. Aber einen noch größeren Wert legten ſie auf den Zugang zur See.

Als die Parther Herren des ganzen Gebietes vom Ufer des Oxus bis zum Industale geworden waren, boten ſie alles auf, um auf dem Seewege den ſyriſchen Handel in das Induſtal zu lenken. Wie enge die Beziehungen zwiſchen der parthiſchen Monarchie und den indiſchen Grenzländern waren, beweiſt die lange Reihe parthiſcher Fürſten, deren Münzen jetzt auf einmal im Kabul- und Induſtale, im Pandſchab bis nach Kaſchmir auftauchen. Die Legende dieſer Münzen iſt meiſtens zweiſprachig, griechiſch und indiſch, und zwar letzteres ſtets in der beſondern Schriftart des nordweſtlichen Indien. Die Herrſchaft im Induſtal, urſprünglich eine parthiſche Satrapie, entwickelte ſich zu ſolcher Macht, daß das Gebiet ſo gut wie ſelbſtändig wurde und bald einen bedeutenden Einfluß auf das benachbarte Indien auszuüben begann.

An der Mündung des Indus lag der Hafen von Barbarikon. Von dort aus gelangten die Syrer, dem Stromlauf des Indus folgend, in wenigen Tagen nach der Hauptſtadt des indiſch-parthiſchen Reiches, Minnagara. Hier mündete die große parthiſche Königsſtraße, welche die innerafiatiſchen

Märkte mit der See verband. Den Ausgangspunkt derſelben bildete die ſog. statio mercatoria, wo die chineſiſchen Handelskarawanen mit den parthiſchen Händlern zuſammentrafen. Die parthiſchen Zwiſchenhändler leiteten den Seidenexport alsdann bis zum Ufer des Indus. Hier wurden die Waren von den großen ſyriſchen Faktoreien in Empfang genommen und auf dem Indus zur Reede von Barbarikon gebracht, wo die ſyriſche Handelsflotte vor Anker lag.

Wie lebhaft ſich an dieſem Punkte der Seeverkehr zwiſchen Syrien und dem parthiſchen Indien in den erſten zwei Jahrhunderten entwickelt hatte, davon geben uns die Urkunden, auf die ſich Ptolemäus in ſeiner Weltkarte ſtützt, ein höchſt intereſſantes Bild. Seine wichtigſten Quellen bildeten nämlich die Reiſeberichte der Schiffskapitäne. Seitdem die ſyriſche Schiffahrt durch Entdeckung der Paſſatwinde den Weg nach Indien gefunden, ſammelte ſich bald ein reicher Schatz von Erfahrungen, der zu einer Art von Kursbüchern vereinigt wurde. So oft Ptolemäus ſich dieſer Reiſeberichte bedient, unterläßt er es nicht, die Namen ihrer Verfaſſer anzugeben. Theophilus, Diogenes, Alexander ſind Namen von Indienfahrern. Dieſe ſyriſch-indiſchen Kursbücher enthielten Angaben der verſchiedenſten Art. Die Seeleute wurden unterrichtet über die günſtigen Ausfahrtszeiten, über die mittlere Dauer der Überfahrt von einem beſtimmten Punkte bis zum nächſten Hafen, über die periodiſchen Winde, ihre Richtung, Stärke und Dauer. Alle jene Angaben waren dem nautiſchen Almanach entlehnt, der auf jedem einzelnen Schiffe ſorgfältig geführt wurde, ſo daß man in der Lage war, die verſchiedenen Tagebücher zu vergleichen und die Beobachtungen ordnend zuſammenzuſtellen. Ein Beiſpiel dieſer Art iſt der Periplus maris Erythraei. In Geſtalt eines nautiſchen Führers ſind hier die Angaben vereinigt, die den lebendigen Beobachtungen eines Indienfahrers über die See und ihre wechſelnden Winde, über die geöffneten Häfen und ihre Zölle, über die Faktoreien, die Transportkoſten, die Waren, über das in den verſchiedenen indiſchen Küſtenſtädten geltende Seerecht entſprangen. Nach den Angaben des Periplus hatte ſich zwiſchen Syrien und Indien ſogar eine Art Handelsübereinkommen ausgebildet, das als Grundlage für den Warenaustauſch diente. Der Periplus maris Erythraei erſcheint als der Typus einer ganzen Gruppe von Werken, die nicht in der Sprache der Literatur, ſondern in der Handelsſprache der Kaufleute und Seemänner abgefaßt waren, um die Indienfahrer über alle Einzelheiten des See- und Handelsverkehrs zwiſchen Syrien und Indien zu unterrichten. Den jüngſten Forſchungen zufolge entſtammt dieſes Seemannsbuch den letzten Jahren der Regierungszeit Kaiſer Neros. Die Mitteilungen des Plinius aber beweiſen, daß dieſer intereſſante „Kompaß des Indienfahrers“ mit ſeinen nautiſchen, ethnographiſchen und politiſchen Erläuterungen keineswegs vereinzelt daſtand.

Ein sprechendes Zeugnis für den Eintritt Syriens in den Weltverkehr liegt in der schnell sich vollziehenden Erweiterung des geographischen Wissens der antiken Welt vor. Von jenem Zeitpunkt an, wo China den Unternehmungsgeist des syrischen Großhandels zu der glänzenden Initiative begeistert, wie sie in den von dort ausgehenden Handelsexpeditionen hervortritt, ist das geographische Bild des östlichen Asien mit einem Schlag umgewandelt. Im Bilde der römischen Weltkarte spiegelt sich die Bedeutung wider, die der Osten in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung für den römischen Weltmarkt gewonnen hatte. Die denkwürdigste Urkunde darüber ist uns von dem Geographen Marinus von Tyrus in dem Reisebericht des syrischen Großkaufmanns Maes, genannt Titianus, aufbewahrt. Der Plan des syrischen Großkaufmanns ging dahin, auszukunden, wie man zum Stapelplatz des chinesischen Seidenexportes gelangen könne, ohne den parthischen Transithandel zu berühren. Ließen sich unter Umgehung der parthischen Märkte unmittelbare Beziehungen anknüpfen? Im direkten Warenaustausch mit China hoffte der Syrer seinen Handelsoperationen ein neues Feld zu eröffnen. Aber man war sich nicht klar über die Wege, auf denen die chinesische Seide zu den syrischen Fabriken gelangen konnte. Lagen zwischen den parthischen Märkten und dem Ursprungsland der Seide noch weite Strecken? Das war das Problem, das den syrischen Handel um so lebhafter beschäftigte, je rücksichtsloser die Parther als Zwischenhändler auftraten. Um dieses Problem der Handelsgeographie zu lösen, sandte Maes von Syrien eine Handelsexpedition nach dem Osten. Etappe für Etappe sollte die Expedition der Handelsstraße folgen, welche zum Zentrum des Seidenhandels führte. Die Abstände sollten genau gemessen, die Wege sorgfältig beschrieben werden. Die Agenten gelangten bis zum Hochplateau des Pamir. Hier fanden sie den Hauptstapelplatz für Seide. Aber es stellte sich auch heraus, daß der parthische Zwischenhandel nicht umgangen werden konnte. Für die parthischen Märkte war der Transitverkehr des syrischen Handels auf dem Wege durch das Industal eine Lebensfrage.

Das römische Syrien entsandte eine glänzende Handelsflotte im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung nach Indien. Für römische Rechnung liefen zu Plinius' Zeit in einem Jahre nicht weniger als 120 Handelsschiffe aus den syrischen Häfen aus. Die Reisen nach Indien verliefen so regelmäßig, daß nach dem Zeugnis dieses Schriftstellers die Zeit der Abreise und der Heimkehr fest bestimmt war.

In diesem durch die nordindischen Häfen vermittelten Handelsverkehr mit Zentralasien hatte sich eine wahre Goldader für die syrischen Emporien erschlossen. Der Handelsgewinn des damaligen Weltverkehrs strömte in Tyrus, Berytus und Antiochien zusammen. Von dem Reichtum, der sich einst hier konzentrierte, legen noch heute die Ruinen Zeugnis ab, die sich den

Orontes entlang an deſſen rechtem Ufer bis zum Meer in einer Länge von 45 km hinziehen. Es ſind die Villen der reichen Kaufleute von Antiochien und Apameia, deren üppiges Wohlleben noch aus den Trümmern ſpricht. Das prachtvollſte Denkmal der Macht und Größe Syriens aber iſt das heutige Baalbek, das alte Heliopolis und Palmyra. Die unwirtlichen Gegenden landeinwärts wurden damals von einer rührigen Bevölkerung bewohnt. Es hing dieſe Regſamkeit enge mit dem indiſch-ſyriſchen Handel zuſammen. Da die indiſchen Kauffahrer nicht unmittelbar an die ſyriſchen Seehäfen mit ihrem Import herankamen, ſo wurden die Waren durch Karawanen von den Häfen des Roten Meeres oder des Euphrats nach Syrien weiter geführt. Unter dem Einfluß dieſes Karawanenverkehrs entſtanden jene „Häfen der Wüſte", Heliopolis und Palmyra. In beiden Städten hat ſich der Reichtum, der mit dem Aufſchwung des indiſch-ſyriſchen Handels ſich anſammelte, durch gewaltige Kunſtſchöpfungen majeſtätiſch verkörpert. Alle materiellen und künſtleriſchen Mittel ſtanden den Schöpfern dieſer Städte zur Verfügung, um ihren Bauunternehmungen das Gepräge imponierender Größe aufzudrücken. Griechiſche Kunſt war es, die hier von neuem ihre Triumphe zu feiern begann, aber eine griechiſche Kunſt, die durchdrungen und getragen wurde von dem welterobernden Zuge des Römers.

Immer gewaltiger baute ſich ſeit dem erſten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung die römiſche Weltherrſchaft an allen Punkten des Reiches aus. Indem ſie allen Nationen ein gemeinſames Joch auflegte, brachte ſie denſelben mit ihren Geſetzbüchern auch ihre Kunſt, d. h. die von ihr adoptierte, verallgemeinerte und zum Weltbürgertum vorbereitete griechiſche Kunſt. Die Unterſchiede der Nationen beginnen ſich zu verwiſchen. Die Kunſt fängt an, ſich von den Bedingungen und Schranken nationaler Anſchauung loszureißen und breitet ihre Herrſchaft in zahlreichen Denkmälern über alle Teile des weiten Reiches, auf italieniſchem wie auf griechiſchem Boden, bei den rauhen germaniſchen und galliſchen Stämmen des Nordens wie bei den alten Kulturvölkern des Orients ohne Unterſchied aus. So ſchufen die Römer ihrer Kunſt jene univerſelle Stellung, welche in der Folgezeit zu neuen, großartigen Entwicklungen führen ſollte. An keinem Punkt ihrer öſtlichen Herrſchaft hat ſich dieſe Entwicklung ſo glänzend betätigt wie auf ſyriſchem Boden unter dem Einfluß des wirtſchaftlichen Aufſchwunges. Im Wettbewerb mit Antiochien, der Königin unter allen Städten des Oſtens, erhoben ſich aus dem Sande der Wüſte Heliopolis und Palmyra zu einem Mittelpunkte des höchſten künſtleriſchen Schaffens. Die Gediegenheit der Ausführung, die Trefflichkeit des Materials hat nur den gewaltſamſten Zerſtörungen weichen können, ſo daß ſelbſt die Trümmer noch Zeugnis einer faſt unvergänglichen Herrlichkeit ſind. Nicht minder ausgezeichnet ſind dieſe Werke durch den Glanz und die Schönheit ihrer Orna-

mente; denn wenn auch die griechiſchen Formen ihre Eleganz und Zartheit in ein derberes, üppigeres Spiel verwandelt ſehen, ſo iſt doch die urſprüngliche Schönheit ſo unverwüſtlich, daß ſelbſt die verſtümmelten und geſchändeten Reſte das Beiſpiel einer Prachtdekoration gewähren, wie kein Stil ſie wieder in ſo prunkvoller und doch edler Schönheit hervorgebracht hat.

Und nun ergibt ſich wie von ſelbſt die Erklärung für die ſo auffällige Tatſache, daß ſich im Bereiche des oberen Induſtales eine indiſche Kunſt unter dem Einfluß der griechiſch-römiſchen Kunſt entwickeln konnte. Syriſche Künſtler waren es, welche die Elemente jener griechiſch-römiſchen Architektur und Plaſtik, die während der erſten Jahrhunderte in den großen Städten Syriens die glänzenden Denkmäler ſchuf, um dieſelbe Zeit nach dem Induſtal und von dort ins Kabultal nach Gandhāra brachten. In der Kunſt von Gandhāra erſcheint der letzte Ausläufer jener von den Römern adoptierten, verallgemeinerten, zum Weltbürgertum vorbereiteten Kunſt, die, losgeriſſen von den Bedingungen und Schranken nationaler Anſchauung, als ein allgemeines Geſetz ſich in zahlreichen Denkmälern über alle Teile des weiten Reiches verbreitet hatte und in der Folgezeit unter der Herrſchaft des Chriſtentums ſich eine noch univerſellere Stellung erobern ſollte.

Nun entſteht für uns die Frage: Beſchränkte ſich dieſer durch den ſyriſchen Handel vermittelte Einfluß des römiſchen Kaiſerreiches einzig auf die Kunſt, oder drang mit der Kunſt von Syrien aus auch ein Einfluß auf den Kultus in Gandhāra ein? Wenn von Syrien aus ſich ein Einfluß auf den Kultus geltend gemacht hat, ſo müſſen erſtens Kultus und Kunſt von dorther gleichzeitig in Gandhāra eingedrungen ſein; denn der Wandel im Kultus ſteht in engſter Beziehung zum Wandel in der Kunſt. Der Einfluß muß zweitens ſchon im 1. Jahrhundert durch den ſyriſchen Handel vermittelt worden ſein; denn bereits in das 1. Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung fällt der Umwandlungsprozeß, der den Buddha aus einem Herold in einen mit göttlichen Eigenſchaften ausgeſtatteten Heiland umwandelte. Iſt uns in den literariſchen Denkmälern der erſten chriſtlichen Jahrhunderte Kunde von einem ſolchen Einfluß erhalten?

Eine ſolche Urkunde liegt vor, und zwar ſpäteſtens aus dem 3., vielleicht ſogar aus dem Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr., alſo aus einer Zeit, wo Kultus und Kunſt von Gandhāra auf dem Höhepunkt ihrer von Syrien her beeinflußten Entwicklung ſtanden. Dieſe Urkunde iſt die Legende von der Fahrt des hl. Thomas nach Indien. So wenig Vertrauen die Erzählung als geſchichtlich glaubwürdiges Denkmal auf den erſten Blick zu wecken ſcheint, ſo iſt uns doch darin eines der wertvollſten und zuverläſſigſten Zeugniſſe über die Ausbreitung des Chriſtentums im fernen Oſten gegeben. Und gerade die Beziehungen, welche die Legende zwiſchen Syrien und Gandhāra anknüpft, ſind es, die der Urkunde dieſen Wert und dieſe Bedeutung verleihen. Es iſt

nämlich eine auffällige Erſcheinung, daß ſich über die künſtleriſchen Beziehungen zu Gandhāra nicht die geringſte Spur bei einem heidniſchen Schriftſteller der römiſchen Kaiſerzeit erhalten hat, obſchon ſie uns doch allerlei andere Nachrichten, geographiſche, ethnologiſche und wirtſchaftliche im Zuſammenhange mit den Handelsbeziehungen zwiſchen Rom und Indien geben. Und doch handelt es ſich in der Kunſt von Gandhāra keineswegs um eine ſporadiſche Erſcheinung. Der künſtleriſche Einfluß war ein durchgreifender. Er ſetzt voraus, daß aus der griechiſch-römiſchen Welt durch einen längeren Zeitraum Künſtler in das Kabultal kamen und im Dienſte des buddhiſtiſchen Kultus beſchäftigt wurden. Die einzige Quelle, die darüber berichtet, iſt eine chriſtliche. Schon dieſer Umſtand hat für ſich allein betrachtet etwas Überraſchendes, inſofern er darauf hinweiſt, daß es chriſtliche Kreiſe waren, in denen die Erinnerungen an jene Beziehungen zwiſchen dem Induſtal und Syrien lebendig blieben, während ſie innerhalb der übrigen literariſchen Kreiſe der römiſchen Kaiſerzeit bald unlergingen und ſpurlos verſchwanden. Wenn die Kunde davon im Gegenſatze zu der breiten Maſſe der griechiſch-römiſchen Schriftſteller im literariſchen Schaffen der chriſtlichen Kreiſe fortlebt, ſo kann dies ſeinen Grund nur in der Vorausſetzung haben, daß das nach dem Oſten ſich ausbreitende Chriſtentum mit dem Induſtale Berührung gewonnen hatte. Mehr noch, es ſind nicht bloß chriſtliche Kreiſe, es ſind ſyriſch-chriſtliche Kreiſe, in denen ſich die Überlieferung fortpflanzt; denn die Legende von der Fahrt des hl. Thomas nach Indien war urſprünglich in ſyriſcher Sprache abgefaßt. Daraus folgt, daß das in den ſyriſchen Städten erblühende Chriſtentum es war, welches bereits während des 1. Jahrhunderts auf dem Seewege dem ſyriſchen Handel ins Induſtal gefolgt und auf der parthiſchen Königsſtraße bis ins Kabultal vorgedrungen war.

Der Inhalt der Akten iſt folgender:

Bei der Apoſtelteilung fällt das Los, nach Indien zu gehen, Thomas dem Zwillinge zu. Derſelbe weigert ſich zuerſt und beſteht auf ſeiner Weigerung auch dann noch, als ihm der Heiland in der Nacht erſcheint und den Auftrag wiederholt. Da bedient ſich der Herr eines andern Weges, um den Apoſtel in den ihm zugefallenen Wirkungskreis zu bringen. Thomas war ſeines Zeichens ein Architekt, wohl erfahren im Bauhandwerk. Seitdem der Heiland aus der Mitte der Apoſtel geſchieden war, ſah der Apoſtel ſich nach einer Beſchäftigung als Architekt um. Das benutzte nun Chriſtus, um Thomas nach Indien zu führen.

Aus Indien war ein Kaufmann namens Abbanes nach Jeruſalem gekommen mit dem Auftrage ſeines Königs, ihm einen tüchtigen Baumeiſter nach Indien mitzubringen. Der König hieß Gundaſorus. Als nun einmal gegen Mittag der indiſche Kaufmann auf dem Sklavenmarkt in Jeruſalem die

Reihen musterte, um einen im Bauhandwerk erfahrenen Sklaven zu kaufen, da tritt Christus der Herr in Gestalt eines Sklavenhändlers an ihn heran und fragt nach seinem Begehr. Der Kaufmann erwidert: Von meinem Herrn, dem König von Indien, bin ich gesandt, um einen Baumeister zu suchen, der für ihn Paläste baue. Christus spricht: O, ich habe einen solchen Sklaven; wenn du ihn haben willst, so kann ich ihn dir verkaufen, und weist dabei auf einen Menschen hin. Der Kaufmann nahm das Anerbieten hocherfreut an. Der Kaufkontrakt wurde aufgesetzt und lautete: „Ich, Jesus, der Sohn des Zimmermanns Joseph, erkläre, daß ich meinen Sklaven Thomas mit Namen an dich, Abbanes, Kaufmann des Königs Gundaforus von Indien, für drei Pfund ungeprägten Silbers abtrete." Schweigend unterwirft sich der Apostel. Abbanes geht mit ihm zu Schiff, und nach wunderbar schneller Fahrt kommen sie in die Stadt Andrapolis an der Mündung des Indus an. Als darauf Thomas mit Abbanes an die Grenze des von König Gundaforus beherrschten Reiches kam, wird er alsbald zum Könige befohlen und muß über die Künste Auskunft geben, auf die er sich versteht. Da er sich bereit erklärt, dem König einen Palast zu erbauen, führt ihn dieser hinaus vor die Stadt und zeigt ihm die dazu auserlesene Stelle. Der Apostel findet dieselbe geeignet, entwirft einen von Gundaforus gebilligten Bauriß, erklärt aber, mit der Ausführung des Baues bis zu den Wintermonaten warten zu müssen. Geld und alles Erforderliche wird reichlich herbeigeschafft; der Apostel aber verteilt alles Empfangene an die Armen und verkündet das Evangelium. Darob wird der König erzürnt und läßt Thomas und den Kaufmann Abbanes ins Gefängnis werfen. In derselben Nacht wird der Bruder des Königs, Gad, todkrank. Er stirbt, und es wird ihm der himmlische Palast gezeigt, den Thomas für seinen Bruder Gundaforus gebaut. Daraufhin empfängt er von den Engeln die Erlaubnis, ins Leben zurückzukehren, um seinem Bruder den Palast abzukaufen. Eben will man dem Leichnam das Grabgewand anziehen, da kehrt die Seele in ihn zurück. Als dies dem Könige gemeldet wird, eilt er zu dem wiederbelebten Bruder und erfährt durch diesen von dem Palaste, den der hebräische Sklave ihm im Himmel erbaut hat. Thomas wird aus dem Gefängnis entlassen. Gundaforus begehrt seine Fürbitte, damit er dereinst würdig befunden werde, den himmlischen Palast zu bewohnen, und ebenso wendet sich Gad mit der Bitte an ihn, daß ihm dereinst der von den Engeln gezeigte Palast zu teil werde. Mit dem König und seinem Bruder werden noch viele andere gläubig. Dann begibt sich Thomas auf die Reise ins Innere des Landes, um das Evangelium zu verkünden, und gelangt in das Reich des Königs Masdeos, dem eine lateinische Übersetzung des syrischen Urtextes den Namen Kantaria gibt. Hier stirbt der Apostel den Martertod.

Das sind die Grundlinien der Erzählung. Zwei Fragen müssen hier genau auseinander gehalten werden: Kam das Christentum in dem 1. Jahrhundert bereits nach dem Industale? War es der Apostel Thomas, durch den das Christentum im nordwestlichen Indien verkündet wurde? Aus der Form, in welche die Legende von des hl. Thomas Reise nach Indien eingekleidet ist, kann sich mit voller Bestimmtheit die Tatsache einer Verbindung der syrischen Christengemeinde mit dem Industal ergeben, während für die Überlieferung der syrischen Gemeinde, daß diese Verbindung auf den hl. Thomas zurückzuführen ist, nur eine Wahrscheinlichkeit sich ergibt.

Die Legende, so wie sie uns vorliegt, bezeugt zunächst in unzweideutigster Weise eine in der syrischen Kirche sich fortpflanzende Überlieferung, daß das Christentum schon frühe von Syrien aus nach dem Industale gebracht wurde. Indem die Überlieferung jene Verkündigung an den Namen des hl. Thomas knüpft, leitet sie die Einführung des Christentums in das apostolische Zeitalter zurück. Nun aber hat die Überlieferung, wie sie hier vorliegt, bereits im 3. Jahrhundert eine in den Hauptzügen feste literarische Gestalt in syrischem Gewande erhalten. Das setzt voraus, daß nicht bloß um jene Zeit, d. h. im 3. Jahrhundert, sondern schon eine beträchtliche Zeit früher die Einführung des Christentums in das nordwestliche Indien sich als eine feste Überlieferung in der syrischen Kirche eingebürgert hatte. Dieses gibt von vornherein jener Überlieferung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. An der Wende des 2. und 3. Jahrhunderts hätte die syrische Kirche nicht von einer Verkündigung des Evangeliums in Indien unter so auffälligen Umständen reden können, wenn das nicht längst als eine bekannte Tatsache vorausgesetzt wurde. Denn die Überlieferung erhielt in Syrien ihre feste literarische Gestalt gerade in dem Zeitpunkte, wo der syrische See- und Handelsverkehr mit Indien auf der Höhe stand, also unter den Augen derer, die von Indien nach Syrien jahraus jahrein zurückkehrten. Christliche Indienfahrer jener Zeit selbst waren es, die, indem sie bei ihrer Rückkehr von Indien berichteten, es nicht unterließen, die Kunde von der Einführung des Christentums in ihre syrische Heimat mitzubringen. Die Quelle der so früh entstandenen, in der Thomas-Legende niedergelegten Überlieferung von der Ausbreitung des Evangeliums im Industal ist darum in den syrischen Emporien am Indus zu suchen. Was die in jenen Gegenden angesiedelten syrischen Christengemeinden erzählten, das brachten die Seefahrer nach Syrien zurück. Darum liegt uns in der bis an die Schwelle des apostolischen Zeitalters zurückgehenden Überlieferung von der Fahrt des hl. Thomas nach Indien ein durchaus glaubwürdiges Zeugnis für die frühe Einführung des Christentums vor. Der Kern der Legende birgt eine echt historische Tradition.

Dieſer hiſtoriſche Charakter kommt nun in einer ganz überraſchenden Weiſe in der Form zum Vorſchein, welche der Legende gegeben wurde. Ein indiſcher König aus der Gegend des Induſtales ſucht durch einen Kaufmann einen Baumeiſter und Künſtler aus Syrien für ſeine Bauunternehmungen zu gewinnen. Syriſche Künſtler ſollen im Induſtal ihre Fertigkeit in den Dienſt der dortigen Könige ſtellen. Das iſt ein ausgeſprochen geſchichtlicher Zug. Er wird uns nur verſtändlich unter der Vorausſetzung, daß Könige in der Gegend des Induſtales ſich tatſächlich Künſtler aus Syrien zur Herſtellung ihrer Prachtbauten holten. Wie wäre auch die Legende darauf gekommen, durch Vermittlung des ſyriſch-indiſchen Handels Architekten aus Syrien nach Indien zu berufen, wenn dies nicht ein von den dortigen Fürſten gepflegter Brauch geweſen wäre. Selbſt wenn wir keine oder nur zerſtreute Spuren einer ſolchen Kunſttätigkeit in Indien fänden, würde der Forſcher zu dem Schluſſe gedrängt, daß einmal ein künſtleriſcher Einfluß von Syrien ausgegangen ſein muß. Nun aber liegt uns in der Kunſt von Gandhâra die Tatſache dieſes Einfluſſes in zahlloſen handgreiflichen Spuren vor. Griechiſch-römiſche Elemente ſind es, die ihr das unterſcheidende Gepräge aufdrücken. Auf dieſe Weiſe decken ſich beide Zeugniſſe, das literariſche der chriſtlichen Legende und das künſtleriſche der buddhiſtiſchen Denkmäler. Das eine bekräftigt das andere.

Nicht weniger bedeutſam erſcheint der Umſtand, daß es Syrien iſt, welches die Künſtler nach Indien entſendet. Indem der indiſche König ſeinen Kaufmann beauftragt, ihm von dorther einen geſchickten Baumeiſter zu beſorgen, deutet die Legende auf die beſondern Beziehungen hin, welche der Handel zwiſchen Syrien und Indien hergeſtellt hatte. Der ſyriſch-indiſche Handel wurde Vermittler und Träger der von Syrien ausgehenden Einwirkung auf die Denkmäler indiſcher Kunſt.

Wie es nun der ſyriſch-indiſche Großhandel war, durch deſſen Vermittlung die Legende den hl. Thomas nach Indien kommen läßt, ſo iſt es das Induſtal und das von dorther erreichbare nordweſtliche Indien, in das ſie den Apoſtel führt. Gerade die Mündung des Indus war das Ziel des ſyriſchen Seeverkehrs, um von dort aus auf der parthiſchen Königsſtraße die innerindiſchen Märkte zu erreichen. Hier landet der „ſyriſche Architekt" Thomas; von dem an der Mündung gelegenen Emporium aus tritt er ſeine Reiſe auf dem Fluſſe zum Hoflager des Königs an, der ihn ſich gekauft hat, und ſpäter dringt er noch weiter gegen Norden vor, bis er in eine Kantaria genannte Gegend gelangt.

Nun beachte man zunächſt die Reiſeroute des Apoſtels. Die Legende führt ihn in das obere Induſtal. Das iſt nun aber gerade die indiſche Gegend, in deren Bereich ſich der Einfluß griechiſch-römiſcher Kunſt geltend gemacht hat, und ſo bringt die Überlieferung den im „ſyriſchen Architekten" Thomas

vertretenen Einfluß antiker Kunſt in unmittelbare Verbindung mit eben jenem Lande, deſſen religiöſe Denkmäler bis auf den heutigen Tag die vielfältigſten Spuren der von der griechiſch-römiſchen Welt ausgehenden Einwirkung bewahrt haben. Mehr noch. Die Legende beſchränkt ſich nicht auf eine allgemeine Angabe des vom Indus aus zu erreichenden nördlichen Gebietes. Die Passio Sancti Thomae ergänzt dies dadurch, daß ſie den Apoſtel zuletzt nach Kantaria gelangen läßt. Im ganzen Zuſammenhang kann mit Kantaria nur Gandhāra gemeint ſein. Die Übereinſtimmung der Legende mit den wirklichen Verhältniſſen Nordweſtindiens erſtreckt ſich demnach ſogar bis auf den bis in unſere Tage verſchollen geweſenen Namen der Gegend, welche das Zentrum einer unter griechiſch-römiſcher Einwirkung ſich entfaltenden religiöſen Kunſttätigkeit geworden war. Nur eine den wirklichen Verhältniſſen des nordweſtlichen Indien entſproſſene und in ihnen tief wurzelnde Überlieferung konnte die Grundlage der Thomas-Legende ſein. Dadurch, daß ſie in den geographiſchen Namen, mit denen die Bautätigkeit des hl. Thomas verknüpft iſt, die lebendige Verbindung ſyriſcher Kunſt mit dem indiſch-parthiſchen Reiche und deſſen religiöſem Zentrum Gandhāra bezeugt, bringt ſie den beſten Beweis für ihre hiſtoriſche Glaubwürdigkeit. Stünden uns keine andern Angaben zur Verfügung, ſo ließe ſich ſchon aus dieſem überraſchenden Einklang der geographiſchen und hiſtoriſchen Angaben mit der Wirklichkeit ein wohl begründeter Schluß auf die frühe Ausbreitung des Chriſtentums im Indus- und Kabultale ziehen; denn daß Thomas nicht als „Baumeiſter“ in jene Gegend kam, bedarf wohl keines Beweiſes. Wenn alſo eine bereits im 2. Jahrhundert unter den chriſtlichen Händlern der ſyriſchen Emporien Indiens entwickelte Legende den Apoſtel Thomas als Baumeiſter an den Hof des indiſch-parthiſchen Fürſten kommen läßt, um ihm durch die Vermittlung der Kunſt dieſe Gegend als Wirkungskreis der apoſtoliſchen Predigt zu erſchließen, ſo bedeutet dies eben, daß gleichzeitig mit dem von Syrien aus eindringenden Einfluß der Kunſt auch das Chriſtentum im indiſch-parthiſchen Reiche ſich auszubreiten begann. Die ſyriſchen Chriſten, die als Händler im Laufe des 2. Jahrhunderts nach dem Industale kamen, fanden hier beides, eine ſyriſche Kunſt, die im Dienſte der religiöſen Denkmäler ſtand, und eine ſyriſche Chriſtengemeinde, die unter dem Volk Eingang gefunden hatte. Die Legende verwob die beiden Tatſachen in der Erzählung, in der ſich die Überlieferung von der Einführung des Chriſtentums fortpflanzte, zu einem Bilde, dem Bilde des als Künſtler nach Indien gelangenden Apoſtels.

Daß alſo das Chriſtentum eine ſehr frühe Ausbreitung in dem ſyriſchen Handelsbereich des Induſtales fand, darüber kann kein Zweifel beſtehen. Aber in der Legende iſt uns noch ein feſterer Anhaltspunkt für den Zeitpunkt der Einführung gegeben. Die Überlieferung läßt Thomas an den Hof des Königs

Gundaforus gelangen. Man konnte im Zweifel ſein, ob ſich in den Wandlungen, die der Name im Laufe ſeiner Wanderungen durch die mancherlei Überſetzungen und Überarbeitungen durchgemacht, überhaupt ein geſchichtlicher Name berge. Da tauchten in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts im nordweſtlichen Indien eine Reihe von Münzen auf, welche in griechiſcher Legende einen *βασιλευς βασιλεων γονδοφαρου, υνδοφερρου*, in nordindiſcher Legende einen maharaja rajadiraja gudaphara, gundaphara zeigten. Die Ähnlichkeit dieſes griechiſchen gondopharou und yndopherou und indiſchen gudaphara und gundaphara mit dem griechiſchen, ſyriſchen und lateiniſchen Namen der Thomas-Legende: ſyriſch Gundaphar oder Güdnaphar, griechiſch *Γουνδαφόρος, Γουνδιαφόρος, Γουντάφορος*, lateiniſch Gundaforus und Gundoforus, ſpringt in die Augen. Es waren Silber- und Kupfermünzen. Die Prägung zeigte bald einen Zeus oder eine Pallas mit einem Könige zu Pferde, der die Hand ausſtreckt, bald eine Nike, die Kranz und Palme reicht, mit einem König auf dem Throne, bald einen Königskopf mit Diadem oder die Büſte eines Fürſten.

Der Name Gundaforus in all ſeinen indiſchen, griechiſchen, ſyriſchen und lateiniſchen Wandlungen war unverkennbar ein geſchichtlicher Name. Der Fürſt, dem die aufgefundenen Münzen angehörten, war offenbar ein indiſch-parthiſcher König, der Beherrſcher eines Landes, wo griechiſches und indiſches Weſen ſich berührten, wo ein Teil der handeltreibenden Bevölkerung in dem Fürſten den *βασιλευς βασιλεων*, ein anderer Teil den maharaja rajadiraja anerkannte. Dieſes Land war das Indus- und Kabultal und ihre Umgebung. Hier waren die erſten Münzen gefunden worden, immer zahlreicher kamen ſie im Laufe der nächſten Jahrzehnte zum Vorſchein. Der Gundaforus der Münzen gehörte der langen Reihe der parthiſchen Fürſten an, welche dieſe ſeit Alexanders Tagen von griechiſchem Einfluß berührte Gegend beherrſchte. Der Münzfund bewies ferner, daß Gundaforus unter allen jenen indiſch-parthiſchen Fürſten als der bedeutendſte hervorragte. Aber welcher Zeit gehörte er an? Eine Vergleichung mit den übrigen Münzgruppen und Königsreihen ergab, daß Gundaforus' Regierung in den Zeitraum von 50 v. Chr. und 50 n. Chr. fallen muß. Es war nun von der größten Bedeutung, den Beginn ſeiner Herrſchaft genauer zu umgrenzen. Stellte ſich heraus, daß der Regierungsantritt in die erſte Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. verlegt werden muß, ſo war damit ſo gut wie ſicher erwieſen, daß der Gundaforus der Thomas-Legende und der Gundapharna der Münzlegende ein und dieſelbe Perſönlichkeit waren. Der indiſch-parthiſche Fürſt, der in der erſten Hälfte des 1. Jahrhunderts über das Industal als ein mächtiger Fürſt gebot, war derſelbe König, in deſſen Reich am Indus und an deſſen Hof die Legende den hl. Thomas gelangen läßt. Eine der bedeutendſten buddhiſtiſchen Kloſterruinen Gandhāras iſt

Takht-i-Bahi, und gerade hier hat sich eine datierte Inschrift aus der Regierungszeit des Königs Gundapharna gefunden, die mit den Worten beginnt: „Im 26. Jahre des großen Königs Guduphara, im Jahre 103 der Zeitrechnung, am fünften Tage des Monats Vaiśākha.“ Das Ganze ist eine Weiheinschrift.

Man hat niemals Bedenken getragen, den Guduphara der Inschrift mit dem Gundapharna der Münzen für eine und dieselbe Persönlichkeit zu erklären, und es läßt sich in der Tat kein irgendwie stichhaltiger Grund gegen die Identität geltend machen. Es handelt sich also lediglich um die Frage: Nach welcher Ära berechnet die Inschrift das Datum der Regierung? Was ergibt sich daraus für den Regierungsantritt des Königs Gundapharna? Diese Fragen sind in jüngster Zeit von den beiden tüchtigsten Kennern der indischen Chronologie, Fleet und Smith, behandelt worden, und beide sind, obschon von zum Teil ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, zu dem gleichen Ergebnis gelangt, nämlich daß der Regierungsantritt um das Jahr 20 n. Chr., das Todesjahr zwischen 50 und 60 zu setzen ist. Fleet berechnet als Datum der Inschrift das Jahr 46 und folgert daraus, daß Gundapharna im Jahre 20 König von Taxila wurde. „Es liegt kein Grund mehr vor, noch länger an der Zuverlässigkeit dieses Ergebnisses zu zweifeln. Es ist das einzig Mögliche und das einzig Richtige. Indem die Inschrift als Zeitpunkt des Regierungsantrittes das Jahr 20/21 bezeichnet, stellt sie die Tatsache fest, daß im Jahre 46/47 seine Herrschaft sich über die Umgebung von Peschawar erstreckte.“

Kein anderes Ergebnis vermochten die scharfsinnigen Untersuchungen Vincent A. Smiths zu ermitteln. Er schreibt in seiner Early History of India: „Gondophares, dessen Regierungsantritt mit voller Sicherheit für das Jahr 21 angegeben werden kann und dessen Münzen alle eine parthische Prägung tragen, erfreute sich einer Herrschaft von mehr als 30 Jahren.“ Und an anderer Stelle bemerkt er: „Ich bin bereit, seinen Tod um das Jahr 60 herum anzusetzen.“

Die Frage nach der Regierungszeit scheint hiermit endgültig entschieden. Gundapharna regierte zwischen 20 und 60 n. Chr. Daraus folgt, daß er ein Zeitgenosse des hl. Thomas war und daß er der König ist, mit dessen Regierung die syrische Überlieferung die Einführung des Christentums im Industal verband.

Alles, was uns in der Thomas-Legende über die Ausbreitung des Evangeliums im nordwestlichen Indien berichtet wird, steht in seinen historischen, geographischen und chronologischen Angaben vollständig im Einklang mit den unzweifelhaften Ergebnissen der indischen Forschung. Ob es nun Thomas war, der das Evangelium dort verkündete, oder ein anderer Apostel, mag trotz der hohen Wahrscheinlichkeit für ersteren einstweilen noch eine offene

Frage bleiben. Zwei Tatſachen aber ſind ſicher: erſtens, unter dem indiſch-porthiſchen Könige Gundapharna drang das Chriſtentum in die von ihm teils ererbten teils eroberten Gegenden des Indus- und Kabulgebietes ein; zweitens, um dieſelbe Zeit, wo das Chriſtentum unter König Gundapharna in das Kabultal eindrang, begann ſich in Gandhâra jener Wandel in Kultus und Kunſt zu vollziehen. Derſelbe Buddha, deſſen Geſtalt ängſtlich vermieden wurde, erſcheint mit einem Male in den Denkmälern der buddhiſtiſchen Kunſt, und zwar nicht als einfacher Herold der Erlöſung wie in der altbuddhiſtiſchen Legende, ſondern wie in der Erlöſungsbotſchaft der Evangelien als Gott und als Heiland der Welt. Er erſcheint als Gott und Erlöſer nicht im indiſchen Gewande, ſondern in einem Gewande, wie es während der erſten Jahrhunderte der römiſchen Kaiſerzeit in Antiochien und Alexandria, in Jeruſalem und Rom von den höheren Klaſſen getragen wurde. Und nicht bloß Buddha erſcheint in der römiſchen Kleidung, ſondern auch die ihn umgebenden Jünger, während gleichzeitig die Kunſt der römiſchen Kaiſerzeit, wie ſie in Syrien blühte, ihre Ornamente hergibt, um die Bilder in einem der indiſchen Kunſt fremden Rahmen zu faſſen und die Szenerien aus der alltäglichen Sphäre des Hindulebens in die neue höhere Sphäre zu erheben.

Niemand wird beſtreiten, daß zwiſchen beiden Ereigniſſen ein innerer Zuſammenhang beſtehen muß. Nur in der Verbindung mit der Tatſache, daß das Chriſtentum im Industale ſich auszubreiten begann, läßt ſich der Wandel erklären, der ſich auf einmal im Grundweſen des Buddhismus vollzogen hat.

# 28. Agra.

5. März 1905.

Am 5. März schied ich von Peschawar. Die Fahrt führte mich über die Gefilde und Flüsse des Fünfströmelandes von neuem an die heiligen Fluten der Jamuna. Lahor und Dehli sollten wie im Fluge noch einmal vor dem Blick auftauchen, das Endziel aber war Agra, die dritte der großen Palaststädte der Mogul.

Einen passenden Ausgangspunkt für die Fahrt nach Agra bildete die Hauptstadt des Königreichs Kabul. Mit der Gründung Agras beginnt die Epoche der Mogullaiser, die größte Epoche, das goldene Zeitalter der indischen Geschichte; das Königreich Kabul aber bezeichnet den Ausgangspunkt dieser Epoche. Von Kabul zog einst der Begründer jenes Herrscherhauses aus, um das reichste Land Asiens zu erobern, und als er es erobert, da zieht ihn ein geheimnisvoller Drang wiederum nach dem Kabultale zurück. Sterbend hat er nur den einen Wunsch, nach den stillen, einsamen Bergeshöhen dieses weltverlorenen Winkels zurückgebracht zu werden, um fern von aller Pracht Indiens in dem Boden begraben zu werden, um dessen Besitz er als Knabe und Jüngling vergebens gerungen hatte.

So war es mir denn vergönnt, von Peschawar zurückkehrend den Pfaden zu folgen, die den großen Eroberer aus dem Kabultale nach Indien geführt hatten. Und während das Auge sich der landschaftlichen Umgebung zuwendete, verwob die Erinnerung mit den Gebirgsketten im Norden und Westen das bewegte Leben, das den ruhelosen Sohn der Steppe aus der mittelasiatischen Hochebene in den Süden trieb. Ich hätte mir keine anziehendere und lehrreichere Begleitung wünschen können als die Denkwürdigkeiten, in denen der außerordentliche Mann selbst jene Wanderungen schildert, die ihn aus dem Herzen Asiens nach den Ufern der Jamuna, von Kabul bis nach Agra führten. Die Staffage dazu liefert dicht unter den Augen Peschawar, das mit seinen braunen Ringmauern und seiner Zitadelle an die großen Städte Mittelasiens erinnert. In der Ferne kommt der Kaibarpaß zum Vorschein, verworrenes Felsland, dahinter der weiße hochragende Wall des Hindukusch. Aus dieser Szenerie taucht die große Gestalt des ersten Mogulkaisers im Spiegel seiner Denkwürdigkeiten hervor. Diese „Denkwürdigkeiten"

ſind eines der merkwürdigſten Werke unter allen literariſchen Schöpfungen des aſiatiſchen Geiſteslebens. Von einem unſtät umherwandernden Nomaden, einem kampfesfrohen Tataren geſchrieben, ſpiegeln ſie in ihrer ſchlichten und ſchmuckloſen und doch ſo lebendigen und anſchaulichen Sprache ein Völkerbild wider, das uns in den wechſelnden Geſtalten und Ereigniſſen zum treuen Ausdruck des uns ſo fernen und fremden aſiatiſchen Lebens wird.

Ohne es zu ahnen, hat der Fürſt in dem Bilde, das er von ſich entwirft, den Genius der großartigen Epoche gezeichnet, die durch ihn im Leben Indiens und Mittelaſiens begründet wurde. Da leuchtet uns im Gegenſatze zu den prunkvollen Schilderungen höfiſchen Lebens und Treibens, das die Darſtellungen der aſiatiſchen Hiſtoriographen ausfüllt, ein wirkliches Stück aſiatiſcher Geſchichte entgegen. Vor unſern Augen beginnt das Volk in ſeinen Sitten und Gebräuchen zu leben, und unvermerkt beginnen auch wir unter ihm und mit ihm zu leben. Was da erzählt wird, ſind nicht Erinnerungen, in denen uns ein rauher Soldat und wild herumſtreifender Nomade am Ende ſeines Kampflebens nur von Märſchen und Gegenmärſchen, von Belagerungen und Stürmen, von Wällen und Baſtionen zu berichten weiß. In den Denkwürdigkeiten ſind die Eindrücke und Betrachtungen eines ſcharfen Beobachters, eines feingebildeten, in allen Zweigen der aſiatiſchen Literatur bewanderten Herrſchers niedergelegt, und zwar nicht, wie ſie erſt nach Jahren geſammelt wurden, ſondern wie ſie in dem lebendigen Strome der Ereigniſſe ſich friſch und unmittelbar dem Gedächtnis eingeprägt. Aber mehr als der Lauf der Ereigniſſe, der vor uns auftaucht, feſſelt den Blick die Geſtalt dieſes einzigartigen Mannes ſelbſt, ſein Charakter, ſo heiter und friſch, ſo frei von allem Zwang und Herkömmlichen, inmitten der düſterſten Enttäuſchungen noch ſo reich an Hoffnung, Mut und Entſchloſſenheit, dabei ſo warmherzig und freundſchaftlich, in vielen Zügen ſo menſchlich edel, daß er unwillkürlich ſich Bewunderung und Sympathie erobert. Die Freimütigkeit, mit der er ſich unbewußt ſelbſt porträtiert, während er von all ſeinen Wanderzügen und Irrgängen berichtet, geben dieſen Schilderungen einen Zauber, der den Leſer gefangen nimmt. Nicht ganz mit Unrecht iſt dieſer Sohn der aſiatiſchen Steppe der Fürſt aller Autobiographen genannt worden. In väterlicher Linie von Timur, in mütterlicher von Dſchingis-Chan abſtammend, alſo in gerader Linie der Sprößling der beiden furchtbarſten Geißeln Aſiens und in der Miſchung dieſes doppelten Blutes eher zu allem andern als zu einem Fürſten geboren, in dem etwas von dem Genius eines Alexander lebte, bringt er inmitten ſeines unſtäten und zerriſſenen Wanderlebens eine geiſtige Kraft zur Entfaltung, die des größten Herrſchers nicht unwürdig war. Mit der unternehmenden Energie des Mongolen und der überlegenen Kühnheit des Türken verbindet er bereits als Knabe die in allen Zweigen des geiſtigen Lebens hochentwickelte Kultur des Perſers.

Meiſter des Türkiſchen, ſeiner heimatlichen Sprache, beherrſcht er zugleich die klaſſiſche Sprache Mittelaſiens, das Perſiſche, als ein ebenſo vollendeter Meiſter des Stils in Poeſie und Proſa. Auf ein anmutiges Ghaſel ſeiner Feder iſt er ſo ſtolz wie auf einen kühnen Sieg ſeines Schwertes. Rings von Hinderniſſen umdrängt, mitten auf der Flucht, im Angeſichte der höchſten Gefahr findet er die Ruhe, um ſein Unglück in einer poeſievollen Ode zu beſingen. Es weckt den Eindruck, als ſei in dieſem gemeinſamen Sprößling von Timur und Dſchingis die überquellende Kraft der beiden titanenhaften Heerführer Mittelaſiens zuſammengefloſſen, aber nicht mehr in der alles verſengenden Glut des ſtürmiſchen und unbändigen Nomaden, ſondern veredelt durch ein geiſtiges Leben, das, ſo tief es auch hinter der chriſtlichen Kultur zurückſteht, doch im ſtande war, die verborgen ſchlummernden Kräfte eines Nomadenvolkes zu glänzender Betätigung zu wecken. Schwert und Poeſie arbeiten zuſammen, um ein Reich zu begründen, deſſen Name auch heute noch ſeinen Zauber im Kreiſe der mittelaſiatiſchen Völkerwelt nicht verloren hat.

Unter Strömen des Blutes hatte Babers Ahnherr Timur an der Spitze eines Rieſenheeres ein Weltreich geſchaffen, wie es Aſien noch nie geſehen. Kaum aber hatte er die Augen geſchloſſen, da fiel der Koloß in hundert kleine Fürſtentümer auseinander. Nur eines blieb von dem Zuſammenbruch unberührt, Samarkand, das Zentrum des Reiches. Dort ſtand Timurs Thron, der Koktah. Auf dieſem Steine wurden ſeine Nachkommen nach wie vor als „Herren Aſiens“ gekrönt. Wer Samarkand beſaß, galt in den Augen der mohammedaniſchen Welt als der Erbe der aſiatiſchen Weltherrſchaft. Dahin trieb es den von der Sagenherrlichkeit des Schah Nämeh erfüllten Jüngling, als er, kaum zwölf Jahre alt, König von Ferghana geworden war. Der idylliſche Beſitz am Ufer des Sir, ein anmutiges, fruchtbares Land, berühmt als ein Garten der edelſten Fruchtbäume, war ihm zu klein. Auf Samarkand war ſein Sinn gerichtet; denn es veranſchaulichte in ſeiner ſtolzen Zitadelle den weltbeherrſchenden Gedanken, den Alexander ihm bereits aufgedrückt hatte. Sein Beſitz war das Sehnen aller Gewaltigen auf den Steppen Hochaſiens geblieben. Den Höhepunkt ihres Glanzes hatte die Stadt erreicht, als Timur alle Schätze der eroberten Länder vom Don bis zum Ganges hier zuſammenbrachte. Um der Pracht ſeiner Moſcheen und Mauſoleen, ſeiner Paläſte und Gärten willen wurde Samarkand ſeit jener Zeit „das Paradies der Welt“, „der Garten von Gottes Auserwählten“ genannt. Alle dieſe Bauten entſtanden unter dem Einfluß einer Kunſt, die mit der wuchtigen Größe der in Portalen, Kuppeln und Türmen ſich aufbauenden Mauermaſſen den auserleſenen Schmuck farbenreicher Emailbekleidung verband. Nur Ruinen ſind von den glänzenden Bauwerken heute noch vorhanden, hoch emporragende Portale, halb eingeſtürzte Bogen, zuſammengebrochene Türme, eingefallene Kuppeln. Aber von welcher Seite man auch

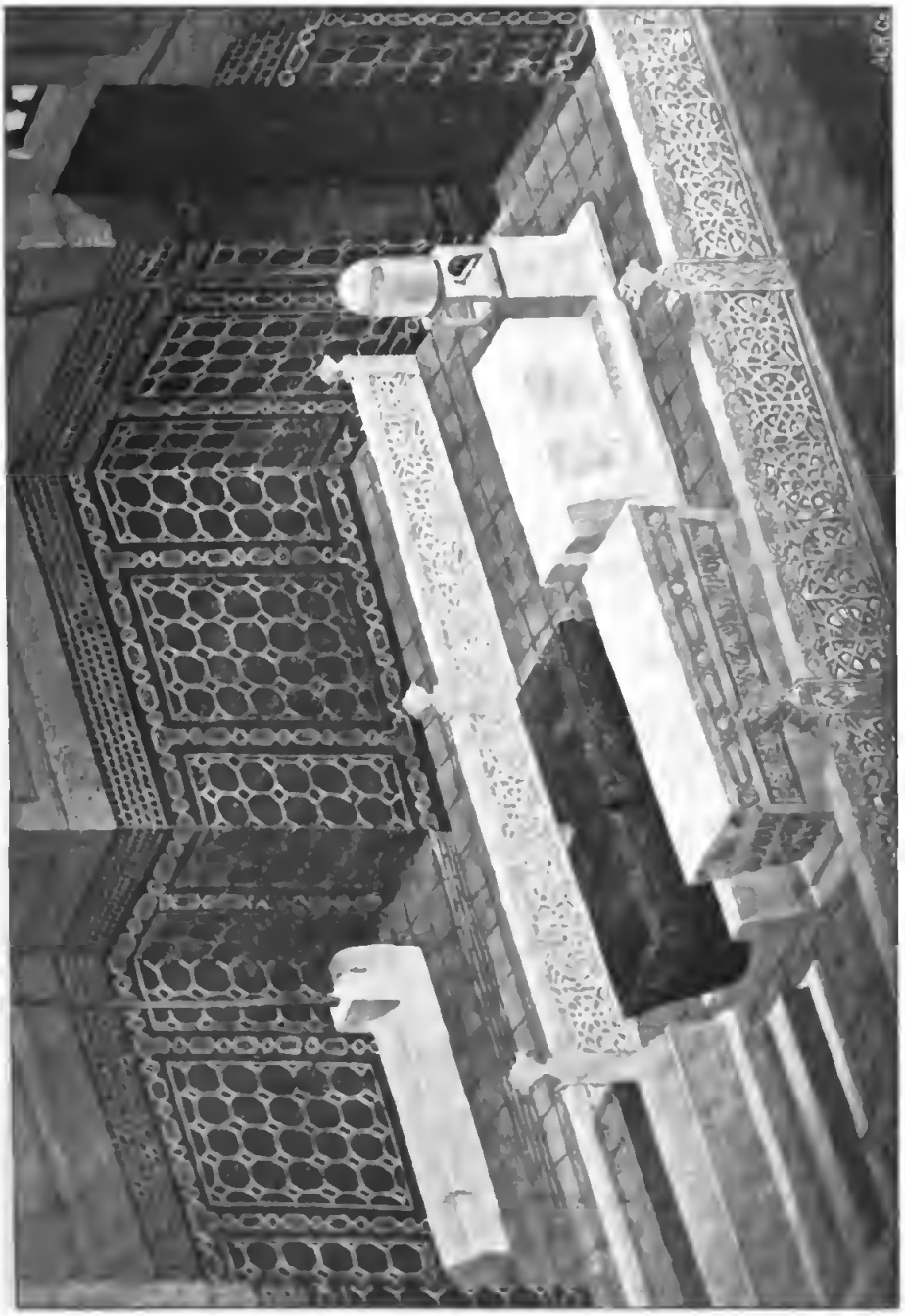


Bild 124. Samarkand. Grabmal Timurs und ſeiner Verwandten. (S. 161.)

Bild 125. Baber. Nach einer indiſchen Zeichnung des 16. Jahrhunderts. (S. 161.)

Bild 126. Aurangzeb. Nach einer gleichzeitigen indiſchen Zeichnung. (S. 169.)

dieſe Türme betrachten mag, ob aus der Ferne, wo die dunkeln Linien der Bogen und Kuppeln ſich maleriſch von dem hellblauen Himmel abheben, oder aus der Nähe, wo das leuchtende Kalarit der farbigen Fayencebekleidung das Auge beſtichl, überall empfängt man den Eindruck ernſter Größe und feierlicher Pracht. Da funkelt die azurblaue Kuppel des „Grab des Emir", Gur-i-Mir, durch das Laubwerk der Baumgruppen, die ſich ringsum erheben, über die Stadt und lenkt ſchon von weitem das Auge auf ſich. Der hochragende zylindriſche Rundbau iſt rings mit der herrlichſten Fayence bekleidet. Darüber ſteigt die kräftige Kuppel mit ſchön gewundenen breiten Kannelüren empor. Hier ruht der furchtbare Timur an der Seite ſeiner Söhne, Enkel und vertrauten Freunde. Ein enger Raum iſt dem wilden Eroberer einer halben Welt geblieben. Aber es ſpricht ein großer, majeſtätiſcher Zug aus dieſen gewaltigen Baumaſſen, und der lichte Glanz des Kolarits breitet ſich verklärend über ihre Wucht aus, als erinnere er daran, daß dieſe furchtbare Geißel Aſiens und Europas mit einem unbändigen Eroberungsdrang eine merkwürdig zarte Vorliebe für Poeſie und Kunſt auf ſeinen Kriegsfahrten verband.

Nach dem Beſitze dieſes Grabes ſehnte ſich Baber. Samarkand wurde die große Idee ſeines Lebens. Dreimal bot er alles auf, um die Idee zu verwirklichen; dreimal kam er auch wirklich in den Beſitz des Talisman, aber dreimal wurde er ihm wieder entriſſen. Kaum 15 Jahre alt, erobert er Samarkand zum erſtenmal. Der Beſitz dauert gerade 100 Tage, dann findet ſich der Knabe heimatlos. Drei Jahre ſpäter erneuert er den Verſuch; es glückt ihm, aber nur, um nach einem Jahre wiederum den Schatz zu verlieren. Das unſtäte Wanderleben eines Verbannten folgt, und der vom eigenen Vaden Ausgetriebene erobert ſich auf dieſen Wanderungen der Reihe nach Kabul, Herat, Kandahar, alles Städte, mit denen eine alte, bis in Alexanders Tage reichende Geſchichte verflochten iſt. Nur eines fehlt, die Königin unter allen zentralaſiatiſchen Städten: Samarkand. Nach ſieben Jahren unternimmt er einen dritten Verſuch; auch dieſer gelingt. Doch nur acht Monate erfreut er ſich der erlangten Herrſchaft, und wiederum wird er vertrieben. 24 Jahre des Kampfes um Mittelaſiens ſtolze Beherrſcherin ſind jetzt verfloſſen. Da gibt Baber alle Hoffnung auf, *dieſes* Samarkand zu beſitzen; auf anderem Boden will er die große, in Samarkand ihm vorſchwebende *Idee* verwirklichen. Vom Süden her winkt das Tal der Jamuna und des Ganges. Am Ufer dieſer heiligen Ströme ſoll Samarkand als Beherrſcherin eines Weltreiches wieder erſtehen. Baber zählte 36 Jahre, als er den Weg einſchlug, den einſt Alexander d. Gr. von Marakanda aus gezogen, um Indien zu erobern. Der Weg führte über den Kaibarpaß dem Kabulſtrom entlang nach dem Indus, an demſelben Attak vorüber, wo Alexander die Scheidegrenze zwiſchen Weſt- und Oſtaſien

überschritten. Mit Bewunderung erfüllte ihn die neue Welt, die sich vor seinem Auge auftat, und trieb ihn vorwärts. Die ersten Heerfahrten nach Indien blieben ohne Erfolg. Als er zum fünftenmal den Strom überschritt, an dem einst Alexanders Vordringen zum Stehen gekommen war, stand für ihn der Weg offen, um Samarkands Herrlichkeit auf einen neuen Boden zu verpflanzen. Am 21. April 1526 war auf der Walstatt von Panipat die Entscheidung über den Besitz von Dehli gefallen; wenige Tage später zog der Sieger in die Kaiserstadt ein. Aber nicht hier sollte sich sein Samarkand erheben unter den vielen Trümmern, mit denen das nomadisierende Dehli bereits die Ebene bedeckt hatte; es trieb den Nomadensohn tiefer gegen Süden. Das lag nun einmal in der Wandernatur dieser tatarisch-mongolischen Eroberer. Er riß sich von dem Boden los, auf dem nun bereits während dreier Jahrhunderte die sarazenische Beherrscherin Indiens umhergezogen. Von Dehli wandert Baber nach Agra, um hier ein kaiserliches Hoflager aufzubauen, in dessen Mauern sich eine neue Epoche Indiens ankündigen sollte. Baber begann sofort mit dem Bau der Stadt, während er noch mit dem mächtigsten Radschputenfürsten um den dauernden Besitz Hindustans kämpfte. Er erzählt selbst in seinen Denkwürdigkeiten, daß er bereits in den ersten beiden Jahren mehr als 2000 Steinmetzen in Agra zum Bau seiner Hofburg beschäftigte. Samarkand, die stolze, vielumworbene Königin Mittelasiens, der Traum des Knaben, die Sehnsucht des Jünglings, die Enttäuschung des Mannes, diese großartigste Verkörperung einer Weltherrschaft, in der der Ruhm Alexanders fortlebte, wandert jetzt in der Pracht ihrer Denkmäler vom Ufer des Oxus an die der Jamuna und verbindet sich dort mit allem Reichtum Indiens, um in einem ganz neuen Glanze wiederzuerstehen. Vier Jahre bloß herrschte Baber als Padischah über Indien; 48 Jahre alt, stirbt er am 6. Dezember 1530 im Gartenpalast von Agra, umgeben von dem Glanze des Beherrschers von Indien, in der Blüte der Manneskraft. Während der Schöpfer der neuen Dynastie nach Kabul zurückgebracht wird, um in dem von ihm selbst angepflanzten, mit seinen Lieblingsblumen geschmückten Garten begraben zu werden, am gleichen Orte, wo er so häufig träumend gesessen und wehmütig gegen Norden nach dem verlorenen Samarkand geschaut, verwirklichen die Erben seiner Macht auf dem Boden Agras das von ihm erstrebte Ideal.

Diese Bilder begleiteten mich auf dem Wege durch das Kabultal und über den Indus und ließen mir die Fahrt durch das Fünfströmeland im Angesichte der Bergriesen des Himalaja doppelt genußreich erscheinen. Einen letzten Gruß sandte ich nach Lahor und Dehli hinüber. Spät am Abend des 8. März erreichte ich Agra. Eine herzliche Aufnahme erwartete mich im Hause des Erzbischofs.

9. März 1905.

Die große Rivalin von Dehli, Kaiser Schah Dschahans Agra-Burg, erhebt sich gleich jener dicht am Ufer der Jamuna in Gestalt eines Rechteckes. Ein Blick auf die imposanten Umfassungsmauern genügt, um in den Torburgen und Bastionen sofort denselben Meister zu erkennen, der jene Palaststadt schuf, in welcher Dehli seine Wanderungen beschloß. Wir überschreiten die Zugbrücke und gelangen unter den weit ausladenden Bogenwölbungen des Dehlitores zwischen Mauern, die wie Felswände emporsteigen, in den inneren Hof. Gegenüber der kaiserlichen Hofburg in Dehli erfreut sich der Agra-Palast des Vorzuges, daß fast alle Bauwerke, welche einst Teile der kaiserlichen Residenz ausmachten: Hallen und Säle, Bäder und Galerien, Pavillons und Kioske, Terrassen und Verandas, noch gut erhalten sind. In Dehli sind nur ein paar Prachtstücke vor der Zerstörung bewahrt geblieben. Sind es auch wahre Juwelen künstlerischen Schaffens, so läßt sich doch daraus kein Bild von dem Palast als Ganzes mehr gewinnen. Anders in Agra. Da rollt sich die lange Reihe der wie ein Labyrinth ineinander greifenden Hallen und Gänge vor dem Auge noch so ziemlich in der ganzen märchenhaften Schönheit von ehedem auf. Und während man in diesem Zauberpalast auf und nieder steigend sich den Weg sucht, wird man unwillkürlich in jene Tage versetzt, wo dieser Marmor die Herrlichkeit des ersten asiatischen Fürstenhofes umschloß. Über jene blinkenden Marmorstufen und glitzernden Marmorterrassen schwebte die Majestät des Padischah. Tausend entzückende Bilder orientalischen Glanzes glitten da hinüber. Was das höchste Raffinement der Üppigkeit im berauschenden Genuß irdischer Schönheit aussinnen mochte, das fand seinen Weg in diese Marmorhallen.

Die erste Burg geht auf Baber zurück. Kaiser Akbar setzte den Ausbau von Babers Burg fort, während er gleichzeitig die große Akropolis in Fatihpur anlegte. Diese Bauten sind es, auf die man zuerst stößt, wenn man vom südlichen Torweg aus den Rundgang beginnt. Man wandelt zuerst in der Epoche des größten aller Mogulkaiser, dann aber nimmt der Stil plötzlich einen andern Charakter an. Wir treten in die Epoche des Kaisers Schah Dschahan. Der Gegensatz der beiden Kunstrichtungen tritt dem Besucher mit packender Überraschung vor Augen, sobald man aus Akbars Palast heraustritt, um sich dem nächsten Bauwerk zuzuwenden. Wir befinden uns da im Bereich eines plötzlich sich vollziehenden Umschwunges der Kunst. Vor uns breitet sich in Gestalt eines Rechteckes ein mit Blumen und Strauchwerk geschmückter Garten aus, der Anghuri Bag oder „Rebengarten". Hier beginnt Schah Dschahans Märchenpalast. Wir steigen wenige Stufen empor, und es umfängt uns die Pracht der von Marmor und Mosaik leuchtenden Säle, in denen Asiens mächtigster Kaiser einst gelebt hat. Das Halbdunkel, aus dem die glänzende weiße Fläche des Marmors im Hinter-

grunde hervorleuchtet, gibt dem Ganzen eine feierliche Stimmung. Das Auge muß ſich erſt ein wenig an die Neuheit des Bildes gewöhnen, bevor es empfänglich wird für die Schönheit des einzelnen. Allmählich tritt das Bild in plaſtiſcher Klarheit hervor, und nun beginnt das Zuſammenwirken von Form und Farbe in den zierlichen Marmorräumen immer lebhafter das Auge zu feſſeln. Überall leuchten demſelben aus dem ſchneeweißen Marmorgrunde die farbenfriſchen Darbietungen der Pflanzenwelt entgegen. Mit wunderbarem Geſchick iſt hier die Natur in den zarten Formen der Blätter und Blumen idealiſiert. Dabei macht ſich im Wechſel und in der Verbindung der Farben ein fein geübter Sinn für harmoniſche Farbenwirkung geltend. Durch die ſonnige Klarheit des Kolorits weiß der Künſtler den Moſaikbildern den Zauber lieblicher Idylle zu geben. Es läßt ſich wohl ſchwerlich in der ganzen Geſchichte der Architektur ein Wandel von ſolcher Plötzlichkeit nachweiſen wie jener, der zwiſchen dem Stil Akbars und dem ſeines Enkels Schah Dſchahan eintrat. Zwiſchen der männlichen Kraft und reichen Originalität der Bauten Akbars und der aufs äußerſte geſteigerten, ans Weichliche grenzenden Anmut und Grazie der Kunſt Schah Dſchahans beſteht ein Gegenſatz, wie er kaum größer gedacht werden kann. Und doch war es dasſelbe Volk, das dieſe Werke ſchuf, derſelbe Kultus, deſſen Verherrlichung die Bauwerke dienten. In dieſem örtlich und zeitlich ganz unvermittelten Wandel ſpiegelt ſich der Abſchluß des Rieſenkampfes wider, in dem ſich der Islam mit dem Hinduismus meſſen wollte.

Kaiſer Dſchehangir war im November 1627 plötzlich hinweggerafft worden, als er eben von ſeinem Aufenthalt in den kühlen Tälern Kaſchmirs zurückkehrte. Im Januar des folgenden Jahres wurde ſein Sohn Khurram zum Kaiſer von Hinduſtan in Agra proklamiert unter dem Namen Schah Dſchahan („König der Welt“). Seine Mutter war zwar eine Radſchputenprinzeſſin, die Tochter des ſtolzen Radſcha von Marwar. Aber mit dem Hindublute der Mutter hatte er nichts von der weitherzigen Auffaſſung des Vaters und Großvaters gegenüber dem Hinduismus geerbt. Mit Kaiſer Schah Dſchahan wandte ſich die Politik der Mogul vollſtändig von der Richtung ab, die ihr der große Geiſt Akbars gegeben hatte. Der Enkel war ein eifriger Muslim, ein treuer Anhänger der orthodoxen Sunna. In dieſer Rechtgläubigkeit wurde er gefeſtigt durch ſeine Gemahlin Mumtaz Mahall. Aber obſchon Schah Dſchahan zur Strenge des Islam zurückkehrte, ſo war er doch viel zu beſonnen, um ſich zu einer religiöſen Bedrückung der Hindubevölkerung verleiten zu laſſen. Nach wie vor fanden die Hindu bei Hof und im Heere die ehrenvollſte Verwendung; ein zeitgenöſſiſcher Hinduſchriftſteller findet nicht genug Worte des Lobes, um des Kaiſers Gerechtigkeitsſinn, ſeine weiſe und hochherzige Verwaltung, den ehrenhaften Charakter ſeiner Richter und Beamten zu feiern. Mit dieſem Zeugen begegnet ſich der franzöſiſche zeit-

Bild 127. Agra. Innenſeite des Tors. (S. 103.)

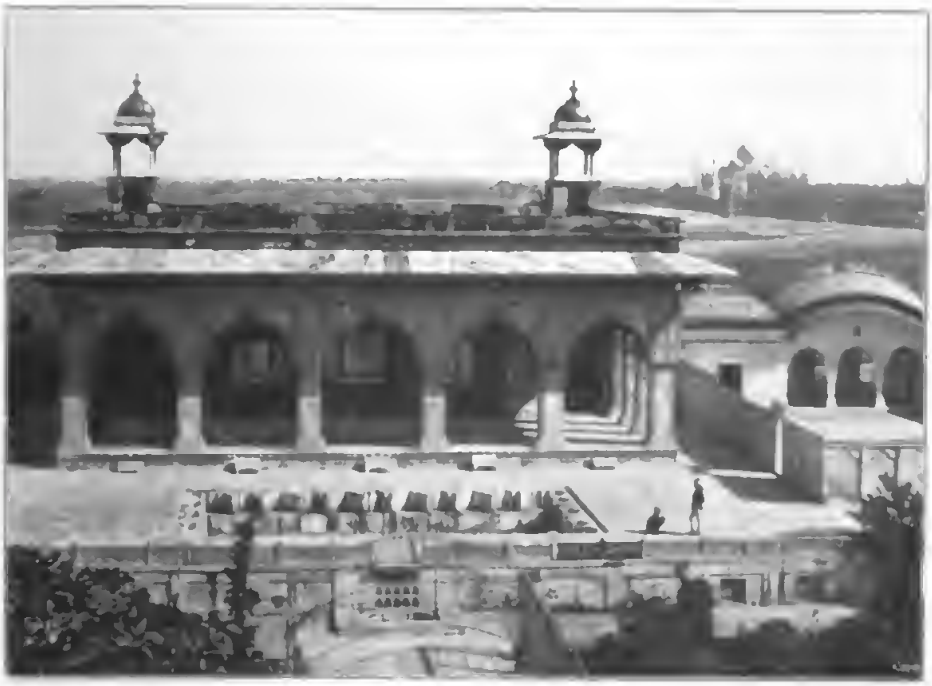


Bild 128. Agra. Diwan-i-Kas. (S. 168.)

Bild 129. Agra. Palasthof mit dem Diwan-i-Am (rechts). (S. 169.)

genössische Reisende Tavernier, der von des Kaisers klugem und gütigem Regiment wie von dem „eines Vaters über seine Familie" redet. Unterstützt von Männern wie Sa'd-Allah Allami, einem hervorragenden Staatsmann, und von Ali Mardan und Asaf Khan sicherte er seinem Volk eine ruhige und glänzende Entwicklung. Das gewaltige Reich erfreute sich eines noch nie dagewesenen Wohlstandes. Diese Blüte fand ihren glanzvollsten Ausdruck in der Kunst. Der Enkel wollte den großen Ahnen Akbar übertreffen.

Schah Dschahan schuf etwas Neues dadurch, daß er das Hinduelement, das dem sarazenischen Bau immer reicher das Gepräge aufdrückte, wieder zurückdrängte. Ein ähnlicher Versuch begegnete uns bereits in Dehli. Aber damals suchte der Rückschlag die üppige Schönheit des aus der künstlerischen Allianz des Islam und Hinduismus hervorgegangenen Stiles zu den ernsten Formen des sarazenischen Monumentalstiles zurückzuführen. Diesmal tritt das Umgekehrte ein; das indische Element wird durch ein anderes, nicht sarazenisches Element ersetzt. Indem sich die Kunst des Islam mit diesem Elemente verbindet, entfaltet sie sich zu einer ganz neuen Schönheit. Es war die Zeit, wo der Einfluß des Abendlandes sich geltend zu machen begann und abendländische Kunst ihren Weg nach Indien fand. Bereits unter Kaiser Dschehangir war die als Pietra dura bekannte und in Florenz zu so außerordentlicher Eleganz entwickelte Mosaiktechnik in Agra bekannt geworden. Italienische Künstler, vom Ruhme des prachtliebenden Mogulhofes angezogen, hatten dieses eigenartige Mosaik in das Ornament einzuführen begonnen. Unter Pietra dura versteht man eine eigentümliche Art des Plattenmosaiks. In die Marmorfläche werden buntfarbige kostbare Steine mit äußerstem Geschick eingelegt, um sozusagen aus dem Marmor heraus eine ganze Blütenpracht der herrlichsten und farbenreichsten Ornamente hervorzuzaubern. Solche Marmorplatten wecken den Eindruck, als sei das ihnen eingewobene Blumen- und Blattmuster oder das Rankengewinde der Arabesken in seinem frischen Farbenschmelz nicht durch Kunst hineingetragen, sondern gleich den Schichten, Streifen und Flecken in der natürlichen Färbung und Zeichnung des Marmors gegeben. Kirchliche und bürgerliche Kunstgegenstände Italiens zeigen im 16. und 17. Jahrhundert Einlagen solcher Art in der höchsten Vollkommenheit. Die großartigste und umfassendste Anwendung fand die Pietra dura-Mosaik in der Ausschmückung der Mediceerkapelle in S. Lorenzo. Mit glücklicher Wirkung wurde die heitere Farbenpracht dieses marmorleuchtenden Ornamentes zur Bekleidung der Wandflächen herangezogen und wandelte den Raum in einen wahren Juwelenschrein um.

Kein Ornament der abendländischen Kunst konnte in Indien einen so günstigen Boden finden wie die Pietra dura in dem Farbenzauber ihrer kostbaren Steine. Seiner ganzen Eigenart nach ist dieses Ornament ja

mehr ein Sprößling des morgenländiſchen als des abendländiſchen Kunſtſinnes und paßt ſo recht zu der glühenden Schönheit des indiſchen Himmels. Alles, deſſen die Pietra dura-Einlage bedurfte, um ihre reiche, vielfarbige Pracht zu entfalten, fand ſich in Indien: der koſtbare Marmor als Untergrund, die edelſten Steine als Einlage, weißer Marmor von Dſchodhpur, ſchwarzer von Dſchaipur, gelber von Dſchaihatmir, Karneol von Cambay, Lapislazuli und Saphir von Ceylon, Kriſtall von Malwa, Diamanten von Haidarabad, Achat von Dſchubulpur, Jaſpis von Gwalior, Rubin von Birma, Granat von Bandelkhand, Türkis von der Grenze Tibets, Matachit von Afghaniſtan. Indien war ja ſeit undenklichen Zeiten die Fundgrube des koſtbarſten Geſteins geweſen, und ſeit den Tagen des Auguſtus hatte die römiſche Welt nichts ſo ſehr begehrt zur Erhöhung ihres Luxus als die Edelſteine Indiens und die Perlen Ceylons. An keinem Punkt Indiens aber hatte ſich eine ſolche Fülle des edelſten Steines, eine ſolche Pracht der Perlen vereinigt wie am Hofe des Großmogul. Die ſiegreichen Kriege Akbars während einer nahezu fünfzigjährigen Regierung hatten einen beiſpielloſen Reichtum aus allen Teilen Indiens nach Agra gebracht, und ſo ließ ſich kaum ein glücklicherer Boden zur Entfaltung der dem Pietra dura-Ornament eigenen Schönheit denken. Um das Jahr 1625 war nun nach Indien ein Mann gekommen, der alle Eigenſchaften beſaß, um dieſem Ornament in dem regen Kunſtleben des Mogulhofes eine Geltung zu verſchaffen, die es in keiner andern Kunſtſphäre je erlangt hat. Dieſer Mann war Auſtin de Bordeaux. Wenig iſt uns über den merkwürdigen Abenteurer bekannt. Er war urſprünglich Goldſchmied und Juwelenhändler, hatte ſich aber einen trügeriſchen Handel mit falſchen Edelſteinen an mehreren Fürſtenhöfen Europas zu ſchulden kommen laſſen. Um ſich den Folgen des Betruges zu entziehen, ſuchte er ſein Heil in Indien. Gerieben und geſchickt wie er war, erkannte er bald, daß ſich ihm am Hofe des prachtliebenden Kaiſers Schah Dſchahan Gelegenheit bot, ſeine außerordentliche Kunſtfertigkeit zu verwerten, und Schah Dſchahan war der Fürſt, um den Wert eines ſolchen Künſtlertalentes ſofort zu erkennen. Der Kaiſer, von dem Streben geleitet, ſeine Herrſchaft in Bauwerken zu verherrlichen, die Akbars Glanz in jeder Beziehung überſtrahlen ſollten, fand in der Kunſt dieſes Mannes das Mittel, um einen Stil zu ſchaffen, der mit aller vorausgehenden Kunſtherrlichkeit nichts gemein hatte. In dieſem Stile baute er ſich ein ganz neues Hoflager auf, während das Werk Akbars dem Verfalle preisgegeben wurde.

Kaum ſind 20 Jahre verfloſſen, da ſcheint ſchon all das Große, was der Rieſengeiſt eines Akbar in Fatihpur geleiſtet, von dem Epigonen vergeſſen. Dieſer Epigone aber ſchafft gar nicht nach Epigonenart, ſondern baut wie ein Titane ſo großartig, daß alle Schönheit des vorausgehenden Geſchlechtes zu erblaſſen beginnt. Wenn die ſarazeniſchen Herren Indiens

es während einer Epoche verſtanden haben, ihre Macht in dem Glanze der Palaſtherrlichkeit zum Ausdrucke zu bringen, ſo iſt es das letzte Stadium, in das die Entwicklung mit Schah Dſchahan einlenkte. Vieles, ſehr vieles wird unſerem Auge fremd, unverſtändlich bleiben. Wir vermögen es nicht, uns hineinzudenken in dieſe unerhört ſchwelgende Pracht und Fülle. Wenn man jedoch einen kleinen Einblick in das aſiatiſche Herrſchertum auf der Höhe ſeiner Entfaltung gewinnen will, ſo muß man es in den Schöpfungen Schah Dſchahans beobachten. Alles, was höchſte Macht und Pracht zu leiſten vermochten, hat ſich hier zuſammengedrängt. So erlebte die Kapelle der Medici von Florenz in der Steinpracht Indiens eine Wiedererweckung als Denkmal der höchſten Macht des Islam. Dieſelbe Kunſtfertigkeit, die jene Kapelle zu einem Juwel chriſtlicher Kunſt machte, ſchuf den Seraglio des Mogulkaiſers zu einem Juwel ſarazeniſcher Kunſt. Aber gerade in dieſer ſcheinbaren Annäherung und inneren Verwandtſchaft zeigt ſich auch der tiefe Abgrund, welcher die chriſtliche Kunſt von der mohammedaniſchen trennt. Was hat die chriſtliche Kunſt mit dieſem Prachtmittel ornamentaler Ausſtattung zu ſtande gebracht? was hingegen die ſarazeniſche Kunſt?

In Indien waren die Vorbedingungen nach der materiellen wie nach der techniſchen Seite hin ungleich günſtiger. Über eine ſolche Fülle des edelſten und koſtbarſten Steines hat kein Künſtler der Medici je verfügt wie der Künſtler der Mogul. Und die indiſchen Künſtler, deren ſich Auſtin de Bordeaux zur Ausführung ſeiner Werke bediente, verbanden mit einem meiſterhaften techniſchen Geſchick einen Sinn für Form und Farbe, der mit dem der florentiniſchen Meiſter wetteifern konnte. Und doch, wenn man dieſe weißſchimmernden Marmorflächen mit dem frühlingsfriſchen Farbenſchmuck der Blumen und Arabesken dem Werke der chriſtlichen Kunſt gegenüberſtellt, ſo kommt einem das alles nicht bloß nüchtern, ſondern geradezu arm vor, ungeachtet des blendenden Reichtums. Es fehlt dieſem Märchenbilde die geiſtige Schönheit. Dem mohammedaniſchen Künſtler geht das ab, was jedem chriſtlichen Künſtler eine Quelle des reichſten Lebens erſchließt, der Blick in das Geheimnis des göttlichen Lebens und Wirkens. Welche Mannigfaltigkeit künſtleriſcher Geſtalten eröffnet dem chriſtlichen Künſtler das Leben des Heilandes und der Heiligen, welch herrliche, tiefſinnige Symbolik tut ſich ihm auf in der chriſtlichen Liturgie! Die religiöſe Empfindung gibt allen Werken einen himmliſchen Hauch. Die Herrlichkeit des Paradieſes leuchtet aus dem Antlitz der Heiligen, und man verſpürt bei ihrem Anblick den Odem des göttlichen Geiſtes, der einſt über den Waſſern ſchwebte und in dem einen Worte: Es werde Licht! die öde, leere Erde mit einem verklärenden Strahl ſeines ewigen Lichtes durchdrang. Wie ſehr ſticht von dieſer hoheitsvollen Größe das Bild ab, in dem die ſarazeniſche Kunſt ihre glanzvollſten Triumphe gefeiert hat! Nichts ging ihr ab, um die erhabenſten

Gedanken zum Ausdruck zu bringen, weder die Empfänglichkeit für die Anmut der Formen und die Harmonie der Farben noch die Fertigkeit zur Bewältigung des Materials. Es fehlte nur eines: der geistige Gehalt; aber damit fehlte auch alles. Nirgendwo habe ich die Armut der Ideen, die Unfähigkeit zur tiefsinnigen Gestaltung eines religiösen Gedankenkreises innerhalb der nichtchristlichen Welt lebhafter empfunden als in den Denkmälern, die das goldene Zeitalter der Mogulkunst unter Schah Dschahan auszeichnet. Aber gerade darum war mir ein Besuch dieser Kunststätten so überaus lehrreich, und er wird es für jeden sein, dem daran gelegen ist, in das innerste Wesen dieses Völkerlebens mit allen seinen schaffenden und webenden Kräften, mit seinen Licht- und Schattenseiten einzudringen.

Wir überlassen uns eine Weile den Eindrücken, welche der Farbenzauber der Samanburj hervorruft, und wenden uns dann dem Spiegelpalast zu. Ein ganz anderes Bild kommt zum Vorschein. Alles ist dunkel. Einer unserer Begleiter erleuchtet den Raum. Mit einem Male beginnen die Wände in unzähligen Lichtern zu flimmern. Wie ein Silberstrom ergießt sich das Licht über die Flächen, und vor uns erscheinen Fontänen und künstliche Kaskaden. Dem ernsten künstlerischen Empfinden kommt dieses Bild wohl wie ein leichtes Spiel von Lichteffekten vor; aber es paßt so sehr zur Stimmung des Ganzen, daß es sich gerade an dieser Stelle wie ein rechtes Feenbild in den Feenpalast einfügt.

Ein neues Bild zeigt sich. Auf einer dem Strome zugewandten Marmorterrasse vor uns glitzert das goldene Dach des „Goldenen Pavillons". Hier lebte Schah Dschahans erste Gemahlin in einer Pracht, wie sie sich für die Gemahlin des gewaltigsten Fürsten von Asien ziemte. Alle Würde und Anmut des Stiles ist in dem herrlichen Marmor zu blendendem Ausdruck gebracht. Mit diesem Bauwerk wetteifert der Diwan-i-Kas. Die „Fürstenhalle" von Agra ist das Seitenstück zur „Fürstenhalle" in Delhi, gleich dieser ein Juwel unter allen Schöpfungen, die jemals die fürstlichste aller fürstlichen Kunstepochen Asiens hervorgebracht hat. Hier lebte Schah Dschahan und nahm die Huldigung der Fürsten Indiens entgegen, von hier aus konnte er sich des Strombildes erfreuen. Und wenn dann sein Blick über die Wogen hinweg schweifte, da erweiterte sich die Ebene vor ihm in unbegrenzte Fernen hoch gegen Norden und tief gegen Süden. Asiens reichste Länder lagen vor ihm als sein Besitz ausgebreitet. Als der Widerschein des unermeßlichen Reichtums leuchtete der Fürstensaal in der Herrlichkeit, den ihm die Künstler des Zeitalters gaben. Und wenn es möglich ist, in einer aufs Höchste gesteigerten Pracht Macht und Reichtum zum Ausdruck zu bringen, dann ist Schah Dschahan in dem Glanze seiner Schöpfungen der Verwirklichung nahe gekommen. Diese auf glanzvolle Wirkung hinzielende dekorative Ausstattung ist keineswegs eitle Effekthascherei, es sind Werke von prunkvoller und doch

Bild 130. Agra. Große Perlmoſchee. (S. 169.)

Bild 131. Agra. Harem. (S. 168.)

Bild 132. Agra. Inneres der Großen Perlmoschee. (S. 170.)

edler Schönheit. Wenn wir noch zweifelhaft sein könnten, ob wir es hier mit einer äußerlich bestechenden, aber künstlerisch oberflächlichen Gelegenheitsdekoration zu tun haben, so brauchen wir nur auf die Kleinarbeit dieses Schaffens zu schauen. Auch das Kleinste zeigt Züge vollendeter Kunst.

Wir steigen die Stufen hinan und finden uns einer kleinen, zierlichen Moschee gegenüber. Es ist die Edelsteinmoschee. Sie war ausschließlich den Damen des Hofes, der Gemahlin und den Prinzessinnen und ihrem Gefolge vorbehalten. Der Bestimmung entspricht die zierliche und zarte Ausstattung, welche der kleinen, von drei niedlichen Kuppeln überwölbten Marmorhalle gegeben ist. Seltsamer Wandel der Geschicke! Hier sollte später der gewaltige Mann, der all diese Schönheit hervorgezaubert, die letzten Jahre seines Lebens als der Gefangene des eigenen Sohnes in tiefer Erniedrigung verbringen. Bei der Fülle der kleinen Marmorbauten vermag man kaum auf das einzelne zu achten. Da erhebt sich auf der Terrasse die wunderhübsche Privatmoschee, wir würden sagen Schloßkapelle des Kaisers, die Mina Masdschid; in der Nähe fesselt das Auge eine in grünem Marmor leuchtende Säulenhalle. Lebhafter als diese kleineren Bauten, wahre Meisterstücke edeln Geschmackes, spricht zu uns die Pracht des Diwan-i-Am, die Halle der öffentlichen Empfänge. Sie mißt in ihrer Länge von Nord nach Süd 60,8 m. Ähnlich dem Diwan-i-Am in Dehli ist zum Bau der öffentlichen Halle der schönste rote Sandstein verwandt. Die Säulen teilen die Halle der Länge nach in drei Schiffe, der Breite nach in neun Gänge ab. Nach vorn öffnet sie sich in neun kranzförmigen Bogen, die von je zwei Doppelsäulen getragen werden. Im Hintergrund erhebt sich die Nische, wo der kaiserliche Thron stand. Hier sprach der Kaiser Recht. Dieser Bestimmung entsprechend trägt die Halle im Gegensatze zu der Marmorpracht der fürstlichen Privaträume einen ernsteren, feierlicheren Charakter.

Eine Überraschung ganz eigener Art bietet nach all den farbenfrischen Eindrücken der Mosaikhallen die große Perlmoschee. So einfach sie in ihrer Anlage ist, so wirkungsvoll ist sie in ihren architektonischen Formen. Ein Torweg aus Sandstein bildet den Eingang. In dem Augenblick, da wir hindurch schreiten, sehen wir uns von einer eigentümlichen Pracht umgeben. Vor uns streckt sich ein Hof in einer Länge von 48,4 m und einer Breite von 47 m aus. In der Mitte ist ein großes Wasserbassin. Rings um den Hof zieht sich eine Bogenhalle. Im Hintergrund öffnet sich die Bogenfassade der Moschee. Das Ganze erscheint gedrängt, und doch ist in dem Augenblicke, wo man in das Innere des Hofes vorschreitet, um ein Gesamtbild zu gewinnen, die Wirkung eine grandiose. Es ist dieselbe Wirkung, die uns schon in der Perlmoschee von Dehli fesselte. Wie aus einem einzigen mächtigen Granitblock, der mit großen Marmoradern durchzogen ist, scheint die ganze Anlage herausgeschnitten, die Arkaden mit ihren

auf ſchlanken Säulen ruhenden Kranzbogen, die Faſſade mit den ſieben in der gleichen Höhe gehaltenen Bogenportalen als Randeinfaſſung, die Linie der kleinen Türmchen, und über alles hinausragend die drei Kuppeln. Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf dieſer Marmormaſſe. Während die andern Bauwerke durch eine mit dem höchſten Raffinement ſich entfaltende Farbenſchönheit beſtechen, verſchmäht hier der Künſtler allen Luxus. Der koſtbare Marmor ſoll durch die eigene Schönheit in dem einfachen und doch ſo anſprechenden Linienſpiel des kranzförmigen Spitzbogens wirken. Das kommt am prachtvollſten im Innern der Gebetshalle ſelbſt zur Geltung. Den ſieben Bogenportalen entſprechen in einer Tiefenſtellung von je drei Säulen ſieben Bogengänge. Dadurch wird der Innenraum in drei Längsſchiffe eingeteilt. Die eigenartige Schönheit der Gliederung beruht darauf, daß die dreimal ſieben Pfeiler, welche den Innenraum gliedern, durch Spitzbogen von außerordentlich weiter Spannung ſowohl im Querſchnitt als im Längsſchnitt untereinander eng verbunden ſind. Dieſe Spitzbogen löſen ſich durch die halbkreisförmigen Einſchnitte in Kranzgewinde auf, die ſich in leichtem, graziöſem Schwung von Pfeiler zu Pfeiler ſchwingen. Die anmutig gewundenen Linien bringen ein harmoniſches Leben in die Gliederung, aber ihren vollen Reiz erhalten ſie erſt in der auserleſenen Pracht des geäderten Marmors. Jeder Pfeiler ſtellt ein wuchtiges Marmoroktogon dar, obſchon einfach im Schmuck, doch ſo rein und edel, ſo klar und kräftig in der Zeichnung, daß ſie zum Schönſten gehören, was dieſe Kunſt hervorgebracht hat. Die Kranzgewinde der Bogen ſind nicht zierlich feine Ornamente, die lediglich durch die Anmut der äußeren Form beſtechen ſollen, ſondern mächtige Marmorquadern, denen die Meiſterſchaft des Meißels eine plaſtiſche Grazie gegeben hat. Wohin man ſich nur ſtellen mag, überall öffnen die Bogengänge eine mit jedem Schritt wechſelnde Perſpektive der Kranzgewinde. Großartig erſcheint das Ganze in dem Ebenmaß der ebenſo kräftigen als eleganten Formen, die bald im vollen Sonnenlichte ſtrahlen, bald im Halbdunkel der Schatten geheimnisvoll durchblicken. Nur ungern trennt ſich das Auge von dieſem Bilde.

Ringsum iſt es leer, verlaſſen. Wie ſtumme Zeugen der entſchwundenen Pracht ſchauen uns die kühlen Marmorwände an. Was könnten ſie uns von all den Geheimniſſen erzählen, die ſie mit ihren leuchtenden Flächen vor den Augen der gewöhnlichen Sterblichen wie mit einem undurchdringlichen Marmorſchleier verhüllen mußten. Jetzt dringen wir in alle Winkel ein. Kein noch ſo entlegener verdeckter Marmorſaal entzieht ſich dem Blicke. Beim Anblick all dieſer marmornen Schönheit kann man ſich eines Gefühles der Teilnahme an dem tragiſchen Untergang eines ſo großen Herrſcherhauſes nicht erwehren. Alles in allem waren dieſe Kaiſer Baber, Akbar, Schah Dſchahan doch große Geſtalten, im wahren Sinne Fürſten. Waren ſie als

echte Sprößlinge Timurs, des Tatarenchans, gewaltig durch ihr Schwert, ſo erſcheinen ſie noch größer durch die Gaben ihres Geiſtes.

Wenn man durch dieſe Flucht von Pavillons und Terraſſen, von Galerien und Torwegen glücklich hindurch gekommen, iſt man wie geblendet von der luxuriöſen Schönheit, die ſich in ſtets wechſelnder Pracht mit immer neuen Licht- und Farbenwirkungen dem Auge aufdrängt. Der Eindruck, den dieſes Bild feenhafter Schönheit weckt, läßt ſich nicht wiedergeben. Wir beſitzen eben nichts, was auch nur entfernt die Wirkung hervorzurufen vermöchte, in deren Bann hier der Eintretende unwillkürlich hineingezogen wird, ohne daß er es merkt. Worin liegt das Geheimnis dieſes Zaubers? Sind es die koſtbaren Steine, die zum Bau verwandt wurden? Aber an Pracht des Marmors, an Schönheit des Steinmaterials kann ſich gar manches fürſtliche Bauwerk im Weſten kühn mit dem Schönſten meſſen, was dieſe Hofburg beſitzt. Iſt es der farbige Reiz und Schmelz des Moſaiks, die Leuchtkraft des Kolorits, die aus dem Steine hervorbricht? Es will mir ſcheinen, als ſei im Bereiche der abendländiſchen Kunſt dieſer Farbenzauber unvergleichlich reiner und edler entwickelt. Oder ſind es etwa die vornehmen architektoniſchen Umriſſe der Bogen und Kuppeln, der Kioske und Minarets? Aber wie ſehr ſtehen dieſe Formen an Anmut und Adel hinter ſo vielen Schöpfungen unſerer Kunſt zurück, und doch wird kein Werk jemals im ſtande ſein, den eigenartigen magiſchen, märchenhaft reizenden Eindruck hervorzurufen, welchen man in dieſem Zauberlabyrinth empfindet. Es iſt ein im Marmor feſtgehaltener Traum aus „Tauſend und eine Nacht“, und Tauſend und eine Nacht funkelt nur dort, wo die träumeriſche Verſunkenheit und glühende Sinnlichkeit des Orientalen einander unmittelbar ablöſen. Es lag im Weſen des Islam begründet, die beiden Kontraſte zu entwickeln und aufs höchſte zu ſteigern. Das eine wie das andere Element entſtrömte der Glut des Islam, die ſich über das aſiatiſche Völkerleben wie ein gewaltiger Lavaſtrom ergoß. In dem ſchwülen, von der Natur mit Reichtümern ohnegleichen geſegneten Tropenlande des Ganges hatten ſich dieſe Kontraſte träumeriſcher Verſunkenheit und glühender Sinnlichkeit längſt zu voller Schärfe ausgebildet, bevor der Islam mit Indien in Berührung kam. Man denke nur an den weltabgeſchiedenen Myſtizismus des indiſchen Büßers und an die maßlos ausſchweifende Sinnlichkeit der Kunſt. Beide wachſen, alles überwuchernd und umſchlingend, aus demſelben religiöſen Boden heraus. Der Islam brauchte nur in einem ſolchen Boden Wurzel zu faſſen, um nach und nach das eine wie das andere ſo zu entwickeln, daß ſie das geſtaltende Element des künſtleriſchen Schaffens wurden. Dieſe Entwicklung erreichte ihren Höhepunkt in den Schöpfungen der Mogulfürſten und feiert ihre glänzendſten Triumphe in den Werken, mit welchen der prachtliebende Schah Dſchahan Dehli und Agra ſchmückte.

# 29. Fatihpur.

10. März 1905.

Das Dämmerlicht begann eben den Horizont zu erhellen, als wir uns außerhalb Agras auf der weiten Ebene befanden, die sich der Jamuna entlang hinzieht. Bald stieg über den Fluten des heiligen Stromes die Sonne empor. So wenig Anziehendes die Ebene dem Auge bietet, so scheint sich doch der düstere Ernst des felsigen Bodens im Strahle der Sonne zu verlieren. Ein Abglanz der großen Vergangenheit schimmert uns entgegen, während die Erinnerung in die Epoche Akbars d. Gr. (1556—1605) zurückschweift.

Unter den großen Herrschergestalten Asiens lassen sich nur wenige dem Enkel Babers an die Seite stellen, unter den Fürsten Indiens aber nimmt Akbar die erste Stelle ein. Akbar d. Gr. und Alexander d. Gr. stehen sich in ihren geistigen Anlagen nahe. Beide groß als Soldaten wie als Staatsmänner, fanden in ihrem Zeitalter den Boden zur Entfaltung ihrer außerordentlichen geistigen Begabung. Aber während es dem Genius eines Alexander nur innerhalb einer kurzen Spanne Zeit vergönnt war, sich in seinen gewaltigen Unternehmungen auszuwirken, war es Akbar beschieden, während einer nahezu fünfzigjährigen Regierung mit der ganzen Fülle seiner Kraft eine der geistig regsamsten und bedeutendsten Epochen des indischen Geisteslebens zu durchdringen. Mit 14 Jahren (1556) zum Herrscher berufen, gelang es dem Jüngling, das Reich, dessen schwankenden Besitz sein Vater Humayun erst in den letzten Lebensjahren einigermaßen gefestigt hatte, so vollständig unter seinem Zepter zusammenzuhalten und so weit nach Süd und Nord, nach Ost und West zu erweitern, daß die Herrschaft Akbars unstreitig das großartigste und blühendste Kaiserreich darstellt, das die Gangeshalbinsel jemals gesehen hat. Die ganze Größe dieses Geistes hat sich in der Akropolis von Fatihpur verkörpert. Auch heute noch bietet sie in ihren Trümmern ein Bild, das uns die Herrlichkeit der großen Zeit Akbars lebendig vor Augen bringt.

Aus der Ferne wird ein Höhenzug sichtbar, und bald zeichnen sich am Horizont die Umrisse einer Ringmauer ab. Die Umwallung gewährt nach drei Seiten den imposanten Anblick hoher gezinnter, in rotem Sandstein erbauter Mauern. Aus diesen riesigen Steinflächen, welche drei Seiten eines

unregelmäßigen, dem Rande des Kammes sich anschmiegenden Rechteckes bilden, springen die bastionartig dreinschauenden Tore hervor. Alle Tore überragt das Riesentor des Baland Darwäza, während Türmchen und Kioske anmutig den oberen Rand der Mauer umspielen. Über dem ganzen Bild glänzt wolkenlos der Himmel im tiefsten Blau, und das volle, freudige Sonnenlicht, als feiere es einen ewigen Feiertag in dieser Palaststadt des größten Herrschers von Indien, läßt alle Formen in leuchtender Klarheit hervortreten. Das ist Fatihpur Sikri.

Die Palaststadt erhebt sich 22 km von Agra entfernt auf dem Kamm eines niedern, einsam aus dem Flachland emporsteigenden Höhenzuges. Auch in ihren Trümmern bezeugt sie noch die Größe des Mannes, der diese Siegesstadt aus dem Felsen gezaubert hat. „Eine Dichtung in Stein" ist Fatihpur genannt worden. Das Wort drückt am treffendsten die eigenartige Schönheit der Baumassen aus. Im Steine wollte sich hier der große, reiche Geist des Kaisers mit all seinem Sinnen und Streben so aussprechen, daß sich darin für alle künftigen Zeiten das hohe religiöse und soziale Ideal veranschauliche, das er in der Verschmelzung des Hinduismus und des Islam zu verwirklichen strebte. Akbar hatte den Griffel der gewandtesten Schriftsteller in den Dienst seiner Ideale gestellt. Der geistvollste unter diesen Männern war Abu Fazl, Akbars treuer Freund. Niemand war so tief in das innerste Wesen des außerordentlichen Fürsten eingedrungen wie dieser Mann, Staatsmann und Dichter zugleich; niemand war mit dem Denken und Empfinden Akbars, mit dem, was er wollte, lebendiger vertraut wie jener Freund und Berater, und darum sollte seine klassische Feder im geschichtlichen Bilde der Annalen von Akbars Zeitalter der Nachwelt die Ideen und Ideale verkünden, die dem Kaiser in der Verfolgung seiner Ziele vorschwebten. Es ist der Ain Akbari.

Was dieses Werk in einem geschichtlichen Denkmal vorführte, das sollte in einem künstlerischen Bild die Akropolis auf dem Felsenboden von Fatihpur verwirklichen. Die Siegesstadt sollte eine im kostbarsten Steine gedichtete Romanze zur Verherrlichung der großen Ideale des Kaisers sein, eine Schöpfung, wo jedes Bauwerk gewissermaßen einen Gesang dieser architektonischen Dichtung darstellte.

Wenn man von diesem Gesichtspunkt aus die Akropolis von Fatihpur mit ihrer Masse von Bauten betrachtet, dann erst beginnt man die grandiose Stein- und Marmorfülle zu verstehen. Man wird sich der Vollendung bewußt, mit welcher der Schöpfer der Akropolis diesen ausgedehnten Komplex von Gebäuden zur höchsten künstlerischen Gesamtwirkung durchzubilden wußte, und erfreut sich der wundervollen Schönheit, die darin sichtbar vor Augen tritt. In jener Schönheit aber leuchtet uns etwas von dem Genius des Mannes entgegen, der die granitnen und marmornen Massen mit seinen Idealen

belebte, um damit allen künftigen Geſchlechtern das Erbe ſeiner Ideen und Pläne zu übermitteln.

Auffällig muß es erſcheinen, daß ein Mann wie Akbar auf den Gedanken kam, ſein Hoflager auf dieſem einſamen Felſen anzulegen, fern von der Jamuna und aller Pracht der Kaiſerſtädte, die ſich in den Fluten des Stromes ſpiegelten.

Es hängt dieſe Wahl eng mit einem Ereigniſſe zuſammen, das an den Namen des mohammedaniſchen Heiligen Salim anknüpft. Salim lebte als ein Einſiedler in einer Höhle dieſes felſigen Höhenzuges. Die volkstümliche Verehrung, die er genoß, und das Büßerleben, das er führte, hatten Akbars Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt. Der Kaiſer beſuchte ihn nach der ſiegreichen Überwältigung des Aufſtandes in Gudſcherat, um die Zukunft ſeines Hauſes dem von allem Volk verehrten „Heiligen" zu empfehlen. Salim verhieß ihm einen Sohn. Welche Bewandtnis es mit der „Verheißung" haben mag, bleibe dahingeſtellt; Tatſache iſt nur, daß etwa ein Jahr nach dieſem Zuſammentreffen mit Salim dem Kaiſer ein Sohn in Fatihpur geboren wurde. Die dankbaren Eltern nannten das Kind aus Verehrung für den Einſiedler Salim. Prinz Salim ſollte ſpäter als Kaiſer Dſchehangir den Thron beſteigen. Das frohe Ereignis gab Akbar Anlaß, dieſen Platz zur Stätte ſeiner nach einem feſten, wohldurchdachten Plan einheitlich angelegten Hofburg zu wählen.

* * *

Wir machen uns im Dak Bungalow heimiſch. Der Daftar Khāna, ein Bauwerk, das als „Staatsarchiv" unter Akbar diente, iſt in ein Hotel umgewandelt, wo der Beſucher für die Zeit ſeines Aufenthaltes in Fatihpur angenehme Unterkunft findet. Wir zögerten nicht, mit unſerem Rundgange zu beginnen.

Das erſte bedeutende Bauwerk, auf das wir ſtoßen, iſt ein breites, von drei Bogenöffnungen durchbrochenes, mit Galerien und Türmchen geſchmücktes Tor. Ganz aus Sandſtein in mächtigen Quaderlagen aufgeführt, läßt der Torweg die Schönheit dieſes echt monumentalen Steines beſonders wirkſam hervortreten. Die Flächen zwiſchen den drei Toren und in der darüber angelegten Galerie ſind durch kräftige Leiſten in längliche Felder abgeteilt, aber ohne jeden plaſtiſchen Schmuck. Indem wir durch das Tor ſchreiten, befinden wir uns in dem Naubat Khāna, der „Halle der Muſikanten". Von der Höhe der Galerie herab begleitete das kaiſerliche Muſikchor den Herrſcher mit Fanfaren, wenn Akbar, von ſeinem glänzenden Gefolge umgeben, hindurch ſchritt. Der Raum vor uns bildet ein Rechteck, 47 m lang und 36 m breit, das rings von kleinen Wohnräumen eingeſchloſſen iſt. In der Mitte einer jeden Seite erhebt ſich ein Torweg, ſo daß der Hof von vier Bauwerken überragt

Bild 133. Fatihpur. Geſamtanſicht. (S. 173.)

1 Naubath Khāna; 2 Münze; 3 Schatzkammer; 4 Diwan-i-Am; 5 Mahal-i-Kas; 6 Khwābgah; 7 Pachis-Hof; 8 Diwan-i-Kas; 9 Panch Mahal; 10 Palast der Sultana; 11 Türkisches Bad; 12 Miriams Haus; 13 Pobh Bais Palast; 14 Radscha Birbals Haus; 15 Elefanten-Torweg; 16 Karawan Sarai; 17 Hiran Minar; 18 Große Moschee.

Bild 134. Fatihpur. Lageplan. (S. 173.)

wird, die dem Eingang ein würdevolles Gepräge geben. Wie viele glänzende Aufzüge mag dieſer Raum geſchaut haben? Gleich einer goldenen Flut bewegten ſich die in ſtrahlender Pracht leuchtenden Scharen der Fürſten und Adeligen, der Heerführer und Soldaten durch dieſes Tor unter den Klängen der Muſik, ſo oft Akbar von ſeinen Siegeszügen heimkehrte. Und heute! Überall begegnet das Auge ſchweigſamen Trümmern.

Wir folgen eine kurze Strecke dem Weg und finden uns bald zwiſchen zwei bemerkenswerten Bauwerken. Rechts zeigt ſich ein breiter Hof, deſſen Rechteck die anſehnliche Ausdehnung von 80 × 72 m hat. Der Hof iſt rings von einer 5 m hohen und 15 m breiten Halle umgeben, die mit niedern Kuppeln geſchmückt iſt. Der Hallenraum ſelbſt iſt durch Bogenpfeiler in zahlreiche Niſchen abgeteilt, über deren Tragbalken das ſchmale Gewölbe der kleinen Kuppeln ruht. Das Ganze erſcheint in einem ſehr zerfallenen Zuſtande. Welchem Zwecke die Anlage diente, iſt unbekannt. Die örtliche Überlieferung gab ihr den Namen „Münze“.

Größeres Intereſſe weckte ein kleineres Bauwerk links vom Wege, bekannt unter dem Namen „Schatzkammer“. Es iſt ein in ganz beſcheidenen Maßen (22 × 21 m) angelegtes Rechteck, das urſprünglich auf allen Seiten von kleinen Wohnräumen eingeſchloſſen war. Nur die Räume der Oſt- und Südſeite ſind erhalten, die der Oſtſeite beherrſchen eine tiefe Schlucht. Anſprechender als die ſchlichte Anlage iſt die ornamentale Ausſtattung in der reichen, farbenfriſchen Füllung der Wandflächen. Hier beginnt der auserleſene plaſtiſche und koloriſtiſche Schmuck der Denkmäler von Fatihpur. In den Muſtern der Blätter und Blüten gibt ſich eine hohe Schönheit kund.

Das eigentliche Fatihpur, die Herrlichkeit von Akbars Akropolis, leuchtet uns zum erſtenmal in dem Diwan-i-Am entgegen, der Halle für öffentliche Empfänge. Hier zeigte ſich der Herrſcher dem Volke. An dieſer Stelle ſprach er öffentlich Recht, und ſo lag es denn in der Beſtimmung des Bauwerkes, daß es einen weiten Raum dem herandrängenden Volk eröffnete. Vor uns breitet ſich ein mächtiges Rechteck aus, 111 m lang und 58 m breit. Dieſes iſt rings von flach gedeckten, auf mächtigen Säulen ruhenden Hallen umgeben. Die Säulen gliedern die Halle in 111 kleinere Räume ab. Die Räume bildeten einen Gürtel von Verhandlungskammern für die zahlreichen Recht ſuchenden Parteien mit ihren Fürſprechern; ſie mochten im ganzen 1000 Perſonen faſſen. Vor dem blendenden Lichte der Sonne oder den Regenſchauern des Monſun durch breite Steinſchirme geſchützt, konnten die Parteien hier geſondert mit den kaiſerlichen Beamten ihre Angelegenheiten verhandeln, bevor dieſe der Entſcheidung des Kaiſers unterbreitet wurden. Den Mittelpunkt der Anlage nimmt der Richterſtuhl Akbars ein. In Gegenwart ſeiner Unterlanen entſchied hier der Herrſcher. Es iſt dies eine mit dem morgenländiſchen Leben eng verwachſene Sitte. Sie ſoll einem Volke, das

bei den untergeordneten Behörden durchgängig wenig Gerechtigkeit findet, das Vertrauen auf den von allem Vorurteil und aller Bestechlichkeit unberührten Gerechtigkeitssinn des Herrschers im Angesichte des ungetrübten reinen Lichtes des Himmelszeltes einflößen. Der Richterstuhl erhebt sich in Gestalt einer über den Platz hoch hinausragenden Tribüne aus rotem Sandstein. Die flachgedeckte Tribüne hat eine Länge von 10 m, eine Breite von 7 m und ist von einer 3 m breiten Säulenhalle umgeben. Alles an diesem Bau ist von einfacher Würde. Die verschwenderische Pracht des Ornamentes fehlt, um so mächtiger wirkt die ruhige Masse des Steines. Es ist ein Richterstuhl, und der ganze Ernst von Recht und Gerechtigkeit soll in dem schmucklosen, aber gediegenen Aufbau zum Ausdruck kommen. Im Vordergrunde gewahrt man sechs schöne Säulen. Der Raum zwischen der dritten und vierten Säule ist durch zwei Schirme von dem übrigen Raum abgesperrt. Von hier aus beherrschte der Kaiser die Volksmassen vor sich, während er, ganz von seiner Umgebung abgeschlossen, allein und unabhängig Recht sprach. Die beiden Schirme sind aus rotem Sandstein und reichen in einer Breite von 3 m und in einer Höhe von 5 m vom Boden bis zur Decke. Diese Schirme sind ein Meisterstück der feinsten durchbrochenen Arbeit. Die reizvollen Muster bewegen sich in einem mit sorgfältigster Berechnung herausgeklügelten Linienspiele geometrischer Figuren, die sich wie zarte Federzeichnungen in den leicht und anmutig geschwungenen Linien ausnehmen. Ein vornehmerer Schmuck konnte diesem Richterstuhl in seiner einfachen Größe kaum gegeben werden. Von der Stelle, wo ich stand, schweifte einst das Auge des Beherrschers von Asien über sein Recht suchendes Volk hinweg.

Während der Blick den weiten Kolonnaden entlang hinglitt, versenkte sich die Erinnerung in die Macht und Größe, die einst an dieser Stätte verkörpert waren. Alle Herrlichkeit ist entschwunden, und beim Anblick der großartigen und doch so öden, verlassenen Hallen beschleicht den Schauenden ganz unwillkürlich eine Empfindung der Wehmut. Der Mann, der hier Recht sprach, besaß alle Eigenschaften, um eines der reichsten Länder der Erde, eines der größten Reiche der Welt, eines der begabtesten Völker der Menschheit innerlich zu erneuern und zur Höhe einer noch nie erreichten materiellen und geistigen Entwicklung emporzuführen. Danach strebte Akbar. Die Grundlage einer neuen Blüte dieses reichen Volkstums suchte er in einer geordneten Pflege des Rechtes. Aber dieser Pflege des Rechtes, so trefflich sie geordnet war, diesem Gerechtigkeitssinne, so aufrichtig er das Beste erstrebte, fehlte zuletzt jene sittliche Grundlage, auf der allein die höchsten Güter des Volkes Schutz finden. Man muß sich unter diese an geistiger Begabung so hervorragenden, an schöpferischer Tatkraft so reichen Völker des Ostens begeben, um zu erkennen, was das Christentum der abendländischen Welt geworden ist. Hier, im Herzen Indiens, an der Stelle, wo einst Indiens und Asiens

größte Herrscher von einem wahrhaft hohen Adel der Gesinnung und Gesittung getragen, das Beste erstrebten, empfindet man, daß das Christentum die einzig wahre Quelle des Fortschrittes der Völker ist und hoffentlich immer bleiben wird.

Der Diwan-i-Am hat uns in den engeren Bereich der Palaststadt eingeführt. Fatihpur wurde so angelegt, daß die Masse seiner Palastbauten in drei große Gruppen zerfiel. Der erste Block umfaßt den Palast des Kaisers und die Staatsbauten, der zweite setzt sich vorwiegend aus einer Gruppe von Privatpaläſten zusammen, und der dritte umfaßt die große Moschee und die mit ihr verbundenen Mausoleen.

Indem wir dem Wege folgen, der den großen Hof der Halle der öffentlichen Audienzen durchschneidet, erreichen wir ein zweites, ausgedehntes Rechteck, dessen Westrand von der bereits erwähnten Daftar Khāna begrenzt wird. Auf einer Terrasse erhebt sich ein einziger Raum in einer Länge von 14 m und in einer Breite von 8 m. Dieser Raum ist von einer auf Doppelsäulen ruhenden Veranda in einer Breite von 5,3 m umgeben. Gegen Norden öffnet er sich in drei Türen, gegen Osten und Westen in einer Türe, während im Süden den drei Türen ein dreifaches Fenster entspricht. Es ist ein ganz eigentümlicher Bau, verschieden von allen übrigen Anlagen. Die kräftigen Säulenpaare, welche an den Ecken durch je drei Säulen ersetzt werden, geben der Veranda ein schmuckes Ansehen. Von besonderer Schönheit aber sind die in eleganten Mustern durchbrochenen Fenster. Überall offenbart sich eine Sorgfalt und Sauberkeit der Arbeit, die bestrebt ist, allem ein künstlerisches Gepräge zu geben.

Ich stieg zum flachen Dache der Halle empor, das eine Art Terrasse bildet. Ein prächtiger Ausblick bot sich von hier auf die gewaltigen Mauern und Bauten der Akropolis. Die Masse der Bauwerke, die ringsum aufgetürmt ist, trat in ihrer imposanten Größe hervor. Besonders schön zeichnen sich die Umrisse der Moschee, ihrer Kuppeln und Tore ab. Herrlich erhebt sich über alle der Koloß des Siegestores. Darüber hinaus öffnet sich der Blick nach der Ebene. Die sonnige Landschaft, in einen leichten Schleier gehüllt, scheint nach allen Richtungen dem Auge zu entfliehen. Tief am Horizont heben sich von dem silberhellen Hintergrunde die dunkeln Umrisse Agras ab.

Wir durchschreiten das Rechteck und finden uns gegenüber der ersten geschlossenen Baugruppe. Es ist eine gewaltige, in rosarotem Sandsteine leuchtende Masse, die sich von Nord nach Süd in einer Länge von 248 m, von Ost nach West in einer Länge von 89 m ausdehnt. Auf den ersten Blick hat diese Masse etwas Verwirrendes. Alle Arten und Formen von Bauten, große und kleine, mit Kuppeln und Kiosken bunt geschmückt, drängen sich zusammen. Je länger aber das Auge dabei verweilt, um so schärfer

zeichnet ſich darin ein wohldurchdachter Plan ab. Aus dem verwirrenden Durcheinander tritt ein wohlgegliedertes Ganzes hervor, deſſen Teile harmoniſch zuſammenwirken und den Eindruck fürſtlicher Größe hervorrufen. Und da alle Glieder dieſes in ſich geſchloſſenen Ganzen aus einem und demſelben ſchönen Baumaterial, dem Felſen, auf dem die Akropolis ſteht, hergeſtellt ſind, ſo ſieht es aus, als ſei die herrliche Baumaſſe aus einem einzigen Monolith herausgehauen.

Unmittelbar vor dem Auge breitet ſich ein weiter Hof, 106 m lang und 68 m breit, aus. Den Oſtrand des Hofes umſäumt in einer Länge von 183 m und in einer Breite von 70 m ein langgeſtreckter, aus Säulengängen und Pavillons ſich abwechſelnd zuſammenſetzender Bau. Es iſt der Mahal-i-Kas, ein Bauwerk von hoher Schönheit in dem Wechſel der geſchloſſenen Mauermaſſen und freiſtehenden Arkaden und Kioske. Die Mitte des Hofes füllt ein künſtlicher Teich aus. Der Block des Mahal-i-Kas wächſt aus drei Hauptbauten zuſammen. Den erſten Teil nimmt die Khwäbgäh, der „Pavillon der Träume", ein. Es iſt ein kleines, äußerlich ſehr anſpruchsloſes Gebäude, um ſo reicher aber in dem farbigen Schmuck des Innern. Es enthielt Akbors Privaträume. Dicht dabei erhebt ſich der kleine Palaſt, der für Akbars türkiſches Weib beſtimmt war, ein Juwelenſchrein der herrlichſten Plaſtik. Dieſe beiden Bauten ſind durch eine Kolonnade verbunden, welche ſie von dem „Pachiſi-Hof" trennt. Die Bauten, die unter dieſem Namen zuſammengefaßt werden, bilden das zweite Glied in der Anlage des Mahal-i-Kas. Hier pflegte Akbar mit ſeinem Adel und ſeinem Hof das Pachiſi-Spiel. In der Mitte erhob ſich auf der Terraſſe Akbors Thron. Ringsum zieht ſich eine Reihe kleiner Pavillons. Als drittes Hauptglied ragt der Diwan-i-Käs in einem doppelten Stockwerk empor.

Ein mächtiger Steinwall trennt dieſen Häuſerblock von einer zweiten geſchloſſenen Gruppe. Aus den kleinen Bauten dieſer Gruppe ſteigt als mächtigſtes Glied der Panch Mahal an der Südoſtecke eines im Rechteck angelegten Hofes empor, der eine Länge von 40 m, eine Breite von 34 m hat. In den fünf noch allen Seiten offenen Stockwerken, die ganz auf Säulen ruhen und ſich nach oben immer mehr verjüngen, erſcheint der Panch Mahal äußerlich als eines der merkwürdigſten Denkmäler von Fatihpur Sikri. In ſeinem Aufriß gleicht der Bau dem bekannten Typus eines in Terraſſenform ſich emportürmenden buddhiſtiſchen Kloſters.

Ich begann meinen Rundgang an der Oſtſeite. Hier öffnet ſich eine Flucht von Hallen, deren Wände mit Gemälden geſchmückt ſind. Es iſt auffällig, wie in dieſen Hallen, die in gewiſſem Sinn Akbars Sanctum Sanctorum waren, Räume, zu denen nur die Vertrauteſten Zutritt hatten, die Skulptur vor der Farbenpracht der Fresken zurücktritt. Es überraſcht dies um ſo mehr, als die Gemälde, ſo lebendig ſie uns auch einzelne Volksſzenen

vorführen mögen, doch in ihrem künſtleriſchen Wert weit hinter der Plaſtik zurückbleiben. In der ſarazeniſchen Kunſt war die Malerei ſa gut wie vollſtändig ausgeſchloſſen. Die Darſtellung des Lebens in den Menſchen- und Tiergeſtalten war dem „Gläubigen“ ein abgöttiſcher Greuel. Sa ſehr nun auch Akbar mit der ſtarren Überlieferung gebrochen hatte, ſo vermied er es doch, nach *außen* in dem dekorativen Element ſeine freiheitliche Auffaſſung allzuſehr hervortreten zu laſſen. Anders dort, wa kein Auge eines Sterblichen hindrang. Hier konnte er ſich mit dem vollen Farbenzauber umgeben und ſich in der glühenden Leuchtkraft des Kolarits das Leben vorführen, wie es dem größten Herrſcher Aſiens als Traumbild vorſchwebte. So entſtand die Khwäbgäh, „der Pavillon der Träume“. Obſchon der Raum ſehr beſchränkt iſt, ſa wurde doch alle Kunſt des Kolarits aufgebaten, um über die Flächen den duftigſten Schmelz der Färbung auszugießen. In ſeiner vollen farbigen Wirklichkeit ſollte das feſtlich heitere Leben vor dem Auge des Herrſchers als Inbegriff aller Pracht ſchweben. Das deuten die intereſſanten Inſchriften an, welche die Wände zieren. Da wird der kaiſerliche Palaſt „ein Paradies“, „herrlicher als das Paradies“ genannt. „Der dieſes Paradies bewohnt, iſt Hinduſtans Leuchte, die Quelle alles Segens, die Glorie der Erde.“

Die Wände ſind in acht Flächen abgeteilt. Jedes Feld wird von einer in ſich geſchloſſenen Szenerie ausgefüllt. In geiſtreicher lebendiger Pinſelführung ſind die einzelnen Szenerien hingeworfen und in ſchöner Färbung durchgeführt. Das Kolarit durchläuft die ganze Skala der Farbentöne. Wenn nun das reine Licht des Tages durch die halboffenen Wände eindringt, dann beginnt ein Spiel von Licht und Farben, das jeder Beſchreibung ſpottet. Das Ganze hat etwas Unerklärliches. Hier verbrachte der Beherrſcher der indiſchen Zauberwelt die ſtillſten Stunden in träumender Betrachtung all der Herrlichkeit, die er ſein eigen nennen durfte. Nicht ohne innere Bewegung kann man dieſe Stätte betrachten. Die Erinnerung verſenkt ſich in die Vergangenheit und ſtellt ſich das Bild des merkwürdigen Mannes im Kreiſe der Freunde und Ratgeber vor Augen. Der alte Jeſuit Jarric zeichnet dieſes Bild in folgenden Zügen: Akbar war klug und berechnend, hatte ein ſcharfes Urteil und verband mit gewaltiger Tatkraft große Güte und Selbſtbeherrſchung. Er war ein angenehmer Geſellſchafter, voll geiſtreichen Witzes und liebenswürdiger Heiterkeit, ohne aber jemals etwas von ſeiner Würde zu vergeben. Dieſe Würde und Hoheit ſtrahlte aus den vornehmen Zügen ſeines Antlitzes und übte eine magiſche Anziehungskraft auf alle aus, die ihm nahe kamen. Akbar hatte ſich ſo in der Gewalt, daß er mitten im Spiel und der Erholung ſogleich abbrechen und den wichtigſten Staatsgeſchäften ſich zuwenden konnte. Er beſaß einen offenen weiten Blick für alles Gute und Schöne und anerkannte ohne engherzige Befangenheit die

Vorzüge fremder Nationen. Eine unersättliche Wissensgier nennt P. Franz Catron S. J. die Hauptleidenschaft des Fürsten. Darum war ihm der Umgang mit gebildeten und gelehrten Männern ein wahres Lebensbedürfnis geworden. An seinem Hofe blühte denn auch bald die indische Dichtkunst wieder auf. Der fürstliche Mäcen wurde der Mittelpunkt eines neuen Sängertums. Hier fand der durch seine Wortspiele und Lieder bekannte Minnesänger Mahesch Dās ein gastliches Heim, gewann die Gunst des Kaisers und wurde unter dem Namen Kaviraj (Dichterfürst) einer seiner vertrautesten Freunde. Auch Männer der Wissenschaft, Philosophen, Rechtslehrer und Astronomen berief der Kaiser an seinen Hof. Die Wißbegierde des Kaisers ließ ihn den Schlaf auf wenige Stunden beschränken, um in der übrigen Zeit sich die Schriftsteller alter und neuer Zeit, die persischen Übersetzungen der alten Heldengedichte Indiens und später mit Vorliebe das Neue Testament vorlesen und erklären zu lassen. Zu diesem Zwecke hatte er nach eigenem Plan eine reichhaltige Bibliothek angelegt mit hindustanischen, persischen, griechischen und arabischen Werken über Literatur, Philosophie, Medizin und Mathematik. Seltsamerweise hatte Akbar selbst weder lesen noch schreiben gelernt, doch wurde dieser Mangel durch seine rasche Auffassungskraft, seinen Wissensdurst und ein außerordentlich treues Gedächtnis ersetzt, das ihn die verwickeltsten Details der Staatsgeschäfte mit überraschender Sicherheit behalten ließ. So oft Fremde an seinen Hof kamen, wurde er nicht müde, dieselben stundenlang über die Sitten und Gebräuche, die sozialen, politischen, wirtschaftlichen und religiösen Zustände anderer Länder und Völker auszufragen, um so seine Kenntnisse zu bereichern und für seine Pläne neue Anregungen zu gewinnen. Die Begeisterung und Ausführlichkeit, mit welcher die zeitgenössischen Berichte den Charakter dieser seltsamen Persönlichkeit schildern, spiegelt heute noch deutlich die freudigen Hoffnungen wider, die sich damals an die Bekehrung dieses größten aller indischen Fürsten knüpften. Wohin ist alle Pracht? Wie schnell war sie verflogen. Über dem heitern Farbenschmuck breiten sich tiefdunkle Schatten aus.

Ich wende mich dem Palast der Sultāna zu. Die Wohnung von Akbars türkischer Gemahlin ist ein glänzendes Seitenstück zu dem „Pavillon der Träume", aber in einem grundverschiedenen Charakter aufgeführt. In der Gestalt, in welcher das Bauwerk heute vor uns steht, beschränkt es sich auf einen einzigen, rings von einer Veranda umgebenen Raum. Von oben bis unten, außen und innen ist jedes Stück Wandfläche mit der herrlichsten Skulptur bedeckt. Kein Zoll breit des rosafarbenen Steines, sei es an den Pfeilern und Nischen oder an den Türpfosten und Decken, tritt dem Auge ohne ein anmutiges Muster entgegen. Es sind keine oberflächlichen Dekorationsstücke. Die Strenge des Kunstgefühls tut sich nur in der gediegensten allseitigen Durchbildung der Gestalten Genüge. Vollkommenheit der Zeichnung,

Bild 135.
Pilasterdekoration.

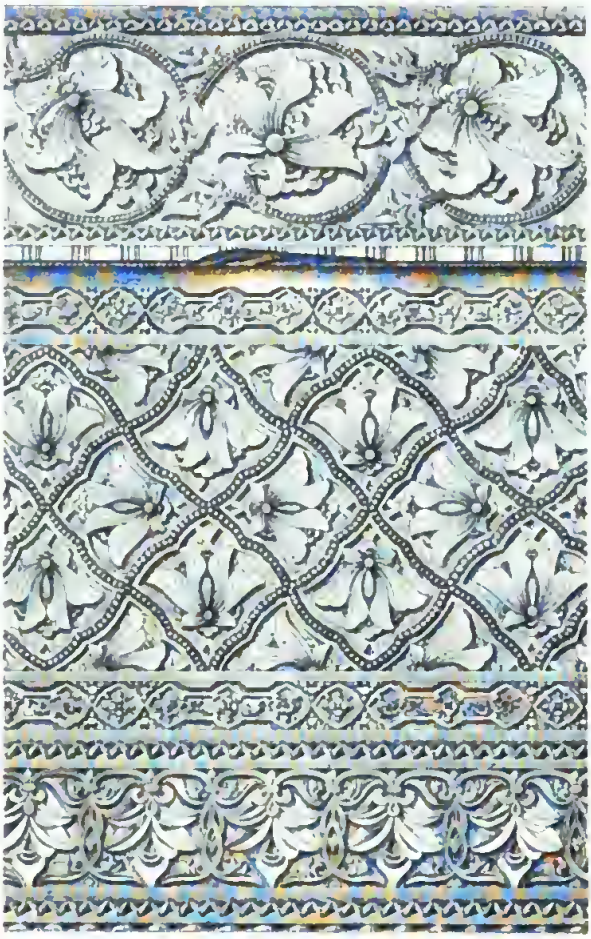


Bild 136. Deckenornament.

Bild 137.
Pilasterdekoration.

Bild 138. Sandsteinrelief.
Fatihpur. Ornamentik vom Palast der Sultana. (S. 181.)

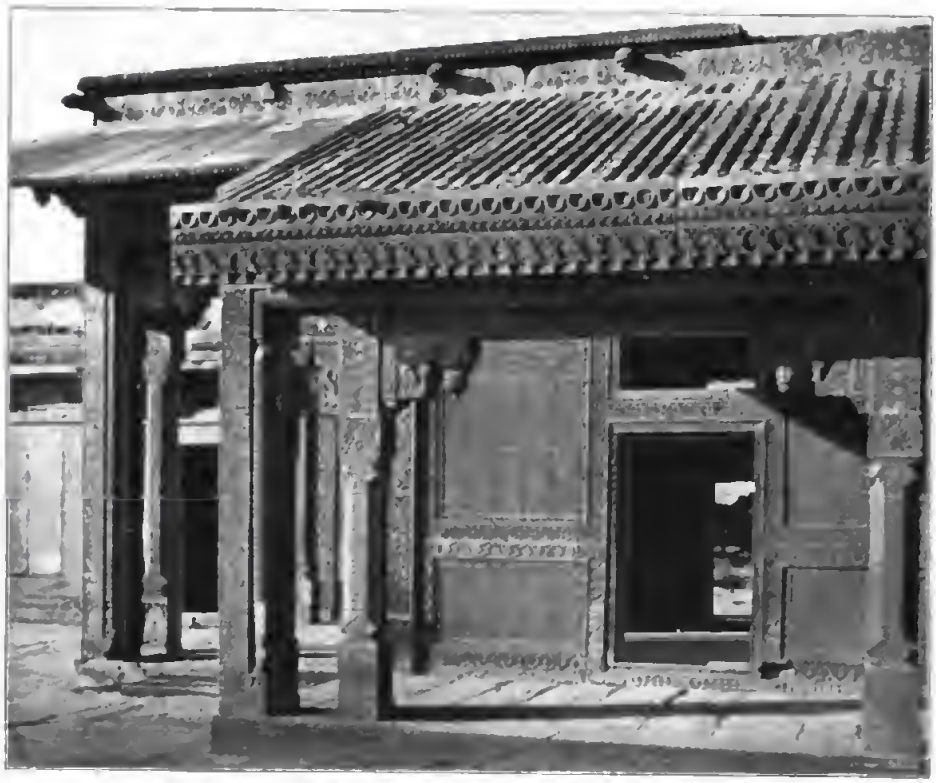


Bild 139. Fatihpur. Palaft der Sultana. (S. 180)

Bild 140. Fatihpur. Panch Mahal. (S. 185.)

Zartheit der Umrisse, Feinheit der Formenbehandlung legen von der künstlerischen Kraft, die hier waltet, ein beredtes Zeugnis ab.

Die Fassade ist niedrig gehalten, aber sie entfaltet in der Durchführung auch des kleinsten, unscheinbarsten Ornamentes eine solche Wärme künstlerischer Empfindung, daß man darüber die bescheidenen Maße ganz aus dem Auge verliert. Rings um den oberen Rand zieht sich eine breite Kranzleiste, die bestimmt war, der blendenden Lichtfülle der Sonne und den schweren Regenschauern des Monsun den Eintritt zu wehren. Sie wird in der Eleganz der Arbeit weit übertroffen durch die Pfeiler, welche das schräg geneigte Dach der Veranda tragen. In reichen Kränzen ziehen sich die Ranken empor und wechseln mit einem harmonischen Spiel geometrischer Linien ab. Wie überlegen sich hier die Meisterschaft des Künstlers gegenüber dem üppigen Ornament des Hinduheiligtums zeigt, bringt der Gegensatz der Säulenbildung packend zur Anschauung.

Unsere Bewunderung erregt das ganz aus breiten Steinplatten zusammengesetzte Dach der Veranda. Nach außen ist dem Steine die Gestalt eines zierlich ausgeführten Ziegelschmuckes gegeben, nach innen aber löst sich die Steinfläche in eine prachtvolle Kassettendecke auf. Die tiefliegenden Felder sind ungemein schön bearbeitet, und die prachtvollen Leisten, welche die Felder scheiden, geben der Decke ein vornehmes Gepräge. Alles ist darauf berechnet, einen reichen Eindruck hervorzurufen. Von ausgezeichneter Wirkung sind die Bandstreifen, welche sich am Rande der Decke hinziehen.

Die Pfeiler, welche Veranda und Vorhalle tragen, sind überall zu Paaren geordnet. Die Seiten der Pfeilergruppe sind mit einem köstlichen Pflanzenmuster bedeckt; hier sind es Blätter und Früchte der Melone, dort des Granatapfels, dann der Weinrebe; es waren die Lieblingsfrüchte Akbars. Andere Pfeilergruppen schmücken ihre oktogonalen Schäfte wieder mit einem reizenden Linienspiel. Überall tritt dabei die Lust an reicher und geschmackvoller Ausbildung hervor. Eine besondere Beachtung verdient das Ornament des Frieses.

Nachdem wir uns an der nach außen hervortretenden Pracht dieses Juwels erfreut, betraten wir den Innenraum. Es könnte schwer fallen, in dem Glanze des inneren Schmuckes noch eine Steigerung hervorzubringen. Dem Künstler ist dies trotzdem in einer Weise gelungen, die uns ein ganz neues, überraschendes Bild vor Augen führt. Indem er die Wände in breite Felder einteilte, schuf er sich schön umrahmte Bildflächen, in die sein Meißel die Formenpracht der Natur in den anmutigsten Darstellungen hineinzauberte. Hier begegnet das Auge einer lebendig geschilderten Waldszene, dort einer majestätischen Gruppe von Palmen und Banyan; dann folgt ein liebliches Gartenbild mit dem Schmucke der graziösen Bambusstaude. Ein feines Empfinden für die Schönheit der Natur kommt überall zur Geltung, Blatt

und Blume weiß der Künſtler mit bezaubernder Friſche aufzufaſſen. Mit zierlicher Anmut ſind die Tiergeſtalten dargeſtellt, alles iſt voll Leben und Naturwahrheit. Der Künſtler hat hier mit den Feſſeln gebrochen, und frei von allen Banden der mohammedaniſchen Überlieferung weiß er ſeine Geſtalten mit einem lebenswarmen Hauche zu beſeelen. Lebhaft erinnerten mich dieſe Skulpturen an die herrlichen Darbietungen des japaniſchen Künſtlers im Schloß von Kioto und im Tempel von Nikko. Hier ſind ſie in Holz, dort in Stein aufgeführt. In beiden bewährt ſich die gleiche kunſtfertige Beherrſchung des Stoffes.

In einer geringen Entfernung vom Palaſt der türkiſchen Sultana, aber mit ihm durch einen überdeckten Gang verbunden, erhebt ſich ein düſter dreinſchauendes Bauwerk, ohne Schmuck von Fenſtern und Balkonen. Der Bau, 21 m lang und 17 m breit, macht äußerlich nicht den geringſten Anſpruch auf architektoniſche Schönheit. Um ſo beachtenswerter iſt ſein Inneres. Es iſt das türkiſche Bad, das Akbar ſeiner Sultana erbauen ließ. Durch den ſchmalen Eingang gelangen wir in einen kleinen gewölbten Vorraum, der ſich nach jeder Seite in hohe, ſpitzbogenförmig gewölbte Räume öffnet. Dieſe Räume dienten als Vorhalle zum eigentlichen Bad. Die Baderäume beſtehen aus drei hochgewölbten Schwitzräumen, die den Sudatoria der römiſchen Bäder entſprechen. Alle dieſe Räume prangten einſt in einem glänzenden Farbenſchmuck. Der Schmelz der Farben gab ihnen einen beſondern Reiz. Leider iſt heute ſehr viel davon zerſtört.

Das Bad der türkiſchen Sultana wird weit übertroffen durch den Glanz des kaiſerlichen Bades. Die Badeanlagen, die Akbar ſich ſelbſt erbauen ließ, erinnern an die Thermae der Römer, allerdings nicht in der äußeren architektoniſchen Anlage; dieſe iſt, wie bei dem Bade der Sultana, ſehr anſpruchslos. Wohl aber haben es die Künſtler Akbars verſtanden, dem Innern den ganzen luxuriöſen, farbenleuchtenden Glanz zu geben, den ihr kaiſerlicher Herr für ſich beanſpruchte. Äußerlich ſtellt das Bad eine nach allen Seiten geſchloſſene Steinmaſſe dar, welche von einer Hauptkuppel und zehn kleineren Kuppeln überragt wird. Der Innenraum gliedert ſich ſo, daß um einen großen ſpitzgewölbten Mittelraum ſich zehn größere und kleinere Nebenräume gruppieren. Der Mittelraum war für das Hauptbad beſtimmt. Alle Wand- und Deckenflächen zeichnen ſich durch eine reiche Ausſtattung aus. Als die Räume noch nicht dem Verfall überlaſſen waren wie heute, muß das prachtvoll leuchtende Kolorit im Schimmer der von der Mitte der Decke eindringenden, den Raum erfüllenden Lichtfluten einen bezaubernden Eindruck hervorgerufen haben. Die Muſter, mit denen die Wände geſchmückt ſind, bieten dem Auge eine Fülle der ſchönſten Bilder. Mit einer unübertrefflichen Gewandtheit vermag der Künſtler dem Spiele der Linien einen Wechſel und eine Harmonie zu geben, die unſer Auge gefangen hält. Dieſes

von streng geometrischen Formen ausgehende und durch arithmetischen Kalkül getragene neckische Sichkreuzen und Verschlingen von Linien, die bald einander suchen, bald wieder einander fliehen, um sofort neue Verbindungen einzugehen, welche ebenso schnell in rastlosem Weiterschweifen andern Beziehungen Platz machen, dieses phantastische Linien- und Farbenspiel ist ganz gewiß nicht die höchste künstlerische Leistung. Aber die Meisterschaft, mit welcher die einfachen Linien beherrscht und zu ansprechenden Figuren vereinigt werden, ist so groß, daß sie den Flächen ein Ornament von glanzvoller dekorativer Wirkung zu geben vermag. Das ganze, feurig pulsierende Leben morgenländischer Phantasie sprach aus diesen Formen und Farben und gab den Badenden in den kühlen Stunden, die sie hier, von der glühenden Atmosphäre abgeschlossen, verbrachten, reichlich Gelegenheit, sich an diesen Wandrätseln zu amüsieren. Und was ist heute aus ihnen geworden? Bis vor kurzem dienten sie den heutigen Bewohnern Sikris als Viehställe; die armen, dürftig gekleideten Bewohner eines Dorfes hausen als Erben Akbars dort, wo einst Indiens mächtigster Herrscher im üppigen Glanze lebte, und ihr Vieh findet ein Unterkommen, wo einst in phantastisch geschmückten Räumen alles den heitern Genuß eines träumerisch poetischen Daseins atmete. Labender Schatten und erquickende Kühlung wurde geboten. Beim Plätschern der Brunnen, beim Spielen des von oben eindringenden Sonnenlichtes wurde der Herrscher in ein Traumleben eingewiegt. Ja, ein Traumleben war es. Wie der Schatten eines Traumes flog Akbars Herrlichkeit über die Gefilde Indiens. Der Gegensatz von einst und jetzt tritt in der Umgebung des „Pavillons der Träume“ besonders packend hervor.

Ein ganz anderes Bild bietet Miriams Haus, bekannt unter dem Namen Sonahrä Makan, „Goldener Pavillon“. Es liegt an dem andern Ende des „Pavillons der Träume“. Inneres und Äußeres sind reich mit Gold überzogen, und aus dem glänzenden Goldgrunde treten eine Reihe merkwürdiger Gestalten hervor.

Miriam war eine der Frauen Akbars. Der Name mag wohl viel zur Sage beigetragen haben, daß sie eine Christin war, mehr aber noch ein Gemälde, das zwei sich gegenüberstehende beflügelte Gestalten vor Augen führt, deren eine nicht ganz unähnlich den Darstellungen der „Verkündigung“ ist. Im Handumdrehen wurde aus den beiden Figuren Maria und Gabriel gemacht. Eine biblische Szene mit Maria in der Mitte; welchen andern Grund konnte diese auffällige Erscheinung haben als die christliche Herkunft der Miriam, der Akbar dieses Haus erbaute und ausschmückte! So sinnig diese Erklärung ausgedacht ist, so bleibt sie doch ein Mythus. Diese angebliche Maria war die Tochter eines Hindufürsten, Radscha Bihari Mall. Sie wurde die Mutter des Prinzen Satim, des späteren Kaisers Dschehangir.

Das Haus erhebt ſich auf einer Terraſſe und iſt nach drei Seiten von einer Veranda umgeben. Obſchon unbedeutend im Umfang (18 m lang, 15,5 m breit), iſt der Aufbau doch ein Meiſterſtück architektoniſcher Gliederung in der Anlage der Faſſade und der Innenräume. Sorgfältige Zierlichkeit der Ausführung vereinigt ſich mit hoher Einfachheit, um aus Miriams Pavillon ein wahres Schmuckkäſtchen zu machen, deſſen goldener Grundton im Spiele des Sonnenlichtes einen wundervollen Glanz über das Ganze ausgießt.

Die Gemälde, ſoweit ſie uns noch erhalten ſind, geben einen lehrreichen Einblick in die Sphäre des geiſtigen Lebens, mit der ſich Akbar umgeben. Bemüht, eine innere Verſchmelzung zwiſchen Islam und Hinduismus herbeizuführen, ſuchte er dem Auge alles, was ihm groß und ſchön innerhalb der beiden Religionen ſchien, zu einem Geſamtbilde zu verweben und es dem Auge nahe zu bringen. Kein Mittel hielt er dazu mehr geeignet als die Malerei. Darum kümmerte es Akbar wenig, als muſelmänniſcher Fanatismus Einſpruch gegen die Darſtellung lebender Weſen erhob. Die „Rechtgläubigen“ behaupteten, es werde dadurch der Hoheit des einzigen Gottes Abbruch getan. Einmal, ſo erzählt Akbars Freund und Biograph, unterhielt ſich der Kaiſer in einem intimen Freundeskreiſe darüber: „Viele, ſo ſagte er, haſſen die Malerei; mit ſolchen Menſchen will ich nichts zu tun haben. Ein Maler genießt vor vielen andern den Vorzug, Gottes Allmacht klar zu erkennen. Denn wenn er ein lebendes Weſen malt und Zug um Zug die Glieder zeichnet, dann kommt ihm zum Bewußtſein, wie ohnmächtig er ſelbſt iſt, indem er trotz aller Schönheit und Glut des Kolorits keinen Funken Leben ſeinem ſchimmernden Gebilde einzuhauchen vermag. Und ſo wird er zu Gott, dem Spender des Lebens, hingedrängt und neigt ſich anbetend vor ihm.“

Darum ließ es ſich der Kaiſer angelegen ſein, die beſten Künſtler an ſeinen Hof zu ziehen, und ermutigte ihre Arbeit in jeder Weiſe. Die perſiſchen und indiſchen Heldengedichte bildeten den bevorzugten Gegenſtand ihrer Kunſt ſowohl in den Miniaturbildern, mit welchen die koſtbaren Handſchriften eines Schah Nämah oder eines Rämäyana ausgeſchmückt wurden, als in den Fresken, welche die Wandflächen von Akbars Lieblingswohnungen bedeckten. So entwickelte ſich unter dem anregenden Kunſtſinne dieſes außerordentlichen Mannes die Malerei zu einer nicht unbedeutenden Höhe, und es iſt kein eitles Lob, das Abu Fazl ſeinem kaiſerlichen Herrn ſpendet, wenn er die Lebendigkeit der Darſtellung, die Feinheit und Eleganz der Durchführung preiſt, welche die Schöpfungen der von Akbar bevorzugten Künſtler auszeichnete. Der Kaiſer ſchwelgte im Genuß ihrer Werke, nachdem er ſich einmal von den Feſſeln der Traditionen des Islam losgeriſſen hatte. Ein ſprechendes Bild des Fortſchrittes bieten die Wandflächen von Miriams Haus. Die Umriſſe ſind durchweg einfach. Man wird an die Pinſelzeichnungen der

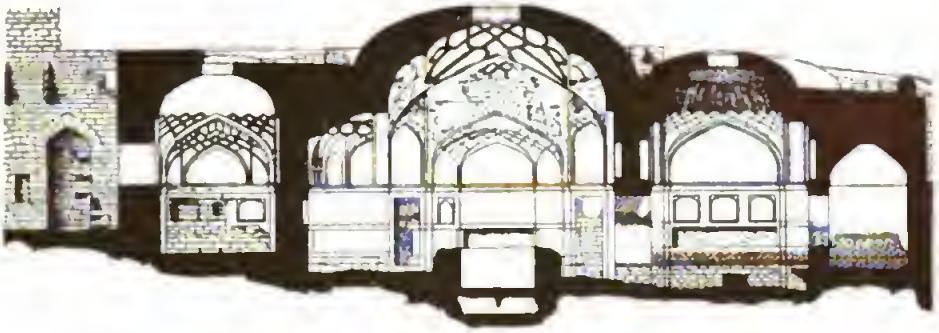


Bild 141. Fatihpur. Türkiſches Bad. Querſchnitt. (S. 182.)

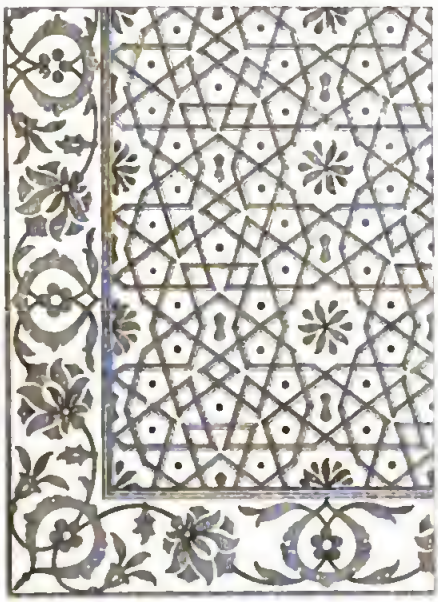


Bild 142.

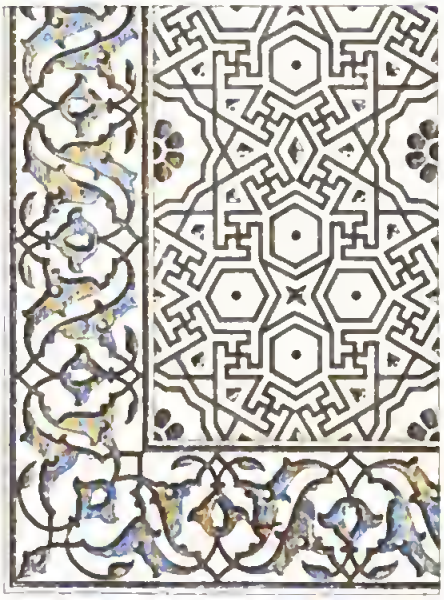


Bild 143.

Fatihpur. Stuckdekoration im Türkiſchen Bad. (S. 182.)

Bild 144. Fatihpur. Freske in Miriams Haus. (Sog. Verkündigung.) (S. 183)

Bild 145. Fatihpur. Freske in Miriams Haus. (S. 183.)

Bild 146. Fatihpur. Zweites Geschoß des Panch Mahal. (S. 185.)

Bild 147. Fatihpur. Radscha Birbals Haus. (S. 196.)

chineſiſchen und japaniſchen Gemälde erinnert; aber dieſe ſchlichten Umrißzeichnungen verraten in der unbefangenen lebendigen Darſtellung eine ganz überraſchende Friſche der Empfindung. Ein Streben nach dramatiſchem Leben bricht überall durch, und die Anwendung einer reichen und mannigfaltigen Farbenſkala vollendet die ſtilvolle Wirkung. Der Maler — auch darin dem Chineſen und Japaner ähnlich — kennt zwar nichts von der Anwendung des wechſelnden „Helldunkel“ und von dem Reize duftig abgetönter Fernen in dem Spiel der Schatten und des Lichtes. Trotzdem bildet ſich ein wirklicher maleriſcher Stil aus. Am anziehendſten und friſcheſten erſcheint er in den Bildern, die mit lebendiger Auffaſſung dem Leben abgelauſcht ſind. Lebhaft bewegt erſcheinen die Geſtalten, und in der naturwahren Durchführung gibt ſich eine hohe Schönheit kund.

Von dem Pavillon der Miriam führt der Weg über den Hof zum Panch Mahal. Vier Terraſſenflächen, jede in freier Lage ohne Mauerſtützen, ſchweben von Säulen getragen empor und gipfeln in einem auf vier Säulen ruhenden Kiosk. Auf den erſten Blick erſcheint das Ganze wie eine phantaſtiſch angelegte architektoniſche Spielerei. Bei näherem Betrachten ſchwindet der groteske Zug, und in der leicht und luftig emporſchwebenden Maſſe des herrlichen Steines kommt die kühne architektoniſche Anlage zu ſprechender Erſcheinung.

Den Unterbau des Ganzen bildet eine aus 56 Säulen beſtehende Halle, welche mit langgeſtreckten Platten bedeckt iſt. Den Ruhm der Halle begründet die auserleſene Pracht dieſer Säulen. Keine Säule iſt der andern ähnlich, jede iſt für ſich betrachtet ein wahres Kunſtwerk. Der Reichtum des Ornamentes und die ſtaunenswerte techniſche Vollendung laſſen die unverſiegliche Erfindungsgabe des Meiſters in einem ganz neuen Bild erſcheinen. Man ſoll es ſich nicht verdrießen laſſen, von Säule zu Säule zu ſchreiten, um den einen Schaft mit dem andern zu vergleichen, dann erſt wird man ſich der grandioſen Leiſtung bewußt, die in der Durchbildung von Schaft, Konſole und Kapitäl ſteckt. Jede Säule zeugt in der klaſſiſch ſchönen Behandlung ihrer ſtets wechſelnden Formen von einer ſeltenen Kraft der Erfindung. Der Künſtler weiß immer durch neue, unerwartete Verbindungen zu variieren und zu überraſchen. Der Vergleich mit den prachtvollen Säulengängen von Kutab Minar legt ſich nahe. Auch hier hat es der Hindukünſtler verſtanden, in ſtets neuen Motiven zu wechſeln. Aber wie ſehr übertrifft die plaſtiſche Vollendung der Säulen des Panch Mahal die an ſich bewundernswerte Gewandtheit des Erbauers des Hindutempels! Dieſe Säulenhalle bleibt ein hervorragendes Denkmal der Bautätigkeit Akbars.

Der Weg zur Halle der Religionsgeſpräche führt uns an dem „Pavillon des Aſtrologen“ vorüber. Derſelbe iſt in Geſtalt eines nach allen Seiten offenen Kiosks angelegt, den eine von vier Säulen getragene Kuppel überwölbt. Den hervorſtechendſten Schmuck bildet das girlandenartig von den

Säulen zur Kuppel sich emporrankende Band, eines der beliebtesten Ornamente der Hindutempel. Seine Verwendung war hier am richtigen Platze, denn unter dem Pavillon thronte der Lieblings-Yogi des Kaisers. Akbar, so erzählt uns sein Biograph, bevorzugte diese Klasse von Hinduprieſtern und unterhielt sich in nächtlicher Stunde mit ihnen, forschte nach ihren Lehren, ließ sich über die Geheimnisse ihrer magischen Kräfte Aufschluß geben. Einmal im Jahre pflegte er die vornehmsten Zauberer um sich zu versammeln, gab ihnen ein großes Mahl, und wenn dann der Kaiser mit ihnen aß und trank, so versprachen ihm die Zauberer ein dreimal längeres Lebensalter, als es den gewöhnlichen Sterblichen beschieden ist. Das ist eine der dunkelsten Seiten im Leben und Streben dieses großen Mannes. Akbar wird ein Förderer und Freund der betrügerischsten Menschenklasse Indiens in dem Augenblick, wo er selbst sich anmaßt, die Sonne der Wahrheit für Muselman und Hindu zugleich zu sein.

Am meisten fesselt Akbars eigenartige Stellung zu den religiösen Schulen Indiens. Der weitausschauende Blick des Fürsten wandte sich den Fragen des religiösen Lebens mit einer Freiheit zu, die in ihm alles andere eher als den Beherrscher eines dem Islam fanatisch ergebenen und für den Glauben des Propheten kämpfenden Volksstammes vermuten ließe. Inmitten eines vom Flammengeiste des Islam erfüllten Volkes aufgewachsen, fand dieser Mann schon frühe keine Befriedigung in dem Fanatismus seines ererbten Glaubens und begann nach einer neuen Religion zu suchen. Als Ideal schwebte ihm ein allen äußeren Einflüssen entzogener, in ursprünglicher Reinheit strahlender Gottesglaube vor. In den ihm zugänglichen Formen der religiösen Überlieferung sah er nur eine Trübung des reinen, in dem tiefsten Grunde der menschlichen Natur sich offenbarenden, einzig wahren Gottesglaubens. Aber wie sollte der Weg zu diesem reinen, natürlichen Glauben zurückgefunden werden? Auf der Suche danach verfiel Akbar auf allerlei merkwürdige Experimente. Am bekanntesten sind die Religionsgespräche, die er an seinem Hof in Fatihpur Sikri einführte. Die Vertreter aller großen Religionen Indiens, Brahmanen, Mohammedaner, Parsi, Buddhisten, trafen hier zusammen. Akbar war von seinem Vater im Sunnitismus, d. h. der streng orthodoxen Form des Islam, erzogen worden und trat in den ersten Jahrzehnten seiner Eroberungslaufbahn, teils vielleicht noch aus Überzeugung, teils aus Rücksicht auf seine mohammedanischen Heerführer und Kerntruppen, äußerlich wenigstens ganz als rechtgläubiger Moslim auf. So unternahm er z. B. wiederholt als demütiger Pilger, zu Fuß, in schlichtem Kleide, den Stab in der Hand, die Kürbisflasche an der Seite, Wallfahrten zu den berühmten Grabstätten mohammedanischer „Heiligen", ließ zur Erleichterung solcher Wallfahrten am Wege Herbergen erbauen und machte reiche Stiftungen zu Gunsten der mohammedanischen Geistlichkeit.

Tatsächlich war Akbar nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller, auch der christlichen Quellen, eine tief religiös angelegte Natur, und so konnte es bei seinem unersättlichen Durst nach Wahrheit, seinem unbefangenen, für alles Gute und Schöne empfänglichen Sinn und seiner Hinneigung zu religiös-philosophischen Grübeleien nicht ausbleiben, daß er über die starren Formen des Islam hinaus sich nach etwas Besserem umschaute. „Mahammed", so pflegte Akbar zu sagen, „war ein Mensch wie ich und weniger mäßig als ich. Er hat aus seiner Phantasie heraus eine Religion erfunden, die ein Gemisch von Judentum, Christentum und den Produkten seines eigenen Geistes war. Dadurch hat dieser vermeintliche Prophet seinen Namen verewigt und große Herrscher zu seinen Schülern gemacht. Es ist aber gleicherweise auch in meinem Interesse und zu meinem Ruhme, der Gründer und das Haupt einer neuen Religion zu werden. Meine Untertanen sind ein buntes Gemisch von Mohammedanern, Heiden und Christen. Ich will sie alle zu einem gemeinsamen Bekenntnis führen. Ich verbinde die Taufe Christi und die Beschneidung des Moses mit dem Kult des Brahma. Ich behalte Seelenwanderung und Vielweiberei neben der Anbetung des Erlösers der Christen. Indem ich so beibehalte, was jedem der verschiedenen Bekenntnisse am teuersten ist, mache ich aus allen eine Herde, deren Hirt ich sein werde." Seine religiösen Zweifel und Forschungen weckten in Akbar den Wunsch, Gelehrte und Vertreter der verschiedensten Religionen an seinen Hof zu ziehen. Von allen Seiten und aus allen Ländern kamen jetzt Forscher und Gelehrte nach Fatihpur. Selbst in der Stille der Nacht, wenn dunkle Fragen den Kaiser nicht schlafen ließen, wurde Dewi, der kluge Brahmane, an der Mauer des Schlosses in einem Korbe sitzend emporgezogen und unterhielt sich, zwischen Himmel und Erde schwebend, mit dem wahrheitsdurstigen Großherrn.

Während nun diese religionsvergleichenden Studien und Experimente Akbars längst bekannt sind, scheint ein anderes, viel merkwürdigeres Experiment, das diesem vorausging, bis jetzt der Aufmerksamkeit entgangen zu sein. Der Jesuit Hieronymo Xavier, ein Neffe des großen Apostels von Indien, der Nachfolger Aquavivas am Hofe des Kaisers und eigentliche Begründer der Mission im Mogulreiche, berichtet darüber in einem Schreiben an den Ordensgeneral vom Jahre 1598. Dieses Schreiben ist unstreitig eine der bedeutendsten Urkunden des Zeitalters von Akbar. Es entstand unmittelbar nach des Kaisers Rückkehr aus Kaschmir. Xavier hatte den Fürsten dorthin begleitet und war Ende 1598 in seinem Gefolge nach Lahor zurückgekehrt. Während des Aufenthaltes in Kaschmir hatte er zum erstenmal Gelegenheit gefunden, in engeren und vertrauteren Verkehr mit dem außerordentlichen Manne zu treten. Über die Mitteilungen, die ihm der Kaiser machte, erzählt nun Xavier unter anderem:

„Der Kaiser erzählte mir, vor beiläufig 20 Jahren habe er 30 Kinder im zartesten Alter, bevor sie noch sprechen konnten, an einen von aller Berührung mit der Außenwelt abgeschlossenen Platz gebracht. Die Pflegerinnen, welchen die Kinder anvertraut wurden, durften nie ein Wort mit ihren Pflegebefohlenen reden. Zur Überwachung waren besondere Wächter aufgestellt. Des Kaisers Absicht dabei war, zu ermitteln, welche Sprache die Kinder reden könnten, wenn sie älter würden. Und er war entschlossen, den Gesetzen und Gebräuchen jenes Landes zu folgen, dessen Sprache von den Kindern werde gesprochen werden. Aber diese Versuche mißglückten; keines der Kinder brachte es zu einer deutlichen Sprache, und so blieb damals alles beim alten. Nur die Lehre Mohammeds war gestattet."

Diese Mitteilung ist unter mehrfachem Gesichtspunkte von erheblichem Interesse. Zunächst ist der sprachpsychologische Versuch an den Kindern, um die Sprache zu ermitteln, zu der diese ohne Beeinflussung von außen gelangen, schon an sich eine bemerkenswerte Tatsache. Sie spricht sehr bezeichnend für den erfinderischen Sinn jenes originellen Geistes. Aber ungleich bedeutsamer erscheint dieser sprachpsychologische Versuch als religionspsychologisches Experiment. Der merkwürdige Versuch — fast möchte man sagen ex ore infantium et lactentium — kennzeichnet überaus scharf die Richtung, in der sich Akbars Suchen bewegte. Dem Kaiser widerstrebte der Islam seiner eigenen Stammesgenossen nicht weniger als die Hindureligion des unterjochten Indien. In beiden sah er nur die Willkür eines Menschenwerkes. Darum suchte er zuerst nach dem Gottesglauben eines von allem menschlichen Einfluß losgelösten religiösen Sinnens und Denkens. Dieses freie, unabhängige religiöse Sinnen und Denken konnte nur dort seinen ungetrübten Ausdruck finden, wo jeder gestaltende Einfluß von Anfang an ferngehalten wurde. Das war einzig und allein beim Kinde möglich. In der von der Natur selbst ohne äußere Einwirkung entwickelten Sprache glaubte Akbar auch den natürlichen und darum reinsten und wahrsten Ausdruck des religiösen Empfindens zu gewinnen.

So seltsam dieses religionspsychologische Experiment ist, so bildet es doch einen höchst charakteristischen Zug in dem Streben des merkwürdigen Mannes nach einer Religion, die seinen Geist befriedigte. Erst als dieser Versuch mißlungen war, suchte er die Wahrheit durch die vergleichende Untersuchung der Religionen zu ermitteln. Das Beste von allen ihm zugänglichen Religionen wollte er behalten und zu einer neuen Religion vereinigen. Diese Religion mußte die wahre und ursprüngliche sein. So folgte dem religionspsychologischen Versuch der religionsvergleichende Versuch. Auch dieser Versuch endete mit einem Bankrott, wie nicht anders zu erwarten war. Und nach allen religionspsychologischen und religionsvergleichenden Experimenten zur Ermittlung des reinen und ursprünglichen

Gottesglaubens stand der gewaltige Mann am Abend seines Lebens noch an demselben Fleck, auf dem er zu forschen und zu grübeln begannen hatte. Der einzig wahre Gottesglaube aber, der diesen großangelegten, mit den reichsten natürlichen Gaben ausgestatteten Geist hätte befriedigen und beglücken können, blieb, so nahe er bereits in der Begegnung mit den christlichen Glaubensboten leuchtete, dem von den dunkelsten Leidenschaften getrübten Auge des Kaisers verschleiert. Das Ringen und Streben, Suchen und Tasten des größten Herrschers, den Indien hervorgebracht hat, war umsonst. Lehrreich jedoch ist es uns als das trostlose Bild eines auf allen religionspsychologischen und religionsvergleichenden Pfaden suchenden, aber den einzig zuverlässigen Pfad der christlichen Offenbarung ängstlich vermeidenden Strebens nach dem Besitze der Wahrheit: Nihil novi sub sole!

Unter diesem Gesichtspunkt ist der Diwan-i-Kas vielleicht das interessanteste aller Gebäude von Fatihpur. Es stellt die glänzend ausgestattete Halle dar, die Akbar für seine Religionsgespräche errichten ließ. Die äußere Erscheinung ist sehr einfach. Es ist ein als Rechteck aufgeführtes, an den Ecken des flachen Daches mit Kiosken geschmücktes Gebäude und macht nach außen den Eindruck, als bestehe es aus zwei Stockwerken. Die Mauerflächen des unteren Stockwerkes werden nach jeder Seite durch eine Tür und zwei Fenster unterbrochen, so daß nach allen Richtungen der Eingang offen steht. Das obere Stockwerk, von dem unteren durch eine reich verzierte Balustrade getrennt, hat an jeder Fläche drei Fenster. Tatsächlich jedoch ist das, was äußerlich wie ein doppeltes Stockwerk aussieht, im Innern nur ein einziger Raum. Im Mittelpunkt erhebt sich ein mächtiger Säulenschaft; darauf ruht ein weit ausladendes, mit herrlicher Skulptur geschmücktes Kapitäl, dessen Höhe in einer Linie mit der oberen Fensterreihe liegt. Die Säule erweckt sofort den Eindruck einer Thronsäule, deren wuchtiges, breit angelegtes Kapitäl bestimmt war, den Thron zu tragen, auf dem der Kaiser die Huldigung entgegennahm. Daher zieht sich rings um das Kapitäl eine kreisförmige Steinbalustrade von schöner, durchbrochener Arbeit. Der Kreis der Balustrade öffnet sich aber an vier einander gegenüberliegenden Punkten in einen ebenfalls von Balustraden eingefaßten Gang. Die vier Gänge münden in eine Galerie, welche der Wand entlang im Rechteck das Ganze umgibt. Der Säulenschaft erhebt sich so im Mittelpunkte des Raumes, daß von seinem Kapitäl vier Strahlen ausgehen, welche Galerie und Kapitäl verbinden. Hier pflegte Akbar jeden Freitag die Gespräche mit den Vertretern der verschiedenen Religionen. Jedem der vier Vertreter war einer der vier Gänge zugeteilt, durch den er mit der im Mittelpunkt thronenden kaiserlichen Majestät in Verbindung trat. Die der Anlage zu Grunde liegende Idee war: die Religionen, nach außen gespalten, senden ihre Strahlen nach

dem Mittelpunkt. In Akbar vereinigen sich alle Strahlen des über die Erde in vielerlei Strömen ausgegossenen göttlichen Lichtes, um dann von ihm aus in einer einzigen ungetrübten Lichtflut über die Erde sich als die eine Religion auszubreiten, welche die Wahrheit aller übrigen Religionen, alles Gute und Schöne, was diese besitzen, in sich begreift.

Dieser Bedeutung entsprach die ornamentale Ausstattung der Thronsäule. Der Aufbau der Säule ist ein wahres Meisterwerk in der plastischen Ausschmückung. Der kräftige Sandstein scheint sich in ein feines Gewebe der anmutigsten Muster aufzulösen. Von dem rechteckigen Sockel langsam sich in den zierlichsten Formen emporwindend, verleiht das Ornament jedem Teil einen besondern Schmuck. Aber lebhafter als aller künstlerische Schmuck fesselten mich die christlichen Erinnerungen, welche mit diesem Bauwerk verwoben sind. Ich stand an derselben Stätte, wo einst der sel. Rudolf Aquaviva die Wahrheiten des christlichen Glaubens vorgetragen und verteidigt hatte.

Bei dem großen Interesse, welches Akbar hatte, gelehrte Vertreter aller Religionen an seinen Hof zu ziehen, war seine Aufmerksamkeit schon längere Zeit auf die christliche Religion gelenkt worden. Als darum im Jahre 1578 der portugiesische Gesandte Anton Cabral an seinen Hof kam, erkundigte er sich angelegentlich nach den Hauptpunkten der christlichen Lehre, um sich daraus ein Urteil über das Christentum zu bilden. Das Urteil fiel günstig aus. Seine Hochschätzung stieg, als er von dem wohltätigen Einfluß vernahm, den zwei damals in Bengalen wirkende Jesuitenmissionäre auf die Bevölkerung ausübten. Noch war kein Jahr seit der ersten eingehenderen Bekanntschaft mit dem Christentum verflossen, da befand sich bereits eine feierliche Gesandtschaft auf dem Wege nach Goa, um von dem dortigen Obern der Gesellschaft Jesu Patres an das Hoflager nach Fatihpur zu erbitten.

Ob der Kaiser sich je mit dem Gedanken getragen, das Christentum anzunehmen, scheint sehr fraglich. Es war aber ein für die Ausbreitung des Glaubens entscheidender Schritt, als man sich in Goa entschloß, dem Wunsche des Kaisers zu entsprechen. Man sandte Rudolf Aquaviva, einen Mann, nicht weniger ausgezeichnet durch seine hohen natürlichen Anlagen wie durch seinen glühenden apostolischen Eifer. Neben Aquaviva wurden P. Anton Monserrat und P. Henriquez zu der Sendung ausersehen. Akbar seinerseits erwartete die kleine Schar mit solcher Ungeduld, daß er sich täglich durch Eilboten von ihrer Annäherung berichten ließ und ihnen ein fürstliches Gefolge zur Begrüßung und zum Weitergeleite entgegensandte. Am 17. Februar 1580 traf Rudolf Aquaviva mit seinen Gefährten in Fatihpur ein. Akbar empfing sie in glänzender Audienz, umgeben von seinen Söhnen und einem Kranz von mehr als 20 Vasallenfürsten. Nach dem offiziellen Empfang

unterhielt ſich der Kaiſer mit den Miſſionären bereits am erſten Abend bis tief in die Nacht hinein. Einige Tage ſpäter überreichten die Patres bei einem zweiten Beſuch die für den Kaiſer beſtimmte Ausgabe des Alten und Neuen Teſtaments, eine geſchmackvoll eingebundene und goldverzierte, in vier Sprachen gedruckte (Antwerpener) Polyglotte in ſieben Bänden. Bei ihrem Anblick ſetzte Akbar ſeinen Turban ab, nahm einen Band nach dem andern in ſeine Hand, küßte ihn, legte ihn ſich zum Zeichen ſeiner Ehrfurcht aufs Haupt und fragte jedesmal, ob dies das Evangelium ſei. Als er dasſelbe endtich in Händen hielt, ſchaute er es genauer an, drückte es mit dem Ausdrucke tiefſter Ehrfurcht an ſein Herz, küßte es wiederholt und legte es ſich gleichfalls aufs Haupt. Darauf führte er Aquaviva an ſeiner Hand in das Innerſte der kaiſertichen Privatgemächer und verſchloß hier die heiligen Bücher in einem eigenen koſtbaren Schrein.

Bevor Akbar indes die Erlaubnis zur Predigt des Evangeliums gab, wünſchte er zunächſt ſetbſt im Chriſtentum unterrichtet zu werden. Er beſtimmte für den Unterricht einen feſten Tag in der Woche. Gleichzeitig aber ſollte den Patres Gelegenheit gegeben werden, ſich mit den mohammedaniſchen Gelehrten im Religionsgeſpräch zu meſſen. Batd ſchon trat der kaiſerliche Privatunterricht vor dieſen öffentlichen Disputationen zurück. Akbar hatte den gelehrteſten Ulemas befohten, ſich wohlvorbereitet zum Religionsſtreit in Fatihpur einzufinden. Sie gehorchten und kamen in großer Zahl. Manche unter ihnen waren Männer von nicht geringem Geiſte und großer Gelehrſamkeit und traten, da ſie ſich als Vertreter des herrſchenden Glaubens im eigenen Hauſe fühlten, mit großer Zuverſicht auf. Ihnen ſtand als Verteidiger des chriſtlichen Glaubens Aquaviva gegenüber; er hatte ſich bereits in Goa durch das Studium des Koran auf ſeine Aufgabe vorbereitet und ſchon auf der Reiſe die Anfangsgründe der perſiſchen Sprache ſich angeeignet. Ausgerüſtet mit ſolidem theologiſchen Wiſſen, den ſcharfen Waffen ſcholaſtiſcher Philoſophie und vor allem mit der machtvollen Überzeugung der Wahrheit trat Aquaviva auf den Kampfplatz.

In der erſten Disputation kam im Anſchluß an die feierliche Übergabe der heiligen Bücher des Alten und Neuen Teſtaments die Frage über den göttlichen Charakter der religiöſen Schriften beider Bekenntniſſe zur Verhandtung. Die Patres bewieſen ſiegreich den götttichen Urſprung der Heiligen Schrift und ſtellten daneben in grellſten Gegenſatz den tügneriſchen und unheiligen Charakter des Koran. Akbar, der von der Haltloſigkeit der Bücher des falſchen Propheten längſt überzeugt war, freute ſich über die Niedertage der Mullas. „Wenn die Bücher Moſes' und die Pſalmen", ſo führte er das Argument der Patres ſetbſt weiter, „inſpiriert ſind, wie Mohammed ſelbſt zugeſteht, weshalb verbietet er dann deren Leſung? Auch ſtehe im Koran, daß das Evangelium Jeſu Chriſti zu den wahren Offenbarungsſchriften

gehöre. Und doch ſtelle der Koran Lehrſätze und Vorſchriften auf, die im vollſten Gegenſatze zu jenen heiligen Büchern ſtänden. Der Ewige könne ſich aber nicht widerſprechen."

Drei Tage ſpäter erfolgte die zweite Disputation. Die Patres brachten diesmal die Vorſtellungen und Schilderungen des Paradieſes zur Sprache, welches Mohammed ſeinen Anhängern verheiße, und brandmarkten den lüſternen und unreinen Charakter dieſes Prophetenhimmels, der eher für Tiere als für unſterbliche Menſchenſeelen paſſe. Beſchämt ſchwiegen die Mullas. Als der Kaiſer ihre Verlegenheit gewahrte, griff er ſelbſt ein und ſuchte ihre Sache zu retten, was ihm aber ſchlecht gelang.

Bei der dritten Beſprechung hoben die Miſſionäre den Gegenſatz hervor, der zwiſchen Mohammed und Chriſtus in Bezug auf ihre göttliche Beglaubigung und ihren Charakter beſtehe. Es war die glänzendſte Disputation, von der wir Kunde haben. Für die Ankunft Mohammeds, betonten die Miſſionäre, für ſein Geſetz und für ſein angebliches Erlöſungswerk ſei auch nicht die leiſeſte Spur eines prophetiſchen Zeugniſſes in den heiligen Schriften zu ermitteln, während Chriſtus als Meſſias und Erlöſer des Menſchengeſchlechtes von allen Propheten ohne Ausnahme ſo viele Jahrhunderte vor ſeiner Ankunft vorherverkündet worden ſei. Darauf ſtellten ſie den Stolz, die Anmaßung, das verbrecheriſche und ſittenloſe Leben des Propheten von Mekka dem wundervoll makelloſen, heiligen, demutsvollen Leben des Heilandes gegenüber und verglichen deſſen reine, erhabene, durch zahlreiche unumſtößliche Wunder und durch die Heiligkeit ſeiner Glaubensboten beglaubigte Lehre mit den Fabeln, Lügen, lächerlichen Erfindungen des Koran, deſſen Lehre den niederſten Leidenſchaften ſchmeichle, den Geiſt des Haſſes atme und durch Feuer und Schwert verbreitet worden ſei.

Die Niederlage der Mullas war vollſtändig und ihre Verwirrung ſo groß, daß ſie ſich weigerten, mit den Patres noch ferner zu disputieren. Doch dauerten die Religionsgeſpräche fort, und es kamen in der Folge noch verſchiedene Glaubenswahrheiten zur Sprache. Nicht im ſtande, die ruhigen, klaren, teils aus der Vernunft, teils aus dem Alten Teſtament, teils endlich aus ſich widerſprechenden Stellen des Koran geſchöpften Beweisgründe zu entkräften, mit denen Aquavivas ſcharfe Dialektik ſie in die Enge trieb, verwickelten ſich die Mullas fortwährend in lächerliche Widerſprüche. Schließlich gerieten ſie unter ſich ſelbſt in Zank und grimmen Wortſtreit, ſo daß Akbar ſie wiederholt wegen ihres unwürdigen Benehmens ſcharf zurechtwies.

Sowohl die öffentlichen Disputationen wie der Privatunterricht der Patres machten auf den Kaiſer einen tiefen Eindruck. Er erklärte offen, die chriſtliche Religion ſei die beſte, die er bis jetzt kennen gelernt. Auch räumte er bereitwillig den übermenſchlichen, durch Wunder beglaubigten Charakter Jeſu Chriſti als eines göttlichen Geſandten ein. Nur die zwei

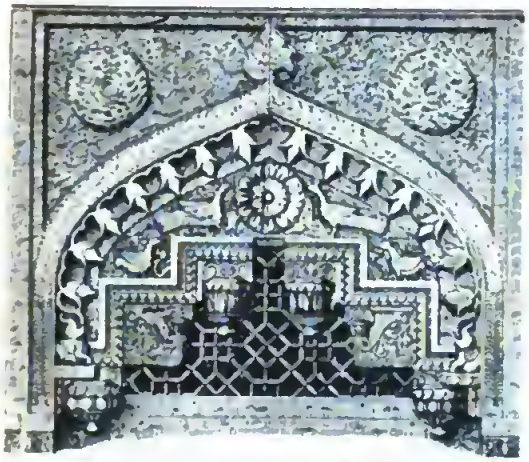


Bild 148. Bogenfeld der Nordseite.

Bild 149. Wandfries des Südostraums.

Bild 150. Wanddekoration. Außenseite.

Bild 151. Pilasterdekoration.

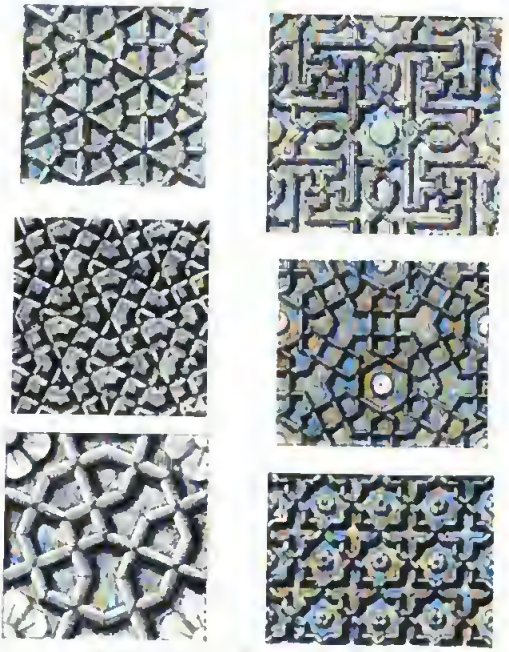


Bild 152—157. Geometrische Muster der Pilasterreliefs.

Bild 158—159. Bordüren im Oberstock.

Bild 160. Pilasterdekoration.

Fatihpur. Ornamentik von Radscha Birbals Haus. (S. 197.)

Digitized by Google

Bild 161. Fatihpur. Diwan-i-Kas und Pavillon des Astrologen. (S. 189.)

Grundgeheimniſſe der chriſtlichen Lehre, die Dreiperſönlichkeit Gottes und die Menſchwerdung des Sohnes Gottes, wollte ſein rationaliſtiſcher Geiſt nicht anerkennen. Immer und immer wieder verlangte er deren Erklärung. Aquaviva hielt ihm entgegen, daß das volle Verſtändnis des Unendlichen naturgemäß ſich dem beſchränkten Menſchengeiſt entziehe und daß die wahre Religion deshalb notwendig unerfaßliche Geheimniſſe enthalten müſſe. Dieſe Löſung gefiel dem Kaiſer, ohne ihn jedoch ganz zu befriedigen. Trotz ſeiner Verwerfung des Islam und ſeiner ungeheuchelten Bewunderung der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre kam er aus ſeinem eigentümlichen Schwanken nicht heraus.

Im Bewußtſein der eigentlichen Aufgabe ſeiner Sendung drängte Aquaviva den ihm aufrichtig ergebenen Padiſchah wiederholt zu einer beſtimmten Entſcheidung. Der Kaiſer wich aus. Es entſtand nun für Aquaviva die Frage, ob es nicht beſſer ſei, ſich vom Hofe ganz zurückzuziehen. Alle Beweiſe kaiſerlicher Huld vermochten den Miſſionär über die Untätigkeit, zu der er ſich verurteilt ſah und die ſeinen Eifer einem andern fruchtbareren Arbeitsfeld entzog, nicht zu beruhigen. Akbar ſelbſt fand ſich, je näher er das edle, ſelbſtloſe Weſen Aquavivas und deſſen Tugenden kennen lernte, immer mehr zu ihm hingezogen, ſo daß ſich zwiſchen den beiden ſo ungleichen Männern eine Art Freundſchaftsverhältnis herausbildete. Die hohe ſittliche Würde, die feine Liebenswürdigkeit ſeiner Umgangsformen und die Beſcheidenheit und Höflichkeit, die er ſelbſt mitten in der Hitze bei den Disputationen mit der größten Schlagfertigkeit zu vereinen wußte, flößte auch ſeinen bitterſten Gegnern Achtung und Ehrfurcht ein.

Aber es wurde Aquaviva immer klarer, daß die perſönliche Freundſchaft, die ihn dem Fürſten ſo nahe gebracht, die tiefe Kluft nicht zu überbrücken vermochte, die zwiſchen dem Stolz und dem Wankelmut Akbars und der Annahme des chriſtlichen Glaubens lag. Der Fürſt hatte die Stunde der Gnade verſcherzt, die zeitweiſe mächtig an ſeinem Herzen angeklopft. Gewiſſenhaft gab Rudolf ſeinem Provinzial über den Stand der Dinge Kunde, bis endlich von Goa der beſtimmte Befehl zu ſeiner Rückkehr eintraf. Jetzt erſt zeigte ſich, wie ſehr Akbar an dem edlen Manne hing. Aufs lebhafteſte widerſetzte er ſich der Abreiſe, bat und beſchwor Aquaviva, zu bleiben. Auf ſein Haupt ſolle die Verantwortlichkeit, wenn er, der Kaiſer, ſich ſelbſt überlaſſen, verloren gehe. „Weißt du nicht, wie ſehr mir deine Gegenwart notwendig iſt? Ein Chriſt werden! Welche Schwierigkeit für einen Menſchen, der in der Weichlichkeit und Zügelloſigkeit des Koran aufgewachſen! Je ſchwerer es mir wird, meine Feſſeln abzuſtreifen, deſto nötiger iſt mir eine Hand, die allmählich den Knoten löſt.“ In dieſer Weiſe redete der Kaiſer. Der Miſſionär verwies auf den Befehl ſeines Obern. So ſchieden denn Aquaviva und Akbar, zwei Perſönlichkeiten, ſo ungleich in ihrem Leben

und Streben und doch durch einen gemeinsamen inneren Zug hochherziger und fürstlicher Gesinnung einander verwandt. Die zwei Männer, die trotz der gewaltigen Gegensätze sich so nahe getreten, sollten sich nicht wiedersehen. Beide gingen zu neuen, aber himmelweit verschiedenen Kämpfen und Siegen auseinander. Der selbstlose, ein Leben harter Entsagung führende Ordensmann eilte der von ihm heiß ersehnten Palme des Martyriums entgegen, der mächtigste Herrscher Asiens bereitete einen seiner glänzendsten Kriegszüge vor. Aber das Opferleben Aquavivas in Fatihpur war nicht umsonst gewesen.

Aquaviva hatte von Anfang an die Tragweite seiner Mission am Hof Akbars erkannt. Als man in Goa etwas ungeduldig wurde, weil man nach mehrjährigem Warten nicht die erwünschte Frucht, nämlich die Bekehrung des Kaisers, sah, schrieb er von Fatihpur aus: „Hier sind wir im wahren Indien, und dieses Reich ist nur eine Leiter, die uns in ein größeres Gebiet von Asien führt. Nachdem die Gesellschaft jetzt festen Fuß hier gefaßt hat und so gnädig behandelt wird von einem so großen Kaiser und von dessen Söhnen, ziemt es sich nicht, den Posten zu verlassen, bevor nicht alle Mittel versucht worden sind, um von hier aus die Bekehrung des großen Erdteiles Indien einzuleiten. Denn was bis jetzt für die Bekehrung Indiens geschehen ist, das beschränkt sich bloß auf die Küste."

Das war die Sprache eines großen, weitblickenden Mannes. Damit war der Mission eine Richtung gegeben, die in das Herz des indischen Lebens selbst hineinführte. Eine neue Welt erschloß sich. Daß diese Bewegung von Fatihpur Sikri ausging, das ist es, was dem prunkvollen Schauplatz der religiösen Kolloquien einen ungleich höheren Wert in unsern Augen verleiht. Und wenn uns die Erinnerung mit Trauer erfüllt, daß der größte und begabteste aller indischen Fürsten, äußerlich so nahe dem Christentum, innerlich nicht den Weg zum Glauben fand, so bleibt es doch auch wiederum ein erhebender und tröstender Gedanke, daß der hochherzige Sinn dieses Fürsten der Ausbreitung des Evangeliums vom Mittelpunkte des höchsten asiatischen Herrscherglanzes aus den Weg erschloß.

Bis tief in die Nacht blieb ich auf und erfreute mich der stillen majestätischen Ruhe, die über der toten, verlassenen Stadt lagerte. Eine Nacht in der Akropolis Akbars des Großen! Das Bild der ernsten, schweigsamen, im Dunkel der Nacht begrabenen Herrlichkeit des größten asiatischen Herrschers wird nie dem Gedächtnis entschwinden.

11. März 1905.

Bereits in früher Stunde setzte ich meinen Rundgang in Akbars Akropolis fort. Wir näherten uns dem zweiten großen Palastblock. Zwei Bauten ragen aus ihm hervor. Gegen Südost erhebt sich Jodh Bais Palast. Es

iſt der älteſte Palaſtbau von Fatihpur. Mit ihm eröffnete Akbar die ſtolze Reihe der Bauwerke, die ſeine Hofburg ſchmücken ſollten. Von Oſten kommend waren wir überraſcht durch den Anblick der herrlichen Baumaſſe, die ſich in reicher Gliederung vor dem Auge ausbreitete. Der Palaſt iſt in Geſtalt eines Rechteckes angelegt, das einen weiten offenen Hof von Nord nach Süd in einer Länge von 77 m, von Oſt nach Weſt in einer Breite von 72 m umſchließt. So einfach dieſe Anlage ſcheint, ſo trefflich iſt ſie in ihren Bauteilen zu einem eindrucksvollen Ganzen ausgebaut. Das den Hof umgürtende Rechteck iſt nämlich ſo gegliedert, daß es ſich in der Mitte einer jeden Seite zu einem vorſpringenden Pavillon von zwei Stockwerken erhebt. Auf dieſe Weiſe gewinnt es den Anſchein, als beſtehe der Palaſt aus vier einander gegenüberliegenden Pavillons, die unter ſich durch eine Flucht breiter Gänge verbunden werden, welche gewiſſermaßen als Wandelgänge dienen. Von außerordentlich ſchöner Wirkung iſt nach außen der als Eingangstor ausgebaute Pavillon der Oſtſeite. Aus der breiten, nur durch einen ornamentalen Bandſtreifen unterbrochenen Mauerfläche tritt die Faſſade des Torweges graziös hervor. Ein Bogentor, das bis zur mittleren Höhe der Faſſade reicht, eingeſchloſſen von zwei im Spitzbogen ausgeführten Blendarkaden, darüber je ein hervorſpringender überdachter Balkon, und dieſelben überragend zwei von Säulen getragene kleine Kioske, während je zwei ſchmale, ſpitzbogenförmige Niſchen mit kräftigem Rahmen die Seiten abſchließen: in dieſen ſchlichten architektoniſchen Linien prägt ſich das Bild der Faſſade aus. Aber welche Schönheit des Schmuckes, der Portal und Balkone, Niſchen und Arkaden belebt! Es offenbart ſich ein Reichtum der Muſter, der immer neue Überraſchungen bietet. Der erfinderiſche Sinn des Meiſters weiß auch das einfachſte Glied prachtvoll zu geſtalten, aber immer ſo, daß der Eindruck des Überladenen ferngehalten wird. Dem künſtleriſchen Auge bietet dieſe ornamentale Ausſtattung einen edeln Genuß. Einen auserleſenen Schmuck des Palaſtes bildet die Dachbedeckung in blau emaillierten Ziegeln. Das Email iſt von wunderbarer Reinheit und Lebhaftigkeit der Farben und ſtrahlt im funkelnden Lichtſtrome, der ſich darüber ausgießt, einen beſtechenden Glanz aus.

Durch das Portal gelangen wir in eine kleine Vorhalle. Sie iſt durch elegante Säulen abgeteilt, die Seitenflächen ſind durch Niſchen unterbrochen. Überall tritt das ſarazeniſche Element vor dem indiſchen zurück. Je tiefer wir eindringen, um ſo lebhafter regt ſich unſere Bewunderung beim Anblick des ornamentalen Reichtums der Wandflächen. Indem wir uns nach rechts wenden, öffnet ſich vor uns der Empfangsraum, eine Halle, ganz aus dem ſchönſten roten Stein ausgeführt. Wir folgen der Flucht der Räume, die ſich rings um den Hof im Rechteck hinziehen. Jede dieſer Hallen entfaltet ein anderes Ornament, ſo daß das Auge immer neuen Überraſchungen an

den Säulenschäften und Kapitälen, an den Tragbalken und Umrahmungen der Wandflächen begegnet. Gegenüber jedem Eingang findet sich ein Balkonfenster, dessen Brüstung und Überdachung die ganze Schönheit des diesem Bauglied eigenen Schmuckes darbietet. Sehr zierlich gearbeitet sind die Bandstreifen und Rosetten, welche abwechselnd die Flächen beleben. Unsere besondere Aufmerksamkeit erregen die durchbrochenen Steinschleier der Wände. So häufig sie uns begegnen mögen, immer geben sie dem Auge des Beschauers neuen Reiz und Genuß durch die Zierlichkeit der Arbeit, die hier aus dem harten Steine die zartesten Gewebe hervorzuzaubern scheint. Neben dem durchbrochenen Steinwerk sind es die Füllungen der Wandfelder, wo die künstlerische Einbildungskraft Gelegenheit findet, ihren Reichtum zu entfalten. Man achte z. B. auf die Ausstattung der Wandflächen in dem überwölbten Raum an der Nordseite des Hofes. Wenn das Auge sich längere Zeit an das kecke Dekorationsspiel der indischen Plastik gewöhnt hat, dann ist es überrascht, hier einer Kunst zu begegnen, welche zwar den ganzen ornamentalen Reichtum des Hinduheiligtums verwertet, aber in einer Weise, daß das Groteske und Phantastische der Hinduform vollständig ausscheidet. Besonders schön zeigt sich dies in dem Schmuck der Deckenflächen. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Feinheit der Arbeit oder die Erfindungsgabe des Meisters, die unversieglich scheint.

In die Anlage des Ganzen war eine Art Palastkapelle aufgenommen worden, ein länglich gestreckter Raum, der durch Pfeiler in drei Schiffe abgeteilt und von kleinen Kuppeln überwölbt wird. Alles zeugt hier von edler Reinheit des Stiles.

Ein Werk von hoher künstlerischer Vollendung ist der unter dem Namen Hawā Mahal (Wind-Palast) bekannte Teil des Palastes. Es ist dies ein im Rechteck angelegter, zu zwei Stockwerken sich erhebender Pavillon, der rings von einer Doppelreihe von Säulen umgeben ist. Der ganze Bau ist leicht und lustig angelegt. Die kräftig und klar gezeichneten Formen sind einfach, aber von einem Strahl der Schönheit durchleuchtet. Es ruht etwas Poesievolles über dem Ganzen, und man erfreut sich der vielen Einzelschönheiten, die an Säulen und Balkonen, vor allem aber an dem durchbrochenen Schleierwerk der Galerie das Auge fesseln. Man staunt über die Gewandtheit, der es gelingt, die spröde Steinmasse in ein zartes Spitzenmuster zu verwandeln. Ein Meisterwerk ist der durchbrochene Schirm, welcher die Seiten des Ganges einsäumt, der von der Zenana in den Garten führt. Mit bewundernswerter Feinheit durchgebildet, verrät das Muster einen Hauch des griechischen Formgefühls.

Wenige Schritte davon entfernt liegt Radscha Birbals Haus. Es ist der kleinste, aber kostbarste Juwel unter allen Palastbauten dieser Akropolis, ein Werk von solcher Schönheit der Arbeit, daß selbst die an anmutigen

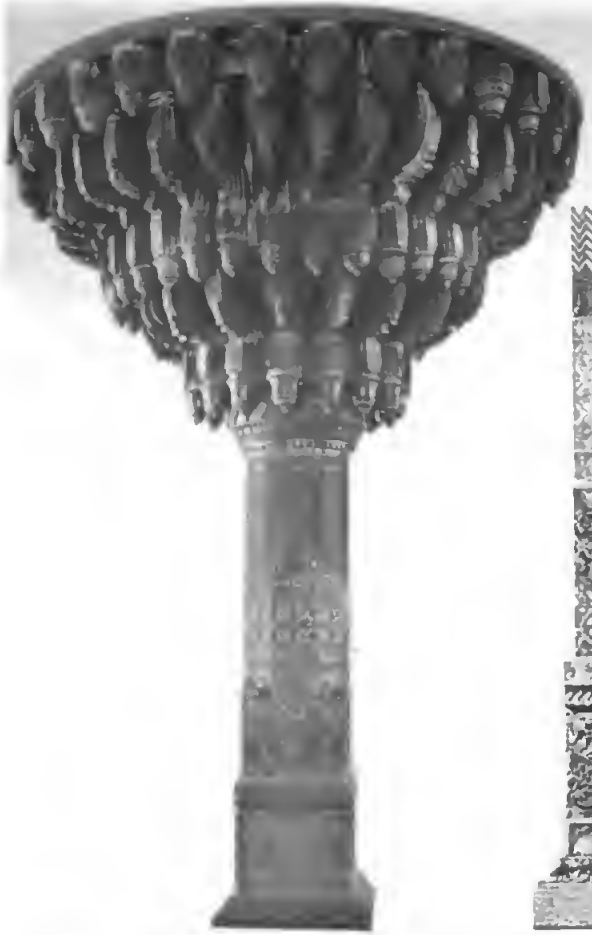


Bild 162. Fatihpur. Pfeiler im Diwan-i-Kas.
(S. 189.)

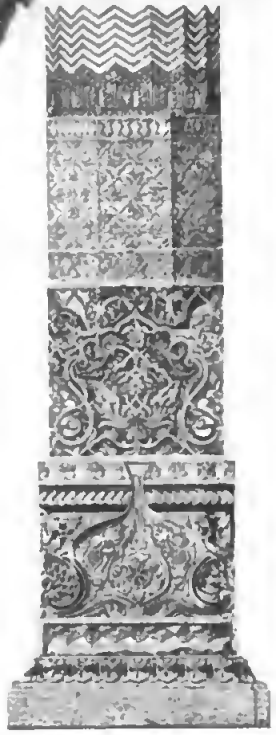


Bild 163. Fatihpur. Ornament des Pfeilers im Diwan-i-Kas.
(S. 189.)

Bild 164. Fatihpur. Marmorschleier am Mausoleum Salim Chischthis.
(S. 203.)

Bild 165. Futihpur. Blick vom Hiran Minar auf Wasserwerk, Hāthi Pol, Sangīn Burj und Kurnwan Surai. (S. 198.)

Bild 166. Durgha Penjāds Haus bei Futihpur. (S. 199.)

Schöpfungen ſo reiche Glanzepoche von Fatihpur ihm nichts Ähnliches an die Seite zu ſtellen vermag. Auch Jodh Bais Palaſt tritt dahinter zurück. Wenn man mich fragen würde, welchem Denkmal der indiſchen Kunſt ich vom Standpunkte der antiken Kunſt aus die Palme zuerkennen möchte, dann würde ich trotz des Reichtums an Denkmälern, die Indien bietet, keinen Augenblick zweifelhaft ſein. Unter allen Tempelbauten Indiens gebührt der Tadſch Mahal die erſte Stelle, unter den Palaſtbauten aber darf Radſcha Birbals Haus den erſten Platz in Anſpruch nehmen. Die Kompoſition des Ganzen iſt ſo trefflich abgewogen, die einzelnen Glieder ſind mit ſo ſtrenger Symmetrie verteilt und geordnet, und innerhalb dieſer ſtrengen, architektoniſchen Verteilung entfaltet ſich ein ſo reicher Glanz der Plaſtik, daß Radſcha Birbals Haus als der vollkommenſte Ausdruck jenes künſtleriſchen Ideales erſcheint, das dem goldenen Zeitalter der Mogulkunſt vorſchwebte. Die beiden Diwan-i-Kas von Dehli und Agra mögen durch ihre Marmorpracht und durch die reiche Anwendung des koſtbaren buntfarbigen Geſteines das Auge blenden, aber keiner dieſer märchenhaft ſchönen Räume vermag das Auge durch den Adel ſeiner Verhältniſſe und durch die Reinheit ſeiner Teile ſo zu entzücken wie dieſes in einfachem Sandſtein ausgeführte Haus des Hindufürſten, der zu den Treueſten der Treuen Akbars zählte.

Es mag Befremden erregen, daß es dem Palaſtbau, der den Namen eines indiſchen Fürſten trägt, vorbehalten blieb, den Höhepunkt künſtleriſchen Schaffens im Zeitalter Akbars darzuſtellen. Wir verſtehen dies aber, wenn wir uns des engen Freundſchaftsbandes erinnern, das Akbar mit Radſcha Birbal verband. Dieſe Freundſchaft läßt das Streben des großen Herrſchers, ſarazeniſches und indiſches Volksleben zu einem innerlich verbundenen Ganzen zu verweben, in einem bezeichnenden Lichte hervortreten. Je gigantiſcher das Unternehmen war, aus zwei ſo gewaltigen und ſo grundverſchiedenen Elementen des Volkslebens Glieder eines einzigen ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Organismus zu machen, um ſo lehrreicher iſt es, den Wegen nachzugehen, auf welchen jener außerordentliche Mann dem Ziele nahe zu kommen ſuchte. In Radſcha Birbal hatte der geniale Blick des Kaiſers einen Fürſten entdeckt, der wie kein zweiter geeignet ſchien, eine innere Verſchmelzung des geiſtigen und geſellſchaftlichen Lebens herbeizuführen. Darum begünſtigte er dieſen Radſchputenfürſten vor allen andern indiſchen Fürſten. Sein Palaſt ſollte ein Glanzpunkt von Akbars Palaſtſtadt ſein.

Der Bau erhebt ſich auf einer Terraſſe und beherrſcht gegen Norden den Pfad, der zum „Elefanten-Torweg“ führt, während er gegen Süden die tiefliegenden Felder überragt, die zu Akbars Zeit einen künſtlichen See bildeten. Der Umriß des Baues iſt überaus einfach. Die Anlage beſteht aus zwei Stockwerken. Das untere Stockwerk ſetzt ſich aus vier Wohnräumen zuſammen, das obere enthält nur zwei Räume, während die beiden

andern Flächen als Terraſſen dienen. Über jedem der beiden Oberräume wölbt ſich eine Kuppel. Das ſieht alles ſehr anſpruchslos aus. Sobald man aber in geringer Entfernung die Umriſſe auf ſich wirken läßt, bauen ſich vor dem Auge die einfachen Maſſen zu einem prächtig gegliederten Ganzen auf. Die Steinflächen werden durch Fenſter und Niſchen, Blendarkaden und Pfeiler, Portale und Balkone, Kranzgeſimſe und Rahmenleiſten auf die mannigfachſte Art durchbrochen. Der Hauptreiz des Bauwerkes liegt aber in dem plaſtiſchen Schmuck, der ſowohl das Äußere als das Innere ganz überkleidet. Nicht mit Unrecht ſind die zarten und ſinnigen Ornamente mit jenen köſtlichen Darbietungen der Elfenbeinſchnitzereien verglichen worden, in denen die techniſche Fertigkeit ſich mit dem edelſten Formgefühl verbindet, um auch aus dem Unſcheinbarſten die volle Blütenpracht künſtleriſcher Schönheit hervorſprießen zu laſſen. Der Architekt bot die Findigkeit des Kleinkünſtlers auf, um aus den Steinmaſſen einen Juwelenſchrein zu machen, der durch vollendete Anmut der Ausführung dem Auge des Beſchauers den höchſten Genuß gewähren ſollte. Das Ganze iſt bis in die kleinſten Teile hinein mit unübertrefflicher Feinheit ausgearbeitet. Ein Goldſchmied könnte nicht zierlicher und zarter ſeinen Stoff behandeln.

Von Birbals Haus leitet ein breiter Weg nach der Ebene herab. Halbwegs erhebt ſich der Hāthi Pol, der „Elefanten-Torweg“, ſo benannt nach den aus Quadern gehauenen Elefanten, welche zu beiden Seiten des Tores einſt als Wächter ihres Amtes walteten. Kaiſer Aurangezebs Fanatismus hat ihnen Kopf und Rüſſel abgeſchlagen, um zu zerſtören, was ſein Ahne Akbar in dieſem bildneriſchen Schmuck erſtrebt hatte. Die Bauwerke, welche ſich an das Tor anſchließen, tragen zum Teil ein recht kriegeriſches Ausſehen. Aus mächtigen Quadern in 3 m dicken Mauern aufgebaut, zeugen ſie von der Solidität des Werkes, das der Genius Akbars hier verwirklichen wollte. Wie für eine Ewigkeit ſchienen dieſe Bauten geſchaffen. Da erſcheint links der Kabūtar Khāna mit ſeiner ſtattlichen Kuppel, daneben der baſtionartige Aufbau des Sangīn Bürj. Mit dieſem mächtigen Turme hatte Akbar die Umwallung ſeiner Akropolis begonnen. Auf Salim Chiſchthis Rat brach er die Fortſetzung dieſer Umwallung ab. Würde die Stadt, ſo ſagte Salim, in ihrer ganzen Ausdehnung umwallt, ſo werde Akbars Macht ſchwinden. An die in Geſtalt eines Oktogons aufgerichtete Baſtion ſchließt ſich ein langgeſtreckter, rings von kleinen, flachgedeckten Räumen eingeſchloſſener Hof, 78 m breit und 84 m lang. Es iſt die große Karawan Sarai, eine Art Herberge, wo Kaufleute aus Süd und Nord, aus Indien, Perſien und Zentralaſien ſich mit ihren koſtbaren Stoffen, ihren Gold- und Silberwaren ſicher geborgen zuſammenfanden. Ein prächtiger Torweg durchbricht die Mauer, welche die Karawan Sarai umgibt. Alles iſt aus beſtem roten Sandſtein ausgeführt, wirklich eine fürſtliche Herberge,

des Herrſchers, der ſie zur Bequemlichkeit des Handels errichtete, nicht unwürdig.

Indem wir dem ſachte ſich ſenkenden Wege folgen, nähern wir uns einem ſeltſam an der Außenfläche geſchmückten Rundturm, dem Hiran Minar. Der Turm erhebt ſich auf einer doppelten Terraſſe, einer größeren rechteckigen, die 22 m breit und 21,4 m lang iſt bei einer Höhe von 3 m, und einer kleineren oktogonalen, die nur 12 m im Durchmeſſer hat. Der Turm ſelbſt erreicht eine Höhe von 20 m. Den Unterbau des Turmes bildet ein der achteckigen Terraſſe entſprechendes Achteck, deſſen Flächen abwechſelnd durch bogenförmige und gradlinige Felder ausgefüllt werden. Der oktogonale Unterbau iſt geſchmackvoll mit Füllwerk bekleidet. Die Schönheit der Muſter iſt auch hier ein ſprechendes Zeugnis für die Gediegenheit und Zierlichkeit der Arbeit. Darüber ſteigt ein ſich ſachte verengender Zylinder empor, der in einem großen, reich geſchmückten Kapitäl abſchließt. Dieſem Kapitäl iſt die Geſtalt einer Galerie gegeben, um welche ſich eine Brüſtung in durchbrochener Arbeit zieht, über der eine von acht Säulen getragene Kuppel emporſteigt. Der ganze Bau ſieht etwas phantaſtiſch aus; der runde, zylinderförmige Teil des Turmes iſt nämlich mit Elefantenzähnen, die in Stein nachgebildet ſind, bedeckt, ſo daß es ausſieht, als ragten überall ſpitze Stacheln aus der Fläche hervor. Die Überlieferung erzählt, daß der Turm über den Reſten von Akbars Lieblingselefant aufgerichtet wurde. Die enge, geſchloſſene Verbindung mit Akbars Harem weiſt indeſſen auf eine praktiſchere Beſtimmung hin. Von hier aus konnten die von der Außenwelt abgeſperrten Bewohnerinnen des Harems ſich des herrlichen Ausblickes erfreuen, den die Galerie über die Akropolis mit ihren Prachtbauten und über die weite Ebene bis zur Jamuna eröffnete. Wir ſtiegen hinauf. Einſam und ſchweigſam lag die Herrlichkeit dieſer in ihrer Art einzig daſtehenden Hofburg vor dem Auge ausgebreitet.

Auf dem Rückwege machte ich einen kleinen Abſtecher nach dem dicht bei dem Hiran Minar liegenden Dorfe Nagar. Es hat ſich dort nämlich ein vortreffliches Beiſpiel der zur Zeit der Mogul gepflegten Hausarchitektur in der Wohnung des Durga Praſäd erhalten. Aus einem weißen und roten Sandſtein in zwei Stockwerken aufgebaut, entfaltet es in ſeinen offenen und gedeckten Galerien den unvergleichlichen Schmuck, welchen die ſo fein und anmutig aus dem Steine herausgearbeiteten Spitzenſchleier der bogenförmigen Fenſter dem Äußeren zu geben vermögen. Das ganze Haus ſcheint in durchſichtige Schleier gehüllt.

Den Abſchluß meiner Wanderungen durch Fatihpur bildet der Beſuch der großen Moſchee.

Die Moſchee, eine der herrlichſten Indiens, iſt mit Recht der Ruhm von Fatihpur Sikri genannt worden. Sie iſt das größte Bauwerk der

Akropolis. Majestätisch ragt das Heiligtum über alle Palastherrlichkeit von Akbars Hofburg empor. Die Moschee ist an der Südwestseite auf einem steil abfallenden Grunde so angelegt, daß sie im Gegensatze zu den vielen sich ineinander drängenden größeren und kleineren Steinbauten der Hofburg eine geschlossene Masse für sich bildet. Einen imposanten Anblick bieten die hohen, zinnengeschmückten, in rotem Sandstein erbauten Mauern. Von den riesigen Steinflächen, welche in einem Rechteck von 176 m Länge und 142 m Breite die mehr einer Felswand als einer Mauerwand ähnliche Umgürtung der Moschee bilden, springen an den Ecken die bastionartigen, kuppelgekrönten Türme und in der Mitte die gewaltigen Torbauten hervor.

Den inneren Hof erschließt das Königstor, durch welches täglich Akbar von der Khwäbgäh zum Gebet in der Moschee schritt. Man möchte eine kurze Weile das glänzende Bild, das den Herrscher beim Betreten des Torweges umgab, aus der Vergangenheit heraufbeschwören. In dem Augenblicke, wo man durch das Königstor schreitend den breiten Hof betritt, bietet sich dem Blick in den ausgedehnten Bogenhallen, die im Rechteck den Raum einschließen, ein Bild von eindrucksvoller Schönheit. Inneres und Äußeres wirkt in der Wucht der Massen und in der Eleganz des Ornamentes zusammen, um die Macht des Herrschers zu bezeugen, der dieses Heiligtum zum Mittelpunkte seines Reiches machte. Betrachtet man vom Ende eines Ganges aus die Galerien in ihrer langgezogenen Ausdehnung, so wird man überrascht von dem reichen Wechsel, den die Massen in den Pfeilern und Trägern, in den spitzbogenförmigen Blenden und rechteckigen Nischen der Mauer entlang entfalten. Das Ganze erscheint überaus einfach. Nur die natürliche Schönheit des Steines soll wirken. Aber um diese Schönheit wirkungsvoller hervortreten zu lassen, sind die Flächen durch ganz feine weiße Marmorstreifen durchschnitten. Der Westseite des Hofes entlang erhebt sich, von drei Kuppeln gekrönt, der Liwän, die Gebetshalle, in einer Länge von 92 m, in einer Breite von 20 m. Die Halle zerfällt in drei Hauptteile, einem kleinen, nur 11 m messenden Mittelraum und zwei Seitenhallen, deren jede 29,5 m mißt. Jede der beiden Seitenhallen ist wiederum in drei Räume geteilt; der mittlere Raum bildet eine Kapelle. Der ganzen Länge dieser Räume entlang zieht sich die zum Beten bestimmte Vorhalle wie eine säulengeschmückte hochragende Galerie.

Wenn man in der Mitte des Hofes sich gegen Westen wendet, tritt dem Auge das Portal des Liwän in seiner wahrhaft majestätischen Größe entgegen. Die Fassade erscheint in der Gestalt einer riesigen rechteckigen Fläche die treueste Nachbildung der gewaltigen Portale, welche den Moscheen und Medreßen von Samarkand ein so großartiges Aussehen geben. Diese Fläche hat eigentlich gar nichts Anziehendes vom architektonischen Gesichtspunkt aus, und doch wird niemand leugnen können, daß der sarazenische

Bild 167. Fatihpur. Hof der Großen Moschee mit den Mausoleen Salim Chischthis und Nawâb Islam Khans. (S. 200.

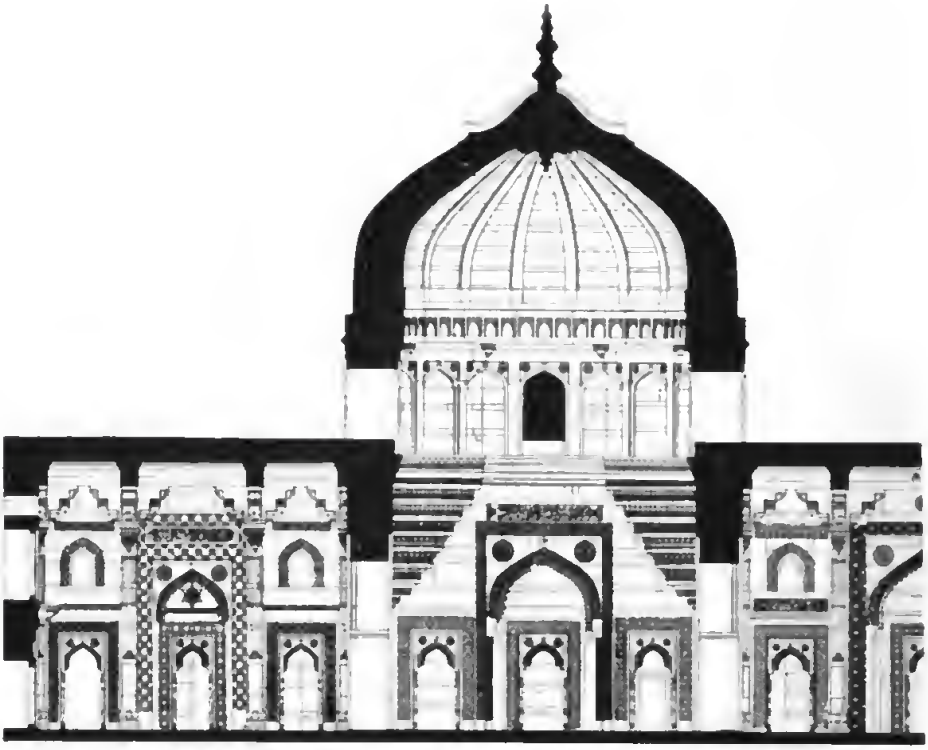


Bild 168. Fatihpur. Große Moschee. Querschnitt durch den Hauptbau. (S. 200.)

Bild 169. Fatihpur. Nordwand des Hauptraums in der Großen Moschee. (S. 200.)

Architekt es verſtanden hat, den breiten Mauermaſſen eine Schönheit zu geben, die in ihrer Art nicht weniger bewundernswert iſt als die unſerer romaniſchen Portale. Sie üben eine geradezu überwältigende Wirkung auf das Auge aus, wenn man ihnen zum erſtenmal entgegentritt. Ein klaſſiſches Muſter iſt die Faſſade der Moſchee von Fatihpur. Dem Künſtler iſt es gelungen, ihr eine ſo harmoniſche und lebendige Gliederung zu geben, daß die Einförmigkeit der plumpen breiten Fläche einer entzückenden Mannigfaltigkeit Platz macht, und doch iſt dieſe Mannigfaltigkeit wiederum ſo geſtaltet, daß die ganze wuchtige Kraft der Fläche zur vollen Geltung kommt. Die doppelte Wirkung wird zunächſt durch die Anlage einer tief liegenden und hoch emporragenden Portalniſche erzielt, die in einem ſchön geſchwungenen Kielbogen endet. Dieſer Portikus ſetzt ſich aus zwei Abſchnitten zuſammen. Den unteren flachen Abſchnitt bilden die drei den Zutritt zur Gebetshalle erſchließenden Spitzbogenportale, ein mittleres Haupt- und zwei kleinere Seitenportale. Darüber erhebt ſich ein ſpitzbogenförmiges Gewölbe. Um dieſen Portikus iſt ein breiter Rahmen angelegt, welcher in Bänder und Streifen zerfällt, die aus verſchiedenfarbigem Stein zuſammengeſetzt ſind. Durch den Wechſel von Sandſtein und Marmor gelingt es, in der durchbrochenen Arbeit ein ungemein reiches Linien- und Farbenſpiel hervorzurufen. Das gibt dem ernſten, gemeſſenen Weſen dieſer Architektur eine lebendige, heitere Stimmung.

Wir betreten die mittlere Halle, das Zentralheiligtum, und finden uns in einem Raume, der in dem glänzenden Reichtum des Ornamentes die Würde der Stätte zum Ausdruck bringen ſoll. Das dekorative Element iſt in der Verbindung des plaſtiſchen und koloriſtiſchen Schmuckes ſo überreich entfaltet, daß man den Eindruck empfängt, als habe hier die Kunſt wirklich ihr ganzes Können angeſpannt. Wir befinden uns in einer fremden, religiöſen Welt. Das Auge muß ſich erſt an das Bild gewöhnen, während es die großen Wandflächen aus Sandſtein betrachtet, welche über und über mit Marmorbändern und inkruſtierten Arabesken geſchmückt ſind. Da iſt kein Zoll breit frei. Die verſchwenderiſche Anwendung der Skulptur und des Kolorits verwirrt. Hat ſich aber das Auge einmal darin zurecht gefunden, dann wird es nicht müde, ſich dieſer unvergleichlichen Formen- und Farbenpracht zu erfreuen, während der Blick vom unterſten Saume des rechteckigen Raumes die Wände entlang zur Kuppel emporſteigt, die das Ganze bekrönt. Überall ſpricht ſich ein Streben nach reicher Durchbrechung der Fläche aus. Malerei und Skulptur werden zur glänzendſten Betätigung wachgerufen. Unſere Aufmerkſamkeit richtet ſich zuerſt auf die Flächen, welche den Unterbau des Raumes bedecken. Die Wände ſind in rechteckige Felder abgeteilt, und der Rahmen jedes Feldes umſchließt eine tiefliegende, ſpitzbogengeſchmückte Niſche. Dieſe Niſche iſt der Mihrab, die „Gebetsniſche“. Vor ihr ſteht der

Muſelmann, das Antlitz gegen Mekka gewandt, und murmelt ſeine Gebete. Ein dreifacher Mihrab ſchmückt die nach Mekka gerichtete Weſtwand; die mittlere Niſche iſt größer als die beiden Seitenniſchen und entfaltet ein reicheres Ornament. In Worten beſchreiben läßt ſich der verſchwenderiſche Reichtum nicht. Ein Hauptreiz des dekorativen Glanzes beſteht auch hier in der geſchmackvollen Zuſammenfügung des buntfarbigen Marmors und Sandſteins. Die reichliche Anwendung des edeln Materials drückt ſchon allein dem Ganzen ein fürſtliches Gepräge auf. Der Wechſel des buntfarbigen Materials und der Glanz eines üppigen Arabeskenſpieles verbinden ſich zu einem märchenhaften Zauber. Dieſelbe Pracht wiederholt ſich aber immer in neuen Formen an den andern Mihrabs. Der obere Teil des Raumes, das Achteck, auf dem die Kuppel ruht, und die Kuppelwölbung ſelbſt zeichnen ſich durch einen auserleſenen koloriſtiſchen Schmuck aus. Über alle Teile hat die erfinderiſche Phantaſie einen ſolchen Reichtum der Farben ausgegoſſen, daß man faſt geblendet wird von der ungewohnten Herrlichkeit, die ſich dem Blicke nach oben auftut. Auch hier waltet in der Abteilung der Felder dasſelbe Grundmuſter vor: der ſpitz zulaufende Bogen, welchen friesartige Streifen als Rahmen einſchließen. Dieſe Streifen und Bänder ſtellen ein reich verſchlungenes, in wechſelnder Farbenpracht ſchimmerndes Gewebe dar. Immer wiederum überraſcht die ſchier unbegrenzte Erfindungsgabe in der Variierung der Gewebemuſter. Obſchon die Verwahrloſung der Moſchee manches zerſtört hat, ſo übt auch heute noch die Schönheit dieſer harmoniſchen Färbung ihren beſtechenden Reiz aus.

Mit der Mittelhalle wetteifern an Schönheit die beiden langgezogenen Flügelhallen durch die Verſchmelzung eines ebenſo reichen plaſtiſchen wie maleriſchen Ornamentes. Akbar ſcheute keine Opfer, um die Moſchee zur herrlichſten Kathedralmoſchee Indiens zu machen. Nur die von der höchſten Begeiſterung getragene Schaffenskraft eines Geiſtes wie Akbar vermochte ein ſolches Werk ins Leben zu rufen.

Innerhalb des Hofes erhebt ſich aber noch ein anderes Denkmal, das des Mannes würdig iſt, der dieſe Palaſtſtadt geſchaffen hat. Es iſt das berühmte Mauſoleum Salim Chiſchthis, eines der koſtbarſten Werke der Mogularchitektur. In ſeinem Umfang ſteht es zwar hinter manchen andern Grabdenkmälern jener Zeit zurück, aber in der Schönheit ſeiner Umriſſe und in der Koſtbarkeit des Materiales iſt es eine wahre Perle indiſch-ſarazeniſcher Kunſt. Das Grab erhebt ſich in Geſtalt eines Rechteckes auf einer Marmorterraſſe und mißt nach jeder Seite 14 m. Es ſetzt ſich aus zwei Teilen zuſammen, nämlich dem von einer Kuppel überwölbten Inneuraum, der eigentlichen Grabkammer, und der von koſtbaren Marmorſchleiern verhüllten Veranda. Als Material dient für den Unterbau der rote Sandſtein, aber alle Teile, die Wandflächen, Türrahmen und Niſchen ſind ſo durchſetzt mit

den verſchiedenſten Marmorſorten, daß man eher von einem Marmorbau reden könnte. Einen ſchneeweißen Glanz gießt das feine Gewebe des Marmorſchleiers über den ganzen Bau aus.

Wir nähern uns dem vorſpringenden Portikus der Veranda. Hier leuchtet und flimmert alles im reinſten Marmor. Die Säulen, auf welchen das Dach des Portikus ſchräg geneigt ruht, entfalten die Pracht einer bis ins kleinſte vollendet durchgeführten Skulptur an den Schäften und Kapitälen und an den ſchlangenartig ſich emporwindenden Stützen des Architraves. Alle Muſter ſind verſchieden, jedes von anſprechendem Reiz der Formen. Unſer Hauptaugenmerk jedoch wird auf die Marmorſchleier gelenkt, welche die Veranda umweben. Dieſe marmornen Spitzenſchleier ſind in ihren reichen Muſtern ſo zart und elegant, ſo leicht und luftig gewoben, daß man ſie in einiger Entfernung für ein wirkliches Spitzengewebe halten könnte, das ſtraff über die Veranda ausgeſpannt iſt, um das blendende Licht abzuſchwächen. Die Schirme zählen zu den höchſten Meiſterwerken durchbrochener Steinarbeit in Indien, und man fragt ſich erſtaunt, wie es möglich war, die breiten Marmorplatten ſo fein und ſcharf zu durchbrechen und ein ſo verſchlungenes Muſter hineinzuwirken, ohne daß die Platte einen Bruch erhielt. Manche dieſer Platten haben eine Breite und Länge von je 2 und 3 m. Die Spitzenſchleier verhüllen die ganze Grabkammer. Nur der obere Teil, auf dem die Kuppel ruht, ragt darüber hinaus. Die äußere Wand iſt etwa bis zu einer Höhe von 1,5 m mit weißem Marmor bekleidet und zerfällt in drei Abſchnitte. Die mittlere Fläche wird gegen Weſten von dem Portal eingenommen, das den Zutritt zum Innern öffnet; gegen Oſt, Süd und Nord entſpricht dem Spitzbogenportal ein tiefgehendes Spitzbogenfenſter, über das ſich wiederum ein aus Marmor gewobener Schleier ausbreitet. Die Seitenflächen zerfallen in drei horizontale Felder. Das untere Feld iſt von einem dunkelbraunen Marmorrahmen eingefaßt, das mittlere bietet auf blauem Grund in großen, ſchönen goldenen Schriftzügen Sprüche des Koran, das obere zerlegt ſich in drei kleinere Felder, die in dem Blattbogen enden und von braunem Marmor eingefaßt ſind. Die Schönheit der marmornen Spitzenſchleier wird erhöht durch den auserleſenen Farbenſchmuck, der die Seitenflächen der Fenſteröffnung bedeckt. Dieſer Schmuck kann nur bei einer ins einzelne dringenden Beſchreibung voll gewürdigt werden; denn gerade hier offenbart ſich in hervorragendem Maße der künſtleriſche Sinn, der allem ein adelndes Gepräge von unübertrefflicher Feinheit zu geben vermag. Die Ornamente füllen in trefflicher Anordnung die Flächen. Unten iſt es eine von einem reizenden Blumen- und Blattgewinde eingefaßte weiße Marmorfläche, auf deren Grund ſich die zarten Stengel und Blüten einer Lilie erheben. Das Mittelfeld zeigt auf weißem Marmor eine Blumenvaſe, aus der ein farbenfriſches Bukett emporſteigt, während ſich ein reicher Blütenkranz

ringsum windet. Den Abſchluß bildet ein drittes Feld, deſſen Ornament die volle Blütenpracht in neuen Muſtern entwickelt. Es darf den beſten Erzeugniſſen der Wandmalerei des Orients zugerechnet werden. Die Farben ſind reich, von leuchtender Kraft; ſie miſchen ſich ſo harmoniſch, daß das Auge mit Genuß bei dem Farbenſpiel verweilt. Farbe und Zeichnung fließen zu einem Bilde von hoher Schönheit zuſammen. Man bewundert die Sorgfalt, mit der jede Linie gezogen, jede Farbe gewählt iſt, um jene maleriſche Wirkung hervorzubringen; aber dieſe heitere und würdige Pracht bereitet den Eintretenden nur auf den Farbenglanz vor, mit dem der Innenraum ausgeſtattet iſt. Hier durfte ſich der Künſtler ganz ſeiner Eingebung überlaſſen, um den Raum, der das Grab des von Akbar ſo hoch verehrten Einſiedlers, des Mannes, dem er die Zukunft ſeines Hauſes glaubte verdanken zu müſſen, einſchloß, mit dem vollen Farbenzauber zu ſchmücken. Die Grabſtätte ſollte ein Heiligtum werden, dem der Glanz des koſtbaren Materiales und der Reichtum des Ornamentes eine geheimnisvolle Pracht verliehen, die das Andenken des geiſtlichen Freundes und Beraters des erſten Herrſchers von Aſien zum Ausdruck brachte. Alles iſt darauf berechnet, das Empfinden einer heiligen Ehrfurcht zu wecken, und während das Auge das prachtvolle Kolorit bewundert, das in den ſinnreichen Linien über die Wandflächen ſeinen bunten, ſchimmernden Glanz ausgießt, wendet ſich der Blick immer wieder zu dem Marmorſarkophage hin, der ſich im Mittelpunkte des Raumes erhebt. Dort ruht der merkwürdige Mann, dem Akbar mit einer ganz abergläubiſchen Verehrung zugetan war. Der Prunkſarkophag iſt aus weißem Marmor und zeichnet ſich in der einfachen Geſtalt ebenſo wirkungsvoll von dem farbenfriſchen Marmorſchmuck der Wände wie von dem reichen Marmormoſaik des Bodens ab. Das Grab iſt von einem Baldachin aus feinſtem Ebenholz überragt, als genüge der Schmuck des koſtbaren Steines nicht, um die Weihe und Würde des Ortes auszudrücken. Dieſes Ebenholz iſt von oben bis unten mit der ſchönſten Perlmuttereinlage in jenen reizvollen Zeichnungen bedeckt, wie ſie nur die unerſchöpfliche Phantaſie des Orientalen zu erſinnen vermag. Das Perlmutter iſt ſo fein eingefügt, daß es wie Damaszener-Intarſia ausſieht. Jedes, auch das kleinſte Teilchen iſt ſcharf geſchnitten und mit der zierlichſten Sauberkeit in ſeine Lage gebracht. Dazwiſchen ſchimmern die feinen Ebenholzſtreifen. Es iſt unmöglich, die Wirkung zu beſchreiben, welche der aus der Zurückwerfung des Lichtes entſtehende Glanz das dem Perlmutter eigene Schillern der Farben hervorruft. Und nun denke man ſich zu dieſer mannigfaltigen Pracht, welche aus Stein und Holz, aus Marmor und Perlmutter hervorgezaubert iſt, das gedämpft eindringende Licht, wie es milde durch die Marmorſchleier hindurchſchimmert und in dem bunten Spiel der Farben flimmert, dann hat man eine annähernde Vorſtellung von dem poetiſchen Reiz, der über dieſer Grabſtätte

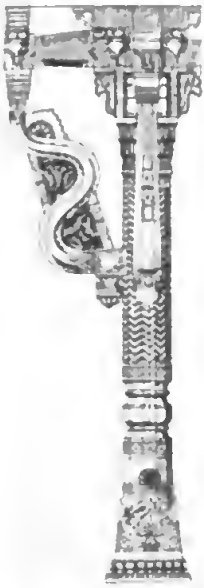
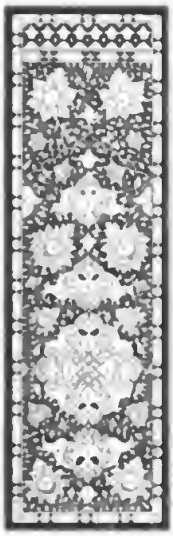


Bild 170. Pfeiler mit Stühe.



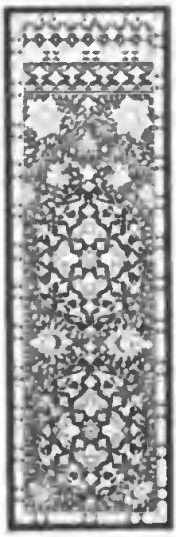


Bild 171—172. Perlmutterdekoration vom Sarkophagbaldachin Fatihpur. Detail vom Mausoleum Salim Chischthis. (S. 202.)

Bild 173. Malerei einer Fenſternische.

Bild 174. Fatihpur. Mausoleum Nawab Jetam Khans. Inneres. (S. 205.)

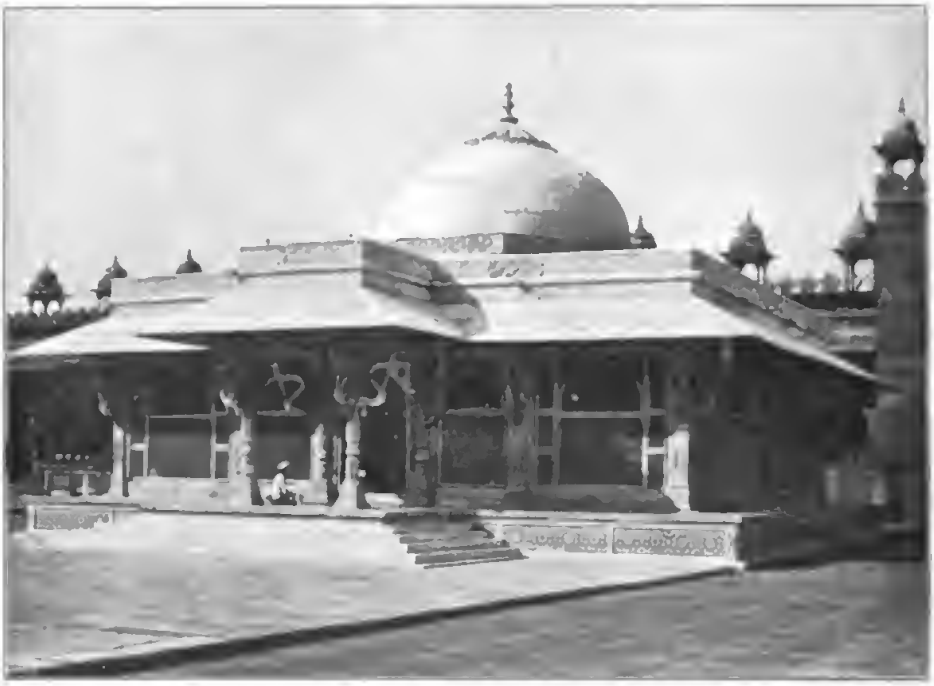


Bild 175. Fatihpur. Mausoleum Salim Chischthis. (S. 202.)

Bild 176. Fatihpur. Baland Darwāza. (S. 207.)

ruht. So wenig Anziehendes dieſe „Heiligen“ eines von ſinnlicher Glut und düſterem Ernſt erfüllten Glaubens dem chriſtlichen Gemüte bieten, ſo kann man ſich doch nicht dem Eindruck entziehen, daß es dieſe Grabesarchitektur meiſterhaft verſtanden hat, die Ehrfurcht vor dem Toten in der Majeſtät des Todes künſtleriſch zu verklären.

Bis zur Stunde wird Salim weit und breit als ein „Heiliger“ nicht etwa bloß von Mohammedanern, ſondern auch von Hindus verehrt. Aus allen, auch den entlegenſten Teilen Indiens pilgert man zu dem Schrein. Pilgergruppen ſtrömen tagtäglich ein und aus; viele dieſer Wanderer ſind nur dürftig gekleidet, mit wunden Füßen kommen ſie und beugen ſich ſtumm vor dem Grabe. Den Frauen iſt der Eintritt verwehrt. Furchtſam und ſchweigend bewegen ſie ſich in einiger Entfernung um das Heiligtum. Das Grab iſt der einzige Ort der ſtolzen Akropolis, wo ein lebendiger Schimmer der alten Glorie ſich fortpflanzt. Wie ſehr Salim Chiſchthis Andenken bei Akbar und ſeinem Sohn in Ehren blieb, bezeugt kein Denkmal greifbarer als das grandioſe Grabmal, das Kaiſer Dſchehangir Salim Chiſchthis Enkel, Nawäb Islam Khän, im Schatten der Moſchee errichten ließ. Nawäb Islam Khän ſtarb als Statthalter von Bengalen. Dſchehangir ließ die Leiche ſeines Lieblings nach Fatihpur Sikri bringen. Er ſollte an der Seite ſeines von Akbar ſo verehrten Großvaters ruhen, aber in einem beſondern Mauſoleum. Dieſes Bauwerk iſt viel umfangreicher als Salims Grab. Es mißt 25,8 m im Geviert und iſt rings von einer 4 m breiten Veranda umgeben. Im Gegenſatz zu Salim Chiſchthis Grab iſt das Mauſoleum ganz aus Sandſtein erbaut. Aber die roſafarbenen Platten kommen als Säule und Architrav, als Kuppel und Bogentor, als Bedachung und durchbrochener Wandſchirm ſo meiſterhaft zur Geltung, daß man faſt im Zweifel ſein könnte, ob man nicht dieſem in ſo warmem Farbenton leuchtenden Stein den Vorzug vor dem Marmor geben ſoll. Das Denkmal erhebt ſich auf einer Terraſſe von mäßiger Höhe und wird im Mittelpunkt von einer breit angelegten Kuppel überragt. An Stelle der Zinnenbekrönung zieht ſich rings um den Rand des flachen Daches im Rechteck eine geſchloſſene Reihe kleiner Kiosle. Den vornehmſten Außenſchmuck bilden die Flächen der Veranda. Jede Seite iſt in ſieben Felder eingeteilt, welche durch einen Steinſchleier von reicher durchbrochener Arbeit ausgefüllt ſind; die fünf Felder in der Mitte ſchließen nach oben rechtwinklig, die zwei Felder an der Ecke bogenförmig ab. Gegen Süden tritt an Stelle der fünf mittleren Wandſchirme ein durch fünf Säulen gebildeter ſtattlicher Eingang. Auch hier hat man Gelegenheit, die wunderbare Feinheit und Zierlichkeit der Arbeit des Meißels zu bewundern. Die durchbrochenen Schirme ſind wiederum Meiſterſtücke künſtleriſcher Eleganz und Fertigkeit. Hier bemüht ſich der Künſtler, jedem Felde den Reiz eines neuen Linienſpieles zu geben. Ein Werk von auserleſenem Geſchmack iſt

das Eingangstor zum Mausoleum. Entzückend sind die breiten, mit Blumen gefüllten Rahmen, welche die Türpfosten abschließen, während über dem Sturz sich eine prächtige Widmungsschrift mit Rankengewinden verflicht. Einfacher, aber nicht weniger elegant gearbeitet sind die übrigen Tore, welche zu den verschiedenen Abteilungen des Innenraumes führen. Das Auge wird nicht müde, immer neue köstliche Proben des feinen Geschmackes und hohen Geschickes dieser Künstler zu entdecken, mag es sich nun den geschlossenen oder den durchbrochenen Wandflächen zuwenden. Niemals versagt die Zierlichkeit der ornamentalen Behandlung.

Die eigentliche Grabkammer ist in Gestalt eines Achteckes angelegt. Darüber wölbt sich die Kuppel. Mit dem Liebling des Kaisers vereint ruhen in demselben Raume 32 männliche Glieder von Chischthis Familie. Ihre Prunksarkophage sind alle aus Marmor, manche derselben sind Prachtstücke der Skulptur. Islam Khans Mausoleum sollte zugleich das Mausoleum für Salim Chischthis Nachkommenschaft sein; darum wurde die breite Veranda durch Marmorschleier abgeteilt und in kleinere Grabkammern verwandelt. Die schönste dieser Grabkammern liegt auf der Südwestseite. Sie enthält nur zwei Sarkophage, aber Meisterwerke des Meißels. Wer wollte alle die Einzelschönheiten beschreiben, die sich hier dem Auge darbieten? Die ganze Westveranda ist den männlichen Nachkommen eingeräumt, während die weibliche Nachkommenschaft auf der Nordseite vereinigt ist.

Alle Gräber laufen parallel zueinander. Der Kopf ist nach Norden gewandt und etwas gegen Westen geneigt, damit der Körper am Tage der Auferstehung gegen Mekka gerichtet sich erheben kann. Die Leiche wird gewöhnlich etwa 2 m tief unter der Erde bestattet. Ist sie hinabgesenkt, so wendet der Hauptleidtragende den Kopf des Toten ein wenig nach dem Westen. Alsdann werden in einem Abstande von ca 1 m entweder Bretter über die Öffnung ausgebreitet oder ein Gewölbe aus Backsteinen darüber errichtet. Der Abstand soll so groß sein, daß der Tote aufrecht sitzen kann, wenn er in der ersten Nacht nach dem Begräbnis vor den beiden ihn examinierenden Engeln Rechenschaft über seinen Glauben ablegen soll. Über diesem Grab erhebt sich der Prunksarg, in vielen Fällen ein Werk von hohem künstlerischem Wert. Den Sarkophag der Männer erkennt man gleich an der in Stein gehauenen Federbüchse, während der des Weibes eine Schiefertafel trägt. Ein dämmerhaftes Licht ergießt sich durch die Spitzenschleier über die hart aneinander gedrängten schneeweißen Marmorsärge aus.

Das eine Mausoleum genügte nicht, um die Nachkommenschaft von Akbars „Erzheiligen" aufzunehmen. Im Zentrum der südlichen Halle, welche den Hof der Moschee umgibt, ist noch eine besondere Zenana Rauza, ein „Frauenbegräbnis" hergerichtet, welches ganz mit Steinsarkophagen der

Familie, mehr als hundert, gefüllt ist. Die zarten netzartigen Gewebe, welche als Steinschleier die einzelnen Räume trennen, verleihen auch hier der Stätte ein künstlerisches Gepräge.

Doch genug der Grabesherrlichkeit. Zum größten und stolzesten Denkmal der Moschee, zum Baland Darwāza zieht es uns hin, der sich unmittelbar uns gegenüber erhebt mit seiner dem Hofe zugewandten Fassade. Alle Portale der Moschee überragt der Baland Darwāza, die „hohe Pforte", in einer Höhe von 56,4 m. Als Siegestor sollte der Bau in seinen ebenso reichen wie gewaltigen Massen Akbars Siegeszug nach dem Dekan verewigen. Der Aufbau des hohen, von einem mächtigen Bogen überwölbten Portals kann dadurch, daß er sich unmittelbar am Rande des abfallenden Felsenplateaus erhebt, seine ganze wuchtige Größe, unbeengt von andern Bauten, entfalten. Die der Stadt zugewandte und auf viele Kilometer hin die Ebene beherrschende Fassade hat eine Breite von 41 m, die nach dem Innern des Hofes sich öffnende Front eine solche von 39 m. Der Torweg selbst mißt in seiner ganzen Länge 27,2 m. Die große tiefliegende Nische, über der sich der gewaltige Spitzbogen wölbt, bildet in Gestalt eines Sechseckes den eigentlichen Portikus. Drei Eingänge erschließen hier den Zugang zu dem Heiligtum: ein Mitteltor, das sog. Hufeisentor, und zwei Seitentore. Das Mitteltor führt durch einen matt beleuchteten Korridor in die Vorhalle, welche in drei ziemlich gleiche Räume zerfällt. Den Mittelraum überwölbt die Kuppel, die beiden Seitenräume sind flach gedeckt. Eine vornehm angelegte Galerie zieht sich über den spitzbogenförmigen Nischen rings um die Innenwand des Portikus und gibt den breiten Steinflächen eine ungemein schöne Gliederung. Die ganze architektonische Anlage dieses gewaltigen Portikus ist in der strengen und symmetrischen Verteilung der Glieder ein Meisterwerk, und je einfacher die Linienführung erscheint, um so mächtiger tritt die monumentale Größe der Anlage hervor. Der Eindruck steigert sich durch das kunstvollendete Ornament, das sich in Form und Farbe harmonisch den Gliedern anpaßt. Die Bänder, welche in den anmutigsten Arabesken die breiten Flächen einfassen, die Girlanden, die sich als Randverzierung der Spitzbogen emporwinden, die Rahmen, welche die Türen einschließen, alles zeigt die gleiche Schönheit dekorativer Arbeit. Die Verbindung des roten Sandsteines mit den weißen Marmoreinlagen bringt auch hier eine wundervolle Harmonie der Farben hervor, besonders dort, wo das schneeichte Weiß des Marmors auf dem rosafarbenen Grunde des Sandsteines mit den feingewobenen Schleiern aus hellgrünem Marmor wechselt, die sich als Bänder an den Bogen emporziehen.

Das ist der Baland Darwāza. Wenn man von der untersten Stufenanlage zu der riesenhaften Wölbung des Portals emporblickt, so wird man von einem Gefühl stummer Bewunderung erfaßt. Man empfindet etwas von

der Größe des Mannes, der sich hier ein Denkmal seines weltbeherrschenden Geistes gesetzt hat. Mit dem Bau der Moschee hatte er 1571 begonnen, die „hohe Pforte" aber wurde im Jahre 1602, drei Jahre vor seinem Tode, vollendet. So faßt sie in einem Riesendenkmal noch einmal das ganze gigantische, nahezu 50 Jahre umspannende Schaffen dieses außerordentlichen Mannes zusammen. Als der höchste und prachtvollste Torweg unter allen Torbauten Indiens schließt der Baland Darwäza die glänzende Reihe dieser Denkmale ab, die mit dem Siegestore des Kaisers Altamsh auf der Höhe von Kutab Minar beginnen und sich von dort aus über ganz Indien ausbreiteten. Vier Jahrhunderte liegen zwischen den beiden Schöpfungen. Es war eine Epoche des großartigsten Ringens zwischen Islam und Hinduismus. Alles, was die Eroberer Indiens an geistigen und materiellen Kräften besaßen, erschöpfte sich in diesem Ringen. Und doch, was ist aus diesem Aufgebot der Kräfte geworden? Nur 36 Jahre (1569—1605) war Fatihpur Indiens Kaiserstadt. Akbars Nachfolger Salim, der Sohn, um dessentwillen der öde Felsrücken auserwählt wurde, die kaiserliche Akropolis zu tragen, gab sie dem Verfalle preis. Von dem großen Manne ins Leben gerufen, mit dessen gewaltigem Geiste durchdrungen, schwindet die künstlerische Herrlichkeit von dem Augenblicke dahin, wo Akbar stirbt, als sei mit dem Genius des Schöpfers von Fatihpur auch die Seele von der Palaststadt gewichen.

Der Eindruck, den diese aus dem Felsen wie eine wunderbare Oase schnell emporblühende und ebenso schnell wieder zerfallende Kunstherrlichkeit heute hervorruft, ist von niemand schöner geschildert worden als von dem wackern deutschen Missionär Joseph Tieffentaller, als er im Jahre 1758 die Ruinenstätte besuchte. Er verglich sie mit „einer Blume, die an einem herrlichen Frühlingsmorgen ihre Knospe entfaltete und schon am Abend desselben Tages verwelkte".

# 30. Eine Totenstadt an der Jamuna.

12. März 1905.

Von Agra aus unternahm ich während der nächsten Tage Ausflüge dem Ufer der Jamuna entlang in der Umgebung von Agra. Mein erstes Ziel war Sikandra. Dort erhebt sich das Palastgrab des Kaisers Akbar.

Einzigartig wie Akbar im Leben gewesen, ist er auch im Tode geblieben. Wie ein Lebender wollte er unter den Toten weilen. Zu des Kaisers Lebzeiten war der Bau begonnen worden, und bei seinem Tode war das Werk so weit vorgeschritten, daß Kaiser Dschehangir nur im Geiste des Vaters zu vollenden brauchte, was mit dem Aufgebot aller Pracht unternommen worden, um das Andenken des gewaltigen Genius in einem imposanten Trauerdenkmal zu verewigen.

Eine schöne, von prächtigen Bäumen überschattete Straße führt nach dem 10 km entfernten Sikandra. Wenn man in südwestlicher Richtung weiter fährt, erheben sich ringsum aus den bebauten Feldern die verschiedenartigsten Reste ehemaliger Pracht und Herrlichkeit in buntem Durcheinander. Zu beiden Seiten werden die Grabdenkmäler der Prinzen, Feldherren und Staatsmänner sichtbar. Es ist ein ähnliches Bild wie das von Dehli. Wenn es auch nicht mehr neu ist, so erfüllt doch die monumentale Pracht, die sich hier wie in Dehli um die Gräber zusammendrängt, immer wieder mit neuer Bewunderung. Fast noch eindrucksvoller als in den Palastbauten kommt das goldene Zeitalter der Mogul in den Grabbauten Agras zur Geltung. Einer der hervorstechendsten Züge gerade der tatarisch-mongolischen Rasse ist ihre Vorliebe für die monumentale Schönheit der Grabdenkmäler. Schon Timur schuf sich in der Umgebung von Samarkand eine prachtvolle Totenstadt. Diese Via Appia im Herzen Hochasiens, strahlend in dem vollen Farbenzauber, mit dem die persische Emailkunst ihre Monumentalschöpfungen umgab, bietet ein Bild, welches lebendiger als alle literarischen Zeugen Kunde gibt von der eigenartigen Kraft, die im tiefsten Grunde dieser Völker mit elementarer Gewalt hervorbrach, als sie mit höherer Kultur in Berührung traten. Das Streben nach gigantischen Denkmälern entsprang nicht etwa einem dunkeln, ungebändigten Drange, dem es mehr auf gewaltige Massen als auf künstlerische Gestaltung ankam. Die Schöpfer dieser Werke waren

Dichter. Ein tiefer, poetiſcher Zug erfüllte ihre Architektur und Plaſtik. Nirgendwo ſpricht ſich dieſer Zug großartiger aus als hier in der Majeſtät des Todes. Was ſie in der überwältigenden Pracht dieſer Bauten zum Ausdruck bringen wollten, das verraten uns die Inſchriften. Am Grabe von Timurs Schweſter heißt es: „Traue dich nicht dem irdiſchen Leben an, ſondern denke an das zukünftige.“ Eine andere Inſchrift lautet: „Nicht aufs irdiſche Leben kommt es an, ſondern auf das zukünftige. Die Stunden und Minuten deines Lebens ſind dir von Gott zum Gebet gegeben.“ Es ſind keine einfachen Grabmonumente, ſondern geſchloſſene, von Türmen eingerahmte und von Kuppeln gekrönte Hallen, die durchweg in einem hohen ſchlanken Spitzbogenportal ſich öffnen. Die Fayencebekleidung entfaltet eine geradezu magiſche Lichtwirkung im Glanze der Sonne durch ihre Verbindung mit fein gearbeiteten Reliefs und ſchleierartig durchbrochenen Bändern. Die Farbe wechſelt in einer ſo vollendeten Harmonie, daß es keine Feder vermöchte, die zarten Übergänge eines bald milden bald funkelnden Kolorits wiederzugeben. Dieſe Gräberpracht Samarkands verpflanzten die Enkel Timurs nach Agra mit einem Erfolge, daß ſie alles übertrifft, was perſiſche Künſtler in der alten tatariſchen Totenſtadt zu ſtande gebracht. Die Perlen unter allen Grabdenkmälern ſind Akbars Grab und die Tadſch Mahal.

In etwa drei Viertelſtunden hatten wir das Dorf Sikandra erreicht. So unanſehnlich dieſes Dorf iſt, ſo bleibt die Stätte, der es den Namen gibt, einer der denkwürdigſten Punkte nicht bloß Indiens, ſondern ganz Aſiens. Hier ruht der größte Herrſcher, der jemals Indiens Geſchicke in ſeinen Händen gehalten.

Nachdem ich während der letzten Tage ſo mannigfache Eindrücke von der Größe und Macht Akbars aus der Betrachtung der zahlreichen, ſeinem geſtaltenden Geiſt entſprungenen Denkmäler geſchöpft, war es für mich ein ergreifender Anblick, als aus der Ferne, alles andere weit überragend, die ſchlanken Türme und Kuppeln aus blendend weißem Marmor dem Auge entgegenleuchteten. Wie eines jener Schlöſſer, um welche die Sage den märchenhaften Glanz längſt entſchwundener Zeit gewoben, ſtieg das Grab in den Strahlen der Morgenſonne über der Umfaſſungsmauer, rings von grünenden Baumgipfeln eingeſchloſſen, empor.

Wir befinden uns bald der feſtungsartigen Mauer gegenüber, welche auf jeder Seite durch einen großen Torweg den Zugang zum Grabe eröffnet. Jedes der vier Eingangstore könnte wegen ſeiner impoſanten Größe und auserleſenen Schönheit ſchon allein für einen Palaſt gehalten werden. Gegen Weſten liegt die Ehrenpforte, ernſt im Aufbau, anmutig in dem Ornament, das in Blumen und Ranken ſich um den weißen Marmor ſchlingt. Gleich der Mauer, die den Garten umſchließt, iſt ſie aus jenem vorzüglichen roten Sandſteine gebaut, der allen Werken Akbars das Gepräge

höchſter monumentaler Kraft gibt. Der warme Farbenton wird durch den weißen Marmor der an den vier Ecken erbauten Türme ſowie durch Verzierungen aus blauen Emailziegeln und durch abwechſelnde Zwiſchenlagen von weißem Geſtein angenehm unterbrochen. Über dem Portal wird ein geräumiger Balkon ſichtbar. Hier mußte jeden Morgen und Abend, beim Aufgang und Untergang der Sonne, die große kaiſerliche Keſſeltrommel unter Begleitung gewaltiger Poſaunen und Trompeten geſchlagen werden, wie wenn der Tote noch unter den Lebenden weilte.

So reizend ſich das Tor in ſeiner Ausſtattung dem Auge darbietet, ſo vermag es uns doch nicht lange zu feſſeln. Wir ſchreiten hindurch und befinden uns in einer breiten, mit ſchönen Platten belegten Allee. Indem das Auge dem langgeſtreckten, von niedern Baumgruppen eingeſäumten Wege folgt, gewahrt es in der Ferne einige leicht emporſteigende Türmchen oder Kioske. Das iſt Akbars Grabpalaſt. Köſtliche Anlagen, reich an prächtigem Baumwuchs und ſprudelndem Waſſer, umgaben einſt das Denkmal. Die ausgetrockneten Waſſerläufe und Becken der Springbrunnen weiſen noch heute darauf hin, wie alles aufgeboten wurde, um den Totenpark zu einem Paradiesgarten für den Lebenden umzuwandeln.

Inmitten dieſes entſchwundenen „Eden“ tropiſcher Schönheit erhebt ſich in Geſtalt einer länglich-viereckigen Pyramide von vier ſtufenweiſe übereinander geſchichteten Stockwerken das eigentliche Grabmal. Was Akbar in der Anlage ſeines Mauſoleums erſtrebte, das war aber nicht die Verwirklichung der Grabidee, ſondern der Palaſtidee. Nicht wie ein Toter wollte er unter einem Gewölbe ruhen, ſondern wie ein Lebender von der Höhe eines ſtolz ſich emportürmenden Palaſtes aus das Reich, das er zuſammengeſchmiedet, mit ſeinem Geiſte nach wie vor beherrſchen. Auf einem gigantiſchen Unterbau in vier abgeſtuften Terraſſen aufſteigend, welche von Säulengalerien umgürtet und mit zahlreichen ſchlanken Pavillons geſchmückt ſind, ſtellt der Bau das vollendete Bild eines fürſtlichen Palaſtes dar, der auf ſeinen offenen Terraſſen nicht zur Betrachtung der Vergänglichkeit alles Großen, ſondern zur Bewunderung des lebendigen Herrſchertums einladet. Dieſen Eindruck ruft der erſte Blick auf die grandioſe und doch ſo leicht gegliederte Maſſe des roten Steines hervor. Alles iſt ſo vollkommen dem Zweck entſprechend geſtaltet, daß man ſich durch den Ausdruck des Ganzen ebenſowohl wie durch die künſtleriſche Zuſammenſtellung ſeiner Teile gleichſam von dem ſeltenen Geiſte desjenigen angehaucht fühlt, deſſen Hülle es birgt. Und je vollkommener die Pyramide den Stempel von Akbars Charakter trägt, um ſo lebendiger tritt angeſichts eines ſolchen Werkes der große Tote vor die Seele des Beſchauenden. Maſſenhaft wie der Bau durch Großartigkeit und Ausdehnung in ſeiner Anlage iſt, hat er dennoch nichts Schweres, Drückendes. Der kühne Schwung, mit welchem die Zinnen aller

ihn krönenden oder umsäumenden Kuppeln und Türmchen emporragen, verleiht der Masse eine anmutige Leichtigkeit.

Die großen Palastgräber der Mogul sind so angelegt, daß sie jedesmal zwei Sarkophage bergen, den eigentlichen Sarkophag, der die sterbliche Hülle des Hingeschiedenen enthält, und einen Prunksarg. Der erstere befindet sich unter der Erde in einer Krypta, der zweite liegt offen da und stellt nach außen die Herrlichkeit des Toten dar. So ist es auch in Sikandra. Akbar hat einen doppelten Sarkophag. Das eigentliche Grab mit den Überresten des Kaisers befindet sich in einer dunkeln Grabkammer geborgen. Der Prunksarg hingegen steht auf der obersten Terrasse.

Mein erster Besuch gilt dem wirklichen Grabe Akbars, der Stätte, wo die Überreste dieses Mannes ruhen. Wir waren von zwei Mullas begleitet, Nachkommen der alten erblichen Grabeswächter. Indem wir ihren Schritten folgen, führt uns ein schmaler dunkler Gang schräg abwärts in die tiefliegende Grabkammer. Aus dem grellen Lichte hineintretend sehen wir uns immer mehr in düstere Schatten gehüllt. Langsam befreundet sich das Auge mit dem noch matt eindringenden Schimmer, und allmählich treten die Umrisse der Gruft deutlicher hervor. Alles ist von höchster Einfachheit, flache Wände, die einen Raum von 10,6 m im Geviert einschließen, darüber eine rund gewölbte Decke. Mitten in dieser anspruchslosen Behausung steht ein ebenso anspruchsloser Sarg mit flachem Deckel, aber aus dem reinsten weißen Marmor. Hier ruht Akbar. Nicht gegen Westen nach Mekka, sondern gegen Osten nach dem Aufgang ist sein Haupt gewandt, wie wenn er noch im Tode sich von dem Glauben abwenden wollte, dem er im Leben nie innerlich zugetan gewesen. Der Sarg trägt als Inschrift nur ein einziges Wort: Akbar. Ein schwacher Strahl der Morgensonne drang durch die kleine spaltartige Öffnung gegen Osten und goß einen magischen Schimmer über die weiße Marmorplatte aus, welche die Gebeine Akbars bedeckt. Im Angesichte des gewaltigen Toten hatte der Gegensatz von Licht und Dunkel, der um das Grab spielt, etwas Ergreifendes. Als wir aus dem Dunkel der Totengruft heraustraten, erschien die schimmernde Pracht des Mausoleums, die über dem Grabe aufsteigt, wie die Vision einer höheren Welt. Alles ist darauf berechnet, den Eindruck des Geheimnisvollen wachzurufen.

Der Unterbau mißt nach jeder Seite 100 m und erreicht eine Höhe von 9 m. In der Mitte einer jeden der vier Flächen erhebt sich ein grandioses Portal in Gestalt eines Rechteckes, das von einem hohen, schlank sich emporschwingenden Bogen durchbrochen wird. Von Portal zu Portal windet sich ein Kranz großer Bogenöffnungen. An den Ecken springt turmartig ein schöner Pavillon hervor; über diesem Unterbau erheben sich nun drei prachtvoll geschmückte Stockwerke. Die vornehme Säulengalerie gibt ihnen etwas ungemein Freies und Ungezwungenes. Dazu kommt nun der

Bild 177. Mauſoleum von Itumad Daulah bei Agra. (S. 209.)

Bild 178. Sikandra. Eingangstor zu Akbars Grab. (S. 210.)

Digitized by Google

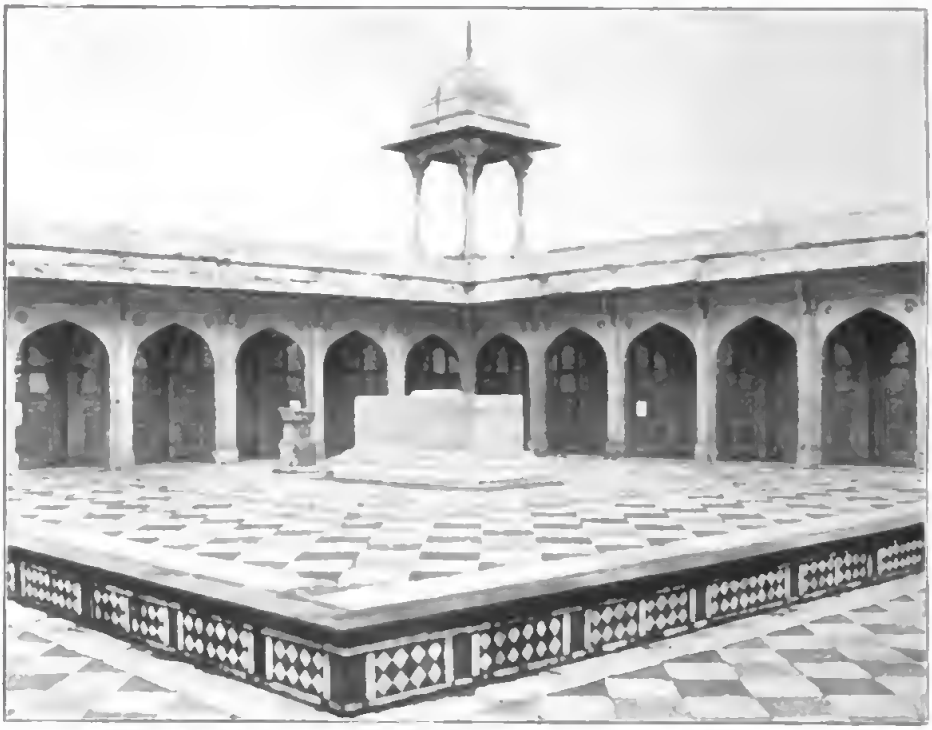


Bild 179. Sikandra. Der Prunksarg Akbars, umgeben von Marmorschleiern. (S. 213.)

Bild 180. Agra. Indisch Mahal vom Garten aus. (S. 215.)

Farbenſchmelz der emaillierten Ziegel, mit welchen die leicht auf Säulen ſchwebenden Kuppeln der Kiosk bedeckt ſind. Der roſafarbene Schimmer des Sandſteins, das glänzende Weiß der Marmorflächen, die Moſaikeinlagen und der buntfarbige Reichtum der Emailbekleidung geben dem Ganzen einen heitern Glanz. Jede Erinnerung an den Tod ſcheint vor dieſem ſonnigen Leben zu fliehen.

Je höher wir emporſteigen, um ſo reicher entfalten ſich die Verzierungen in den Säulengängen und kunſtreich geſchnittenen Marmorſchirmen, bis ſie auf der oberſten Terraſſe den Höhepunkt ihrer Pracht erreichen. Über der dritten Säulengalerie erhebt ſich eine vierte Terraſſe. Dieſe iſt im Gegenſatze zu den drei unteren Terraſſen nicht in offener Säulenſtellung aufgebaut, ſondern bildet ein geſchloſſenes Rechteck, deſſen Mauerflächen von ſpitzbogenförmigen Fenſtern durchbrochen werden. Jede Seite hat eine Länge von 47,4 m und zählt elf tief hinabreichende Bogenfenſter. Die Fenſter ſind durch Marmorſchleier ganz verhüllt, und da die einzelnen Fenſter hart aneinander ſtoßen, ſo gewährt die obere Terraſſe das Bild eines einzigen Rieſenſchleiers, der nach jeder Seite in einer Länge von 47 m ausgeſpannt und in elf Felder abgeteilt iſt. Dies iſt jedenfalls das umfangreichſte Meiſterſtück durchbrochener Arbeit, das die indiſch-ſarazeniſche Kunſt hervorgebracht hat. Die 44 Fenſter aneinander gereiht ſtellen einen Marmorſchleier von nicht weniger als 156 m dar, eine gigantiſche Leiſtung der Technik, beſonders wenn man die Feinheit und Eleganz jedes einzelnen Muſters beachtet.

Wir treten ein und finden uns im Angeſichte von Akbars Prunkſarg. In der Mitte einer von Säulenreihen umgebenen kleinen Terraſſe erhebt ſich ein wundervoll gemeißelter Marmorblock mit den ſchönſten Arabesken geſchmückt, und darüber breitet das Himmelszelt ſich als Dach aus. Das Gemach iſt ungedeckt. Nicht in der Tiefe, dem Dunkel der Erde preisgegeben, ſondern hoch im freien, luftigen Raume, vor jeder Berührung des Irdiſchen bewahrt und dem leuchtenden Firmament näher gerückt, bei Tag von der Schönheit des reinſten Sonnenglanzes, bei Nacht von der Pracht des ſternenfunkelnden Himmels umwoben, ſo wollte Akbar nach außen als Herrſcher über allem Volke thronend unter den Völkern Indiens lebendig bleiben. Der Grabpalaſt bildet den Abſchluß der Palaſtſtadt, die ſich Akbar auf der Felſenhöhe von Fatihpur erbaut. Er iſt unter allen Paläſten, mit denen er ſeine Akropolis ſchmückte, der größte und ſchönſte, indem er alle Einzelſchönheiten der Bauten, mit denen ſich der lebende Akbar dort umgeben hatte, in einem einzigen majeſtätiſchen Bau zuſammenfaßte, der die Wohnung des „Unſterblichen“ ſein ſollte.

Nicht ohne innere Bewegung weilt der Wanderer am Grabe dieſes Mannes. Mag ſein Leben und Streben uns noch ſo ferne liegen, ſo hat man doch das Empfinden, im Angeſichte der ſterblichen Reſte einer der

gewaltigsten Persönlichkeiten zu stehen, welche die Weltgeschichte kennt. Unsere Bewegung steigert sich bei dem Gedanken, daß gerade dieser größte unter allen Herrschern Indiens von einem unverkennbaren Zuge der Bewunderung und Verehrung für den christlichen Glauben getragen dem Christentum näher als irgend ein anderer der großen asiatischen Herrscher gekommen war. Was wäre heute Indien, wenn dieser große Mann sich unter dem Zeichen des Kreuzes gebeugt hätte?

13. März 1905.

Die Sonne goß ihr erstes Licht über die Totenstadt von Agra, als ich zur Tadsch Mahal hinausfuhr. Ein Hauch des Friedens wie nach langem Kampfe ruht über der Ebene, nachdem sie seit zwei Jahrhunderten Zeugin so vieler stürmischen Ereignisse gewesen ist, die die Macht des größten indischen Kaisertums mehr und mehr erschütterten. Weithin wird die goldene Spitze der majestätisch emporsteigenden Marmorkuppel des Grabpalastes sichtbar, dem mein Morgenausflug gilt. Allmählich nimmt der steinige Boden ein frischeres Aussehen in den Palmen und niedern Baumgruppen an, die den Weg einsäumen. Unser kleines Gefährt macht vor dem Eingangstor Halt; es ist für sich betrachtet ein wahrer Palastbau.

Die Tadsch erhebt sich inmitten eines weit angelegten, von Mauern umgürteten Gartens; sie wurde von Schah Dschahan dem Andenken seiner Gemahlin Mumtaz Mahal errichtet. Obschon als Mausoleum aufgebaut, sollte der Bau doch alles andere eher als ein Trauerdenkmal werden. Mumtaz Mahal, vom Kaiser schwärmerisch verehrt, zeichnete sich ebensosehr durch ihren reichen Geist wie durch ihre hohe Schönheit aus. Schah Dschahan war untröstlich über ihren plötzlichen Tod; er beschloß, alles, was er an Verehrung und Liebe für diese Frau empfand, in einem Denkmal auszusprechen, das die höchste künstlerische Verklärung des Bildes sein sollte, in dem Mumtaz Mahal ihm vorschwebte. Das ist dem Kaiser in einer Weise gelungen, daß die Tadsch unstreitig das künstlerisch vollendetste Bauwerk ist, das Indien jemals hervorgebracht hat. Es stellt eine Vereinigung von so vielen Einzelschönheiten dar, und die Harmonie, in der jede Einzelschönheit mit dem Ganzen in Einklang gebracht und dem Gesamtbild untergeordnet wird, ist so vollendet, daß keine Beschreibung dem Kunstwerk annähernd gerecht wird. Kein Bauwerk Indiens ist so häufig gezeichnet und photographiert worden, unzählige Male wurde es beschrieben; aber weder Feder noch Pinsel vermögen auch nur einen schwachen Begriff von dem Wunderwerke demjenigen zu vermitteln, der es nicht mit eigenen Augen gesehen hat. Es genügt auch nicht, ein einziges Mal das Denkmal gesehen zu haben. Man muß es mehrmals betrachtet und lange dabei verweilt haben und nicht etwa bloß bei Tag, wenn die indische Sonne ihre Strahlen über den Marmor

ausgießt, ſondern auch bei Nacht, wenn der volle Mond jene eigentümlich erhellende Lichtflut ausſendet, welche einen leichten Schneeſchleier über das Grün ringsum auszubreiten ſcheint. Jedesmal iſt die Schönheit eine andere, und gern überläßt man ſich dem bezaubernden Eindruck dieſer traumhaft ſchönen Erſcheinung.

Der Garten des Mauſoleums breitet ſich in einem Rechteck 267,7 m lang und 134,6 m breit aus. Dem Eintretenden wird die Erhabenheit des Heiligtums ſofort zum Bewußtſein gebracht durch den gewaltigen Torweg. Humayuns Mauſoleum ſcheint an den Eingang des Grabgartens verlegt zu ſein. Die ganze Anlage ſtimmt mit dem Mauſoleum des zweiten Mogulkaiſers eng überein. Nur zeichnet ſich der Schmuck durch eine ungleich größere Feinheit und Eleganz aus. Eine beſtechende Wirkung übt auf das Auge die reiche Marmoreinlage auf dem roten Untergrunde des Sandſteins aus. Das findet ſich zwar auch bei Humayuns Grab; aber während dort der Künſtler bei der einfachen weißen Marmorfläche blieb, vermochte er hier in den Marmor die farbenfriſchen Rankengewinde der Pietra dura ſo einzuweben, daß ſich dieſe auf dem Schneeweiß des Marmors dem Auge wie ein Gewebe in ſchimmerndem Farbenſchmelz darbieten. Mit dem Torweg verbinden ſich zu beiden Seiten zwei andere Bauten von außerordentlicher Reichhaltigkeit des plaſtiſchen Schmuckes; es ſind Pilgerhäuſer. Mag die Neugierde noch ſo ſehr den Beſucher nach der eigentlichen Tadſch hinziehen, ſo wird ihn das architektoniſche Bild des Einganges trotzdem feſthalten. Im Zuſammenhange des Ganzen tragen die roten Maſſen mächtig dazu bei, das Grabdenkmal in ſeinem ſchneeweißen Glanz leuchten zu laſſen.

Als wir den Torweg paſſiert hatten, änderte ſich mit einem Schlage das Bild. Eine herrliche Parkanlage breitet ſich vor uns aus. Im Vordergrund erſcheinen lichtgrüne Raſenflächen und Blumenbeete in ſchwelgender Fülle, darüber erheben ſich die leichten Federkronen des Bambus und die breiten, zurückgebogenen Blätter der Bananen. Ringsum ſteigen gleich Säulen die ſtolzen Stämme der Palmen empor. In der Mitte zieht ſich eine vom dichten Grün hoher Zypreſſen eingeſäumte Allee zu beiden Seiten eines Kanales gegen die Jamuna hin. Wie ein der Flut entſteigendes Zauberwerk wird im Hintergrunde das Grabdenkmal in der Schönheit ſeines Marmorglanzes ſichtbar. Alles iſt Marmor: der mächtige Unterbau, der eine 5,4 m hohe Terraſſe von 95 m im Geviert bildet; die ſchlanken Türme, die an den vier Ecken zu einer Höhe von 60,8 m emporragen; die majeſtätiſche Faſſade mit ihrem hoch hinaufſteigenden Portal, und darüber die großartige Kuppel, die von vier kleineren Kuppeln umgeben iſt. Es wäre ein vergebliches Beginnen, die Schönheit, die in dieſer großartigen Schöpfung liegt, auch nur anzudeuten. Erhabener und gewaltiger und zugleich anmutiger und ſchöner iſt nie ein monumentales Werk von der Mogulkunſt geſchaffen worden.

Das Mauſoleum erhebt ſich in der Mitte der Terraſſe und füllt einen Raum von 56,5 m im Geviert aus. Als Rechteck in ſeiner Grundform angelegt, nimmt der Bau dadurch, daß die Ecken des Rechteckes abgeſchnitten ſind, die Geſtalt eines Oktogons an. Getreu der architektoniſchen Überlieferung werden die breiten Mauerflächen durch kielbogenförmige Portale und Niſchen durchbrochen. Überall waltet ſtrenge Symmetrie der Teile und Proportion der Verhältniſſe in der Gliederung der Flächen. Die Wölbung der Kuppel aber erhebt ſich leicht und frei über den Marmormaſſen. Die einfache Regelmäßigkeit des Ganzen, die Schönheit der Gliederung, die Pracht des Materials geben dem Äußern eine Würde, wie ſie vollendeter nicht gedacht werden kann. Der Bau ſollte eben das Grab einer geliebten Fürſtin, das Denkmal ihres Geiſtes und ihrer Schönheit ſein. Das iſt in der Zartheit der Umriſſe und in der Anmut des Schmuckes mit unnachahmlicher Wirkung zur Geltung gekommen. Je mehr man ſich bei der Betrachtung ins einzelne vertieft, deſto höher ſteigt die Vorſtellung von der künſtleriſchen Vollendung des Werkes. Wäre dem Bauwerke kein anderer Schmuck gegeben worden als jener unbeſchreiblich lichte Glanz, den es in dem reinſten Marmor erhalten, ſo würde das allein hinreichen, um dem Werk einen der erſten Plätze unter allen Denkmälern des Oſtens zu ſichern. Aber durch die reichliche Anwendung des Pietra dura-Moſaiks iſt es dem Künſtler gelungen, den lichten Flächen eine Schönheit zu verleihen, die dem Marmor einen ganz neuen Reiz gibt. Hier war die Arbeit der Künſtler nicht auf einzelne Flächen und Räume eingeſchränkt wie im Palaſt von Agra. Der ganze Bau iſt ſozuſagen aus einem einzigen rieſigen Marmorblocke herausgehauen und ſchafft dem Farbenſchmelz des Pietra dura weite Felder. So ſehen wir denn, wie ſich über alle Glieder des Baues Ranken, Blumen und Blätter in reicher Pracht und großer Mannigfaltigkeit ausbreiten. Die Zwickelfelder der Bogenportale und Bogenniſchen bieten vor allem Gelegenheit, das weiche, duftige Kolorit in dem vielverſchlungenen Ornamente zu leuchtender Klarheit zu ſteigern.

So zauberhaft die blendende Marmorpracht des Äußern, ſo groß iſt die poetiſche Wirkung des Innern. Die Anlage des Innern ergibt ſich aus dem Plan: ein großer, von der Kuppel überragter Mittelraum und ringsum ein Kranz von kleineren Kapellen. Man wird unwillkürlich an den Kapellenkranz eines im Oktogon angelegten Münſters erinnert. Unmittelbar unter der Kuppel ruht auf einem Unterbau der Prunkſarkophag der Kaiſerin und zur rechten Seite dicht daneben derjenige des Kaiſers. Alles iſt natürlich im Marmor von Dſchaipur hergeſtellt, und aus dem ſchneeichten Grunde ſchimmert die farbige Pracht der aufſprießenden Blumen in den koſtbarſten Steinen: Jaſpis, Rubin, Karneol, Achat, Heliotrop, Lapislazuli. Rings um die beiden Sarkophage erhebt ſich ein durchbrochener

Bild 181. Agra. Tadsch Mahal. Gesamtansicht. (S. 214.)

Bild 182. Agra. Torweg der Tadsch Mahal vom Hauptbau aus. (S. 215.)

Bild 183. Agra. Inneres der Tadsch Mahal mit den Prunksarkophagen. (S. 216.)

Marmorschirm, dessen Rahmen gleichfalls die farbenreichen Einlagen des Pietra dura beleben. Das Halbdunkel, aus dem die Farben gedämpft durchleuchten, gibt dem Ganzen eine höchst feierliche Stimmung. Das Licht wird nämlich nur durch einen doppelten Marmorschleier, einen an der Außenwand, einen an der Innenwand, eingelassen. In unsern Gegenden würde das einen Raum vollständig im Dunkeln lassen, in Indien aber genügt dies, ja bei einem Raume, der ganz von schimmerndem Marmor eingeschlossen wird, wäre der stechende tropische Lichtglanz geradezu unerträglich gewesen. Keine Worte vermögen die Wirkung zu beschreiben, welche in dem sanft gedämpften Lichte, das durch die feinen Schleier hindurchschimmert, das Kolorit der Blüten und Blätter auf dem weißen Marmor hervorbringt. Unter dem doppelten Prunksarkophag ruhen in zwei schlichten Gräbern Kaiser und Kaiserin nebeneinander, die Fürstin, der der reichste Herrscher Indiens ein Denkmal ehelicher Zärtlichkeit errichtete, wie es keine andere Fürstin der Welt besitzt, ein Fürst, der auf der Höhe seines Glanzes der Gefangene des eigenen Sohnes wurde. Gibt es größere Gegensätze?

Ich trat aus dem Dämmerlicht des Innern heraus, um der Umgebung der Tadsch mich zuzuwenden. Dem Baumeister genügte es nicht, das Grabdenkmal in der ganzen Schönheit des Marmors und des vielfarbigen Steines auf der Terrasse emporsteigen zu lassen. Um die Pracht dieser im Lichte der tropischen Sonne leuchtenden weißen Masse noch herrlicher hervortreten zu lassen, schuf er in einigem Abstande zu beiden Seiten einen majestätischen Rahmen in der Gestalt zweier hohen, von Kuppeln überwölbten Moscheen aus rotem Sandstein. Jedes dieser Bauwerke ist für sich allein betrachtet ein Meisterwerk indisch-arabischer Kunst in seiner reichen Gliederung durch hohe Portale und elegante Nischen, mächtige Kuppeln und schlanke Kioske, Säulen und Bogengänge. Obschon der Grundton des Ganzen die Rosafarbe des Sandsteines ist, so ist doch dem weißen Dschaipur-Marmor die reichste Verwendung in der Bekleidung der Zwickelfelder und in den Einfassungen der Torbogen und Nischen gegeben. Dieser Wechsel von Rot und Weiß steigert sich aber zur schönsten Wirkung dadurch, daß man aus der rotfunkelnden Grundmasse des Unterbaues drei große Kuppeln im weißen Marmor emporsteigen läßt. Die Kuppeln der Moschee stehen nach Form und Farbe in vollkommener Harmonie mit den Kuppeln des Mausoleums. Nicht genug damit, auch die von Säulen getragenen Kuppeln der vier kleinen Ecktürme, die Kuppeln der Kioske und der Säulen-Pavillons dicht an der Jamuna sind mit weißen Marmorplatten bekleidet. Wie Schneekuppen schimmern alle diese spitzen Kegel über der rosafarbenen Masse unter ihnen. Und nun nehme man noch dazu das üppige Grün der Vegetation, in welchem die Parkanlage ringsum prangt, die 200jährigen Zypressen, die Palmen, die breit belaubten Baumgruppen, zwischen denen sich schmale silberhelle Fäden

bald als Kanal bald als Marmorpfad hindurchschlängeln, dann kann man sich einigermaßen wenigstens vorstellen, welche Harmonie der Farben hier in dem Steine verwirklicht wurde. Gibt es wohl eine ähnliche Grabesanlage in der ganzen Welt? Ohne es zu ahnen, hat Schah Dschahan seinem eigenen großen und gewaltigen Geschlecht das Grabdenkmal gebaut, als er seiner Gattin ein Denkmal von idealer Schönheit errichten wollte. Die Tadsch ist im wahren Sinne das Mausoleum der Mogulherrschaft geworden, das reichste und großartigste Denkmal des mächtigsten und glanzvollsten Herrschergeschlechtes, das jemals über Indien gewaltet.

15. März 1905.

Zu den dankenswertesten Ausflügen in der Umgebung von Agra zähle ich den Abstecher, den ich von Mattra aus nach Dig, der alten Residenz der Dschatfürsten, unternahm. „Alt!" Das verdient eine nicht unerhebliche Einschränkung. Die Paläste, denen unser Besuch gilt, sind erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden; aber gerade darum sind sie so lehrreich, indem sie uns das nie ruhende Schaffen der fürstlichen Architekten Indiens in einem neuen Lichte zeigen.

Ich brach bereits morgens um 3 Uhr auf. Dig ist von Mattra 28 km entfernt. Wir genossen die indische Nacht in der wundervollen Schönheit des klaren Sternenhimmels der Tropen. Wie funkelten doch diese kristallhellen Augen so klar aus dem tiefdunkeln Antlitz hoch da oben. Rings um uns eine majestätische Stille, nur ab und zu vom Heulen eines Schakals unterbrochen. So geht es in sausendem Galopp über die breite Straße. Ehe wir es noch gewahren, färbt sich der Horizont. Es tagt, und über Mattra, das bereits weit hinter uns liegt, steigt golden die Sonne empor. Bald erreichen wir Govardhana. Der Hügel, um den sich das Dorf gruppiert, spielt eine Rolle in der Sage von Krischna. Der Hirtengott hielt den Hügel mit einem Finger empor, als er seine Hirten und Hirtinnen vor dem Sturme schützte, den Indra erregt, um Krischnas Gottheit auf die Probe zu stellen. Die Erinnerung an diese mythische Begebenheit führt alljährlich Tausende von Pilgern nach Govardhana.

Aus der Ferne werden gewaltige Wälle und Tore sichtbar, und bald befinden wir uns im Angesicht einer großartigen Befestigungsanlage. Hoch emporragende Mauermassen, durch zahlreiche Bastionen unterbrochen, umgürten die Stadt. Man zählt nicht weniger als 72 Bastionen. Den Kernpunkt der Befestigung bildet die von einem 15 m breiten Graben und 12 Bastionen eingefaßte Zitadelle. Einen seltsam überraschenden Anblick gewährt diese gigantische Festungsanlage inmitten einer felsigen und sandigen Ebene mit den vorspringenden Bastionen und Lünetten, den Gräben und Glacis. Man glaubt das alte Straßburg mit seinen malerischen Be-

festigungsanlagen vor sich zu haben, nur noch in anscheinend viel größeren Dimensionen. Das ist eine regelrecht nach Vaubanschem Muster aufgebaute Fortifikation, im Angesichte der alten Mogulherrlichkeit Agras ein merkwürdiges Bild. Aber gerade darin kennzeichnet sich treffend die letzte Phase in dem großen Ringkampf zwischen Islam und Hinduismus.

Am 4. März 1707 hatte der gewaltige Kaiser Aurangzeb für immer die Augen geschlossen. Kaum war er tot, da regten sich auf allen Seiten die einheimischen Fürsten und gingen bald zur offenen Empörung über. Einer der furchtbarsten Gegner erhob sich sozusagen unter den Wällen von Agra. Es war das kleine, aber tapfere Volk der Dschat, das einen schmalen Landstrich westlich von Agra und Mattra bewohnte. In diesem Völkchen, das kaum 300 000 Köpfe zählte, lebte der ganze kühne und kriegerische Sinn der Radschputen-Rittergeschlechter. Seine Fürsten hatten sich unter dem Zepter der Mogulherrscher ihr Besitztum zu erhalten gewußt; aber ihre Unternehmungslust war während jener Epoche gebändigt worden. Kaum jedoch begann die Herrschaft Aurangzebs zu schwanken, da kam der lang zurückgehaltene Unternehmungsgeist des ritterlichen Volkes zu elementarem Durchbruch, zunächst in kleineren Streifzügen, dann aber in umfassenden Unternehmungen, die ihren Höhepunkt in der vorübergehenden Eroberung Agras erreichten. Dies geschah unter Suradsch Mall. Die Kühnheit dieses unternehmenden Fürsten setzt uns in Erstaunen. Nirgendwo aber zeigt sich dieselbe in einem glänzenderen Bilde als in der herausfordernden Pracht, mit der Suradsch Mall seine neubegründete Hofburg Dig im Angesichte der Herrlichkeit Agras umgab. Der im Umfang seines territorialen Besitzrechtes unbedeutende Vasall des Mogulherrschers wollte an Glanz hinter seinem Feudalherrn nicht zurückstehen. Das einst so gewaltige Kaisertum hatte sich in Agra und Dehli gleichzeitig zwei in ihrer Art unübertroffene Hofburgen erbaut. Der kleine Dschatfürst tat das gleiche. Nur 30 km von der alten Hauptstadt der Dschatfürsten, Bhartpur, entfernt baut sich Suradsch Mall eine zweite Hauptstadt. So erhält auch er sein Agra und sein Dehli. Diese zweite Hauptstadt ist Dig. Es lebt in dem Namen das alte Dirgha oder Dirghapura fort. Aber gleich so manchen uralten Städten Indiens gewinnt Digs geschichtliche Überlieferung erst in einer viel späteren Epoche eine festere und zuverlässigere Grundlage. In Wirklichkeit verdankt Dig seinen geschichtlichen Ruhm einzig und allein den Denkmälern, die Suradsch Mall im Wettbewerb mit Agra und Dehli geschaffen hat. Der kleine Beherrscher von Bhartpur hielt den Augenblick für gekommen, um sich mit seinen Dschats, ganz so wie es einst Baber mit seinen Mogul getan hatte, zum Herrn Hindustans zu machen. Die ersten Siege schienen ihm wirklich den Weg zum Kaiserthron geöffnet zu haben, und so begann er sofort nach dem Vorbild eines Akbar und Schah Dschahan mit dem Bau einer neuen Stadt. Eine Kaiser-

stadt sollte es werden, die alles übertraf, was die großen Mogulkaiser erbaut hatten, gewaltiger in den Befestigungsanlagen, glänzender in den Palastbauten. Von welcher Stärke diese Befestigungsanlagen waren, sollte 100 Jahre später noch Lord Cornwallis erfahren, als er Bhartpur und Dig belagerte. Es bedurfte einer mehrmonatigen Belagerung mit dem schwersten Geschützmaterial, um sich in den Besitz der Hauptstadt des winzigen Fürstentums zu setzen.

Erregen die großartigen Fortifikationen des ehemaligen Zemindars unser Staunen, so verdienen die Schloßanlagen unsere höchste Bewunderung. Der Palast, oder besser gesagt die Gruppe von Palästen, mit deren Bau im Jahre 1725 begonnen wurde, gilt mit Recht als die hervorragendste Schöpfung der modernen Hindu-Architektur. Im Gegensatze zu den glänzenden Bauten der Radschputenstaaten erhebt sich die Palaststadt auf ebenem Boden, ohne jeden landschaftlichen Reiz der Umgebung. Die Schlösser von Udaipur und Dschaipur, von Amber und Alwar hebt schon die kühne Lage auf Felsenhöhen, hoch über die Alltagsschöpfungen hinaus und verleiht ihnen eine imposante Pracht. Dieser Schmuck fehlt hier. Dafür bot aber der freie, ebene, durch keine Spitzen und Zacken, Erhebungen und Senkungen unterbrochene Grund dem Künstler Gelegenheit, ein geschlossenes, in allen Teilen sorgfältig berechnetes und harmonisch gefügtes Ganzes zu schaffen, in dem sich die ornamentale Pracht der indisch-sarazenischen Kunst entfalten konnte. Mag darum dem Palast der großartige Charakter der Königsburgen auf den stolzen Höhen von Radschputana abgehen, so übertrifft er durch die Schönheit seiner architektonischen und ornamentalen Formen alles, was Radschputana hervorgebracht hat. Es ist die Blüte des künstlerischen Schaffens jener Zeit, und doch eine Blüte, die nicht mehr ganz sich erschließen konnte. Bevor ihre Schönheit zur vollen Entfaltung kam, wurde dem Kaisertraum des Schöpfers von Dig ein jähes Ende bereitet, als Suradsch Mall im Jahre 1763 im Kampfe mit Nudschiff Chan unterlag.

Die Palaststadt war als ein gewaltiges Rechteck gedacht, zweimal so lang als breit, mit einem großen Gartenpark im Zentrum, der durch eine weite Terrassenanlage in zwei Abteile geschieden wurde. Auf der Terrasse sollte sich ein Palast als Mittelpunkt des Ganzen erheben und das fürstliche Hoflager beherrschen. Nur eines der vier kleinen Rechtecke, in die das große Rechteck zerlegt wurde, ist in einer Ausdehnung von 222 m im Geviert ausgebaut worden. Dorthin lenkten wir unsere Schritte vom Westtore der Festungsstadt aus. Man glaubt zunächst nur einen groß angelegten Park vor sich zu haben, der sich zwischen zwei mit prunkvollen Stufenanlagen ausgeschmückten Teichen ausbreitet. Das Auge erfreut sich des prachtvollen Baumwuchses, während man unter dem dunkeln Schatten der mächtigen Kronen wandelt und die angenehme Frische der Fontänen und Kanäle genießt, die

Bild 184. Govardhana. Kriſchnatempel. (S. 218.)

Bild 185. Dig. Inneres des Diwan-i-Am. (S. 222.)

Bild 186. Dig. Gopal Bhavan. (S 221.)

ihre glitzernden Strahlen nach allen Seiten aussenden. Bald aber wendet sich der Blick von den künstlich geschaffenen landschaftlichen Reizen dem künstlerischen Bilde zu, das sich dem Auge in den Palästen und Pavillons erschließt, welche in langer Linie den Garten durchschneiden. Den Glanzpunkt bildet der Gopal Bhavan. Wir näherten uns diesem Bau von dem an der Westseite gelegenen Teiche aus, und konnten über die Wasserfläche hinweg die Fassade in der ganzen Schönheit ihrer rhythmischen Gliederung genießen. Auf einem von herrlichen Bogengängen durchbrochenen Unterbau, der unmittelbar das Wasser berührt, erhebt sich der Palast in drei Stockwerken, schließt aber nicht wie sonst üblich in kühnen Kuppeln und Kiosken ab, sondern in einem weit vorspringenden flachen Dache. Meisterhaft ist die Gliederung der weit ausgedehnten Mauerflächen ausgeführt, zunächst dadurch, daß das Ganze sich in drei Teile in einen tief in den See hineinragenden Mittelbau und zwei weiter zurücktretende Seitenflügel zerlegt, dann aber vor allem durch die glänzend ausgeführten Bogengalerien, welche mit ihren Säulen und Kranzbogen die Mauermassen so symmetrisch durchbrechen, daß der ganze Bau in freie, luftige Säulenhallen sich aufzulösen scheint. Um dabei jede Eintönigkeit zu vermeiden, wurden die Bogengänge und Galerien in verschiedenen Formen zusammengestellt, anders im Mittelbau, anders in den beiden Seitenflügeln; dort vornehmlich durch eine zwei Stockwerke ausfüllende Galerie, deren weite, auf Säulen ruhende Bogen dem Aufbau ein imposantes Gepräge geben, hier durch den Wechsel von Balkonen und Bogengalerien. In seiner vollen Pracht kommt der Palast aber erst zur Geltung durch die beiden prunkvollen Marmorpavillons, die in zwei Stockwerken als doppelte Bogenhalle, von einem weitgeschweiften Dache überwölbt, zu beiden Seiten am Rande des Teiches aufsteigen. Hätte Suradsch Mall nichts anderes gebaut als diesen einen Palast, so würde er sich in der glänzenden Reihe der fürstlichen Baumeister Indiens für alle Zeiten einen hervorragenden Platz gesichert haben. Aber mit der Schönheit dieses in seiner Art vollendeten Bauwerkes wetteifern andere Palastbauten, wenn auch kleiner im Umfang, so doch von nicht geringerer Eleganz in der dekorativen Ausstattung ihrer Arkaden und Kolonnaden. Der neue Kaiserpalast sollte eben die farbenleuchtende Schönheit der alten Kaiserschlösser so in den Schatten stellen, daß mit der erblassenden Mogulmacht auch deren künstlerische Herrlichkeit für immer erblaßte. Darum mußte vor allem der Diwan-i-Kas, die Halle für fürstliche Empfänge, im höchsten Glanze erstrahlen. War doch der Diwan-i-Kas der Juwel in Agra sowohl wie in Dehli gewesen. Das photographische Bild kann nur eine schwache Vorstellung von der außerordentlichen Schönheit geben, die der Baumeister in der Anlage der auf den zierlichsten Säulenschäften ruhenden Kranzbogen erzielte. Der Diwan-i-Kas von Dig ist in des Wortes bestem Sinne ein

Meisterwerk und wäre des Begründers einer neuen Kaiserdynastie würdig gewesen.

Unsere Bewunderung für das künstlerische Schaffen dieses Mannes steigt, wenn wir, den marmorbelegten Avenuen unter schattenspendenden Banianen und Tamarinden folgend, immer neue Pavillonbauten von ähnlicher Schönheit entdecken. Bald sind es einstöckige bald zweistöckige Hallen, alle ausgezeichnet durch die originelle graziöse Form, die den Säulen und Bogen im Diwan-i-Kas gegeben ist. Unter dieser Gruppe von Pavillons ragt die 34 m lange und 22 m breite Mittelhalle hervor. Sie öffnet sich nach allen Seiten und ruht auf vier Säulenreihen. Am Rande einer jeden Seite vertieft sich der Boden zu einem Marmorreservoir für einen Springbrunnen. Ähnliche Marmorreservoire sind außerhalb der Halle angelegt. So war der Baumeister darauf bedacht, die Halle mit ihrer Marmorbekleidung zu einem kühlen Aufenthaltsort zu machen, zwischen dessen Säulen das Wasser sprudelte, während außerhalb Fontänen die glühende Atmosphäre abkühlten. Um aber den stechenden Sonnenstrahl ganz fernzuhalten, ersann er eine besondere Art der Dachbedeckung. Er gab nämlich der flachen Bedachung einen schräg geneigten, weit hinausragenden Vorsprung, und verdoppelte denselben, indem er der einen Fläche eine Neigung nach unten, der andern eine leise Steigung nach oben gab. Dieser eigenartige Dachrand schafft der ornamentalen Ausstattung einen breiten Raum in den Marmorplatten, die dazu verwandt werden. Gleich einem Vorhang scheint der Stein weit über die Arkadenöffnungen ausgespannt. Es sind zur Dachbedeckung teilweise Marmorplatten von 11,5 m Länge verwendet. Der Schwere dieser Massen entsprechend sind die vorspringenden Stützbalken zahlreich angebracht und geben dem Dachrand einen reichgegliederten Abschluß.

Von überraschender Wirkung ist der Blick auf die von diesen Marmorvorhängen überdeckten Arkaden. Obgleich alle Glieder so zierlich ausgestaltet sind, als handle es sich um einen feinziselierten Goldschmuck, so kommt doch in dem Gesamtbilde immer ein kräftiger monumentaler Zug zur Geltung. Diesen monumentalen Zug hat der Künstler den Werken des goldenen Zeitalters der Mogul sehr glücklich abgelauscht und meisterhaft in seinen eigenen Schöpfungen durchgeführt. Wenn man unter den schimmernden Bogengängen und schlanken Marmorsäulen hindurchwandert und den Blick über die glanzvollen Ornamente, welche die Marmorflächen bedecken, schweifen läßt, dann kehrt die Erinnerung unwillkürlich zu den großen Kaiser- und Künstlergestalten Akbar und Schah Dschahan zurück, und die Frage drängt sich auf: Welche Empfindung würde diese Herrscher erfassen, wenn sie heute durch dieselben Hallen wanderten und sähen, wie ein von ihnen verachteter Duodezfürst sich all der Schönheit ihrer eigenen Schöpfungen bediente, um daraus eine neue Kaiserburg zu schaffen, welche die alte durch

ihren Glanz überſtrahlen ſollte? Der unterjochte Hindu hat ſich der Kunſt des Eroberers bemächtigt, um in der höchſten Entfaltung der dieſer Kunſt eigenen Vorzüge den Triumph zu verſinnbilden, den der Hinduismus über den einſt ſo gewaltigen Eindringling und Eroberer feierte. Es läßt ſich nicht leugnen, daß ihm das in dem Bau der neuen Palaſtſtadt Dig in einer Weiſe gelungen wie wohl an keinem andern Punkte Mittelindiens, weder in Udaipur noch in Dſchaipur, weder in Amber noch in Alwer. Noch einmal lebt in der künſtleriſchen Herrlichkeit dieſer Denkmäler die Macht des alten Indien auf. Es iſt nur ein Aufleuchten, aber ein glänzendes, bezauberndes Aufleuchten, bevor die indiſche Fürſtenherrlichkeit zu Ende geht. Alles, was dieſe Hindufürſten bauten, war zuletzt doch nur ein grandioſes Grabdenkmal, das ſie ſich ſelbſt errichteten.

Die Totenſtadt von Govardhana bildet die paſſendſte Ergänzung zu dem Glanz, den der Begründer von Dig in ſeiner neuen Palaſtſtadt entfaltete. Der Heimweg führte mich zu dieſen Königsgräbern. Das Bild der zierlich emporragenden Mauſoleen wurde mit ihren im Vordergrunde ſchimmernden Teichen bald ſichtbar. Aus der ziemlich tief liegenden ſpiegelklaren Waſſerfläche ſteigen breite Stufen in rotem Sandſtein empor, zu beiden Seiten von ſchön gearbeiteten Baluſtraden eingeſchloſſen, deren unteres Ende wie ein weit geſpannter Brückenkopf ins Waſſer vorſpringt. Von der Treppe gelangt man unmittelbar zum Mauſoleum. Das Grabdenkmal erhebt ſich auf einem breiten, von Bogenfenſtern durchbrochenen Unterbau in Geſtalt eines in fünf kranzförmigen Bogen ſich öffnenden Pavillons und ſchließt in drei Kuppeln ab. Links und rechts ſteigen ſchmucke Kioske empor. Die poeſievolle Schönheit dieſer zierlichen Bogen und Säulen, Kuppeln und Kioske, die ſich von dem grünen Schleier des Baumwuchſes im Hintergrund abheben, um ſich dann auf der ſilberhellen Fläche des Teiches widerzuſpiegeln, ruft Bewunderung wach. Eine ganze Kette ſolcher Grabpavillons belebt den Saum des Teiches, alle aber übertrifft an Schönheit und Glanz das Mauſoleum, das dem Begründer der Dynaſtie Suradſch Mall von ſeinen eigenen Söhnen errichtet wurde. Es iſt ein wahrer Palaſt. Auf den erſten Blick erkennt man, daß dieſer kleine Dſchatfürſt nichts mehr und nichts weniger in der grandioſen Anlage erſtrebte, als das Grab zu übertreffen, das der größte Mogulkaiſer ſich in Sikandra ſelbſt erbaut hatte. Als ein zweiter Akbar wollte Suradſch Mall begraben werden. Dies kommt zu einem ſo glanzvollen Ausdruck in der künſtleriſchen Anlage des Mauſoleums, daß man faſt geneigt ſein könnte, dem Bau den Vorzug vor Sikandra einzuräumen. Der Aufbau in drei mächtigen Stockwerken, die Faſſade mit ihren Säulen und Kranzbogen, die einander überragenden Kuppeln des Mittelbaues und die ſchlanken Türme und Kioske am Rande der Terraſſe, das alles wirkt zu einem ſo einheitlichen und prunk-

vollen Ganzen zusammen, daß man überrascht wird von dem Adel der künstlerischen Konzeption. Das scheint kein Zeitalter des Niederganges, sondern des hoffnungsvollsten Aufschwunges der Kunst zu sein. Das Ganze baut sich auf einer mächtigen Terrasse auf, von der eine in drei Abschnitten sich zerlegende breite Stufenanlage zum Rande des Teiches führt. Im Hintergrund aber drängt sich die schwelgende Fülle der Vegetation hervor und umgibt das farbige Spiel des Marmors mit einem grünen Rahmen der auserlesensten Bäume. So ruht der Tote im kühlen Schatten herrlicher Bogenhallen, von glanzvollen Säulenreihen umgeben, und die ewig grünende Natur breitet darüber den kostbarsten Schleier aus.

Das ist die Grabstätte des Schöpfers der Dschatdynastie. Wie ein Schatten flog der Glanz ihrer Macht vorüber, aber die kurze Spanne Zeit genügte, um in den Palastbauten von Dig und in dem Mausoleum von Govardhana Denkmäler zu schaffen, die in ihrer heitern Pracht und künstlerischen Vollendung der großen benachbarten Kaiserstädte nicht unwürdig waren.

# 31. Am Grabe christlicher Heroen.

17. März 1905.

Inmitten der stolzen Grabdenkmäler, mit denen Agra geschmückt ist, hat sich eine christliche Grabstätte ganz eigener Art erhalten. Es ist der ehemalige katholische Kirchhof. Seine ältesten Grabdenkmäler reichen in die Zeit Akbars zurück. Gleichwohl dürfte es nur wenige Besucher Agras zu der einsamen Gräberstätte hinziehen. Welche Anziehungskraft sollte auch noch das Grab einiger längst vergessenen portugiesischen Missionäre oder armenischen Christen besitzen, wenn sich das Auge einmal der bezaubernden Schönheit einer Tadsch Mahal oder eines Fatihpur Sikri erfreut hat! Der Führer wird es kaum der Mühe wert erachten, die Padritola — das ist der Name des Kirchhofes — zu erwähnen. Und doch ist die Padritola eines Besuches sehr wohl wert. Je anspruchsloser die Gräber in der äußeren Erscheinung sich darbieten, um so ehrwürdiger sind die Erinnerungen, die sie umschweben. Während der Besucher die Namen an sich vorübergleiten läßt, steigt das erhebende Bild eines Geschlechtes von Heroen vor seinen Augen auf. In stiller Grabesruhe liegt hier eine Schar von Männern bestattet, die von der indischen Kaiserstadt Agra aus Großes für die Verwirklichung derselben Aufgabe geleistet, welche um dieselbe Zeit in der chinesischen Kaiserstadt Peking Ricci und seine Mitbrüder in Angriff nahmen. Der einsame Friedhof der von Rudolf Aquaviva unter dem Schutze des mächtigsten indischen Kaisers zuerst begonnenen Mission wird jeden mit Ehrfurcht erfüllen, der sich der historischen Größe dieses Fleckes Erde bewußt wird. Hier ruhen sie, die Männer, die im Mittelpunkte des mächtigen Mogulreiches den Versuch unternahmen, das Christentum zu begründen und von dort aus den Weg nach Mittelasien zu finden.

Man wird sich erinnern, wie bereits der große Freund Akbars, P. Rudolf Aquaviva, die Bedeutung Agras für die indische und mittelasiatische Mission mit klarem Blick erkannt hatte, als er von Fatihpur Sikri aus nach Goa schrieb: „Hier leben wir im wahren Indien, und dieses Reich ist nur die Leiter, die uns in das Innere Asiens führt.“ Aber es scheint, daß die Bedeutung Agras für die innerasiatische Mission damals in Goa noch nicht in ihrer ganzen Tragweite ermessen wurde. Aquaviva wurde von Akbars Hofe zurückgezogen. In Rom war man

mit diesem etwas übereilten Schritt nicht einverstanden. Die Verbindung mit dem mächtigsten Herrscher der damaligen asiatischen Welt erschien zu kostbar, um sie so leichten Herzens preiszugeben, sobald sich Hindernisse in den Weg stellten, welche die Bekehrung Akbars aussichtslos erscheinen ließen. Mochte die Bekehrung des Kaisers auch noch so weit in die Ferne gerückt, vielleicht unerreichbar geworden sein, es war schon viel gewonnen, wenn es gelang, im Mittelpunkte der Mogulmacht dauernd festen Fuß zu fassen. Das war des sel. Rudolf letztes Vermächtnis gewesen. In Goa war dies trotz der ersten Entmutigung nicht vergessen worden, und darum war man angenehm überrascht, als im Jahre 1594 eine dritte Gesandtschaft erschien, durch die Akbar erneut um Patres bat. Ohne Zaudern ging der Provinzial auf das Begehren ein und wählte drei vorzügliche Kräfte aus. An die Spitze trat Hieronymus Xavier, ein Neffe des Apostels von Indien. Bereits seit 26 Jahren arbeitete er in Indien. Ein Mann von ernstem Charakter und hingebender Selbstlosigkeit, hatte er die wichtigsten Vertrauensposten bekleidet. Nacheinander Rektor von Bassein, Goa und Kotschin fand er Gelegenheit, ein gut Stück indischen Lebens kennen zu lernen. Eines solchen Mannes bedurfte es, um allen Hindernissen zum Trotz einen so schwierigen und so bedeutenden Posten zu begründen und daran mit unbezwingbarer Ausdauer festzuhalten. Die Erwartungen, die in den Neffen des großen Apostels von Indien gesetzt wurden, haben sich erfüllt. Volle 23 Jahre harrte er am Hofe der Mogul aus, bald in Agra, bald in Dehli oder Lahor. Während dieser Zeit hat er alle Wandlungen der Gunst und Ungunst des kaiserlichen Hofes an sich erfahren. Er verstand es, sich eine hervorragende Stellung zu erobern und zu behaupten. Mit Xavier wurde Pinheiro gesandt. Mochte er auch nicht die glänzenden administrativen Talente eines Xavier besitzen, so bewährte er sich als ein überaus kluger und tätiger Mann. Ihm gelang es, nicht bloß am Hofe, sondern auch inmitten des Volkes selbst das apostolische Werk zu begründen. Kein Mitglied aber hat die ersten Anfänge der Mission in Nordindien mit solchem Ruhm umgeben wie der schlichte Laienbruder Benedikt Goes, der den Patres an die Seite gegeben wurde. Er war berufen, ein Werk zu unternehmen, das ihm in der Geschichte der zentralasiatischen Mission ein unvergängliches Andenken sichert.

Am 3. Dezember 1594 traten die drei Männer ihre Reise an, zunächst zur See nach Damaun und von dort nach Cambay. Hier trafen sie mit dem ehemaligen kaiserlichen Schüler des Paters Aquaviva, Sultan Murat, zusammen, der sie in der Zitadelle freundlich empfing. Ein zweites Mal empfing sie der Prinz in seinem Lager, umgeben von einem glänzenden Hofstaat. Bedeutsamer aber war die Aufnahme, die ihnen von Akbar selbst in Lahor bereitet wurde. Es läßt sich nicht leugnen, daß Akbar den Patres

eine ganz außergewöhnliche Aufmerksamkeit erwies, und nicht etwa bloß im geheimen, sondern in aller Öffentlichkeit. Ein besonderes Zeichen seines Wohlwollens gab der Kaiser dem P. Xavier, indem er ihn zu den von ihm so beliebten nächtlichen Unterhaltungen mit seinen intimsten Freunden heranzog. Dort fand der Missionär reichlich Gelegenheit, von Christus zu sprechen, wie er bald darauf an seinen Provinzial schreiben konnte.

Mit großer Schnelligkeit hatte sich Xavier eine außerordentliche Gewandtheit im Persischen angeeignet. Seitdem war er unablässig bemüht, in Schriften den christlichen Glauben bekannt zu machen. Akbar selbst drängte Xavier, ein Leben Christi in persischer Sprache zu schreiben. Aus diesem Wunsche ging der Dāstān-i-Masīḥ hervor. Der Kaiser fand ein solches Vergnügen daran, daß er es sich oft vorlesen ließ, und er wünschte, daß Xavier ein ähnliches Werk über das Leben der Apostel schreibe.

Am 7. September 1597 wurde die erste katholische Kirche in Lahor eingeweiht. Der Statthalter wohnte im Auftrage des Kaisers der Feier bei. Im nächsten Jahre begleiteten Xavier und Goes den Kaiser nach Kaschmir. Zum erstenmal sah dieser Paradiesesgarten Asiens christliche Glaubensboten. Die Patres kamen wie rettende und tröstende Engel; denn eine furchtbare Hungersnot raffte die Bewohner massenweise hinweg. Da bot sich sofort der christlichen Barmherzigkeit Gelegenheit, ihre Segnungen dem Volke mitzuteilen. Als Akbar Ende 1598 von Kaschmir nach Lahor und von dort nach Agra zurückkehrte, folgten ihm Xavier und Goes dorthin, während Pinheiro bei seiner jungen Christengemeinde in Lahor verblieb. Von großer Wichtigkeit waren zwei Fermane Akbars, welche die Heranziehung einer größeren Anzahl von Patres gestatteten. Hieronymo Xavier hatte mittlerweile einen großartigen Plan ins Auge gefaßt. Von Agra aus sollte die Mission bis in das Land Cathay ausgedehnt werden. Das ergibt sich aus einem Briefe Xaviers vom 26. Juli 1598. Bereits vier Tage später läßt er einen zweiten Brief nach Goa folgen, worin er seine ersten Mitteilungen wiederholt und zugleich erzählt, daß er den Kaiser gefragt habe, ob er drei oder vier Patres nach Cathay entsenden dürfe. Der Kaiser habe dies zugestanden mit den Worten: „Der Segen des Herrn komme über euch." Ein glückliches Zusammentreffen sah Xavier in dem Umstand, daß drei Söhne des Königs von Badachschan Schüler der Patres in Agra waren. Der Vater hatte zu Gunsten des ältesten Sohnes auf die Herrschaft jenes Königreiches verzichtet. Da nun Badachschan auf dem Wege nach Cathay lag, so konnten diese persönlichen Anknüpfungspunkte in der Folge von besonderem Wert werden.

Aber was ist Cathay?

Dem freundlichen Leser dieser Erinnerungen ergeht es vielleicht wie ihrem Verfasser, als ihm zum erstenmal der Name Cathay begegnete. Des großen englischen Geographen Sir Henry Yule glänzend geschriebenes Buch

Cathay and the Way thither war mir vor vielen Jahren in die Hände gefallen. Es werden darin die kühnen Wanderfahrten nach einem im fernsten Osten gelegenen Lande Cathay beschrieben. Ich blätterte und blätterte, las und las, und immer lebhafter fesselte mich die Darstellung. Das geheimnisvolle Cathay verwandelte sich allmählich in ein wohlbekanntes Land, China mit Namen. Und mit dem Wandel des Namens zog eine ganze Reihe der bedeutendsten Chinafahrten, glänzende Bilder eines furchtlosen Unternehmungsgeistes am Auge vorüber, Fahrten arabischer und italienischer Reisenden, hier vom Drange nach Erweiterung der geographischen Kenntnis des Ostens angeregt, dort von den Bemühungen nach Ausdehnung des Handelsverkehrs getrieben. Mehr aber als alle jene Schilderungen der arabischen Reisenden und der italienischen Handelsleute zogen mich die schlichten Erzählungen an, welche anspruchslose Glaubensboten von ihren Fahrten darboten, die sie zur Ausbreitung des Evangeliums in das Reich Cathay führten. Allen voran leuchtet der unerschrockene Franziskaner Odorico von Pordenone, ihm folgen andere heldenmütige Söhne des hl. Franziskus.

Der Name Cathay ist enge mit den Mongolenstürmen des 13. und 14. Jahrhunderts verwoben. So seltsam es klingen mag, es waren die Mongolen, durch welche China dem Abendlande wirklich bekannt wurde. Wohl waren ab und zu Nachrichten über ein großes Reich im Osten nach der abendländischen Welt gedrungen. Aber alle diese Nachrichten blieben vereinzelt; es fehlte jede zusammenhängende genauere Kunde. Das wurde anders, als die Mongolen sich des gewaltigen Reiches bemächtigten. Unter ihrer Herrschaft trat Europa in einen lebendigen Verkehr mit jenem Reiche, und das Land, das man früher unter den Namen Seres, Thin, Sina in ganz dunkeln Zügen aus weiter Ferne kennen gelernt, rückte nun unter dem Namen Cathay dem Abendland in deutlicheren Zügen näher. Merkwürdigerweise gehörte der Name ursprünglich einem Volk an, das gar nicht chinesisch war. Die Khitan, denen der Name entlehnt ist, waren ein Mandschustamm, der im Nordosten Chinas wohnte. Im 10. Jahrhundert eroberten sie Nordchina. Ihre Herrscher bestiegen unter dem Namen der Dynastie Leao den chinesischen Kaiserthron und nahmen die chinesische Zivilisation an. Seit dieser Zeit begannen die Völker Innerasiens den Namen Khitan, Khitai mit eben jenem großen Reiche zu verbinden, das ihnen unter der Herrschaft der Khitan bekannt geworden war. Khitai ist bei den Tataren bis auf den heutigen Tag der Name geblieben, unter dem sie von China sprechen. Als daher die Mongolen unter Dschingis-Chan und Kublai Chan den größten Teil Chinas eroberten, betrachteten sie sich als Herrscher von Cathay. Die Hauptstadt des Reiches Cathay war Cambaluc, das heutige Peking.

Herren des mächtigsten Reiches im Osten geworden, suchten die Mongolen sich auch des Westens zu bemächtigen. Es begannen die furchtbaren

Mongolenſtürme über das öſtliche Europa dahinzubrauſen, die das Abendland auch dann noch im Banne des Schreckens gefeſſelt hielten, als die Flut ſich zurückgezogen hatte.

In dieſer beengenden, von Furcht und Beſorgnis erfüllten Lage der chriſtlichen Völker unternahm Papſt Innozenz IV. einen Schritt, der des Nachfolgers jenes großen Leo würdig war, der einſt Attila entgegengetreten. Während es zu keiner Einheit unter den chriſtlichen Fürſten zur Bekämpfung der Mongolen kommen konnte, ſandte der Papſt Miſſionäre an den Hof des Großchans, um ihn von weiterem Blutvergießen abzuhalten. Ja geſtützt auf dunkle Mitteilungen über den religiöſen Sinn der Mongolen hegte man die Hoffnung, ſie zum Chriſtentume zu bekehren. Damit beginnt die Periode der großen Franziskanermiſſionäre, eines Johannes von Piano di Carpine, Ruysbroek, Odorico von Pordenone, Johannes von Monte Corvino. Es ſtellt dieſe Periode einen erhebenden Abſchnitt in der Geſchichte der Wechſelbeziehungen zwiſchen Oſt und Weſt dar. Mit Bewunderung erfüllt der großartige apoſtoliſche Unternehmungsgeiſt. Kaum war die erſte Panik, die ganz Europa beim Nahen der Tataren ergriffen, gewichen, da bemächtigte ſich der abendländiſchen Chriſtenheit ein Empfinden, daß für dieſe mongoliſchen Völker die Stunde der Bekehrung zum Chriſtentume geſchlagen habe. Es wird ſchwer halten, die Quelle dieſer hoffnungsvollen Stimmung aufzudecken. Viel mag dazu die Wahrnehmung beigetragen haben, daß unter den Schlägen der tatariſchen Horden ſelbſt der Erbfeind des Chriſtentums, der Islam, in ſeiner ganzen Machtſtellung zuſammenzubrechen ſchien. Die mongoliſchen Stämme, welche ſpäter unter Timur ein Hort des mittelaſiatiſchen Islam wurden, waren damals noch nicht zum Mohammedanismus bekehrt. Dazu kamen die fabelhaften Erzählungen von dem Prieſter Johannes, mit dem einzelne ſchon ſehr früh auftauchende Gerüchte den plötzlich aus dem Dunkel Aſiens hervortretenden Dſchingis-Chan identifizierten. Die Kunde, daß in Hochaſien ein chriſtliches Reich mit einem Prieſterkönig beſtehe, ſchien durch zwei Tatſachen beſtärkt zu werden, einmal durch den großmütigen Schutz, welcher in den unterjochten aſiatiſchen Gebieten der Großchan tatſächlich dem Chriſtentum angedeihen ließ, dann durch die wirkliche Zugehörigkeit einzelner mongoliſchen Stammesführer zum Chriſtentume. So mag der Eindruck entſtanden ſein, daß das Reich des Großchans ſich jetzt dem Evangelium erſchließen werde. Nachdem der Islam, mit dem die chriſtliche Ritterwelt vergebens gefochten hatte, zerſchmettert am Boden lag, ſtand Aſien dem Einzuge des Chriſtentums offen. Wie einſt die abendländiſchen Völker im Augenblick, als das Chriſtentum ſich auszubreiten begann, ein einziges gewaltiges Reich von der Iberiſchen Halbinſel bis an den Euphrat bildeten, das die Ausbreitung erleichterte, ſo ſchien jetzt die Vorſehung die aſiatiſche Völkerwelt unter einem einzigen gewaltigen Zepter vereinigt zu haben, damit das

Evangelium frei und ungehindert vordringen könne. Tatsächlich reichte das Reich des Großchans auf dem Höhepunkte seiner Macht vom Baltischen Meere bis zum Golf von Tschili. Die Tatarenflut hatte alle völkersperrenden Schranken, die im Laufe der Jahrhunderte entstanden, zwischen Donau und Jangtsekiang hinweggeschwemmt. Und so auffällig es erscheinen mag, die große asiatische Weltstraße, welche den Osten und Westen durch die Wüste und die Hochsteppen Mittelasiens damals verband, war so sicher, die Fahrt so leicht geworden wie noch nie zuvor. Darum hielt der Nachfolger dessen, zu dem der Heiland gesprochen: „Gehet hin in alle Welt", den Augenblick für gekommen, das unter einer einzigen Macht vereinte östliche Asien dem Christentume zu erobern.

Wenn man auf das entmutigende Bild der Zerrissenheit des damaligen Abendlandes hinblickt, dann erscheint dieser welterobernde Plan erst recht in seiner ganzen imposanten Größe. Die Päpste sandten nacheinander eine Reihe der ausgezeichnetsten Männer des Franziskanerordens an den Hof des Großchans. Diese Missionäre waren es, welche die dunkle Kunde, die Europa seit den Tagen des Augustus von einem großen Reiche im Osten besessen, wieder belebten. Sie berichteten von einem hochzivilisierten Land am äußersten Rand Ostasiens, am Gestade eines fernen Meeres. Dem Lande gaben sie den Namen Cathay, denselben Namen, mit dem alle tatarischen Völker China bezeichneten. Auf diese Weise wurde China seit jener Zeit als ein großes, bewunderungswürdig eingerichteles Reich dem Abendland unter dem Namen Cathay bekannt. Immer reicher flossen die Mitteilungen. Unter allen Reiseberichten der Söhne des hl. Franziskus aber hat keiner so viel zur Kenntnis jenes Cathay beigetragen als die Erzählung des seligen Odorico von Pordenone (geb. 1286, gest. 1331). Seine große Reise nach Cathay fällt in die Zeit von 1316 bis 1328. Was er von dem geheimnisvollen Reiche berichtet, wird nur noch von einem einzigen Reisebericht übertroffen, demjenigen seines Landsmannes Marco Polo.

So hatte sich unter dem Namen Cathay die große chinesische Kulturwelt dem Abendland erschlossen, und zwar dank der freisinnigen Politik des mongolischen Beherrschers von China. Cathay und seine Hauptstadt Cambaluc, der große Seehafen Zayton, die Handelsstädte Cansay und Cinkalan wurden dem abendländischen Großhandel bekannte Namen. Mit dem Zusammenbruch der Mongolenherrschaft fand das jedoch ein Ende. Die schöne Hoffnung, die in der Bekehrung Cathays aufgeleuchtet, erblaßte mehr und mehr. Die neuen einheimischen Herren Chinas kehrten zur alten Politik der Absperrung zurück, während der Islam bald den verlorenen Boden wieder gewann und sich inmitten der mongolischen Bevölkerung ausbreitete. Die dem Islam eroberten Völker Mittelasiens wurden der unübersteigliche Wall, der Ost und West abschnitt. Die Folge war, daß Cathay immer mehr dem Bewußtsein

des Abendlandes entschwand. Ganz vergessen wurde es trotzdem nicht. Das Bild des großen Reiches und seiner Hauptstadt Cambaluc taucht ab und zu wiederum in den Berichten einzelner Reisenden des 15. Jahrhunderts auf. Der Spanier Gonzalez de Clavijo und der Bayer Johannes Schiltberger erhalten neue Kunde von Cathay während ihres Aufenthaltes in Samarkand am Hofe Timurs. Ihnen folgt Niccolò de' Conti und Josaphat Barbaro. Marco Polos Erzählungen breiteten nach wie vor einen gewissen Glanz über Cathay aus. Der märchenhafte Schimmer wurde immer geheimnisvoller, und zuletzt wußte man überhaupt nicht mehr, wo Cathay lag. Aber merkwürdig, obschon in unbekannte Fernen verloren, übte es immer noch seine Anziehungskraft auf einzelne Kreise aus. Es ist bekannt, daß Kolumbus bei seinem großen Unternehmen nicht eine neue Welt, sondern einen neuen, kürzeren Weg nach dem von Marco Polo verherrlichten Cathay und Cipangu, d. h. China und Japan, suchte.

Mit der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien entschwand Cathay vollständig dem Blick. Neue Zonen eröffneten sich auf einmal dem Unternehmungsgeist. Im Jahre 1514 erreichten die Portugiesen China. Von Cathay und Cambaluc, Cansay und Zayton ist nicht mehr die Rede. Man hört jetzt nur die Namen China und Peking, Hangtschou, Kintschou und Kanton. Der Name Cathai ist zwar nicht vergessen. Wo aber lag das geheimnisvolle, unter jenem Namen verborgene Land, die Heimat des Priesters Johannes? Bei einzelnen stieg die Ahnung auf, Cathay und China könnten ein und dasselbe sein. Aber dem kühn vordringenden Portugal hatte sich von Indien bis nach China und Japan eine so große Welt erschlossen, daß die Frage nach Cathay jede Bedeutung verlor. Erst als es dem organisatorischen Genius des Apostels von Indien und Japan geglückt war, die ostasiatische Mission zu begründen, trat die Frage nach dem rätselhaften Cathay wieder in den Vordergrund, und sie wurde brennend, als es gelungen war, in der Hauptstadt des Mogulreiches dem Christentume die Tore zu öffnen.

Während sich der Hof Akbars in Lahor aufhielt, trug sich eine Begebenheit zu, welche Hieronymo Xaviers Aufmerksamkeit auf das verlorene Cathay hinlenkte.

Als Xavier eines Tages im Palaste beim Kaiser weilte, wurde ein mohammedanischer Kaufmann, der etwa 60 Jahre zählen mochte, eingeführt. Nachdem er Akbar seine Verehrung dargebracht, erzählte er, daß er eben aus dem Lande Chetaya komme. Xavier vermutete sogleich, daß dieses Königreich Chetaya gleichbedeutend sei mit dem von Marco Polo in seinen Reisen beschriebenen und von dem Armenier Hayton in seiner Geschichte erwähnten Cathay. Spätere Schriftsteller hatten das Königreich in die Tatarei oder in dessen Nähe verlegt. Als dann Akbar nach weiteren Einzelheiten über

das Reich fragte und sich erkundigte, wie lange der Kaufmann darin verweilt, erwiderte der letztere, daß er 18 Jahre in der Hauptstadt des Reiches gewahnt habe; ihr Name sei Kambalu. Dort sei die Residenz der Fürsten dieses Landes, die zu den mächtigsten Herrschern Asiens gehörten. Ihr Reich zähle nicht weniger als 1500 Städte, viele van ihnen besäßen eine immense Bevölkerung. Der Kaufmann entwarf nun ein ausführliches Bild von Land und Leuten. Unter anderem erzählte er, daß es daselbst viele Jsavites, d. h. Christen, gebe, auch Mussavites, d. h. Juden, und Mohammedaner. Akbar hörte mit Staunen von diesen Dingen und befahl den Kaufmann für die nächsten Tage zu einem neuen Empfang, um mehr Einzelheiten zu hören. Xavier konnte die Zeit nicht abwarten und ging selbst zu dem Kaufmann, um die kostbaren Mitteilungen über die Religion des Landes ergänzt zu erhalten. Dieser wiederholte seine Angaben, daß die Einwohner in der Mehrzahl Christen und daß ihr König ebenfalls ein Christ sei; er sei enge befreundet mit ihnen gewesen. Die Einwohner besäßen Tempel, van denen manche gewaltig groß seien. In den Tempeln befänden sich gematte und geschnitzte Bilder, unter andern auch Bilder des Gekreuzigten, der in hoher Verehrung stehe. Jedem Tempel sei ein Priester vorgesetzt, der reiche Geschenke von den Bewahnern erhalte. Der Kaufmann erwähnte ferner, daß die Priester Enthaltsamkeit übten; sie besäßen Schulen, in denen Knaben für den Empfang der Weihen vorbereitet würden. Die Priester trügen schwarze Röcke und Mäntel; ihre Kapfbedeckung gleiche derjenigen Xaviers, nur sei sie etwas größer. Der König gehe oft zu ihrem Tempel und müsse daher ein Christ sein. Das alles klang für Xavier wie eine Kunde aus einer längst verloren geglaubten Welt. Er versäumte keinen Augenblick und gab umgehend Nachricht nach Goa an seinen Pravinzial und Visitator. Mittlerweile war er in Begleitung Akbars nach Agra zurückgekehrt und zog noch genauere Nachrichten von andern mohammedanischen Kaufleuten ein, welche die Stadt Kambalu besucht, vor allem über den einzuschlagenden Weg. Es wurde ihm versichert, daß der kürzeste und sicherste Weg van Lahor über Kaschmir nach Kaschgar führe. Van dort sei es leicht, Cathay zu erreichen. Xavier war sich nach nicht klar, ob dies wirklich das Cathay des Marco Pola und der „christliche" König ein Repräsentant des Priesters Johannes sei. Er sandierte nun zunächst bei Akbar, wie er sich zu einer Erkundungsreise in dieses Land stelle, und fand den Kaiser bereit, dem Unternehmen seine ganze Unterstützung zuzuwenden. Xavier berichtete alles nach Goa. Die Erinnerung an den Priester Johannes, von dem seit Europas Bekanntschaft mit Mittelasien die Legende die merkwürdigsten Dinge berichtete, verfehlte nicht ihre Wirkung. Nikolaus Pimenta, der Visitatar aller ostindischen Missionen, wurde von einem lebhaften Verlangen erfaßt, das Arbeitsfeld der Missionen unter diesem Volk auszudehnen, um so mehr

als man annehmen konnte, daß diese Christen, vom Mittelpunkte der Christenheit getrennt, auf mancherlei Abwege geraten waren. Darum hielt er es für wichtig, die Angelegenheit sowohl an den Papst als an die katholische Majestät zu berichten.

Sehr lehrreich ist, wie Trigault in seiner Expeditio Christiana apud Sinas die Meinungsverschiedenheiten darstellt, welche über die Identität von Cathay und China zwischen den Patres in Agra bzw. Goa und Peking bestanden. Dem Scharfsinn der ausgezeichneten Männer, welche in Peking sich niedergelassen hatten, den Italienern Ricci und Langobardi, zu denen sich später Trigault gesellte, war es bald gelungen, in Peking das von ihrem Landsmann Marco Polo so hoch gefeierte Cambaluc, und in dem Land, das sie eben dem Christentum eröffnet, jenes Cathay wiederzuerkennen, von dem der venezianische Reisende solche Wunderdinge erzählt. Aber diese Überzeugung wurde nicht in Agra geteilt, und als die Leiter der Mission an Akbars Hoflager durch die muselmännischen Reisenden Kunde von einem großen und reichen Lande Chetaya erhielten, das man nur auf einem langen und beschwerlichen Wege durch ganz Mittelasien erreichen könnte, wurden sie auf den Gedanken gebracht, daß sich hier Cathay als ein ganz neues, von China verschiedenes Feld ihrer Arbeit erschließen könnte, wenn es gelänge, den Weg dahin zu finden. So standen sich zwei Auffassungen gegenüber. Die Frage war: Ist dieses Cathay eins mit dem von Ricci dem Christentum erschlossenen China oder ein anderes, China benachbartes Reich? Der Visitator schwankte. Rätselhaft klang die Mitteilung von den zahlreichen Christen, welchen die Mohammedaner in Cathay begegnet sein wollten. Ein Jahrzehnt später kannte Trigault diese angeblichen „Christen", von denen die Mohammedaner sprachen, sehr gut erklären: „Was diese Christen betrifft, deren Vorhandensein so nachdrücklich behauptet wird, so haben die Mohammedaner entweder gelogen, wie sie es vielfach zu tun pflegen, oder sie haben sich durch eine oberflächliche Ähnlichkeit zu einem Irrtum verleiten lassen. Sie selbst bringen ja niemals Verehrung den Bildern dar. Als sie nun in den chinesischen Tempeln eine Anzahl von Bildern sahen, die denen der Gottesmutter und der Heiligen nicht unähnlich waren, so werden sie wohl gedacht haben, daß die Religion des Landes identisch mit dem Christentum sei. Sie mögen auch die Lampen und Wachslichter auf den Altären der Tempel gesehen haben, ferner die heidnischen Priester in ihren sakralen Gewändern, die von uns Pluviale genannt werden, Bittprozessionen, die ganz den unsern gleichen; sie hörten Gesänge in einer Melodie, die derjenigen der gregorianischen Gesänge in unsern Kirchen gleicht, und machten andere Übereinstimmungen beobachten, welche unter den Chinesen vom Teufel eingeführt wurden, Gebräuche, welche gröblich die heiligen Dinge nachahmen, damit die schuldige Ehre Gott entzogen werde. Alle diese Umstände konnten die unwissenden Handelsleute,

besonders wenn sie Mohammedoner woren, leicht verleiten, das Volk für Christen zu halten." Mit dieser Erklärung löst Trigoult das Rätsel von den angeblich vielen Christen. Diese Lösung, die der erfahrene chinesische Missionär auf Grund seiner Vertrautheit mit dem buddhistischen Kultus Chinas geben konnte, log seinen Mitbrüdern in Indien noch fern. Sie sagten: „So sicher es ist, daß sich von einem Christentum in China keine Spur findet, ebenso fest steht es, daß das ausdrückliche Zeugnis der Mohammedaner die Existenz von Christen außer Zweifel stellt für das Reich Cathay; also können China und Cathoy nicht identisch sein. Cathoy ist das einst von den Fronziskonern besuchte Reich des Priesters Johonnes." Um aber allen Zweifel auszuschließen, sollte eine Expedition entsondt werden.

In Rom ermutigte man das Unternehmen, und die katholische Mojestät von Portugal sandte Befehl an den Vizekönig von Goa, Saldanha, die Erkundungsreise in jeder Weise zu unterstützen. Mittlerweile hotten Xovier und Goes den Kaiser Akbor ouf seinem Siegeszug noch dem Dekon begleitet. Nach der Eroberung von Kandesch sandte Akbar eine Gesandtschoft noch Goa, der sich auf seinen Wunsch Bruder Goes anschloß.

Als Goes sich seinem Obern vorstellte, erkonnte dieser in ihm den Mann, den er für das große Unternehmen suchte.

Benedikt Goes hotte bereits ein bewegtes Leben hinter sich. Im Jahre 1561 auf den Azoren geboren, war er früh ins Heer eingetreten. Mit 27 Johren finden wir ihn ols einfachen Söldner an Bord der portugiesischen Flotte vor Trawonkur. Er muß ein sehr lebenslustiger, wagemutiger junger Mensch gewesen sein. Die hohe geistige Bildung und die Vornehmheit des Charakters, die sein späteres Leben ouszeichnen, legen die Vermutung nohe, daß er für etwas Höheres ols für einen gemeinen Söldner auf der indischen Flotte erzogen gewesen. Wie so mancher andere junge Mann seines Standes hotte er sich vielleicht für Indien anwerben lassen, um den Folgen eines Jugendstreiches sich zu entziehen. Da trof es sich nun einmal, doß er in ein Kirchlein in Kolecheo bei Trowonkur eintrat und vor einem Muttergottesbilde sich der Andocht überließ. Er begoun ernstlich über seine Vergangenheit nochzudenken und wurde von solcher Beschämung über sein bisheriges Leben erfoßt, doß er sich entschloß, sein Leben nunmehr dem Dienste eines höheren Berufes zu widmen. Als schlichter Laienbruder trat er in die indische Provinz der Gesellschaft Jesu in Goa ein. In dieser anspruchslosen Stellung blieb er, auch als sich bald seine hervorragende Befähigung zum priesterlichen Berufe herausstellte. Obschon wiederholt von seinen Obern zur Übernahme der Weihen gedrängt, lehnte er die Würde mit großer Bescheidenheit ab. Trigault nennt ihn einen klugen und frommen Monn. In allem, wos uns über seine Persönlichkeit berichtet wird, tritt uns das Bild eines edeln und ritterlichen, hochsinnigen und unternehmenden Charakters, eines klug über-

legenden und entschlossenen Geistes, einer tiefgläubigen, kindlich frommen Seele entgegen. Goes erwarb sich bald die Achtung des Kaisers. Akbar liebte den Bruder und nahm ihn und Xavier mit nach Kaschmir. In diesem engen Verkehr erwarb sich der Bruder eine außerordentliche Leichtigkeit im Persischen und eine große Vertrautheit mit den mohammedanischen Gebräuchen. So war er für das Unternehmen wie geschaffen. Goes nahm den Auftrag seines Obern bereitwillig an. Sowohl der Vizekönig als der Erzbischof von Goa unterstützten ihn mit bedeutenden Geldmitteln. Man sah in der Reise ein Unternehmen, das die Tore einer ganz neuen Welt dem Christentum öffnen konnte. Im Jahre 1602 erreichte Goes wiederum Agra und traf die Vorbereitungen für seine Reise. Akbar pries seinen Eifer und stellte außer den kaiserlichen Pässen dem Bruder eine Summe von 400 Goldstücken zur Verfügung.

Goes nahm die Kleidung eines armenischen Kaufmanns an und nannte sich Abdula, „Diener des Herrn", mit dem Beinamen Isai, „Christ". Ein syrischer Priester mit Namen Leo und ein griechischer Kaufmann Demetrius sollten ihn mit vier Dienern begleiten, die vom Mohammedanismus zum Christentum bekehrt worden waren. Vor allem war Goes auf eine große Menge Waren bedacht, die er als Kaufmann mitführen wollte, um den Charakter eines wirklichen Kaufmanns aufrecht zu erhalten. Sowohl der Vizekönig von Goa wie Kaiser Akbar hatten dazu reichlich beigesteuert.

Am 31. Oktober 1602 verließ Goes Agra, am 8. Dezember erreichte er Lahor. Hier entließ er die vier Diener und nahm an ihrer Stelle nur einen einzigen Christen, einen Armenier, mit, dessen Familie in Lahor lebte. Sein Name war Isaak. Dieser Armenier sollte sich ihm als treuesten Diener während der langen Reise bewähren. Einen wahren fidus Achates nennt ihn Trigault. Goes nahm in Lahor von seinem Obern Abschied und trat am 6. Januar 1603 die gefahrvolle Reise an. Der Protestant Yule sagt von ihm: „Der tapfere Soldat der Gesellschaft Jesu war des Namens, den er trug, nicht unwürdig. Er führte sein mühevolles Unternehmen durch und brachte die Gewißheit, daß das geheimnisvolle Reich, das er mit ganz außerordentlichen Beschwerden und Gefahren gesucht, wirklich China war. Kaum an der Grenze Chinas angelangt, stirbt Goes zwar; aber die Aufgabe, die ihm gestellt worden, war gelöst." Um so mehr ist der Verlust des kostbaren Tagebuches zu bedauern, das der Bruder vom Tage der Abreise an geführt. Yule nennt es eine Quelle von unschätzbarem Werte für die geographische und ethnographische Kenntnis dieser Gegend. Nur einige Fragmente konnte der treue Diener Isaak retten. Diese übergab er den Mitbrüdern von Goes in Peking und erstattete einen mündlichen Bericht über die Fahrt und ihre Erlebnisse. Auf diese beiden Quellen, nämlich die Fragmente und die Erzählung des fidus Achates, stützt sich der von den Patres in Peking zu-

sammengestellte und von Trigault wenige Jahre später veröffentlichte Bericht in der Expeditio Christiana apud Sinas.

Jedes Jahr, so erzählt Trigault in seinem bedeutsamen Werk, bildet sich in Lahor eine große Karawane nach der Hauptstadt eines Königreiches, das Kaschgar heißt. Alle Kaufleute machen den Weg gemeinsam, um sich gegen die Räuber zu schützen. Diesmal mochten es ihrer 500 sein mit einer großen Menge von Maulesseln, Kamelen und Wagen. Mit ihnen trat unser Mitbruder von Lahor aus seine Reise an. Nach einem Monat erreichten sie Attak, das noch innerhalb der Provinz von Lahor liegt. Hier wurde während 14 Tagen gerastet und dann setzte die Karawane in Booten über einen Fluß, der, wie Trigault sagt, die Breite eines Bogenschusses hat. Am andern Ufer wurde wiederum fünf Tage gewartet, da man vor Räubern, die den Weg unsicher machten, gewarnt worden war. In zwei Tagemärschen erreichte die Karawane Peschawar. Hier rüstete man sich für den Marsch nach Kabul. Der Aufenthalt in Peschawar dehnte sich auf 20 Tage aus. Die Reise nach Kabul wurde wiederholt durch beunruhigende Nachrichten über Räuber unterbrochen. Dank der Fürsorge Akbars aber erhielt die Karawane auf dieser Strecke eine militärische Eskorte. Die Kaufleute waren alle bewaffnet und beobachteten scharf die Höhen. Die Räuber befolgten nämlich die Taktik, Felsblöcke den Berg herabzurollen. Um dies zu verhindern, mußten die Höhen manchmal mit Gewalt gestürmt werden. Einmal wurde ein Überfall nur mit schweren Verlusten abgewiesen. Viele Kaufleute wurden verwundet. So erreichte man nach mancherlei Beschwerden Kabul. Hier wurde Goes zu einem achtmonatigen Aufenthalt gezwungen; denn die Karawane, mit der er gezogen, löste sich auf aus Furcht vor den Gefahren, welche drohten. Der griechische Priester Leo kehrte ebenfalls zurück, da er den Strapazen nicht gewachsen war. Ein anderer griechischer Reisegefährte, der Kaufmann Demetrius, verblieb zunächst in Kabul. Nach und nach jedoch bildete sich eine neue Karawane, und es traf sich, daß in Begleitung dieser Karawane eine Schwester des Königs von Kaschgar die Heimreise antrat. Sie war die Mutter des jungen Königs von Khotan und hieß Hajji-Khanum, „Prinzessin Pilgerin". Den erlauchten Titel Hajji trug sie als Mekka-Pilgerin. Nun waren auf der Rückkehr von Mekka ihre Geldmittel erschöpft worden. Sie wandte sich um ein Darlehen an die mohammedanischen Kaufleute; aber diese zögerten. Goes schien das eine gute Gelegenheit, sich das Wohlwollen des Königs von Kaschgar zu erwerben, dessen er zur Weiterreise nach Cathay bedurfte. Er gab der Prinzessin-Pilgerin ein Darlehen von 600 Goldstücken aus dem Erlös der von ihm verkauften Waren und verzichtete auf alle Zinsen. Bei seiner Ankunft in Kaschgar sollte er die günstige Wirkung dieses Darlehens erfahren.

Goes brach mit dieſer Karawane auf und begann die beſchwerliche Paſſage über den Hindukuſch. Die Karawane war während der ganzen Zeit nicht bloß großen Mühen, ſondern mehr noch den Gefahren ſeitens der Bevölkerung ausgeſetzt. Aber allen Entbehrungen zum Trotz paſſierte Goes glücklich Buchara und erreichte Serpanil, eine öde, verlaſſene Stätte. Hier begann der Aufſtieg durch die Päſſe des Pamir. Nach einem Marſch von 20 Tagen erreichte man Sarikul. Aber noch war ein furchtbarer Schneemarſch auf der Paßhöhe zu überſtehen, bevor man in die geſegneten Gefilde von Yarkand hinabſteigen konnte. Der Marſch dauerte ſechs Tage, und viele Teilnehmer der Karawane erfroren im Schnee. Goes entging knapp der gleichen Gefahr. Endlich im November erreichte man Yarkand; hier mußte der Bruder die Bildung einer neuen Karawane abwarten, die alljährlich nach Cathay zog. Der Haupthandelsartikel iſt Jade. Trigault gibt hier eine anziehende Beſchreibung von dem Jade-Handel zwiſchen Kaſchgar und Cathay und von den Fundgruben des von den Chineſen faſt abergläubiſch geſchätzten Steines. Das Monopol liegt in den Händen des Königs von Kaſchgar. Nun kam es unſerem Bruder ſehr zu ſtatten, daß er damals ſo bereitwillig der „Prinzeſſin-Pilgerin“ aus der Verlegenheit geholfen hatte. Dieſe Artigkeit öffnete ihm die Türe zum König, und bald befand er ſich in den freundſchaftlichſten Beziehungen zu ihm. Er erbat ſich einen Paß zur Weiterreiſe und wurde darin kräftig von dem Sohne der Prinzeſſin, dem König von Khotan, unterſtützt.

So freundlich indeſſen des Bruders Beziehungen zum Hofe waren, ſo wurden ihm doch von anderer Seite ernſte Schwierigkeiten bereitet. Während ſeines Abſtechers nach Khotan wurde die Nachricht ausgeſprengt, er ſei von den Moslim getötet worden, weil er ſich geweigert habe, den Namen des Propheten anzurufen. Die mohammedaniſchen Mullas hatten es auf die reichen Waren abgeſehen, welche Goes mit ſich führte. Es koſtete dem getreuen Armenier, den Goes zurückgelaſſen, alle Mühe, das Eigentum zu ſchützen. Doch bald kehrte der Bruder mit einem großen Schatze an Jade zurück. „Aus Dankbarkeit gegen Gott gab er reiche Almoſen an die Armen“, ſagt Trigault. „Und dies beobachtete er während der ganzen Reiſe.“ Einmal wäre er trotz allem nahezu ein Opfer des ſarazeniſchen Fanatismus geworden. Eines Tages ſaß er im Kreiſe von Mohammedanern, die ihn zu einem Mahle eingeladen hatten, als plötzlich ein fanatiſcher Menſch hineinſtürzte und, indem er ſein Schwert auf Goes Bruſt richtete, ihn aufforderte, den Namen Mohammeds anzurufen. Unſer Bruder weigerte ſich. Die Tiſchgenoſſen kamen ihm zu Hilfe und warfen den wilden Fanatiker heraus. Mehrfach noch iſt Goes ſpäter in ähnlicher Weiſe bedroht worden; immer aber, ſo ſagt der Reiſebericht, ſchützte ihn Gott.

Mittlerweile hatte sich eine zweite Karawane in Kaschgar gebildet. Der Führer der Karawane drang in Goes, sich dieser und nicht der von Kabul anzuschließen. Der König befürwortete sehr dieses Begehren. Alle hatten in Goes einen klugen und furchtlosen Mann kennen und schätzen gelernt. Goes ging darauf unter der Bedingung ein, daß man ihm einen Schutzbrief bis nach China gebe. Dies wurde zugestanden. Um so mehr suchte man von seiten der andern Karawane ihm Furcht und Mißtrauen einzuflößen. Goes erwiderte, er lasse sich durch keine Furcht von einem Unternehmen abhalten, von dem soviel für Gottes Ehre abhänge. Es würde seiner unwürdig sein, die Hoffnung, die man auf ihn gesetzt, aus Furcht vor dem Tode zu vereiteln. Er hoffe sein Unternehmen mit der Hilfe dessen, der ihn bisher so gnädig beschützt, zu Ende zu führen.

Und so rüstet er sich zur Reise. Jener Kaufmann Demetrius, der in Kabul zurückgeblieben, war zwar mit einer andern Karawane nachgekommen, hatte aber nicht den Mut, den Bruder nun noch weiter zu begleiten. Goes war darum ganz auf den treuen Armenier angewiesen. Er kaufte zehn Pferde für sich, seinen Gefährten und die Waren, die er mit sich führte. Ende November 1604 brachen sie auf. Die erste große Stadt, in der die Karawane Halt machte, war Aksu. Goes verstand es, sich das Wohlwollen des Gouverneurs zu sichern. Von dort erreichten sie Kucha und fanden die gleiche günstige Aufnahme. Ein langer Aufenthalt hielt sie in Cialis fest. Als Goes im Begriffe stand, aufzubrechen, kehrte eine Karawane muselmännischer Kaufleute eben aus Cathay zurück. Sie berichteten von den Patres, mit denen sie in Cathays Hauptstadt zusammengelebt, und gaben dem Bruder zuverlässige Mitteilungen über P. Matthäus Ricci. Zu seinem großen Erstaunen erkannte er jetzt, daß Cathay und China identisch sein müßten. Die Kaufleute erzählten dem Bruder, daß die Patres dem Kaiser allerlei Geschenke gemacht: Uhren, Musikinstrumente, Gemälde und andere schöne Dinge aus Europa. Der Kaiser liebe die Patres und berufe sie häufig zu sich. Die Ankömmlinge wußten sogar die Gesichtszüge der Patres ziemlich genau zu beschreiben. Das alles waren frohe Botschaften für unsern wackern Bruder. Bald waren es drei Jahre, daß er sich auf der Reise befand. Er konnte nicht mehr zweifeln, sagt Trigault, daß Cathay nur ein anderer Name für China war. Um so mächtiger drängte es ihn, bald seine Mitbrüder in Peking zu umarmen. Von den Ufern der Jamuna streckte die indische Mission über die Schneehöhen des Hindukusch und Pamir nach der Kaiserstadt der Ming die Hand aus.

Der König stellte Goes einen neuen Schutzbrief aus. Auf die Frage des Fürsten, ob er ihn in dem Brief als Christen bezeichnen solle, erwiderte Goes: „Gewiß, soweit bin ich bis jetzt gereist und habe immer offen mich als Christen bekannt. Ich werde es bis ans Ende tun.“ Es traf sich

gerade, daß, wie der Reisebericht sagt, ein mohammedanischer Mulla, ein ehrwürdiger Greis bei dieser Unterredung zugegen war; er riß seinen Turban vom Kopf und warf ihn zum Zeichen der Verehrung auf den Boden. „In Wahrheit", rief er, „dieser Mann ist unerschrocken in seiner Religion. Hier in Gegenwart von dir, o Fürst, der du einen ganz andern Glauben hast, und in Gegenwart von uns allen zögert er keinen Augenblick, den Namen Jesus auszusprechen. Das ist beschämend für unsere eigenen Leute, denen man nachsagt, sie wechselten ihren Glauben mit ihrer Wohnung." Und indem er sich vor dem Bruder verneigte, behandelte er ihn mit außerordentlicher Ehrfurcht.

Nun ging es weiter, zunächst nach Turfan, einem alten Zentrum buddhistischen Lebens, von dort nach Camul. Hier blieb die Karawane einen Monat, um neue Kräfte zu gewinnen. Als sie wiederum aufbrachen, erreichten sie nach neun Tagen die Grenze Chinas. Der Bericht sagt: Die Karawane langte an der berühmten nördlichen Mauer Chinas an und wurde in Kia-yu-koan festgehalten, bis die Erlaubnis zur Weiterreise nach Sutchou eintraf. Als nach 25 Tagen des Wartens endlich die Erlaubnis gegeben wurde, machten sie sich sofort auf den Weg und erreichten schon am nächsten Tage Sutchou.

Sutchou sollte für Goes die Endstation seiner mühsamen Fahrt werden. Nach drei Jahren hatte er glücklich den Boden des Reiches betreten, das er unter so vielen Entbehrungen gesucht hatte. „Gottes Vorsehung", so erzählt der Bericht der Patres von Peking, „hatte über unsern Bruder sichtlich gewacht." Goes näherte sich dem Ende einer immensen Reise und besaß noch reiche Hilfsmittel, um quer durch China nach Peking zu gelangen. Er hatte 13 Lasttiere bei sich, 5 Treiber, 2 Diener und einen Schatz an Jade, der einen Wert von 2500 Goldstücken darstellte. Sowohl Bruder Benedikt wie sein treuer armenischer Begleiter erfreuten sich der besten Gesundheit. Nun aber sollte für Goes die Prüfung beginnen. Chinesische Schikane hielt ihn, obschon er so nahe dem Ziele, so sicher des Erfolges war, in Sutchou fest, und die intriganten sarazenischen Handelsleute, für welche Sutchou ein Hauptstapelplatz ist, taten das Ihrige, um den angesehenen christlichen „Kaufmann" den chinesischen Behörden zu verdächtigen. Es glückte Goes trotzdem, zwei Briefe an die Patres in Peking zu senden. Er setzte darin das Ziel seiner Reise auseinander und bat Ricci, ihm doch zu helfen, seiner Gefangenschaft in Sutchou zu entrinnen und wiederum in die Gemeinschaft der Mitbrüder gelangen zu können. Von Peking aus wünsche er auf dem Seewege nach Indien zurückzukehren.

Die junge Niederlassung in Peking war schon lange vorher von Indien aus über die Reise Benedikts nach Cathay unterrichtet worden. Jahr für Jahr hatten sie vergebens die Ankunft erwartet. So oft eine Karawane

aus Mittelasien eintraf, hatten die Patres bei den Kaufleuten nach Goes sich erkundigt; aber alle Nachforschungen waren fruchtlos gewesen. Um so größer war die Freude, als die Briefe eintrafen; es war schon spät im November 1606. Bereits zehn Monate wurde Goes in Sutchou festgehalten. Man beeilte sich also, dem Mitbruder behilflich zu sein. Zuerst dachte man daran, einen der Patres selbst zu entsenden. Bei näherem Betracht jedoch hielt man es für ratsamer, statt eines Paters, dessen Anwesenheit Aufsehen erregen könnte, einen Portugiesen, der sich den Patres in Peking angeschlossen hatte, mit der Aufgabe zu betrauen. Sein Name war Juan Fernandez. Es war ein junger Mann, aber von erprobter Klugheit und Zuverlässigkeit. Ihn begleitete ein neubekehrter Chinese. Seine Instruktionen gingen dahin, Goes, wenn nur immer möglich, von der Grenze nach der Hauptstadt zu bringen. Sollte sich dem aber ein unübersteigliches Hindernis entgegenstellen, so möge er es die Patres wissen lassen. Durch ihre Freunde am Hofe hofften sie alsdann Mittel und Wege zu finden, um Goes zu befreien. Auf jeden Fall aber dürfe Fernandez den Bruder nicht im Stiche lassen.

Obschon es mitten im Winter war, so verlor die Mission in Peking keinen Augenblick, um den Mitbruder zu retten. Der junge Portugiese brach trotz der bittersten Kälte auf. P. Ricci schrieb an Goes und gab ihm Winke für die Reise nach Peking, zwei andere Patres fügten Briefe bei, in denen sie dem Bruder alles Wünschenswerte über die neue Mission in China, über ihren Fortgang, ihre Aussichten mitteilten.

Mittlerweile hatte Goes harte Monate durchgemacht. Von den zahlreichen Mohammedanern, die hier dauernd verweilten, hatte er viele Belästigungen erfahren. Um sich und seine Reisegefährten zu beköstigen, war er genötigt gewesen, den besten Teil seines kostbaren Steines tief unter dem Werte zu verkaufen. Und nun mußte er noch gegenüber andern Mitgliedern der Karawane Gastfreundschaft üben, er, der selbst ein Gefangener war. Aber klug und vorausblickend hatte er von vornherein einen Teil seines Jade-Schatzes in der Erde verborgen, um den Erlös für die Reise nach Peking zu reservieren. Mit dem Reste suchte er seine Begleitung ein ganzes Jahr zu unterhalten. Fernandez hatte seine Reise mit unbeugsamen Mute beschleunigt. In Singanfu war er zwar um die Hälfte seiner Vorräte bestohlen worden; trotzdem setzte er die Reise nach Sutchou fort, das er Ende März erreichte.

Unsern guten Bruder hatten indessen die Sorgen und Entbehrungen eines ganzen Jahres auf das Krankenlager geworfen. Die Krankheit nahm zusehends einen tödlichen Charakter an. Nun erzählt der Reisebericht: „In der Nacht vor der Ankunft des Fernandez träumte es Goes, daß am nächsten Tage ein Mitgied der Gesellschaft aus Peking eintreffen werde. Am Morgen

Bild 187. Peking. Aſtronomiſche Inſtrumente der Jeſuiten-Sternwarte. (S. 252.)

Bild 188. Peking. Aſtronomiſche Inſtrumente der Jeſuiten-Sternwarte. (S. 252.)

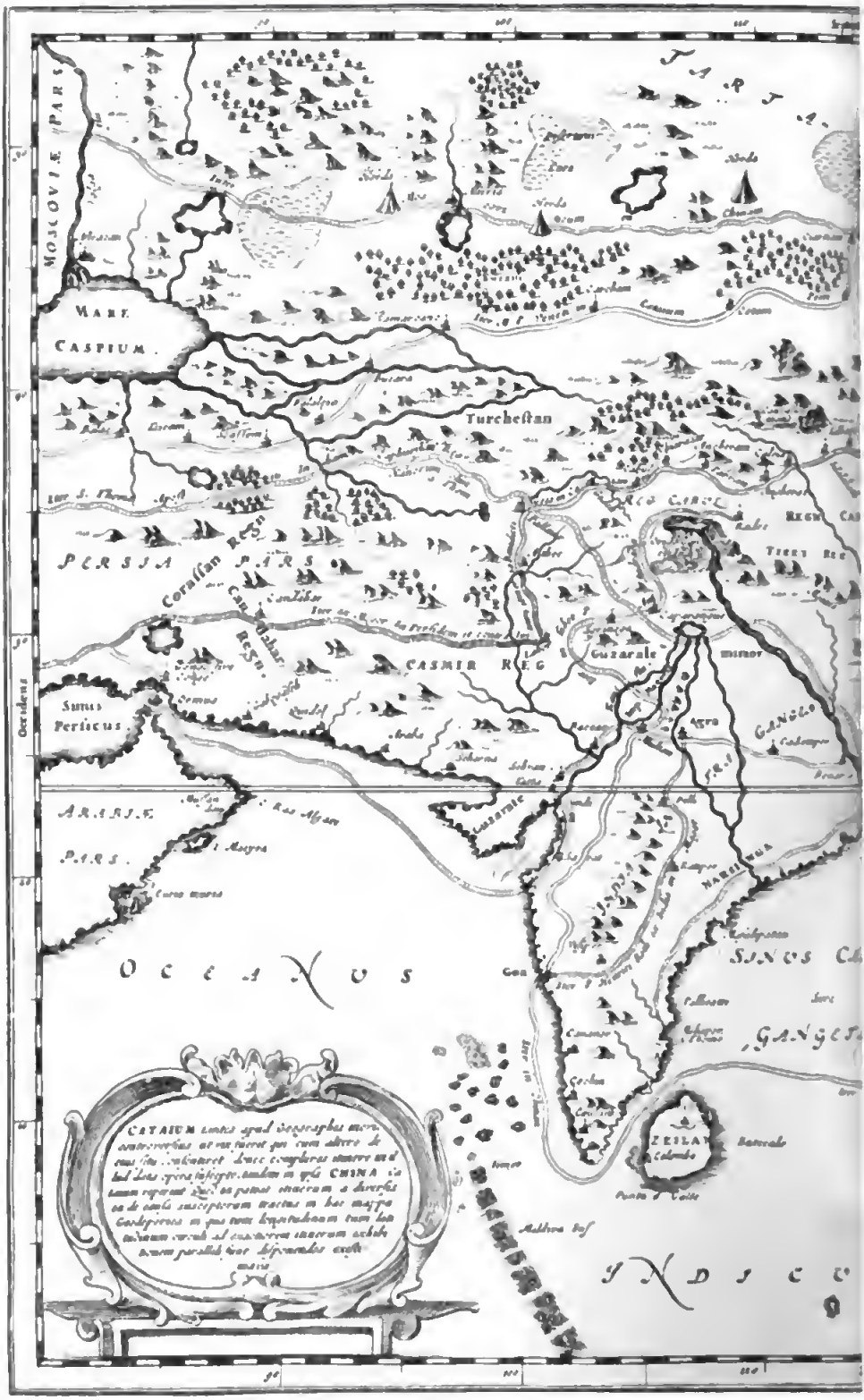



Bild 189. Karte von Indien und China mit Angabe der Reisewege des Br. Benedikt Goës von Lahor na
nach China im 17. Jahrhundert. Aus K

…m. der PP. Grueber und Dorville von Peking nach Agra und der großen Reisewege der Missionäre durch Indien
…China Illustrata; Amsterdam 1667. (S. 235.)

Bild 190. Tschaipur. Observatorium. (S. 254 u. 273.)

Bild 191. Tschaipur. Observatorium. (S. 254 u. 273.)

berief er seinen treuen Armenier und befahl ihm, nach dem Basar zu gehen und kleine Einkäufe zu machen, um sie unter die Armen zu verteilen. Zur gleichen Zeit bat er inbrünstig Gott, daß doch die Hoffnung, die der Traum geweckt, nicht enttäuscht werde. Als der Armenier auf den Basar kam, berichtete man ihm, daß ein Fremder aus Peking eingetroffen sei, und wies auf Fernandez hin, der sich ihm näherte. Sofort nahm der Armenier den Ankömmling zu sich und führte ihn zu Benedikt. Beim Betreten des Raumes, wo der Bruder daniederlag, grüßte er ihn in portugiesischer Sprache und überreichte ihm die Briefe. Der arme Todkranke richtete sich auf, hob die Briefe ehrfurchtsvoll in die Höhe, und dann rief er unter einem Strome von Tränen der Freude: Nunc dimittis. Er hatte das Empfinden, daß seine Aufgabe vollendet, seine Pilgerschaft dem Ende nahe war. Dann las er die Briefe und drückte sie Tag und Nacht an sein Herz. Fernandez tat sein Bestes, um Benedikt zu pflegen und ihm neue Kräfte zu geben; aber diese Kräfte waren erschöpft. Elf Tage nach der Ankunft von Fernandez hauchte Benedikt seine edle Seele aus."

Sofort nach dem Tode bemächtigten sich die Mohammedaner des Tagebuches, das Goes während seiner ganzen Reise mit großer Genauigkeit nach dem Zeugnis des Armeniers geführt hatte. Vorher hatten sie den treuen Armenier gefesselt, um zu verhüten, daß er die Hinterlassenschaft des Bruders in Sicherheit bringe. Mit dem Tagebuch, das die Guthaben des Bruders an verschiedene Kaufleute enthielt, wollten die Mitglieder der Karawane sich nach altem Brauch auch des übrigen Eigentums bemächtigen. Aber der Klugheit von Fernandez gelang es, den chinesischen Oberrichter zu einem für ihn günstigen Urteilsspruch zu bewegen. Aus dem Erlös des von Benedikt verborgenen Jade-Schatzes wurden die Mittel für die Reise nach Peking gewonnen. Fernandez und Isaak erreichten glücklich die Hauptstadt. So traurig die Kunde war, die sie über Goes' Tod mitbrachten, so wurde der Schmerz Riccis wie seiner Mitbrüder doch gemildert durch die trostvollen Mitteilungen über Goes' erfolgreiche Wanderungen durch Mittelasien. Fernandez brachte als letzte Erinnerung an Goes das Kreuz mit, das ihn auf allen seinen Wanderungen durch die mohammedanische Welt begleitet hatte: es war ein Bild des Gekreuzigten auf Goldgrund; ferner die Schutzbriefe der Könige von Kaschgar, Khotan und Cialis, ebenso das Beglaubigungsschreiben von Hieronymo Xavier. Alles wurde als kostbares Andenken an die denkwürdige Reise dem Archive des Hauses von Peking einverleibt.

Im schönsten Licht erscheint der große, edle Charakter des schlichten Laienbruders. Dieser Mann besaß in der Tat alle Eigenschaften eines großen Entdeckungsreisenden: Klugheit und Umsicht, Kühnheit und Furchtlosigkeit, Entschlossenheit und Beharrlichkeit. Dabei war er wiederum so behutsam und schweigsam, so gefügig und zurückhaltend, daß ihn auch das heißeste

Verlangen, so schnell wie möglich das Ziel zu erreichen, niemals zu einem unüberlegten voreiligen Schritte drängte.

Das große Unternehmen von Goes blieb zwar ohne unmittelbaren Einfluß auf die Gestaltung des mittelasiatischen Missionsfeldes. Nachdem in China das alte, sagenumwobene Cathay wiederentdeckt, war auch die frohe Gewißheit gegeben, daß dieses Cathay, das einst so freudige Hoffnungen wachgerufen, als die großen Söhne des hl. Franziskus nach Cambaluc zogen, nunmehr als China sich wiederum dem Christentum eröffnet und unter dem Namen Peking der Mission ein neues Zentrum gegeben hatte. Die drei großen asiatischen Kaiserreiche waren in ihrem Mittelpunkt ebenso viele Herde des christlichen Lebens geworden: Agra in Indien, Peking in China, Mijako in Japan. Von hier sollte das Licht des Evangeliums über die gesamte ostasiatische Kulturwelt sich ergießen. Gegenüber der großartigen Aufgabe, die diese drei großen Zonen des Kulturlebens der apostolischen Arbeit boten, trat die mittelasiatische Zone, welche Goes durchzogen hatte, um nach China zu gelangen, zunächst zurück. Das Gebiet über den Indus hinaus, das durch Kabul nach Samarkand, über den Pamir nach Kaschgar und durch die hochasiatischen Steppen bis an die große Mauer führt, blieb vorderhand unbebaut. Um so entschlossener hielt man an der einmal gewonnenen Basis im Mittelpunkte des Mogulreiches fest. Akbar starb in demselben Jahre, in dem Goes an der Grenze Chinas anlangend das verlorene Cathay wiederum entdeckte. Der hochsinnige kaiserliche Schutzherr der Mission, war der freigebige Unterstützer des Riesenunternehmens gewesen, und so verwebt sich die Erinnerung an die Entdeckungsreise des Bruders mit dieser glänzenden Herrschergestalt. Während der Ruhm des apostolischen Heldenmutes die Anfänge der Mission von Agra verklärt, fällt ein Schimmer des Glanzes auf die letzten Lebensjahre des Kaisers, dessen hochherziger Sinn einem Unternehmen die Wege eröffnet hatte, das die Brücke zwischen dem indischen und chinesischen Missionsfeld über die Gebirgspässe und durch die Steppen Zentralasiens herstellte.

Die Mission mußte alle Wandlungen durchmachen, die über das Kaisertum der Mogul hereinbrachen. Aber mit unbeugsamem Gottvertrauen und heldenmütiger Hingebung wurde an der Kirche von Agra festgehalten. Sie blieb immer der Mittelpunkt eines arbeitsvollen apostolischen Schaffens. Wie man einst zur Begründung der Mission den in jeder Beziehung hervorragenden Hieronymo Xavier nach Agra entsandt, so schickte man auch in der Folge immer tüchtige Kräfte dorthin. Die Missionäre erweiterten von Agra aus den Kreis ihrer Wirksamkeit gegen Norden nach dem Pandschab, gegen Westen nach Radschputana, gegen Osten nach Benares, gegen Süden nach Gwalior hin. Ein großer Teil dieser opferwilligen Männer ruht in Agra innerhalb der Padritola, und so ist diese Friedhofstätte in ihren

ſchlichten Grabmälern ein Denkmal des chriſtlichen Heroismus jenes Zeitalters geworden, das Agra mit den herrlichen Grabpaläſten umgab. In den Männern, die den erſten Begründern folgten, lebte der heldenmütige Geiſt eines Benedikt Goes fort: eine Begeiſterung, die vor keinen Mühen und Gefahren zurückſchreckte, eine Ausdauer, die unter keinem Sturme wankend gemacht werden konnte, eine Umſicht, die ſelbſt unter den ungünſtigſten Verhältniſſen keinen Augenblick das große Ziel aus dem Auge verlor, das den erſten Männern vorſchwebte, welche die Reihe der Gräber eröffneten.

Von dem Unternehmungsgeiſt, der die Miſſion von Agra ſeit Goes beſeelte, legen die zahlreichen Expeditionen, die nach Tibet unternommen wurden, ein glänzendes Zeugnis ab. Auch bei dieſen gefahrvollen Reiſen wirkt noch ein bißchen die Vorſtellung fort, daß Tibet ein Stück des myſteriöſen Landes Cathay iſt, in dem ſich viele Chriſten des Prieſters Johannes befinden. Im Jahre 1625 ſandte Antonio d'Andrade von Agra aus nach Europa ſeinen Bericht „Über die Entdeckung des großen Cathay und des Königreichs Tibet". Innerhalb 26 Jahren wurden nicht weniger als 23 Miſſionäre nach Tibet geſchickt. Eine Anzahl auch dieſer mutigen Forſcher liegt in Agra beſtattet. Beſondere Beachtung erweckt das Grab des P. Dorville, eines Belgiers. Er gehörte der Miſſion von Peking an. Als Begleiter des um die chineſiſche Miſſion hochverdienten P. Johannes Grueber hatte er im Jahre 1660 die Reiſe nach Europa in wichtigen Miſſionsangelegenheiten angetreten. Die Anregung zu dem Plane, durch China, die Tatarei, Tibet, Nordindien, Kleinaſien den Weg nach Europa zu nehmen, war von P. Adam Schall in Peking ausgegangen. Portugal beanſpruchte nicht bloß das Recht, die Auswahl der Miſſionäre näher zu beſtimmen, es wollte ihnen auch die Reiſeroute vorſchreiben. Von Rom hatte es ſich das Privileg erworben, daß alle Miſſionäre, die für Oſtaſien beſtimmt waren, ihren Weg ausſchließlich über Liſſabon nähmen. Das Privileg wurde zwar bald wieder zurückgezogen; aber Portugal beharrte auf ſeinem „Vorrecht". Darum war man ſpäter in Liſſabon von der großen, glücklich durchgeführten Reiſe des P. Grueber ſehr wenig erbaut.

In drei Monaten erreichten die beiden Wanderer Grueber und Dorville Lhaſa. Es gelang P. Grueber dank ſeinem aſtronomiſchen Wiſſen, die geographiſche Lage in Bezug auf Länge und Breite mit bemerkenswerter Genauigkeit zu beſtimmen. Nach einem nur einmonatigen Aufenthalt in Lhaſa traten ſie die Weiterreiſe nach Katmandu, der Hauptſtadt von Nepal, an. Wie in Lhaſa, ſo machten ſie auch hier kurze Raſt und ſetzten dann den Marſch nach Agra fort, wo ſie Ende Januar 1661 ankamen. Die Reiſe von China nach Indien durch die unwegſamen unbekannten Gebirge und Täler Tibets, über Nepal nach der Mogulſtadt war ein Meiſterſtück, des großen Vorgängers würdig, der gerade 60 Jahre früher von Agra aus

in umgekehrter Richtung den Weg durch Mittelasien nach Peking gesucht hatte. Die Mission der Kaiserstadt Chinas erwiderte sozusagen den Besuch, den die Mission der Kaiserstadt Indiens ihr in der Person des unerschrockenen Laienbruders Goes abstatten wollte. Man bewundert den kühnen, unternehmenden Sinn dieser von der Größe ihres apostolischen Berufes ganz erfüllten Männer. In Agra brach Dorville vor Erschöpfung zusammen; er starb am 2. April 1662. Der chinesische Missionär fand seine Ruhestätte unter seinen indischen Mitbrüdern. Grueber aber trat mit P. Roth, dem Obern von Agra, die Weiterreise nach Europa und zwar nach Rom an, dieser als Vertreter des chinesischen, jener als Vertreter des indischen Apostolates. Fünf Jahre später, am 6. April 1667, wurde Roth neben Dorville zur Ruhe gebettet.

Unter den Missionären, die in Agra ruhen, haben sich nicht wenige noch auf einem andern Gebiete ausgezeichnet. Es sind jene bewundernswerten Männer, die in einer Zeit, wo Indiens Kultur noch wenig erforscht war, das Wissen der abendländischen Welt mit den wertvollsten Kenntnissen über Indien bereicherten. Völker- und Länder-, Religions- und Sprachkunde zogen gleichmäßig bedeutenden Vorteil aus den Arbeiten, zu denen sie inmitten eines von Mühen und Entbehrungen erfüllten Wirkens noch die Zeit fanden. Alles stellten sie in den Dienst des großen Gedankens, der sie beseelte. Die Verwirklichung des Reiches Gottes rief *alle* Kräfte wach.

Als ich vor Jahren auf diesen Zweig der Missionstätigkeit aufmerksam wurde, war ich überrascht, hier auf einen noch kaum gehobenen Schatz linguistischen und geographischen Wissens zu stoßen. Je tiefer ich mich in das Labyrinth der Pfade verlor, welche durch Asien wie durch Amerika, durch Indien wie durch China, durch den Philippinischen Archipel im äußersten Osten und durch die Urwälder am Marañon oder Orinoko im äußersten Westen den Glaubensboten führten, mit um so größerer Bewunderung erfüllte mich in diesem weltumspannenden Apostolat all das Große und Herrliche, was die Missionäre zur Bereicherung unseres geographischen und linguistischen Wissens geleistet hatten. Ich habe damals meine Ergebnisse in einer kleinen Schrift „zur Charakteristik der katholischen Missionstätigkeit zwischen 1500 und 1800" unter dem Titel „Die Sprachkunde und die Missionen" niedergelegt. Ich ahnte nicht, daß es mir vergönnt sein werde, dereinst im fernen Indien und China am Grabe der Männer niederknien zu dürfen, deren schlichte und doch so bedeutsame wissenschaftliche Leistungen die Wirksamkeit der katholischen Mission in einem neuen Licht erscheinen lassen. Ein Schauspiel ganz eigener Art gewährt es, wie diese Männer mit der Glut einer heiligen Begeisterung sich an die Bewältigung der schwierigsten Idiome heranwagten. In dem Reichtum der Sprachen, welche sie zum Gegenstand eines mühsamen Studiums machen, entrollt sich ein großartiges Bild des Katholi-

zismus. Während im Abendlande Nationen von der großen Mutterkirche abfallen, um ſich zu Sonderbekenntniſſen zu formieren, breitet die alte Kirche mit einer nie dageweſenen Macht ſich in den neuentdeckten Gebieten aus, und in bisher ganz unbekannten Sprachen ertönt binnen wenigen Jahrzehnten das Lob des Erlöſers. Sprachen, deren Laute noch nie der Schrift anvertraut worden, Dialekte, wild und verwachſen, einem Urwald vergleichbar, in dem noch nie die Axt des wegebahnenden Pioniers erklungen, entfalten nach wenigen Jahrzehnten bereits eine chriſtliche Literatur. In wie vielen Fällen hat es nicht der Linguiſt dem raſtloſen Eifer eines unbekannten Glaubensboten zu danken, daß ihm das Spezimen einer eigentümlichen Sprachentwicklung erhalten wurde. „Die Pioniere unſerer Wiſſenſchaft", ſo ſagt einmal M. Müller, „ſind gerade jene Apoſtel, an die einſt der Befehl erging: ‚Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker.'" Wer erinnerte ſich hier nicht an die großen Männer des chriſtlich-germaniſchen Altertums, an die erſten Zeugen und Bildner unſerer heimatlichen Sprache, an Ulfilas, einen Dichter des Heliand, einen Otfrid, an die Notker, unter deren ſorgſamer Pflege ſich das Germaniſche zur Sprache eines chriſtlichen Geſchlechtes entfaltete. Nun, was die Arbeiten dieſer Männer für die Erforſchung deutſcher Rede und deutſchen Sprachlebens geworden, das haben die Miſſionäre des 17. und 18. Jahrhunderts für weite, bisher unbekannte Sprachgebiete geleiſtet. Tauſend Jahre, nachdem die erſten germaniſchen Völker ſich dem Chriſtentum unterworfen, erneuert ſich im fernſten Weſten und Oſten das herrliche Bild, das uns an der Schwelle der chriſtlich-germaniſchen Kultur entgegentritt. Es iſt die Frucht desſelben Geiſtes, der das Wunder des Pfingſtfeſtes wirkte; die apoſtoliſche Begeiſterung iſt an demſelben Born, in derſelben Kirche geſchöpft, welche heute wie ehedem ihre Glaubensboten in alle Welt ſendet.

Von ganz beſonderer Bedeutung wurde dieſe wiſſenſchaftliche Tätigkeit der Miſſionäre im Kreiſe der großen Kulturvölker des Oſtens, in China und in Indien. In der methodiſchen wiſſenſchaftlichen Tätigkeit findet Richthofen einen Hauptfaktor, welcher der Wirkſamkeit der Jeſuiten ihre glänzenden Erfolge gegeben hat. Der große Geograph denkt dabei zunächſt an China. „Seit langer Zeit waren nur die hervorragendſten Mitglieder des Ordens in Europa für die Miſſion in China ausgewählt worden, und es wurde bei denen, die hinausgeſchickt wurden, ganz beſonders auf eine bedeutende wiſſenſchaftliche Vorbildung geſehen." Was hier der berühmte Reiſende von China ſagt, das gilt nicht weniger von Indien.

Der Beſuch von Agra hatte mich an die Schwelle der zentralindiſchen und zentrataſiatiſchen Miſſionstätigkeit und damit zugleich an die Schwelle jenes Wirkens geführt, aus dem der Erforſchung von Land und Leuten

Indiens ein so großer Nutzen erwachsen sollte. In Agra beginnt die wissenschaftliche Arbeit mit der großen geographischen Tat des Benedikt Goes; sie setzt sich durch alle Wechselfälle der Mission fort und endet erst mit dem letzten Jesuiten, der auf dem Boden der Padritola zur ewigen Ruhe bestattet wurde. Es war ein deutscher Jesuit, mit dem diese ruhmwürdige wissenschaftliche Tätigkeit der Mitbrüder des großen Apostels von Indien zu Grabe getragen wurde. Joseph Tieffentaller beschloß die Reihe jener edeln Söhne der deutschen Heimat, die auf indischem Boden so Ausgezeichnetes für die Wissenschaft geleistet haben.

Unter den Grabinschriften der Denkmäler von Agra erregte diejenige des P. Heinrich Roth aus Dillingen vor allem meine Aufmerksamkeit. Ich stand am Grabe des ersten europäischen Sanskritforschers (geb. 1620, gest. 1667). Dieser deutsche Missionär ist eine Zierde der Mission von Agra. Im Jahre 1650 hatte er Ingolstadt in Begleitung des P. Franz Storer verlassen, um nach Indien zu fahren und von dort aus in Äthiopien einzudringen. Die beiden Missionäre erreichten auf dem Landweg über Ispahän Indien. Während P. Storer von Goa aus den Weg nach Äthiopien fand, wo er im Jahre 1662 starb, wurde Roth zunächst in Goa festgehalten; aber bereits 1654 sandten ihn die Oberen nach Agra, wo er die Leitung des Kollegs übernahm. Hier begann Roth das Studium der altindischen Sprache und Literatur und erwarb sich binnen kurzer Zeit eine außerordentliche Vertrautheit mit der heiligen Sprache, dem Sanskrit. Als er sich im Jahre 1662 im Auftrage der Mission nach Rom begab, nahm er seine indischen Sammlungen mit und übergab sie dem P. Kircher zur Veröffentlichung. Von Rom aus schrieb Roth an einen Mitbruder in Deutschland: „In dem Reiche Mogol seynd nicht gar zu viel Mahometaner, sondern unendlich viel Heyden, welche ab dem Alcoran ein nicht geringeres Abscheuen haben als wir Christen. Dern Brachmännern gibt es eine große Menge. Nachdem ich dererselben Schul- und Kirchensprach (so sie die Heilige oder Sanskretanische heißen) erlernet, fienge ich nach meiner Wenigkeit an, mit ihnen nicht ohne Frucht zu disputiren." Die Frucht dieser Sanskritstudien war eine Sanskritgrammatik, die wenige Jahre später gelegentlich einer Beschreibung des im Römischen Kolleg von Athanasius Kircher begründeten und nach ihm benannten ältesten Museums der Völkerkunde von einem holländischen Gelehrten als ein exactissimum opus totius grammaticae brahmanicae beschrieben wird.

So fällt dem deutschen Jesuiten das Verdienst zu, als erster die europäische Wissenschaft mit einem genauen Bilde der Sanskritsprache und -schrift vertraut gemacht zu haben. Es ist dies noch vor einigen Jahren von Professor Zachariä in der Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes ehrend hervorgehoben worden. Aber nicht bloß in der Kenntnis der Sprache, sondern

auch in der Kenntnis der Religion und Philoſophie Indiens zeichnete ſich Roth aus. Der Franzoſe Bernier, der um jene Zeit am Hofe von Agra lebte, hebt mit beſonderem Nachdrucke hervor, wie ſehr er dem Obern des Jeſuitenkollegs von Agra für alle Nachrichten über die Religion und Philoſophie der Inder verpflichtet ſei, die er ſeinem Reiſebericht eingefügt habe.

Zum Grabe dieſes erſten Sanskritiſten zog es mich darum beſonders hin. Je glänzender ſich die Erforſchung der altindiſchen Sprache und Literatur während des letzten Jahrhunderts entwickelt hat, je großartiger der Anteil iſt, den die deutſche Wiſſenſchaft an den Ergebniſſen der indiſchen Forſchung genommen hat, um ſo mehr ziemt es ſich, des faſt vergeſſenen deutſchen Miſſionärs zu gedenken, der einſam am Ufer der Jamuna ſchlummert. Bereits 150 Jahre früher war er in das Geheimnis der heiligen Sprache und Schrift der Brahmanen eingedrungen, bevor man in Wien und Berlin, in Paris und London ahnte, welche Schätze wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe an den Ufern des Ganges und der Jamuna gehoben werden könnten.

Aber Roth iſt nicht der einzige deutſche Miſſionär, deſſen Grab die Padritola von Agra ſchmückt. An ſeiner Seite haben andere Söhne Deutſchlands im 18. Jahrhundert ihre letzte Ruheſtätte gefunden. Da finden wir den P. Franz Borgia Koch aus Klagenfurt (geſt. 8. Oktober 1711), die Patres Anton Gabelsberger (geſt. 9. März 1741) und Andreas Strobel (geſt. 30. März 1771). Die letzten deutſchen Jeſuiten, die im Schatten des Heiligtums von Agra begraben wurden, waren P. Joſeph Tieffentaller (geſt. 5. Juli 1785) und P. Franz Xaver Wendell (geſt. 29. März 1803). Nur die Unterdrückung der Geſellſchaft Jeſu im Jahre 1773 konnte in der Kaiſerſtadt Indiens wie in der Kaiſerſtadt Peking die ruhmreiche Reihe der edeln Männer ſchließen, die einſt der Heimat entſagt, um in Indien und China, an den Ufern des Ganges und des Hoangho, der Jamuna und des Jangtſekiang für die erhabene Aufgabe der Ausbreitung des Evangeliums die ganze Kraft ihrer großen Fähigkeiten einzuſetzen. Mit der Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu — und nur mit ihr — erliſcht dieſes Schaffen. Aber gerade im Erlöſchen leuchtet noch einmal der ganze Ruhm der vorausgehenden Geſchlechter auf. Der letzte Pionier der Wiſſenſchaft auf indiſchem Boden war ein Sohn Tirols, Joſeph Tieffentaller. Es traf ſich, daß in dem Augenblicke, wo Indien in eine neue Phaſe der Erforſchung ſeines immenſen Kulturgebietes eintrat, ein Glaubensbote durch ſeine ausgezeichneten Verdienſte um das geographiſche Wiſſen von Indien eine Epoche abſchließt, die in Agra durch die glänzende geographiſche Tat eines Laienbruders der Geſellſchaft Jeſu zwei Jahrhunderte früher war eröffnet worden.

Die großen Reiſen, welche Tieffentaller in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Indien unternahm, die Streifzüge durch das Gangestal, durch Radſchputana und Bundelkhand, durch Gudſcherat und das Fünf-

strömeland gehören zu den bedeutendsten indischen Fahrten der älteren Zeit. Der Missionär unternahm diese Wanderungen mit dem Blicke des echten Forschers, mit einem offenen Auge für die Eigenart von Land und Leuten. Wertvoll sind seine geographischen Beobachtungen. Er kam in Gegenden, die vor ihm kein Europäer betreten, erkundete Gebiete, die bis dahin in Dunkel gehüllt gewesen. Tieffentaller war im besten Sinne des Wortes ein Pionier der geographischen Wissenschaft von Indien. Auf den Pfaden dieses vergessenen deutschen Glaubensboten und Geographen konnte 150 Jahre später ein anderer deutscher Mitbruder dieselben Wanderungen durch Indien unternehmen. Aber er brauchte nicht mehr wie jener auf Bäumen zu schlafen, um während der Nacht vor Tigern geschützt zu sein, war nicht mehr genötigt, abwechselnd zu Fuß oder in einem elenden Hindugefährt zu reisen. Mit tiefer Rührung kniete ich am Grabe des edeln, selbstlosen deutschen Mitbruders nieder, der im Schatten jenes Kirchleins ruht, das in die Tage des Begründers der Mission von Agra, Hieronymo Xavier, zurückreicht. An dieser Stelle hatte sich Benedikt Goes von seinem Obern den Segen erbeten, als er seine gefahrvolle Reise nach dem Lande Cathay antrat. Der Mann, der hier ruhte, war seines großen Vorgängers als Glaubensbote und als Pionier der Wissenschaft nicht unwürdig. Neben ihm hat sein Mitbruder Franz Xaver Wendell, der ihn 18 Jahre überlebte, seine letzte Ruhestätte gefunden. Der Name dieses Missionärs ist eng verflochten mit dem eines andern deutschen Landsmannes, der auf dem Kirchhofe von Padritola ein Ruheplätzchen fand.

Lenkt man seine Schritte durch das Haupttor zu den Gräbern, so wird der Blick sofort auf eine Grabkapelle von schlichter und doch eindrucksvoller Schönheit fallen. Es ist ein oktogonaler Kuppelbau. Das Innere schmückt nur ein einziges Grabmal in Gestalt eines aus Marmor gehauenen Sarkophages. Je anspruchsloser aber der Grabschmuck ist, um so seltsamer wird den deutschen Besucher die Grabinschrift ansprechen. Einem echt deutschen Namen gilt die Widmung: Hier liegt begraben Walter Rainhard, gestorben am 4. Mai 1778.

Wer war dieser Walter Rainhard? Darüber gibt uns ein deutscher Missionär, P. Severin Noti S. J. in Bombay, einen ebenso fesselnden als lehrreichen Aufschluß in einer kleinen Schrift unter dem Titel: „Das Fürstentum Sardhana, Geschichte eines deutschen Abenteurers und einer indischen Herrscherin“ (1906). Es ist der von den Engländern im Kampf um die Oberherrschaft in Indien so sehr gefürchtete deutsche Kriegsmann Walter Rainhard, aller Wahrscheinlichkeit nach aus Fels bei Luxemburg gebürtig. Wie ein Roman liest sich das Leben des merkwürdigen Mannes: Deutscher Handwerksbursche, indischer Abenteurer, Mogulgeneral, kaiserlicher Statthalter von Agra, Fürst von Sardhana: in diesen Etappen zieht ein

Lebenslauf an uns vorüber, der in den Anfängen die ganze Wildheit und Ungebundenheit eines jener vielen Abenteurer zeigt, die im 18. Jahrhundert aus aller Herren Länder in Indien bald unter englischer, bald unter französischer Flagge, bald im Dienste des Sindhia, bald in dem des Großmogul sich zusammenfanden, der dann aber zur Höhe eines fürstlichen Glückes emporsteigt, um zuletzt vom milden Schimmer jenes Glaubens wiederum verklärt zu werden, dem der Sohn eines treu katholischen Volkes trotz vieler Irrungen und Irrfahrten niemals untreu geworden. Von niedriger Herkunft, hatte er sich den Weg zu einem Fürstentum im Herzen des Mogulreiches gebahnt, und als er in der Blüte der Manneskraft starb, verstand es seine junge, vom Mohammedanismus zum katholischen Glauben übergetretene Gemahlin, das als Lehen überwiesene Fürstentum durch volle 58 Jahre als Herrscherin und Heerführerin mit bewundernswerter Umsicht und Tatkraft so glücklich zu verwalten, daß Sardhana zugleich der Mittelpunkt eines emporblühenden christlichen Lebens wurde.

Die Art, wie sich mit dem Schicksal des hochbegabten seltsamen Mannes das Leben jener merkwürdigen Frau verwob, die als Begum Sumru (Fürstin Sumru) sich den Ruhm einer ausgezeichneten Herrscherin durch ganz Hindustan erwarb, steht wohl einzig in der Geschichte Indiens da. Mochte sie auch die Tochter eines mohammedanischen Edelmannes am Kaiserhofe von Dehli sein, so brachte sie doch dem Manne, der sie auf der Höhe seines eigenen Glückes zur Frau erkor, weder Ruhm noch Reichtum von Dehli nach Agra mit. Alles, was sie wurde, das verdankte sie dem deutschen Abenteurer, der unter seinem Kriegsnamen Sumru Fürst von Sardhana geworden war. Aber in den wenigen Jahren, während deren es ihr vergönnt war, an der Seite des Fürsten von Sardhana das Herrscherglück zu genießen, zeigte sie sich dieser Stellung durch ihren Geist und ihre Tatkraft so gewachsen, daß sie nach dem frühzeitigen Tod ihres Mannes mit dessen Fürstentum belehnt wurde. Pietätvoll bewahrte sie den Namen des Mannes, dem sie ihr Glück verdankte. Und als „Fürstin Sumru" verstand sie es, das schöne Besitztum, das Walter Rainhard am Ufer des heiligen Stromes Dschamna nur eben erst begründet hatte, durch eine mustergültige Verwaltung innerlich zu befestigen und nach außen hin stark zu machen. Daß das Land nach den vielen Jahren des Krieges, der Zwistigkeiten und Empörungen endlich die Segnungen eines dauernden Friedens genießen konnte, das verdankte es der Umsicht und Tatkraft dieser außerordentlichen Frau. Und nichts spricht wohl deutlicher für ihre seltene Begabung als die Tatsache, daß sie, die Tochter eines mohammedanischen Edelmannes, die zum christlichen Glauben, zur katholischen Religion übergetreten war, sich trotz der wahrhaft fürstlichen Förderung des christlichen Glaubens die Verehrung und das Vertrauen einer fast ausschließlich mohammedanischen Bevölkerung zu sichern wußte. Ihrem

katholischen Glauben war sie mit ganzer Seele zugetan, und die Kathedrale von Sardhana, ein majestätischer Bau im Renaissancestil, sollte die Hingabe einer indischen Fürstin an ihren Glauben machtvoll zum Ausdruck bringen. Als christliche Herrscherin steht diese indische Fürstin einzig da in der religiösen und politischen Geschichte nicht bloß Indiens, sondern Ostasiens überhaupt. Was uns heute fast wie ein unerreichbares Ideal christlicher Kulturarbeit erscheint, nämlich ein aus einheimischem Boden selbst herauswachsendes, in christlicher Gesinnung wurzelndes, vom Kreuze überschattetes Herrschertum über die Völker des Ostens, das verwirklichte an einem der ehrwürdigsten Ströme Indiens diese christliche und fürstliche Frau zur Bewunderung der anglo-indischen Staatsmänner. Wie glücklich sich die hohe staatsmännische Begabung der Fürstin mit dem edeln werktätigen Glaubenssinne der Christin vertrug, dafür legen die Worte, in denen der scheidende Vizekönig von Indien von ihr Abschied nahm, das schönste Zeugnis ab. „Ihr wohlwollendes Gemüt und Ihre allumfassende Nächstenliebe, wodurch Sie den Dank von Tausenden verdient haben, waren für mich stets ein Gegenstand der aufrichtigsten Bewunderung. Meine Wünsche gehen dahin, daß Gott Ihre Fürstliche Hoheit noch lange am Leben erhalte, um der Trost Ihrer Untertanen zu sein." So schrieb Lord Bentinck an die Fürstin am 17. März 1835.

Die schönste Anerkennung ihrer christlichen Gesinnung aber fand die Fürstin Sumru in dem Wohlwollen des Papstes Gregor XVI. Als sie am 27. Januar 1836 im Alter von 85 Jahren starb, wurde ihr in Rom ein feierlicher Leichengottesdienst auf Befehl des Papstes gehalten. Und es war kein Geringerer als der spätere Kardinal Wiseman, der das Lob der indischen Fürstin und christlichen Herrscherin vor einer erlauchten Trauerversammlung verkündete.

Aber ohne jenen Walter Rainhard, der einsam auf dem Padritola in Agra schlummert, hätte es keinen Fürsten Sumru von Sardhana, ohne den Fürsten Sumru keine zum christlichen Glauben übergetretene Fürstin Sumru gegeben.

Das vielbewegte stürmische Wanderleben, das den Mann jener merkwürdigen Frau aus niederer Herkunft zur Höhe eines indischen Fürstenthrones emporführte, war in der Sturmperiode der Abenteuer von Pondichéry bis nach Agra, wie das so vieler seiner Kameraden, keineswegs fleckenlos gewesen. Daß aber im Gegensatze zu den meisten unter ihnen die Abendstunden dieses Wanderlebens wiederum von der Sonne christlichen Lebens erleuchtet wurden, dies verdankt der deutsche Abenteurer der Begegnung mit den beiden Landsleuten Tieffentaller und Wendell. Im Verkehr mit diesen zwei Männern, die in rastloser Arbeit ihrem Missionsberufe oblagen, erwachte und belebte sich wiederum der alte Glaube. Die Rückkehr Walter Rainhards

zu einem christlichen Leben war einer der trostreichsten Erfolge der wackern deutschen Glaubensboten. Rainhard war vom Kaiser in Dehli zum Statthalter von Agra bestellt worden. Dadurch erhielt die Mission in schwerer sturmbewegter Zeit einen warmen Freund und Beschützer. Während die Kämpfe um die Erbschaft der Mogulherrschaft tobten, die ganz Hindustan vom Reiche der Sikhs im Norden bis zu dem der Marathen im Süden aufwühlten, hatte ein anderer von Pombal heraufbeschworener Sturm die indische Mission ihrer tüchtigsten Arbeiter beraubt. Die Gesellschaft Jesu stand am Vorabend ihrer Aufhebung. Die herrlichen Schöpfungen des Eifers so vieler Glaubensboten schienen mit ihr dem Untergange geweiht. Da waren es Tieffentaller und Wendell, welche ihre ganze Kraft einsetzten, um die Mission von Agra vor dem Untergange zu retten. Und die Vorsehung führte ihnen in einem Landsmann einen mächtigen Schutzherrn zu. Von welchem Einfluß der Schutz des „Fürsten Sumru" als Statthalter von Agra war, beweisen die zahlreichen an Wendell ausgestellten kaiserlichen Fermane, welche das erzbischöfliche Archiv von Agra aufbewahrt. Walter Rainhard erweiterte das alte, aus Akbars Zeit stammende Kirchlein zu einem Kreuzbau. Kuppel und Portal des erweiterten Baues mit den Namen Rainhards und Wendells geschmückt, sind bis zur Stunde ein Denkmal des Schutzes geblieben, den der gewaltige Mann der Mission von Agra zuwandte. Daher wird das Andenken der beiden Glaubensboten mit demjenigen ihres Landsmannes und fürstlichen Gönners eng verbunden bleiben in der Geschichte der katholischen Kirche des Gangesgebietes. Und so ruhen denn die drei Landsleute in nächster Nähe auf dem durch Jahrhunderte geweihten Boden der Mission von Agra von ihrer so ungleichartigen Lebensarbeit aus, Tieffentaller und Wendell im Schatten der Kirche, in welcher jener deutsch-indische „Landsknecht" am Abende des Lebens den Frieden wiederfand, Rainhard unter der Kuppel der Grabkapelle, die seine ihn überlebende Gemahlin pietätvoll errichtete.

Das ist die Padritola, die Grabstätte der Padri inmitten der indisch-sarazenischen Grabherrlichkeit. Ich kenne nur einen katholischen Friedhof im fernen Osten, der der Padritola an ehrfurchtgebietender Hoheit unter diesem Gesichtspunkte gleichkommt. Es ist Schalaörh vor dem Westtor der Tatarenstadt, der Friedhof der alten Missionäre von Peking. Als ich mich inmitten der Gräber der Padritola befand, schweifte der Blick von der indischen Kaiserstadt am Ufer der Jamuna nach der chinesischen Kaiserstadt, in deren Schatten die Mitbrüder der Heroen von Agra ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Letztes Jahr hatte ich die Freude, am Grabe der Ricci, Schall und Verbiest zu stehen. In Agra zwar sind die Grabdenkmäler bescheidener als in Peking. In der chinesischen Kaiserstadt waren es die Kaiser selbst, die den um die Wissenschaft verdienten Männern herrliche Grabsteine aufrichteten. In Agra gewahrt das Auge nur eine schlichte Grabplatte mit

einer schmucklosen Inschrift. Aber hier wie dort ist es ein ergreifendes Bild. Und wenn man sich einen Augenblick in die Zeit zurückversetzt, während der in den beiden mächtigsten Kaiserstädten des Ostens anspruchslose Männer, erfüllt von der ganzen Begeisterung für den Glauben, getragen von unerschrockenem Mut, ausgerüstet mit einem vorzüglichen Wissen, den Baum des Kreuzes aufpflanzen, dann erst wird man sich der ganzen weltumspannenden Größe des Apostolates bewußt, das in den beiden Kaiserstädten sich einen Mittelpunkt der Wirksamkeit geschaffen hatte.

Den Besuch der beiden Grabstätten von Agra und Peking rechne ich zu den schönsten Augenblicken meiner Reise. Es war mir gerade so, als würde ich eine Stunde unter den Lebenden verweilen. Dabei wurde aber noch eine andere Erinnerung wach.

Unter den Männern, die hier wie dort sich durch ihre astronomischen Kenntnisse auszeichneten, ragen vor allem die deutschen Glaubensboten hervor. Bilden darum die beiden Friedhöfe Padritola in Agra und Schataörh in Peking ein erhebendes Denkmal apostolischen Eifers, so bleiben sie auch ein ruhmwürdiges Monument des Opfersinnes deutscher Glaubensboten. In einer Zeit, wo Deutschland noch jeder Gedanke der Mitarbeit an der geistigen Wiedergeburt des Ostens fern lag, waren es deutsche Jesuitenmissionäre, die an den mächtigsten Kaiserhöfen des Ostens dem deutschen Namen im edelsten und besten Sinn Ehre machten. Es ist bekannt, in welch hohem Ansehen eine ganze Reihe deutscher Jesuiten bei den Kaisern der Mandschudynastie stand. „Es gedeyet", schreibt P. Stöcklein um die Mitte des 18. Jahrhunderts, „der teutschen Nation zu sonderbahrem Ruhme, daß beide Sinische Kayser Schuntschi und Canchi Tartarischer Herkunft die Präsidenten-Stelle über ihr höchstes Mathematische Hof-Gericht zu Peking schier beständig einem teutschen Jesuiten, nemlich P. Adamo Schall, P. Ferdinando Verbiest, P. Antonio Thoma, P. Kiliano Stumpf und letzlich P. Ignatio Kögler anvertraut haben." Um dieselbe Zeit ladet ein anderer Missionär „zu diesen Arbeiten alle Ehrwürdigen Väter und Brüder meiner liebsten Österreichischen Provinz, überhaupt aber alle von der Teutschen Nation ein, als welche, wie es die Erfahrenheit dieser unserer letzten Zeiten lehret, in diesen gegen Aufgang gelegenen heidnischen Ländern so fleißig und nutzlich gearbeitet und annoch arbeitet, daß ich zweiffle, ob ihr Teutsche dißfalls in euerem eigenen Vatterland so viel gettet, als in gegenwärtigen fremden Landschaften". Nachdem der Schreiber an einzelnen Beispielen gezeigt, „wie auch die heidnische Kayser und König an ihrem ersprießtichen Fleiß ein vergnügtiches Wohlgefallen zu tragen sich belieben lassen", und wie die geistlichen Obern die „Teutschen" der höchsten Vertrauensstellungen für würdig halten, „um einer ganzen Christlichen Welt vor Augen und an den Tag zu legen, was allerhöchstes Belieben sie an denen eifrigen Arbeiten dieser teutschen Apostel trugen", schließt der

Miſſionär: „So werden in dieſen Ländern heut zu Tag die Missionarii von der teutſchen Nation geehret.“ Es iſt rührend zu leſen, wie treuherzig dieſe Männer, obſchon Jahrzehnte von ihrem heimatlichen Boden getrennt und infolge der langen Abweſenheit mit der deutſchen Sprache nicht ſelten auf Kriegsfuß ſtehend, ihrer Liebe zur alten Heimat Ausdruck geben. Ein auf der Fahrt begriffener Miſſionär ſieht ein Schiff der von Kaiſer Karl VI. gegründeten „Oſtendiſchen Handelsgeſellſchaft“ und ſchreibt: „Mich freuete der Anblick gedachter Flaggen deſto mehr, je weniger man vor Zeiten ſich hätte einbilden dürffen, daß jemals ein dergleichen Schiff mit dem Wappen des Allerdurchlauchtigſten Hauſſ von Oeſterreich teutſcher Nation auf dem großen Welt-Meer ſich würde ſehen laſſen.“ „Die Oſtendiſche Schiff“, ſchreibt P. Stöcklein, „ſobald ſie mit Römiſch-Kayſerlichen Flaggen zu Macao und Kanton zum erſtenmal erſchienen, haben bey manchen Neidern zwar ein großes Aufſehen, bei denn Teutſchen, Böhmiſchen, Niederländiſchen und Welſchen Missionariis aber, welche bißher bey andern Europaeiſchen Nationen nicht ohne Beſchwerde ſich hatten einbetteln müſſen, eine unbeſchreibliche Freud erweckt, wegen geſchöpfter Hoffnung fürhin, gleich andern Catholiſchen Prieſtern in China ihres eigenen allerhöchſten Monarchens, verſtehe Ihro Röm. Kayſerlicher Majeſtät Caroli VI allergnädigſten Schutz unmittelbar zu genieſſen.“

Mit ſichtlicher Befriedigung berichtet P. Balth. Miller am 13. September 1718 aus China: „Den 13. Juli 1718 iſt zu Kanton ein Schiff aus denen Oeſterreichiſch-Kayſerlichen Niederlanden, der Printz Eugenius genannt, mit denen Flaggen Ihro heutiges Tags Glorwürdigſt regierenden Römiſch-Kayſerlichen Catholiſchen Majeſtät Caroli VI mit zweyen Prieſtern unſerer Geſellſchaft glücklich angelangt.“ Etwas ſpäter bemerkt ein anderer Miſſionär aus Kanton: „Etliche Europaeer freilich ſehen die Kayſerlichen von Oſtende in dieſen Haafen eingeloffenen Schiff mit ſcheelen Augen an: obſchon dieſelbe die Siniſche Miſſion nicht wenig befürdern. Solcher Unwillen kommt theils von einer Sorg her, Ihro Römiſche Kayſerliche Majeſtät mögten (gleichwie es die meiſten Missionarii, zumalen aus Wälſch-Teutſchland und Niederland wünſchen) die Siniſche Miſſion in dero Allerhöchſten Schutz nemmen, theils von einer Begierde, das Gewerb mit Ausſchlieſſung aller anderen Nationen an ſich zu ziehen.“

Das ſchönſte Zeugnis aber für das Anſehen, das im fernſten Oſten deutſche Miſſionäre unſerem Vaterland in jener Zeit erwarben, bietet eine Lebensſkizze des Kaiſers Kang-hſi. Da heißt es: „Zum Beſchluß, weil ich doch Teutſch ſchreibe, ſoll ich Dankbarkeit halben nicht umgehen zu melden, daß Kaiſer Kang-hſi aus angeborener Großmütigkeit und einer unerſättlichen Begierde zu lernen zwar alle Fremdling beſchützt, doch in ſeiner Hochachtung und Liebe denen Teutſchen nach dem Beyſpihl ſeines Vatters Kaiſers Schuntſchi einen unvergleichlichen Vorzug gegeben habe. Die Sach'

ist kärtlich und ein Ursprung mancherlei Neids. Man hat unter andern beobachtet, daß wenn neue Missionarii aus unterschidlichen Europäischen Ländern das erste Mal zu seiner sonderbaren Ergötzung zur Audienz eingeführt worden, er in dem Anblick und in der Betrachtung ihrer Angesichten den Teutschen von allen andern zu unterscheiden gewußt und seine Augen mit Lust und öfters auf ihn als andere geworffen habe; daß kein Wunder ist, wenn die Teutschen Missionarii bei diesem Monarchen alles vermögt, wann er sie allein zu der hohen Stelle eines Vorstehers der Sternkunst erhoben: wann er ihnen vor allen andern in verworrenen und streitigen Sachen geglaubt, kurtz um zu sagen sie für die redlichste Leut der Welt gehalten habe. Ein Teutscher, welchen Kaiser Kang-hsi nur einmal gesehen hatte, stunde in ewiger Gefahr, nach Hof berufen zu werden, weil er gleich wie auch sein Sohn der heutige Kaiser unserer Nation mit unbeschreiblichen Gnaden zugethan wäre."

Doch wohin bin ich geraten? Von Agra hat mich die Erinnerung nach Peking in die Mitte jener Gräber zurückversetzt, unter deren mächtigen, vom Kaiser gestifteten, mit dem Lobe ihrer Verdienste geschmückten Steinplatten die deutschen Mitbrüder vergangener Jahrhunderte ruhen. Es ist eine lange Reihe: Bayern und Baden, Rheinland und Tirol, Böhmen und Österreich, Elsaß und Schweiz reichen sich noch hier im Tode brüderlich die Hand. Das, was die Grabinschrift von dem Konstanzer Jesuiten und Astronomen Johannes Schreck sagt: germanae sinceritatis tenacissimus, gilt von ihnen allen. „Treu bis in den Tod", wo immer sie arbeiteten. Ob in China oder in Indien, am Hofe der Mandschu oder an dem der Mogul, ob unter der Gunst der Fürsten oder in beengenden Verhältnissen, überall ist es das gleiche erhebende Bild heroischen und selbstlosen Schaffens: Ecce vera fraternitas, Christum secuta inclyta. Es hatte mich mächtig ergriffen, als ich auf dem alten Kirchhofe in Peking stand und die Grabdenkmäler überschaute, die von den Glaubensboten reden, welche in der Kaiserstadt des fernen Ostens einst wirkten. Hier hatte sich das gleichzeitig mit der Niederlassung von Agra gegründete erste Heim der Gesellschaft Jesu von Peking erhoben. Sehnsüchtig hatte an dieser Stätte Ricci die Kunde erwartet, welche ihm Bruder Goes von Hieronymo Xavier und seinen indischen Mitbrüdern bringen sollte. Der Träger der Kunde erlag zwar den Strapazen der weiten Fahrt durch Mittelasien, aber die Kunde selbst erreichte ihr Ziel und brachte die Lösung eines der bedeutendsten wissenschaftlichen und apostolischen Probleme des Zeitalters der Entdeckungen. Ob auch durch weite Strecken getrennt, waren die Begründer der chinesischen Mission von Peking und der indischen von Agra einander nahe gekommen. Und gleichsam als Siegel der Echtheit der Kunde nahm Ricci das letzte Andenken des Bruders mit Ehrfurcht entgegen, das Kreuz, das ihn von Agra durch ganz Mittelasien begleitet hatte. Zwei Jahrhunderte lang wurde es

als koſtbares Erinnerungszeichen an jene denkwürdige Fahrt in Peking aufbewahrt.

Das Kreuz verband beide Miſſionszentren. Dem Kreuze hatten ſie alle gedient, die in Peking und die in Agra arbeiteten. Dieſes eine glorreiche Zeichen, das im Leben ihre Stärke, im Tode ihre Hoffnung geweſen, ſtrahlt auch heute noch über ihren Gräbern. Während ſich mir in der ſtillen Betrachtung des Kreuzes, das den Grabſtein meiner Mitbrüder ſchmückte, das Geheimnis ihres arbeits- und opferreichen Lebens aufſchloß, zeigte ſich dem Auge in dem Triumphe des Kreuzes die ganze Glorie jenes Apoſtolates, das von Agra bis Peking das Leben dieſer Männer erfüllte.

18. März 1905.

Am Vormittag verließ ich Agra. Während der Eilzug mich über die mächtige Brücke trug, welche die heiligen Fluten der Jamuna überſpannt, bot ſich noch einmal die alte Kaiſerſtadt in ihren denkwürdigſten Schöpfungen dem Auge dar. Es war ein wunderbares Bild, das der Palaſt der Mogul vom Fluſſe aus in ſeinen leuchtenden Marmorflächen darſtellte. Die Hallen und Terraſſen traten in der Schönheit der gewaltigen Umfaſſungsmauern hervor, als wollten ſie einen letzten Gruß entbieten. Ein Schatten der tiefſten Wehmut ſchien darüber ausgebreitet. Schweigſam ragen die gewaltigen Steinmaſſen empor. Man gedenkt der Tage, wo über dieſen Marmor ſich der ſonnigſte Glanz irdiſcher Schönheit ergoß. Gerade in dieſem Augenblicke ſtrahlt die Sonne die ganze Fülle ihres Lichtes aus, und die Marmorpracht der Tadſch Mahal hebt ſich von dem dunkeln Rot der beiden anliegenden Moſcheen in der ganzen bezaubernden Wirkung ab. Agra war ſchon dem Blick entſchwunden, da ſandte noch die ſchneeweiße Kuppel ihren blitzenden Strahl über die Ebene zu uns herüber. Lebewohl, ſtolzes Agra, ſo reich an gewaltigen Erinnerungen aſiatiſcher Herrſchergröße! Aber mein letzter Gruß gilt nicht dir, ſondern der ſtillen Padritola und den Brüdern, die dort von der edelſten Arbeit ausruhen, die ſie einſt für Indien unternommen haben.

# 32. Dschaipur.

20. März 1905.

Vor den Toren Agras beginnt das Land der „Königssöhne", Radschputana. Dieses Land bietet in religiös-künstlerischer Beziehung so viel Schönes und Anziehendes, daß es sich der Indienfahrer nicht versagen soll, wenigstens im Fluge die bedeutendsten Kunststätten jenes merkwürdigen, zur Hälfte mit Wüstensand bedeckten Landes kennen zu lernen. Die Hauptziele meines Ausfluges waren Dschaipur und Udaipur. Einladend winkt als Eingangspforte das malerisch gelegene Alwar, die Hauptstadt des gleichnamigen Fürstentums.

Wir hören von diesem Fürstentum zum erstenmal unter dem Namen Mewat in der Mitte des 13. Jahrhunderts, als Alai-ud-din, Kaiser von Dehli, eine Strafexpedition gegen die Mewatis unternahm, die ihre Raubzüge bis vor die Tore Dehlis ausdehnten. Die Züchtigung scheint wenig gefruchtet zu haben; nach wie vor blieben die Mewati im Ruf eines gefürchteten Räubervolkes bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Um das Jahr 1720 gelang es einem der feudalen Barone, die Landschaft Mewat den Mogulherrschern zu entreißen. Das war Pratap Rao. Sein Nachfolger verstand es, durch kluge Unterstützung der Mogul im Kampfe gegen die furchtbaren Dschats die Usurpation zu festigen. Und nachdem es ihm noch gelungen war, von dem Fürstentum Dschaipur einige Distrikte zu erobern, begründete er 1774 Alwar als neue Hauptstadt und begann sie mit Palästen von ganz erstaunlicher Pracht zu schmücken.

Diesen Palästen galt unser Besuch. Man ist überrascht, wie selbst hier in diesem anscheinend entlegenen Winkel sich eine Kunst entfalten konnte, deren Schöpfungen, so phantastisch sie uns in mancher Hinsicht erscheinen mögen, doch die schier unerschöpfliche, immer rege und unternehmende Begeisterung für monumentale Werke erkennen lassen.

Im Laufe des Vormittags erreichte ich von Bandikui-Junction aus Alwar und fand mich bald dank der nie versagenden indischen Gastfreundschaft in einem trefflichen Heim, von liebenswürdiger Aufmerksamkeit umgeben, wie zu Hause. Alwar erfreut sich einer überaus anziehenden Lage. Eine breite, mit prächtigen Bäumen bepflanzte und von zahlreichen Pavillons eingefaßte Straße führt durch eine bevölkerte Vorstadt nach dem Dehlitor. Die Stadt wächst amphitheatralisch einen Hügel hinansteigend empor, welcher

von einem 364 m hohen Felskegel beherrscht wird, der das Fort trägt. Rings um die Stadt erheben sich in geringem Abstande zahlreiche gezackte kleinere Bergspitzen, so daß die Residenz des Fürsten nach allen Seiten gegen Einfälle geschützt erscheint. Nicht zufrieden mit dieser natürlichen Umwallungslinie, legte der Begründer von Alwar eine ausgezeichnete, mit Bastionen bewehrte Umfassungsmauer an, die durch besondere Befestigungslinien mit den Forts der die Stadt kreisförmig umgebenden Bergspitzen verbunden ist.

Der Inder versteht sich auf alle Arten von Bauten. Noch mehr aber überrascht uns die Schnelligkeit, mit welcher diese riesigen Anlagen aufgeführt werden konnten. Im Jahre 1774 als Hauptstadt gegründet, zeigt sie schon nach zwei Jahrzehnten in ihren Festungen und Schlössern das Bild einer Stadt, in deren Pracht sich ebensogut die künstlerischen Erfolge eines mehrhundertjährigen Schaffens widerspiegeln könnten. Man baut in Indien mit beispielloser Leichtigkeit. Dafür liefert die Königsburg von Alwar einen drastischen Beleg. Eben erst in seinem Besitztum gefestigt, unternimmt der kleine Feudalherr es auch schon, einen Palast zu bauen, der der Kaiserstadt Dehli selbst nicht zur Unehre gereichen würde. Gleich den verwandten Palastbauten stellt das Schloß ein Agglomerat verschiedener Paläste dar, die sich einem wunderschönen Teich entlang hinziehen. Die Paläste sind fast ausnahmslos aus Marmor aufgebaut und zeichnen sich durch den reichen Schmuck der Fassade aus. Während zur Mauerbekleidung des Teiches der rote Sandstein verwandt ist, sind die hohen Stufenanlagen aus weißem Marmor hergestellt. Der Gegensatz der Farbe ist prachtvoll. Die farbige Wirkung steigert sich im Widerschein des spiegelglatten Wassers, aus dem marmorne Kioske emportauchen, deren Kuppeldächer von je acht schlanken Säulen getragen werden. Darüber hinweg ragen nun die Paläste in drei von anmutig geschwungenen Bogen überwölbten und von zahlreichen Kuppeln bekrönten Stockwerken empor. Im Hintergrund aber erscheinen die steilen, mit dichter Vegetation bedeckten Abhänge der Berge, welche Alwar einschließen. Indien scheint geradezu unerschöpflich in dem Wechsel der landschaftlichen und künstlerischen Elemente. Besonders schön kommt dieser Wechsel zur Erscheinung in dem Grabdenkmal von Bhaktawar Singh. Auf einer hohen Terrasse aus rotem Sandstein erhebt sich der Marmorbau in Gestalt eines nach allen Seiten offenen Pavillons. Es mag unserem Auge die Form des Ganzen noch so fremd vorkommen, so werden wir uns doch nicht der Bewunderung für die eigenartige Schönheit entziehen können, die das harmonische Zusammenwirken aller Teile in dieser reichen und lebendigen Gliederung durch Bogen und Kuppeln, Säulen und Galerien hervorruft. Es ist ein echt indisches Bild monumentaler königlicher Pracht.

Dem äußeren Glanz entspricht die künstlerische Ausstattung des Innern. Die geräumigen Säle sind mit einem Walde von Säulen ausgeschmückt,

welche Baumgruppen ähnlich ihre Schäfte zur Decke erheben. Die Wände sind bald in bogenförmige Blenden geteilt, bald mit glatten oder gezahnten Mauerbändern geziert. Den höchsten Glanz entfaltet der Chisch Mahal, „Kristallsaal". Hier wird aller Reichtum des kostbarsten Steines und der farbenleuchtenden Mosaikbekleidung in einem einzigen Bilde zusammengedrängt.

Alwar war eine ansprechende Einleitung in die eigenartige Schönheit der Radschputenstaaten. Das Land, das mit dem Namen Radschasthan „Land der Häuptlinge", oder Radschputana, „Land der Prinzen", bezeichnet wird, erstreckt sich in östlicher Richtung von den Grenzen von Sindh bis an die Tore von Agra und in südlicher Richtung von den Ufern des Satladsch bis zu dem Marathenstaate des Sindhia von Gwalior. Die Gebirgskette des Arawali teilt, von Nord nach Südwest laufend, das Land in zwei ungleiche Hälften. Die größere westliche Hälfte ist eine Wüste, in parallelen Linien durchfurcht von niederen, langgestreckten, immer vereinzelten Sandhügeln. In den östlich von den Arawalibergen gelegenen Distrikten wechseln bewaldete Höhen und Täler mit den üppigen Triften und fruchtbaren Ackergründen der Hochebene.

Das Gesamtgebiet zerfällt in 19 Staaten. Jeder dieser 19 Staaten bildet eine große Familie, einen Clan. Die Bande des Blutes verknüpfen den Fürsten und seine Untertanen wie den Familienvater und seine Kinder, den älteren und die jüngeren Brüder. Hohes Interesse weckt die auf diesem blutverwandtschaftlichen Verhältnis sich aufbauende feudalherrliche Organisation. Der Fürst ist der Besitzer des Landes; er hat seine Adeligen mit Grund und Boden belehnt. Diese sitzen auf ihren Burgen, umgeben von ihren Bewaffneten, welche beim ersten Aufruf sich kriegsbereit dem Lehensherrn zur Verfügung stellen. So kommt es, daß das Land mit Burgen übersät ist, in denen die trotzigen Rittergeschlechter seit Jahrhunderten wohnen. Die mohammedanischen Eindringlinge konnten dieses Rittertum besiegen, zurückdrängen, seiner Eroberungen berauben, aber niemals waren sie im stande, die kriegerischen Clane auf dem ihnen gebliebenen Gebiete dauernd zu unterwerfen. Bis auf den heutigen Tag haben die Radschputen ihre uralte Verfassung bewahrt.

Inmitten dieses eigenartigen Staatenbundes hat sich das künstlerische Leben so glänzend entwickelt, daß Radschputana ein Mittelpunkt der bedeutendsten Denkmäler des Kultus und der Kunst geworden ist. Was nun diesen Denkmälern ein so anziehendes Interesse verleiht, das ist ein doppelter Einfluß, der auf den Charakter der Denkmäler gestaltend einwirkte, ein älterer und ein jüngerer. Der ältere Einfluß geht vom gelobten Lande der Jaina, von Gudscherat aus, der jüngere von den beiden Kaiserstädten der Moguln. Die beiden Kunstströmungen fließen zuletzt in einem Stile zusammen, der in der Pracht seiner Schöpfungen den Kampf zwischen Islam

Bild 192. Landſchaft in Radſchputana. (S. 256.)

Bild 193. Alwar. Palaſt. (S. 257.)

Digitized by Google

Bild 194. Maharadscha von Bundi.

Bild 195. Maharadscha von Kotah.

Bild 196. Radscha von Bharatpur.

Bild 197. Maharadscha von Tschaipur.

Typen aus Radschputana. (S. 258.)

Digitized by Google

und Hinduismus in einem neuen, überraſchenden Lichte zeigt. Radſchputana berührte ſich in ſeiner geographiſchen Lage zu nahe mit Gudſcherat, dem Dorado der reichen Jaina-Kaufleute und Jaina-Mönche, um nicht ein zugänglicher und empfänglicher Boden für den von dort ausgehenden Einfluß von Kultus und Kunſt zu werden. Wie glänzend ſich dieſer Einfluß im Südweſten Radſchputanas entfaltete, dort wo der letzte Ausläufer der Arawali-Kette mit dem Mount Abu ſteil in die Ebene abfällt, wird uns in der Umgebung dieſes heiligen Berges nahegerückt werden. Abu war gleichſam der ſtolze Vorpoſten des vordringenden Kultus, und je weiter der reiche, in Gilden organiſierte Handelsſtand von Gudſcherat, der dem Jainismus mit ganzer Seele ergebene Verband der Seth oder Großkaufleute ſein wirtſchaftliches Netz über die einzelnen Fürſtentümer Radſchputanas ausdehnte, um ſo mehr wurde er auch der natürliche Träger und Vermittler des Kultus und der Kunſt von Gudſcherat. Von Abu aus pflanzt ſich die Jaina-Kunſt nach Radſchputana fort und beginnt den Denkmälern ihr Gepräge aufzudrücken. Einen wie mächtigen Aufſchwung die religiöſe Kunſt unter dem Einfluß des Jainismus nahm, bezeugen noch heute die großen Bauwerke, welche Ala-ud-din, Dehlis Eroberer, in Adſchmir zerſtörte, um hier wie in Dehli mit dem koſtbaren Säulenmaterial ſeine Moſchee zu ſchmücken. Aber wie wenig das Eindringen des Islam den Einfluß Gudſcherats aufzuhalten vermochte, zeigt die Felſenfeſte Tſchitor in ihren Siegesdenkmälern, die ebenſoviele Denkmäler der erfolgreich ſich behauptenden Einwirkung von Gudſcherat ſind. Wohl entſtehen prächtige Moſcheen und Mauſoleen; aber anſtatt daß ihre monumentale Architektur die ſchlanken und ſchmucken Bauten der Jaina-Heiligtümer umwandelt, empfängt vielmehr die ſarazeniſche Kunſt in den zierlichen Formen der Jaina-Plaſtik ein neues, glänzendes Element. So kommt es, daß die ältere Epoche Radſchputanas in ihren Schöpfungen ebenſoſehr unter dem Einfluß des Kultus von Gudſcherat ſteht, wie ſie in ihrer wirtſchaftlichen Entwicklung von den reichen und mächtigen Handelsgilden der Seth von Gudſcherat abhängig war. Das wurde anders, als mit dem Aufſchwung der Mogulmacht die Kunſt des Islam in die glänzendſte Epoche ihres Schaffens trat. Radſchputana wurde in ſeinen Denkmälern der Religion und Kunſt der Spiegel dieſes goldenen Zeitalters. Alles, was jenes große Geſchlecht Bedeutendes in den Palaſtſtädten Dehlis und Agras hervorbrachte, leuchtet wie ein treuer Widerſchein in den Prachtſtädten des jüngeren Radſchputana. Es iſt eine ganz neue Kunſtepoche. Das Beſte, was die Kunſt der Jaina von Gudſcherat ſchaffen konnte, verſchmilzt mit den ſchönſten Errungenſchaften der Kunſt der Moguln zu einem neuen Stil. Und in dieſem neuen Stil hat ſich das Geſchlecht der Radſchputenfürſten ein großartiges Denkmal ſeiner Tatkraft in Dſchaipur und Udaipur geſchaffen.

Akbar hatte nach der Eroberung von Tschitor bevorzugterweise die Fürsten der vielen kleinen Radschputenstaaten zu sich hinübergezogen, um durch sie jene Verschmelzung der indischen und sarazenischen Bevölkerung zu verwirklichen, die ihm als der leitende Gedanke seiner inneren Politik vorschwebte. Kein indisches Element schien dazu so geeignet wie die Radschputen, ein kräftiger und unternehmender Volksstamm, der sich in seiner ihm allein eigenen Feudalverfassung eine außerordentlich feste Grundlage der politischen und sozialen Entwicklung gegeben hatte. Trotz der schweren Schläge, die ihm die Herren Dehlis beigebracht, hatte er sich immer wieder zu neuer, selbständiger Macht emporgeschwungen. Seitdem nun gar den Radschputen eine so bevorzugte Stellung in der von Akbar neubegründeten politischen Organisation Indiens eingeräumt war, konnten sich die frischen Kräfte seiner Stämme ungezwungen entfalten. Das Ergebnis war aber ein ganz anderes als das von Akbar und seinen nächsten Nachfolgern bezweckte. Anstatt zur Verschmelzung der beiden Volkselemente beizutragen, entwickelten sich die zurückgedrängten Lebenskräfte des Hinduismus im Bereiche der Radschputenstaaten in einer Weise, daß ihre Fürsten und Städte mit dem Glanz des benachbarten Agra und Dehli zu wetteifern begannen. Es ist geradezu unglaublich, welche Pracht zur selben Zeit, wo die beiden Kaiserstädte sich in ihren stolzen Bauwerken mit dem denkbar höchsten Prunk umgeben hatten, der Hinduismus nicht weit davon und sozusagen in einer Wüste sich in den fürstlichsten Denkmälern entfaltete. Udaipur und Dschaipur, Adschmir und Amber, Jodhpur und Alwar und andere Punkte sind klassische Zeugen dieser Entwicklung. Und es wundert mich keineswegs, wenn ihre Schönheit auf viele Besucher Indiens einen so bestechenden Reiz ausübt, daß sie den künstlerischen Herrlichkeiten Radschputanas vor derjenigen des Mogulzeitalters fast die Palme zuerkennen möchten. Eine solche Auffassung scheint nun zwar keineswegs berechtigt. In seinem inneren künstlerischen Werte steht das klassische Zeitalter der Mogularchitektur unerreicht da gegenüber der nachfolgenden Epoche. Und so reich die Kunst ist, in der sich die Tempel und Paläste Radschputanas dem Auge darbieten, so bleiben sie doch in dem Adel und in der Reinheit künstlerischer Vollendung hinter Agra und Dehli weit zurück. Trotzdem beanspruchen diese Denkmäler das höchste Interesse; es tritt uns in ihnen eine neue und bedeutsame Phase in dem geistigen Leben des Hinduismus entgegen. Es ist die Epoche des Wiedererwachens. An drei Punkten Indiens war die Macht der indischen Volkskraft zu neuem Leben erwacht: unter den Marathen im Zentrum Indiens, unter den Sikh im Norden und unter den Radschputen im Westen. An jedem dieser Punkte war mit der aufsteigenden Macht der einheimischen Fürsten auch das Kunstleben zu neuer Blüte erwacht, und so spiegelt sich in dieser Epoche der Kunst auch die letzte Phase des großen Kampfes zwischen Islam und Hinduismus wider.

In dem Kampfe blieb der Hinduismus zuletzt Sieger, inſofern es dem Islam nicht gelang, die zähe Widerſtandskraft der religiöſen und geſellſchaftlichen Überlieferung Indiens zu brechen. Hatte der Kampf zwiſchen Islam und Hinduismus ein halbes Jahrtauſend früher auf dem Boden der Kunſt damit begonnen, daß der Islam die unübertroffene techniſche Gewandtheit des Hindukünſtlers in ſeinen Dienſt ſtellte und dadurch den Elementen der eigenen Kunſt einen ganz neuen Glanz verlieh, ſo endet das gewaltige Ringen nun damit, daß umgekehrt der Hinduismus alle Vorzüge der auf dem Boden Indiens entwickelten ſarazeniſchen Kunſt, alle architektoniſchen und plaſtiſchen Elemente, die in dem Schmucke der Moſcheen und Mauſoleen entfaltet worden, Gewölbe, Bogen, Portale ſich aneignete, um dieſen in der Anlage der Tempel und Paläſte zur Verherrlichung des neu emporſteigenden Hinduismus die prunkvollſte Verwertung zu geben. Wir beobachten dieſe Erſcheinung in ganz Indien von den Tälern des Pandſchab hoch im Norden bis hinab nach Tandſchur im Süden. Nirgends aber tritt ſie vielleicht glänzender zu Tage als in Amber.

Gegen Abend erreichte ich die Hauptſtadt Dſchaipur. Mein erſter Ausflug ſollte dem Beſuche von Amber gewidmet ſein.

22. März 1905.

Amber iſt die Vorläuferin von Dſchaipur als Hauptſtadt des Fürſtentums. Es ſtellt eine uralte, bereits dem griechiſchen Geographen Ptolemäus bekannte Oaſe indiſcher Kultur in dieſem von Wüſtenſand bedeckten Landſtriche von Radſchputana dar.

Früh am Morgen brachen wir auf. Kaum liegt das Nordoſttor hinter uns, ſo finden wir uns inmitten der herrlichſten Gartenanlagen. Prachtvolle Bäume ſäumen den Weg ein. Die Natur, von Menſchenhand unterſtützt, hat hier in dem kräftigen Pflanzenwuchs einen erfriſchenden Gegenſatz zu dem Wüſtenbilde der weiteren Umgebung mit ſeinem grundloſen Sand und ſeinem Gewirr von Felsblöcken hervorgerufen. Dicht vor uns breitet ſich in einem Halbkreis ein Höhenzug aus, deſſen beide Enden die Wälle von Dſchaipur berühren und gleich einer Rieſenmauer Tal und Stadt vor den einbrechenden Sandſtürmen ſchützt. Quer durch dieſes Tal floß urſprünglich ein bedeutender Bergbach. Für den bauluſtigen und prachtliebenden Unternehmungsgeiſt dieſer Radſchputenfürſten iſt es bezeichnend, daß einer von ihnen auf den Gedanken kam, das Waſſer des Bergbaches feſtzuhalten und in einem künſtlichen Teich zu vereinigen. Der Teich erweiterte ſich nach und nach zu einem See, an deſſen Ufer prächtige Paläſte und blühende Gärten angelegt wurden. Aber die Waſſer, die man feſtgebannt, begannen ihr Werk der Zerſtörung, indem ſie ſich immer mehr ausdehnten. Nach und nach wurde die ganze Herrlichkeit von der Flut erfaßt, Paläſte, Kioske,

Digitized by Google

Gärten, und heute stößt das Auge nur auf ein Bild des Zerfalles. Doch so trümmerhaft das Ganze dreinschaut, es ist ein Bild von außerordentlicher Schönheit. Zwischen den halbzerfallenen Pavillons und eingestürzten Säulenhallen führen die eindringenden Wasser und die wild wuchernde Vegetation einen Kampf auf Leben und Tod um den Besitz des kostbaren Marmors, der sich im See widerspiegelt. In der Mitte der Insel läßt das Schloß seine von Gestrüpp überwachsenen Türme emporragen. Die fürstlichen Bewohner sind geflohen, und an ihrer Stelle beherrscht das Krokodil die Flut. Diese scheußlichen Tiere hausen hier in großer Anzahl. Als uns die trefflich gebaute Chaussee hart an den Rand des Sees brachte, kamen die Ungeheuer in dichten Scharen heran und streckten ihre wilden Köpfe mit dem halbgeöffneten Rachen beutegierig hervor. Man denke sich eine lange Doppelreihe dieser Ungeheuer dicht vor sich! Es wird dem Wanderer ganz ungemütlich, und allen Reizen des landschaftlichen und künstlerischen Bildes zum Trotz sucht er aus der Nähe der beutegierigen, von königlicher Huld geschützten Tiere zu kommen. Daß übrigens Krokodile und Tiger, diese furchtbaren Feinde des Menschen, sich gleich den Affen eines fürstlichen Schutzes erfreuen, liefert einen neuen Zug zu dem sittlichen und gesellschaftlichem Bilde des Hinduismus.

Wir nähern uns dem Gebirgszuge, welcher das Tal im Norden begrenzt. Durch ein halb zerfallenes Tor gelangen wir in den Bereich der äußeren Umwallung von Amber. Der Weg schlängelt sich jetzt durch eine steil ansteigende Schlucht zwischen befestigten Anhöhen. Als wir heraustreten, haben wir zu unserer Linken einen schmalen See, an dessen jenseitigem Ufer sich auf einem hügeligen Vorsprunge mehrere aus rotem Sandstein erbaute Burgen zeigen. Auf der Höhe des kleinen Passes erhebt sich ein zweites Portal. Der Pfad windet sich noch eine Weile durch einen Wald, dann dreht er sich plötzlich und öffnet den Blick auf die Stadt. Zu unsern Füßen liegt das Tal von Amber. Nicht unpassend ist das Bild, das sich vor dem Auge auftut, einem tiefen Krater verglichen worden, dessen Wände mit einem dichten dunkeln Gestrüpp bedeckt sind. Im Zentrum des grünen Kegels zeigt sich ein Marmorpalast von feenhafter Pracht; vor seinem Glanz würden selbst die Wunder von Granada und Sevilla erbleichen. Rings um das Schloß liegt eine verlassene, schweigsame Stadt. Es ist eine echte Palaststadt; nicht einfache Häuser und Hütten, sondern burg- und schloßähnliche Bauten bilden die Masse der Anlage. Um das Ganze zieht sich, den Grat des Berges hinaufkletternd, eine breite gezinnte Mauer. Das ist der erste Eindruck von Amber. Die ganze Romantik eines indischen Landschaftsbildes vereinigt sich mit der phantastischen Pracht künstlerischen Glanzes, um aus Amber ein Zauberidyll zu machen. Namentlich der Palast tritt als leuchtende Marmormasse auf dem dunkelgrünen Untergrunde des

Kegels wie eine märchenhafte Viſion hervor, wenn die mit Gold oder blauem Email bekleideten Kuppeln, die wie Elfenbein ſchimmernden Marmortürme, die mit vergoldeten Balkonen geſchmückten Mauerflächen zu leuchten beginnen.

Wir folgen einem ſteil abfallenden Pfade, der zu dem See führt. Der Uferrand des Sees iſt rings von Gärten eingeſchloſſen, aus denen ſchlanke Kioske emporſteigen. Der See nimmt die eine Seite des Tales ſo ziemlich in ſeiner ganzen Breite ein. Auf der andern Seite breitet ſich die Stadt aus. Die Ruinen bedecken die ganze Nordoſtſeite des Tales. Seltſam ſtechen die mächtigen Schlöſſer von den niedrigen Hütten und Häuſern der armen Bevölkerung ab. Inmitten mehrhundertjähriger Nimbäume und Tamarinden ſieht man die ernſten Bogengänge und die weiten Kolonnaden emporſteigen. Überall hat ſich die Natur beeilt, ihren Reichtum mit der Schönheit der Marmormaſſen zu verbinden; die glänzende Fläche hat ſie mit Schlingpflanzen, mit Ranken und Blumen bedeckt, und in den Höfen läßt ſie dichtes Buſchwerk ihr Blättergewirr über die Marmorplatte ausbreiten. An vielen Stellen hat die Kraft des tropiſchen Wachstums die Steinmaſſen auseinander geſprengt. Während man zwiſchen der zerfallenden Herrlichkeit alter Macht und dem ewig grünenden Leben der Natur hindurch wandelt, ſtößt man allenthalben auf die deutlichen Spuren einer jedes Maß überſchreitenden Prachtliebe. Paläſte und Tempel wechſeln in reicher Zahl. Unter den Tempeln nimmt ein dem Schiwa geweihtes Heiligtum, der ſog. Goldene Pavillon, die erſte Stelle ein. Ein mit Steinplatten belegter Weg führt ſteil zum Schloß empor. Großartig iſt das Agglomerat der Paläſte des Adels, welche ſich auf einem verhältnismäßig engen Raume rings um das fürſtliche Schloß zuſammendrängen. Es iſt ein verworrener Knäuel von Mauern, Stufen und Türmen, ein Denkmal des fabelhaften Luxus der Geſchlechter, die ſie erbauten. Die Paläſte gehören zwar verſchiedenen Zeiten an, der Grundzug des architektoniſchen Bildes aber iſt in dem ſo individuell ausgeprägten indiſch-ſarazeniſchen Stil des Mogulzeitalters gegeben: hochgezinnte Mauern, leicht ſich emporſchwingende Kioske, ſchlank gewölbte Kuppeldächer, Säulen, Galerien und verſchleierte Balkone, offene Terraſſen und breite Stufenanlagen. Das Baumaterial wechſelt zwiſchen dem roſafarbigen Sandſtein und einem hellgrauen Marmor. Der harmoniſche Wechſel dieſer Farben bringt im blendenden Glanze des Lichtes eine herrliche Wirkung hervor.

Doch alle Pracht dieſer Ritterburgen wird übertroffen von der Königsburg ſelbſt, die inmitten der Paläſte des Adels emporſteigt. Das Schloß erhebt ſich zwar nicht als krönender Abſchluß eines gewaltigen Felskammes wie in Gwalior oder in Tſchitor, aber die Art, wie die Mauermaſſen aus dem felſigen Untergrund emporwachſen, um ſich dann von oben herab in dem See widerzuſpiegeln, verleiht der Burganlage einen ſo dichteriſchen

Reiz, daß der Palast von Amber in der Schönheit der Lage sich kühnlich mit dem von Gwalior messen kann. Dazu kommt nun die fürstliche Ausstattung, welche die Kunst dem Äußern und Innern gegeben. Im Gegensatze zu Gwalior trägt das ornamentale Gewand des Baues nicht das Gepräge des dem Hindu eigenen Kunststiles. Wohl zeichnen sich die Außenwände durch die reiche Anlage von einander überragenden Balkonen und Türmen aus; aber überall gibt sich in der dekorativen Ausgestaltung der architektonischen Glieder der überlegene Einfluß des Mogulzeitalters zu erkennen. Der fürstliche Erbauer Man Singh bestieg den Thron 1592; Siwai Dschai Singh brachte den Bau mit der Errichtung des seinen Namen tragenden Torweges zum Abschluß. Beide Herrscher waren bestrebt, in ihrer Hofburg ein Denkmal zu schaffen, dessen Schönheit hinter den Kaiserstädten nicht zurückstehen sollte, und so wurde denn alles aufgeboten, um mit den kaiserlichen Hoflagern an der Jamuna zu wetteifern. Mit diesem Eindruck überrascht uns bereits das majestätische Bogenportal. Der Eindruck steigert sich bei jedem Schritt, den wir tiefer in dieses Heiligtum königlicher Macht und Pracht tun. Ein weiter Hof nimmt uns auf. Er bedeckt die untere Partie des Hügels. Von dort steigen wir zur Hauptterrasse empor, auf der die eigentlichen Palastgebäude stehen. Wir durchschreiten ein zweites Tor und finden uns in dem Mittelpunkte des künstlerischen Wettbewerbes mit Agra und Dehli. Der Wettbewerb schien so erfolgreich, daß der Hof in Dehli daran Anstoß nahm. Der Rana von Amber beeilte sich, sein Wunderwerk vor dem kaiserlichen Auge zu verschleiern, indem er die schönen Skulpturen der Säulenschäfte und die prächtigen rosafarbigen Platten der Mauern mit Kalk überstreichen ließ. Heute braucht diese Nachahmung von Dehli und Agra das erzürnte Auge eines Kaisers nicht mehr zu fürchten, und die Innendekoration der Empfangssäle bietet sich uns — zum Teil wenigstens — in ihrem ganzen Farbenzauber dar. Das herrlichste Gebäude ist der Diwan Khana, das Seitenstück zum Diwan-i-Kas von Dehli. Es stellt einen großartig angelegten, durch eine dreifache Säulenreihe gegliederten Pavillon dar, zu dem Licht und Luft von drei Seiten freien Zutritt haben. Alles leuchtet natürlich im reinsten Marmor, der von der Farbenpracht eines kostbaren Mosaiks belebt wird. Die Säulen sind Meisterstücke der Skulptur. Auf der andern Seite der Terrasse sind die Privaträume des Königs angelegt. Den Zugang eröffnet eine monumentale Pforte, ein Werk von auserlesener Pracht. Es ist unmöglich, eine Vorstellung von der glanzvollen Verbindung des schönen Marmors und Mosaiks zu geben. Die Marmorschleier, welche die Balkone verhüllen, gehören zum Besten, was die indische Kunst hervorgebracht hat. Jeder Schirm ist aus einem einzigen Marmorstück, 2,2 m lang und 1,4 m breit, gehauen. Das Gewebe ist so fein durchbrochen, daß man meinen könnte, es sei ein zarter Musselinschleier, der dem Auge das Innere

Bild 198. Amber. Blick auf Stadt und Befeſtigungsmauer. (S. 202.)

Digitized by Google

Bild 199. Amber. Schloß. (S. 264.)

Bild 200. Dschaipur. Hawa-Mahal. (S. 271.)

verbirgt. Hat man dieſe Pforte durchſchritten, ſo folgen ſich Bilder auf Bilder, eines üppiger als das andere. Man gelangt zunächſt in einen von kleinen Paläſten eingeſchloſſenen Hof, deſſen Mitte ein herrlicher Garten ſchmückt. Links vom Garten erhebt ſich der Dſchai Mandir, ein prächtiger Pavillon, zu dem eine breite, in Arkaden ſich öffnende Veranda den Zutritt erſchließt. Das ganze Gebäude ſtrahlt im ſchönſten Marmor. Das Innere iſt in drei Säle eingeteilt, deren Wände von der Decke bis zum Fußboden mit einem Moſaik von unvergleichlicher Pracht geſchmückt ſind. Die Pietra dura-Einlage ſucht hier in der Koſtbarkeit der Steine und in der Anmut der Zeichnungen mit dem Wunderwerk eines Diwan-i-Kas in Agra oder Dehli zu wetteifern. Man wird ſich ſchwerlich eine Vorſtellung machen können von der Wirkung, welche das Eindringen des Sonnenſtrahls auf den Marmor- und Moſaikflächen hervorbringt, wenn derſelbe ſich an den Goldrändern bricht und die Steine funkeln läßt, als wären es Diamantblumen, die in den Rahmen der Wände eingelaſſen ſind. Die großen, von ſchönen Marmorſchleiern bedeckten Fenſter eröffnen auf der einen Seite den Blick nach dem Tal von Amber, auf der andern Seite breitet ſich eine Marmorterraſſe aus, deren Rand von ſchattigen Bäumen eingeſchloſſen iſt. Überall ſollen Natur und Kunſt in dieſem Zauberpalaſt zuſammenwirken.

Auf der andern Seite des Gartens zieht ſich die lange Linie einer andern Palaſtgruppe hin, gleich dem Dſchai Mandir ausgezeichnet durch die Pracht ſeines Materiales und die Schönheit ſeines Ornamentes. Namentlich erregen die prachtvollen Elfenbeineinlagen unſere Bewunderung. Sie laſſen ſich dem Beſten, was Japan als Intarſia hervorgebracht hat, an die Seite ſtellen. Kleine Kanäle durchſchneiden die Säle und münden in großen Marmorbaſſins, deren Wände mit farbenprächtigen Einlagen ausgeſchmückt ſind. Als Einfaſſung dienen ſchimmernde Lapislazuliſtreifen. Alle Arten der durchbrochenen Marmorſchirme leuchten zwiſchen dem Grün des kleinen Gartens, und die Marmorplatten der Waſſerbaſſins und Springbrunnen ſind ſo geſchnitten, daß ſie dem Waſſer, das darüber hinfließt oder ſprudelt, das Ausſehen eines tiefen, funkelnden Glanzes verleihen. Leider machen ſich hier wie an ſo manchen andern Punkten die Affen ein Vergnügen daraus, die Schleier der Marmorſchirme aus Zeitvertreib zu zerbrechen.

Von nicht geringerer Schönheit iſt der königliche Harem. Sein Gebäudekomplex bedeckt eine iſolierte Hügelterraſſe. Um einen großen Hof zieht ſich ein Kranz von Pavillons. In ihrem Bau zeichnen ſie ſich durch eine edle Einfachheit aus. Die Mauerflächen ſind ohne Ornament, aber die vier Ecktürme verleihen der Baumaſſe ein kräftiges Gepräge. Sehr intereſſant iſt die innere Anlage der Räume. Der große Hof iſt nämlich durch Mauern, die ſich im Mittelpunkte des Hofes treffen, ſtrahlenförmig abgeteilt. Jeder

dieſer Einſchnitte hat ſeinen Kiosk, ſeine Bäume, ſeinen Springbrunnen und entſpricht einem der kleinen Pavillons, welche die Umgürtung des Hofes bilden und je einer der königlichen Frauen zur Wohnung dient. Er ſtrahlte in der ganzen luxuriöſen Pracht, die dieſen Teilen eines indiſchen Schloſſes eigen iſt.

Stunden und Stunden kann man inmitten dieſer künſtleriſchen Herrlichkeit verweilen. Das Auge entdeckt immer neue Schönheiten. Alle Gebäude ſind durchweg gut erhalten. Wie mächtige Baumgruppen nebeneinander in ziemlich loſer Ordnung aufſchießend, bilden ſie eine unregelmäßig zuſammengedrängte Maſſe; aber gerade dieſes ſcheinbare Gedränge der koſtbaren Steinmaſſen trägt weſentlich zur Erhöhung des grandioſen Palaſtbildes bei. Bei jedem Schritte des Beſchauenden wechſelt die Ausſicht, und wenn das Auge ermüdet von dem funkelnden Glanze des Marmors und Moſaiks ſich einen Ausblick ins Freie ſucht, dann hat es von jedem Balkon die reizende Landſchaft des Tales von Amber fortwährend vor ſich. Zu unſern Füßen glitzert der kleine, die Schlöſſer von Amber ſpiegelnde See, gegenüber erſcheint die von der zinnengekrönten Mauer eingefaßte Höhe; lebhaft erinnert das Bild der emporklimmenden Umwallung an die chineſiſche Mauer. Zwiſchen den Höhen erweitert ſich das Tal, und über die üppige Vegetation der Oaſe von Amber hinweg ſchweift der Blick gegen Norden, wo die gelben Sandflächen der Wüſte ſich zeigen.

Und doch genügte all dieſe Herrlichkeit dem folgenden Geſchlechte nicht mehr. Sinnlos waren innerhalb weniger Jahrzehnte die größten Schätze am Bau von Amber verſchwendet worden. Aber ſo ſchnell Amber entſtanden war, ſo ſchnell wurde es wieder preisgegeben, um einer neuen Hauptſtadt Platz zu machen, die wieder ein neues Zentrum eigenartiger Kunſtentwicklung wurde.

23. März 1905.

Der heutige Tag gilt Dſchaipur, der viel geprieſenen Schöpfung des großen Fürſten Dſchai Singh, deſſen Namen ſie der radſchputiſchen Sitte gemäß trägt. Bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts blieb Amber noch die Hauptſtadt des Landes. Von dort wurde das kaiſerliche Hoflager im Jahre 1728 nach dem eben angelegten Dſchaipur verlegt. Daß es aus dem Grunde geſchah, weil eine alte Überlieferung den Fürſten der Radſchputen unterſagte, durch mehr als ſechs Jahrhunderte an demſelben Orte zu leben, möchte wohl recht zweifelhaft ſein. Dſchaipurs Gründung iſt vielmehr aus jenem unternehmenden Sinne hervorgegangen, der die Radſchputenfürſten in demſelben Augenblick erfaßte, als die Herrſchaft der Moguln zu wanken begann. Allen dieſen kleinen Fürſten — klein im Verhältnis zu dem mächtigen, von den Moguln beherrſchten Hinduſtan — ſchwebte der Glanz der Palaſtſtädte Agra, Dehli und Lahor vor. Jeder der gewaltigen Mogulherrſcher hatte

den Glanz seiner Herrschaft in einer neuen Königsstadt verewigt. Die kleinen Radschputenfürsten wollten es ihnen nachtun. Die Kleinen waren groß geworden, und je tiefer die Mogulmacht sank, um so höher wuchsen sie über ihre ehemaligen Herren hinaus. Niemand aber hielt sich mehr dazu berechtigt, es ihnen in den Bauten gleichzutun, als Dschai Singh, seitdem er seine Unabhängigkeit unter dem Nachfolger des furchtbaren Aurangzeb erkämpft hatte. In der Schöpfung einer neuen, von der höchsten künstlerischen Pracht umgebenen Palaststadt sollte sein Name ebenso unvergänglich fortleben wie der eines Akbar und Schah Dschahan. Amber, obschon durch die herrlichsten Bauten einer kaum 100 Jahre zurückliegenden Zeit ausgezeichnet, war ihm zu klein, die Lage zu beengend. Ein treffliches Terrain bot sich ihm an einem rings von Felsenhöhen umgebenen breiten Strich Landes. Ausgedehnter als Amber und im Gegensatze zu der hügeligen und welligen Lage von Amber flach, ließ der Boden einen regelmäßigen Ausbau der neuen Hauptstadt zu, und so entstand eine der am regelmäßigsten gebauten Städte Indiens, eine fürstliche Palaststadt, die in würdiger Weise den großen Mann verewigte, der ihr seinen Namen aufdrückte. Die zackigen Höhen im Umkreise wurden mit Festungen bekrönt, und diese Festungsanlagen setzten sich von Höhe zu Höhe bis nach Amber fort, so daß Dschaipur wie eine grandiose Fortsetzung der alten Hauptstadt erscheint. Als sich vor dem Blicke die lange Kette von Bauten aufrollte, welche Amber und Dschaipur verbindet, trat mir unwillkürlich das Bild des nomadisierenden Dehli wieder vor die Augen. Gleich jenem kaiserlichen Haflager, das auf der Ebene Dehlis herumwandernd immer in neuen gewaltigen Bauwerken wieder erstand, so wanderte die Königsburg der Radschputenfürsten von Amber nach Dschaipur. Es ist derselbe nomadisierende Zug, der hier wie dort in der gigantischen Bauluft zum Durchbruch kommt.

Die Stadt wurde nach den Plänen eines Jaina in sechs gleichmäßigen Häuserblöcken angelegt. Drei Hauptstraßen durchkreuzen die Anlage, jede in einer Breite von 33,7 m; kleinere Straßen, die aber immer noch die ansehnliche Breite von 16,4 m haben, zweigen sich von da in geraden Linien ab und geben dem Grundriß der Stadt eine Regelmäßigkeit, die gar nichts mit dem Bild einer orientalischen Stadt gemein hat. Man möchte sich eher in die Avenuen eines amerikanischen Viertels versetzt glauben, wenn nicht die malerische phantasievolle Pracht der die Straße einsäumenden Häuser uns bald daran erinnerte, daß wir noch im Bereiche der indischen Zauberwelt festgehalten werden. Das gewaltige Häuserkarree ist von einer zwar hohen, aber nicht sehr ernst zu nehmenden, mehr zum Schmuck als zum Schutz angelegten Mauer umgeben. Der Schutz Dschaipurs ist den Festungswerken auf den Höhen und Hügeln, namentlich aber dem dicht über der Stadt emporsteigenden „Tigersprung“ anvertraut. Sieben Tore öffnen den Zugang ins Innere. Es

war ein überraschendes Bild, als ich mich auf einmal am Eingange der großen Avenue befand, die Dschaipur in seiner ganzen Länge durchzieht. Dehlis „Silberallee" ist gewiß eine prächtige Avenue, aber mit Dschaipurs Hauptstraße läßt sie sich nicht vergleichen. Man denke sich eine 33,7 m breite, mit mächtigen Steinplatten belegte, zu beiden Seiten von hohen schattenspendenden Baumgruppen eingefaßte Straße, dazu nun als Rahmen die Pracht der Häuser mit ihren reichen Balkonfenstern, ihren zierlichen Galerien und Terrassen, ihren schmucken Marmor- und Sandsteinschirmen, dann kann man sich vorstellen, wie malerisch der Eindruck sein muß, wenn durch diesen herrlichen Canale Grande das bunte bewegte Leben der 160 000 Köpfe zählenden Bevölkerung hindurchflutet. Man möchte sich den Pinsel eines Rubens wünschen, um diese Prachtgestalten der Radschputenmänner und -frauen in ihrer farbenleuchtenden Tracht zu schildern. Es ist in seiner Grundlinie immer dasselbe Bild, in den Details aber stets ein neues Panorama des Volkslebens: hier eine schreiende und gestikulierende Menge zwischen Wagen und Ochsenkarren, dort hoch zu Roß oder im Palankin getragen ein Adeliger inmitten eines großen Gefolges von Reitern und Fußgängern. Auf einmal verlegt uns eine Prozession den Weg. Andächtige, männliche und weibliche, junge und alte, ziehen singend und musizierend an uns vorüber. Ein Heidenlärm betäubt unser Ohr. Dazu das Gedränge der Wagen und Ochsenkarren, der Kamele und Elefanten. Dies alles bringt eine Abwechslung in das Bild, die jeder Beschreibung spottet. Die Häuser, welche die Straßen einsäumen, sind durchweg aus Granit erbaut, aber im Gegensatze zu andern Bauten, welche den Stein in seiner natürlichen Schönheit hervortreten lassen, sind ihre Wände mit reichem Stuck bedeckt und farbenprächtig ausgemalt. So erhält das Straßenbild eine heitere, frische Färbung in den bunten Szenen der Freskos, welche die Wandflächen ausfüllen.

Am meisten interessiert der Gegensatz zwischen der dem alten Indien so unähnlichen Regelmäßigkeit der Stadtanlage und der so entschieden indischen, radschputischen ornamentalen Ausstattung der Straßen. Nicht mit Unrecht ist von diesen mit der Richtschnur gezogenen Gassen bemerkt worden, daß sie dem Genius Indiens ganz zu widersprechen scheinen. Und so seltsam es klingen mag, die Frage eines älteren Reisenden scheint durchaus nicht unberechtigt. Sollte dieses rechtwinklige Bild nicht ein Widerschein der Einförmigkeit und Regelmäßigkeit sein, welche am Ende der Regierung Ludwigs XIV. in Europa zur Aufnahme kam und von Frankreich nach Deutschland hinüberspielend auf Städtegründungen wie Karlsruhe einen so durchgreifenden Einfluß gewann? Eine Einwirkung von dorther läßt sich um so weniger a limine abweisen, als der fürstliche Erbauer der Stadt eine ausgesprochene Hinneigung zu europäischer Kunst und Wissenschaft bekundete. Er zog französische Jesuiten an seinen Hof, die Patres Boudier und Pons,

und ließ sich durch sie in die europäische Wissenschaft einführen. Es hängt jene Hinneigung aufs engste mit dem für Pflege des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens begeisterten Sinne dieses merkwürdigen Mannes zusammen.

Dieser Fürst verband in einem ganz seltenen Maße Begeisterung und Begabung für Kunst und Wissenschaft. Unter den Wissenschaften war es die Astronomie, der sich vor allen andern sein reicher Geist zuwandte. Als Indiens größter Astronom hat Dschai Singh seinen Namen unsterblich gemacht. Es ist geradezu erstaunlich, mit welchem Eifer sich der fürstliche Astronom den Problemen und Beobachtungen der Himmelskunde zuwandte. Im Mittelpunkte seiner Studien stand die im Auftrage des Kaisers Mahmud Schah unternommene Reform des indischen Kalenders. Dschai Singh erkannte bald, daß einer Reform des Kalenders eine Reform der Mittel zur Durchführung einer sichern Zeitrechnung, d. h. eine Reform der Astronomie selbst vorausgehen müßte. Diese Reform der astronomischen Wissenschaft wollte er auf einer großartigen Grundlage verwirklichen. Die neue Stadt sollte mehr sein als eine durch die Pracht ihrer Paläste und die Macht ihrer Bastionen ausgezeichnete Stadt. Sie schwebte ihm als ein Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens vor, und zwar so, daß sie mit den Denkmälern indischer Kunstherrlichkeit den Glanz des europäischen Wissens verband. Dschaipur sollte ein indisches Versailles werden. Die gefeierte Fürstenresidenz des ersten Hofes von Europa in den Zaubergarten der Tropen zu verpflanzen und in eine Zentralstätte wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffens umzuwandeln, das war das Ideal, das der Zeitgenosse Ludwigs XIV. auf indischem Boden verwirklichen wollte.

Dschai Singh hat sich nicht unwürdig dieses Zeitgenossen erwiesen, mit dem er sowohl wegen seiner Prachtliebe als wegen der Unterstützung der Künste und Wissenschaften verglichen wurde. Der Fürst entfaltete eine bewundernswerte Energie, um in seinem indischen „Versailles" eine Königsburg zu bauen, die alle Pracht Indiens übertraf.

Als der Begründer Dschaipurs die neue Stadt zu einem Musensitze schuf, ahnte er wohl kaum, welchen wirtschaftlichen Aufschwung die Schöpfung nehmen würde. Das wissenschaftliche Leben ist längst erstorben, aber mit dem auch heute noch lebendigen Kunstsinn der Bevölkerung verbindet sich das regste Erwerbsleben namentlich in den reichen Handels- und Bankhäusern. Dschaipur ist das Frankfurt der indischen Rothschilde geworden. Man braucht bloß nach dem Namen der Besitzer jener fürstlichen Häuser zu fragen, welche zu beiden Seiten der Straße auf uns herabblicken, während wir unsere Rundfahrt unternehmen. In den meisten Fällen ist der Besitzer irgend ein mächtiges Glied der politisch und wirtschaftlich so mächtigen Bankiergilde der Jaina-Seth. Viele dieser Banliers besitzen ganz enorme Reichtümer, ver-

ſügen über fürſtliche Kapitalien. Die Jaina-Seth von Gudſcherat waren ſchon im indiſchen Mittelalter die „Rothſchilde“ Radſchputanas und ſeiner kleinen Fürſten geworden. Es mag uns zwar befremden, dieſe Koloſſalvermögen in dem zum Teil von breiten Wüſtenſtrichen durchzogenen Radſchputana, fernab von den großen Mittelpunkten des indiſchen Lebens, zu finden. Es hat dies ſeinen ſehr realen Grund. Im Beſitze von gewaltigen Vermögen ſuchten ſich die Seth während früherer Jahrhunderte vor der Begehrlichkeit ihrer Radſchas ſicherzuſtellen und begaben ſich unter den Schutz der radſchputiſchen Feudalritter. Indem ſie ſich ihren Schutz durch bedeutende Summen erkauften, konnten ſie jederzeit auf den ſtarken Arm des Rittertums gegenüber den Radſchas rechnen, in deren Ländern ſie ihre Geldgeſchäfte betrieben. So erklärt es ſich, daß Radſchputana einen mächtigen Geldadel beſitzt, und wir verſtehen, wie es kam, daß in dieſem an ſich nichts weniger als reichen Lande ſelbſt die kleinen Fürſten einen Glanz entfalten konnten, der mit demjenigen der mächtigſten Fürſten wetteiferte. Der Jaina-Seth brachte auch den Kunſtſinn des Kaufmanns von Gudſcherat nach den Städten Radſchputanas. Seine Wohnungen gleichen fürſtlichen Paläſten. Die meiſten Bankiers von Radſchputana beſchäftigen oft Jahre hindurch zahlreiche Steinmetzen, um ihren Wohnungen jene prächtigen Faſſaden zu geben, die das Auge des Wanderers durch die zierlichen Balkone und ſchmucken Schirmwände, durch die ſchlanken Pavillons und Säulengalerien erfreuen.

Der Vormittag war dem Beſuche des Königspalaſtes gewidmet. Einen vornehmen Zugang öffnet die breite Avenue. Der Palaſt hat natürlich ſeine eigene zinnengekrönte, von mächtigen Torwegen durchbrochene Umfaſſungsmauer. Durch mehrere Höfe gelangen wir zum eigentlichen Palaſteingang. Der Torweg enttäuſcht. Die Architektur beſitzt nichts von der monumentalen Wucht der Mogulwerke. Die ornamentale und plaſtiſche Ausſtattung aber, obſchon in den Einzelheiten voll feiner und anmutiger Züge, iſt doch ſo wenig in Einklang mit dem Ganzen gebracht, daß das Geſamtbild uns unbefriedigt läßt. Dieſer Eindruck macht ſich noch lebhafter geltend bei den einzelnen Paläſten ſelbſt, die ſich innerhalb der Ringmauern befinden. Der bedeutendſte unter ihnen iſt der Tſchandra Mahal, ein groß angelegtes, in ſieben Stockwerken ſchlank emporſteigendes Bauwerk, das den geſamten Park beherrſcht. Die terraſſenförmig aufſteigenden Stockwerke, die luſtigen Säulengalerien mit ihren Arkaden und Hallen machen unſtreitig einen mächtigen Eindruck, und doch fehlt es dem ſtolzen Bau an jener künſtleriſchen Vollendung, die ſich bei andern Paläſten Radſchputanas ſo würdevoll in einem ſtreng und klar gegliederten, reich entwickelten Faſſadenbau geltend macht. Dem Äußern entſpricht das Innere, reich, voll glänzender Pracht, beſtechend durch den ſchimmernden Reiz der Wandbekleidung und die zierliche Anmut der Säulen. Der große Diwan-i-Am iſt in ſeiner ornamentalen Ausſtattung einer der

Bild 201. Tſchaipur. Tſchandra Mahal (Glaspalaſt). (S. 270.)

Bild 202. Tschaipur. Tarweg mit Blick auf Tschandra Mahal. (S. 270)

Bild 203. Tschaipur. Saal mit Mosaikbekleidung im Tschandra Mahal. (S. 271.)

prachtvollsten Fürstensäle der Welt. Die einzelnen Felder sind mit jenem herrlichen Marmor ausgefüllt, der Dschaipur eigen ist. Farbenleuchtende Blumen sind als Pietra dura wie in Agra der weißen, glänzend polierten Fläche eingewoben. Auf den ersten Blick erkennt man den vorbildenden Einfluß der Tadsch Mahal. Während Jasmandir und Suhagmandir, „die Halle des Glanzes" und „die Halle der Braut", sich durch ihre Marmorbekleidung auszeichnen, bietet der Sukhananjas, „die Halle der Wonne", eine glänzend ausgemalte Stuckbekleidung. Der feine Gipsmörtel ist in Blumen zerlegt und dann auf dem Goldgrunde der Wandfläche in farbenleuchtender Pracht aufgetragen. Dieser Schmuck bringt in dem gedämpften Lichte, das durch die Marmorschleier eindringt, eine magische Wirkung hervor.

Aber so blendend die Kostbarkeit des Materiales und der Reichtum des Ornamentes auf das Auge wirken mag, so empfindet man doch nirgendwo jenen edeln Genuß, den einzig und allein der Adel echter Kunst geben kann. Diese Beobachtung drängte sich mir besonders bei der fürstlichen Empfangshalle auf. Welcher Abstand zeigt doch dieser Diwan-i-Kas von jenem in Dehli! Ungeachtet allen Glanzes trägt die Halle ein orientalisch-barbarisches Gepräge. Geradezu phantastisch aber wirkt der Hawa Mahal oder „Windpalast" durch seine bizarren und grotesken Formen.

An den luxuriös eingerichteten Marställen gehen wir vorbei und durchschreiten eine weite Flucht von Höfen, um zu diesem merkwürdigen Bauwerk zu kommen. Dschai Singh errichtete den Bau, um darin ungestört seinen astronomischen Studien leben zu können. Der Palast erhebt sich in fünf Stockwerken und schließt in einer Doppelreihe von Kiosken und Kuppeln ab. Von besonderem Interesse ist die dem Basar zugewandte Fassade durch die Originalität der Balkone und Fenster, die mit ihren netzartigen Schirmen und Schleiern dem Hawa Mahal ein seltsam verschlossenes Aussehen im Gegensatze zu den weiten luftigen Hallen und Galerien des Tschandra Mahal geben. Das Innere ist mit dem ganzen Raffinement des indischen Luxus ausgestattet. Die Wandflächen glänzen in einer Marmorbekleidung aus verschiedenfarbigem Material, welche durch kostbare Mosaikeinlagen ein farbenschillerndes Gepräge erhalten. Im Mittelpunkte der Säle sind Marmorbassins angelegt, aus denen kühlungspendende Springbrunnen hervorsprudeln.

In diesen kühlen, schattigen Räumen, arbeitete der königliche Astronom, umgeben von einer auserlesenen Schar von Mitarbeitern. Unter ihnen zeichneten sich zwei deutsche Jesuiten aus, wackere Söhne Altbayerns, Strobel und Gabelsberger. Beide waren von Dschai Singh erbeten worden und auf des Fürsten Kosten im Jahre 1736 nach Indien gekommen. Tieffentaller folgte ihnen im Jahre 1742. Welche Freude wäre es heute für den unermüdlichen P. Strobel gewesen, seinen jüngeren Mitbruder an dieser merkwürdigen Stätte wissenschaftlicher Forschung empfangen zu dürfen! Einsam

arbeitete er hier im Dienste seines hochsinnigen Fürsten, nachdem P. Gabelsberger durch den Tod früh von seiner Seite gerissen worden. Das wäre ein Freudentag in seiner Abgeschlossenheit gewesen. Und wie hätte er sich beeilt, ihm die großartig angelegte Sternwarte von Dschaipur zu zeigen!

Im Geiste wanderte ich an der Seite meines Mitbruders durch die verschiedenen Höfe nach dem Observatorium. Ein merkwürdiges Bild bot sich dar. Dieses Observatorium ist nicht etwa ein geschlossener Bau, der in seinen verschiedenen Räumen die Instrumente enthält, sondern ein weiter Hof, erfüllt mit phantastischen Konstruktionen aller Art. Die Konstruktionen tragen die zum Teil vom Könige selbst ersonnenen Rieseninstrumente, gewaltige Quadranten, Astrolabien und Zodiakuskreise. Wir beginnen unsern Rundgang und lassen uns von unserem liebenswürdigen Begleiter P. Strobel die riesigen Instrumente aus Marmor, die kolossalen Ringe und Sextanten aus getriebenem Kupfer erklären. Unsere Aufmerksamkeit richtet sich zuerst auf einen gigantischen Zodiakus, dessen zwölf Zeichen in zwölf großen Zirkeln aus Marmor dargestellt sind. Rechts und links stehen verschiedene sphärische Sektanten, die dem Breitengrad von Dschaipur angepaßt sind. Jeder hat einen Durchmesser von 3,4 m. Weiterhin sieht man Zifferblätter in allen Größen aus Marmor hergestellt, Astrolabien und andere Hilfsinstrumente. Die sehenswürdigste Konstruktion ist die gigantische Achse, welche 21 m hoch in der Richtung der Meridianfläche und in einem Winkel zur Breitenfläche von Dschaipur aufgebaut ist. Auf der Höhe dieses als Achse angelegten Baues steht die eigentliche Sternwarte. Von ihr aus öffnet sich weithin ein Rundblick über die Stadt hinweg nach dem Horizont. Der Schatten dieser gewaltigen Achse fällt auf einen großen astronomischen Quadranten, dessen oberes Ende so fein nach Graden und Minuten abgeteilt ist, daß man zu jeder Zeit des Tages die Sonnenhöhe sofort ablesen kann. Um 12 Uhr fallen die Sonnenstrahlen durch zwei Höhlungen und kündigen die exakte Mittagshöhe an, und zwar im Sommer auf der oberen, im Winter auf der unteren Hälfte des Quadranten.

So hat einst P. Strobel seinem Mitbruder Tieffentaller die merkwürdige Anlage erklärt, als dieser ihn hier aufsuchte, und so würde er sie auch uns heute geschildert haben. Dann aber hätte er mit lebhaftem Interesse sich nach seinen Mitbrüdern in Peking erkundigt, sich von den astronomischen Arbeiten an der Sternwarte der fernen Kaiserstadt Chinas erzählen lassen, von den Einrichtungen und Instrumenten. Die Briefe, die seine Landsmänner Kögler und Kastner aus Peking nach Bayern gesandt, hatten ja auch ihn begeistert für die Verbindung der astronomischen und apostolischen Arbeit.

Eines Sternes hatte sich Gott bedient, um die Erstlinge der Heidenwelt zur Erkenntnis des wahren Lichtes zu führen. Sternkundige Weisen des Ostens waren es, welche er auserwählte, daß sie als die ersten den

Weg zur Krippe fänden. So trat bei der erſten Berufung der Heidenwelt die Sternkunde auch zum erſtenmal in den Dienſt des großen, alle Völker und Länder umſpannenden Apoſtolates, und dieſes Apoſtolat bediente ſich wiederum der an der Krippe ſchon geheiligten Sternkunde, als es galt, im fernſten Oſten eine neue Völkerwelt dem Schöpfer der Sterne zu erſchließen, der verborgen in der Krippe ruhte. „Wir haben ſeinen Stern im Oſten geſehen", ſo hatte es in Jeruſalem geheißen; der Ruf ſollte ſich noch weiter gegen Oſten nach Indien und China fortpflanzen.

Ein Jahr iſt es her, da ſtand ich in der alten Kaiſerſtadt Peking auf dem Wall und betrachtete die hiſtoriſch ſo bedeutſame Stätte des Obſervatoriums der chineſiſchen Jeſuiten, den Platz, wo ein Verbieſt, ein Kögler, ein Hallerſtein einſt ebenſo gearbeitet zu Gottes Ehre wie die Gabelsberger, Strobel, Tieffentaller in Indien. Hier wie dort ſtellten ſie ihr großes und reiches Wiſſen in den Dienſt eines mächtigen Fürſten, um dadurch einen empfänglichen Boden für jenes höhere Wiſſen zu ſchaffen, das den Lauf des einzig ſichern Leitſterns erſchließt. Lebendig trat dieſes herrliche Bild der Allianz des aſtronomiſchen Wiſſens und apoſtoliſchen Wirkens einer entſchwundenen Zeit vor das geiſtige Auge, als ich von der Höhe eines jener Rieſenquadranten aus den Blick über das Obſervatorium ſchweifen ließ.

Das war Dſchaipur in ſeinen ſehenswürdigſten Denkmälern, gleich ſo mancher andern Stadt Radſchputanas ein treues Bild des kühnen unternehmenden Geſchlechtes, das dieſe wüſtenartigen Landſtriche bevölkerte und belebte.

Das nächſte Ziel meiner Reiſe war Udaipur. Auf einen Beſuch Adſchmirs konnte ich um ſo eher verzichten, als das vornehmſte Denkmal, deſſen ſich die alte Hauptſtadt rühmt, die alte, mit den Prachtſäulen eines Jainatempels erbaute Moſchee, in ihrem Ornament der von Kutub-ud-din im älteſten Dehli erbauten Moſchee nahe verwandt iſt. — Der Weg nach der berühmten „Sonnenſtadt" führt über Tſchitor.

# 33. Udaipur.

24. März 1905.

Es war bereits dunkel, als wir uns der Felsenburg Tschitor näherten. Der Höhenzug, dessen Kamm die alte Zitadelle trägt, trat nur in matten Umrissen hervor. Wie ein riesiger Block lag der Felsen vor uns. Dank einer besonders freundlichen Fürsorge von Kalkutta aus hatte ich in der „Unterstadt" eine gastliche Unterkunft gefunden.

25. März 1905.

Das alte eigentliche Tschitor liegt auf der Höhe des Berges. Was als „Unterstadt" bezeichnet wird, ist nichts anderes als ein großes Hindudorf mit vielen engen, krummen Straßen und Gäßchen. Aus der eng zusammengewachsenen Masse der kleinen schmutzigen Wohnungen treten einzelne ansehnliche Häusergruppen, Wohnungen von Landedelleuten und Kaufleuten, hervor. In diesem wenig anziehenden Bilde bot sich mir die „Unterstadt" dar, als ich in früher Morgenstunde am nächsten Tage zum Fort emporstieg. Um so fesselnder war der Blick auf die wuchtige, vom Fort bekrönte Felsenmasse, auf der sich die alte sieggekrönte Hauptstadt des Radschputenstaates Mewar erhebt.

Gleich der Felsenburg von Gwalior erhebt sich der tafelförmige Fels einsam aus der Ebene zu einer Höhe von 150 m und beherrscht in dieser Lage weithin die Umgebung. Aus der Ferne sieht die Felsmasse wie ein von Titanenhand aus der Gebirgskette herausgerissener Riesenblock aus. Nach allen Richtungen schroff abfallend, mit drohenden Schluchten, spitzen zackigen Vorsprüngen bewehrt, bietet er nur vom Süden her einen bequemen Aufstieg. Die steilen Wände machen den Eindruck von gewaltigen Felsenmauern, über deren Rand die Burgbefestigungen herausschauen. Der Berg war von der Natur zu einer Zitadelle wie geschaffen, und so vereinigte sich schon in früher Zeit mit der natürlichen Anlage die Kunst, um aus diesem Felsen ein Bollwerk königlicher Macht zu machen. Das Plateau des Felsens dehnt sich in einer Länge von 5 km und in einer Durchschnittsbreite von 0,5 km aus. Ungemein kühn und kriegerisch nimmt sich von unten die hohe zinnengekrönte Umfassungsmauer aus, welche die steilen Wände einsäumt. Kräftige Rundtürme unterbrechen die Mauerflächen. Die

Bild 204. Tſchitor. Aufſtieg zur Bergfeſte. (S. 274.)

Digitized by Google

Bild 205. Tschitor. Siegesturm. (S. 277.)

Verteidigungswerke bestehen zunächst aus einer doppelten Umwallung, welche den oberen Rand des Felsens einsäumt. An jenen Stellen des Kammes, wo Vertiefungen das Erklettern ermöglichen, sind hohe Mauern gezogen, die von stattlichen Brustwehren und Türmen gekrönt werden. Gegen Süden springt vom Tafelberg ein scharfer Höhenrücken vor, der durch eine halbmondförmige Ummauerung gesichert war. Dort in der Nähe findet sich der einzige Aufgang in die Festung. Man steigt auf einem in den Felsen gehauenen Weg zuerst gerade gegen Norden, dann aber windet sich der Pfad in scharfer Biegung. An und für sich schon schwierig zu ersteigen, wird der Weg noch durch sieben aufeinander folgende Burgtore dem Feind ungangbar gemacht. So erst gelangt man zum Rampoltor oben auf dem Berge. Hier findet sich die ganz aus uralten Trümmern erbaute Burg Nolacha Bindar, eine Festung für sich, mit starken Mauern und Türmen. Auf der nordöstlichen Seite liegt ebenfalls eine zerfallene Burg. Eine solche Felsenfeste konnte allerdings lange dem Ansturm des Islam widerstehen. Zwar fiel auch sie endlich als Beute dem gewaltigen Ala-ud-din in die Hände, aber immer wieder gelang es dem ritterlichen Mut der Radschputen, sich zum Herrn des Bollwerks ihrer Macht zu machen. Und jede neue Epoche der Hinduherrschaft stattete das Plateau mit prächtigen Denkmälern aus.

Der Aufstieg in der frühen Morgenstunde war prachtvoll. Wie in Gwalior, so ging es auch hier unter dem Baldachin eines fürstlichen Elefanten zur Höhe empor. Wie viele glänzende Züge mögen einst durch die monumentalen Torwege geflutet sein, Bilder der Pracht, in denen alles zusammenfloß, was Indien an Schönheit und Reichtum befaß! Es dauerte eine gute Weile, bis wir das Plateau erreicht hatten. Wir ziehen durch Ramas Tor, einem außerordentlich schönen Bauwerk, das namentlich durch seinen reich geschmückten Bogen den Blick fesselt. Und nun breitet sich vor dem Auge ein grandioses Trümmerfeld aus, aus dem zwei große Türme emporragen. Ein prächtiger Anblick! Man glaubt sich in die Zeit zurückversetzt, wo hier der ritterliche Radschput herrschte.

Als erstes unter den hervorragenden Denkmälern Tschitors lenkt der Palast Ratna Singhs die Aufmerksamkeit auf sich. Obschon in seinem Umfange nicht bedeutend, zeichnet er sich doch in seinen Türmen und Balkonen durch einen ungemein ansprechenden Stil und in seinem plastischen Ornament durch eine große Reinheit der Formen aus. Prunkvoller ist der Palast von Ratna Singhs Gemahlin angelegt. Einen breiten Teich beherrschend, gewährt die Zenana in ihren leicht aufsteigenden Balkonen, mit ihren zierlichen Säulen, die aus der mächtigen Mauerfläche hervorspringen, ein malerisches Bild. In den beiden Palästen besitzen wir ein schönes Muster der Palastarchitektur Radschputanas vor der ersten Eroberung Tschitors (1203) durch die Mohammedaner. Sie braucht sich vor der zeitgenössischen Archi-

tektur des Abendlandes nicht zu ſchämen. Glänzender aber als in den beiden Palaſten kommt dieſe Architektur in dem „Ruhmesturm“ (kīrtistambha) zur Erſcheinung, der gegen Ende des 9. Jahrhunderts entſtand. Als Denkmal eines großen Sieges wurde er der Verehrung des erſten Jaina-Heiligen Adinātha gewidmet. Und ſo kommt es, daß deſſen Geſtalt etliche hundertmal in dem Ornament des Baues wiederkehrt. Aber viel enger als durch dieſe Widmung iſt der Turm durch den Stil des Ganzen mit der religiöſen Kunſt der Jaina verbunden. Das Bauwerk iſt eine der bedeutendſten Schöpfungen des großen Zeitalters der Jaina-Kunſt von Gudſcherat. Zu einer Höhe von 24,3 m in ſieben Stockwerken emporſteigend, entfaltet der Aufbau den ganzen heitern Schmuck jenes üppigen Dekorationsſpieles, das der Kunſt der Jaina eigen iſt. Beſonders ſchön nimmt ſich das oberſte Stockwerk in Geſtalt eines nach allen Seiten offenen, auf ſchlanken Säulen ruhenden Pavillons aus. Der Turm bringt in ſeinem kühnen architektoniſchen Aufbau wirklich das zum Ausdruck, was er verkörpern ſollte, den Triumph eines ſieggewaltigen Geſchlechts. Doch auch dieſes Geſchlecht mußte ſich endlich beugen vor der Macht des Islam, und der Siegesturm ſah den gewaltigen Alā-ud-din in die unbezwingbare Feſtung einziehen. Während eines Jahrhunderts blieb die Hauptſtadt von Mewar in den Händen des Islam; dann aber erhob ſich der ritterliche und fürſtliche Sinn der Radſchputen und eroberte Tſchitor zurück. Es iſt nun bezeichnend für die Lebenskraft dieſes Stammes, daß der Sieg über den Islam auch ſofort eine neue und noch glänzendere Kunſtepoche einleitete. Dieſe Kunſtepoche knüpft ſich an den Namen Rana Kumbhos, des mächtigſten Fürſten Nordindiens im 15. Jahrhundert. Seine lange Regierung (1418—1468) bezeichnet eine Glanzepoche in der Geſchichte Radſchputanas und zeigt uns die unverwüſtliche Lebensfülle dieſes Stammes in ſeiner eigentümlichen Lehensverfaſſung. Man iſt nicht weniger von dem Umfang wie von der Schönheit der Bauten dieſes prachtliebenden Fürſten überraſcht. So viel davon auch heute in Trümmern liegen mag, das, was erhalten iſt, iſt geeignet, uns einen hohen Begriff von dem künſtleriſchen Aufſchwung zu geben, der ſich auf indiſchem Boden zur ſelben Zeit vollzog, als die mohammedaniſchen Herren Dehlis ihre Prachtwerke im Norden und Oſten Indiens ſchufen. Es war im wahren Sinn ein künſtleriſches Ringen, und hier trat dem mächtigen Hinduſürſten hetſend die neuerwachende Kunſt Gudſcherats an die Seite.

Die Reihe der Glanzbauten eröffnet Rana Kumbhos Palaſt. Die grandioſe Anlage der Mauermaſſen lenkt ſchon von weitem den Blick auf ſich. Es iſt nicht ein einzelſtehender Bau, ſondern eine zuſammengeſchloſſene Gruppe von Bauten, die in ihrer reichen Gliederung einen machtvollen Eindruck hervorruft. Anſprechend treten die zierlichen Balkone aus den maſſigen Flächen hervor, und die wuchtigen Kuppeln, welche die einzelnen Bauteile

bekrönen, geben dem Ganzen ein königliches Gepräge. Dem Palastbau entspricht der Tempelbau in der Anlage des Heiligtums, das dem „schwarzen Gott" geweiht ist. Dieses Heiligtum wurde mit dem Material eines alten, 10 km von Tschitor entfernten Tempels, den der muselmännische Fanatismus zerstört hatte, aufgerichtet. Eine mächtige Pyramide überragt das eigentliche Heiligtum, während Vorhalle und Seitenhallen sich dem Auge in der Pracht der Säulen darbieten, die der religiösen Kunst der Jaina das auszeichnende Gepräge geben. Dicht daneben hat Rana Kumbhos Gemahlin, die durch ihre Dichtungen berühmte Mira Bai, einen zweiten Tempel errichtet, der durch den Glanz des Ornamentes den ihres königlichen Gemahls noch überstrahlt. Ein Werk von prächtiger Wirkung ist der Prozessionspfad, der sich als glänzend geschmückte Säulenhalle um das Heiligtum zieht. Doch alle diese Bauten übertrifft in seiner künstlerischen Vollendung der neue „Siegesturm", in dem Rana Kumbho seinen Sieg über Sultan Mahmud von Malwa verherrlichte. Unter den von Hindufürsten aufgerichteten Siegesdenkmälern steht dieser Turm einzig da. Offensichtlich schwebte dem Besieger des gewaltigen sarazenischen Gegners der Siegesturm vor, den einst der Eroberer Dehlis in der Gestalt der Kutab Minar errichtet hatte. An Größe bleibt der Siegesturm von Tschitor hinter dem von Dehli zurück, aber in der architektonischen Vollendung und ornamentalen Ausstattung kann er es kühn mit der stolzen Schöpfung des Islam in Dehli aufnehmen. Und wenn wir unsere Vergleiche etwas weiter ausdehnen wollen, so stehe ich nicht an, seinem streng und klar gegliederten Aufbau den Vorzug selbst vor der glänzendsten Siegessäule des klassischen Altertums, der Trajanssäule, zu geben. In neun Stockwerken steigt der rechteckige Bau zu einer Höhe von 40 m empor. Das Ganze ruht auf einem Unterbau von 14,3 m im Geviert. Die einzelnen Stockwerke heben sich kräftig voneinander ab. Die Flächen werden an jeder Seite von einem in glänzender Pracht ausgeführten Balkon durchbrochen. Gesimse und Säulen beleben die breiten Massen. So steigt der Siegesturm bis zum obersten Stockwerke empor, das sich in einen nach allen Seiten offenen Säulenpavillon verwandelt, über dem, einer riesigen Königskrone vergleichbar, eine prachtvolle Kuppel ruht. Ein königliches Denkmal!

Ich konnte es mir nicht versagen, den Aufstieg zu wagen, um ein Rundbild über das imposante Ruinenfeld des alten Tschitor zu gewinnen. Über den Trümmern ruht noch der Abglanz der alten Größe, und mit Bewunderung erfüllt das ritterliche Geschlecht, das sich in diesen Denkmälern verewigt hat. Zweimal von den Herren Dehlis im blutigen Kampf erobert und zweimal mit glänzender Tapferkeit zurückerobert, wurde die Burgfeste erst für immer preisgegeben, als Akbar sie 1568 in seine Gewalt bekam. Aber es kostete einen furchtbaren Sturmangriff. Seit jener Zeit ist Tschitor

als Residenz der Fürsten von Mewar nicht wiedererstanden. Die Burgfeste konnte zerstört werden, aber nicht der Heldenmut des Volkes. An einem andern Punkte baute sich das Fürstengeschlecht eine neue Königsburg. So entstand Udaipur.

26. März 1905.

In frischem Galopp trägt uns der Wagen über die Ebene; wir hatten noch etwa 8 km zurückzulegen. Die Gegend bietet wenig Anziehendes. Wir biegen um eine schmale Hügelkette. Mit einem Schlag ändert sich das Bild, und Udaipur entfaltet sich in seiner ganzen Pracht vor unsern Augen. Udai Singh, der neue Herr von Mewar, hätte keinen schöneren Platz finden können, als er sein Hoflager von Tschitor nach diesem Punkte verlegte. Das Panorama ist bezaubernd. Indien hat sich so oft dem Blick als ein Buch der Märchen gezeigt; aber das Bild, das sich jetzt vor uns aufrollt, schaut wie die schönste Illustration dieses Märchenbuches drein. Eine lange Kette von Türmen und Wällen, Palästen und Tempeln hebt sich in malerischer Pracht von einem Walde der üppigsten Gartenanlagen ab, und darüber steigt die eigentliche Stadt mit ihren phantastischen Türmen und reizenden Kiosken und Kuppeln empor.

27. März 1905.

Unser Weg führt durch eine Art Vorstadt. Es ist das Villenviertel der reichen und mächtigen Familien Udaipurs. Mit jedem Schritte wechselt die Szenerie. Von allen Seiten zeigen sich erhöhte Anlagen, über die sich schattige Gärten ausbreiten. Elegante Pavillons und anmutige Kioske erheben sich aus dem dichten Grün, Marmortempel und Marmorpyramiden funkeln im Sonnenschein. Durch ein von Bastionen eingeschlossenes Tor betreten wir die eigentliche Stadt. Eine lange Reihe farbenprächtiger Basare tut sich vor uns auf. Die reizenden, terrassenförmig nach oben abschließenden Häuser sind zum Teil aus rotem Sandstein ausgeführt. Die weißgetünchten Wohnungen dazwischen bringen einen angenehmen Wechsel in das Farbenbild. Ansprechend erscheinen die weit geöffneten, auf Säulen ruhenden Kaufhallen. Alles zeugt von einer außerordentlichen Sauberkeit und Zierlichkeit. Fast jedes Haus hat seinen säulengeschmückten Pavillon. Balkone und Fenster sind mit den schönsten Spitzengeweben aus Marmor verschleiert. Schnitzwerk und Malerei belebt selbst die Fassade der einfachsten Wohnungen. Von den Häusern wendet sich das Auge dem Volksbilde der Straßen zu. Die Bewohner Udaipurs, die alten Herren von Tschitor, sind ein schöner Typus der Radschputen. Hoch gewachsen, prägen sie in ihrem Antlitz einen stolzen Zug ritterlicher Kraft und edler Schönheit aus. In ihrer farbenreichen Kleidung, einem langen, eng anschließenden leichten Gewand aus Seide oder Musselin, mit dem kühnen, etwas kokett geschlungenen Turban auf dem Kopfe wissen sie dem natürlichen Adel der Gestalt einen

Bild 206. Tſchitor. Tempelruinen. (S. 277.)

Bild 207. Udaipur. Schloß. (S. 280.)

Bild 208. Udaipur. Blick auf die Stadt. (S. 278.)

glänzenden Ausdruck zu geben. Besonders wenn das Obergewand reich mit Gold und Silber bedeckt ist, nimmt sich diese Erscheinung wahrhaft fürstlich aus; dann sind sie wirklich Radschputen, „Königssöhne".

Während wir uns durch die volkerfüllten Straßen hindurchdrängen, wird das Auge nicht müde, sich des prachtvollen Schauspieles zu erfreuen. Einzelne Wege sind sehr enge, mehr Gassen als Straßen, überall aber herrscht ein buntes reges Leben. Das Bild einer fleißigen Bevölkerung tritt uns auf Schritt und Tritt entgegen. Von ganz besonderem Interesse war es mir, in den Straßen jener Scheidung nach Berufen zu begegnen, von denen uns bereits die literarischen Denkmäler Altindiens berichten. Das alte Indien hatte seine Zünfte, und diese verteilten sich auf die einzelnen Straßen. Gerade so finden wir es hier. Da ist eine Straße, die nur Basare der Schuhmacher, eine andere, die nur solche der Weber enthält. In einer Gasse gewahrt man ausschließlich Verfertiger und Verkäufer von Turbanstoffen, in einer andern drängen sich die Schauläden mit Seiden- und Brokatstoffen aneinander. Hier ist jede Bude ein kleines Kriegsarsenal mit Waffen aller Art, dort eine Schatzkammer mit den schönsten Erzeugnissen der Goldschmiedekunst und Juwelierarbeit. Selten habe ich das alte Indien so lebendig in dem neuen Indien wiedergefunden wie hier. Und dazu nun die Menschenmassen, die an den Basaren auf und ab wogen. Zwischen ihnen hindurch zieht sich ab und zu eine kleine Prozession oder ein Hochzeitszug. Der Lärm ist betäubend, die warme Luft aber ist von mancherlei „Balsamduft" durchschwängert.

Das laute Getöse der Gesänge und Pfeifen nimmt zu, während wir uns dem Tempel des Jagganath nähern. Er gilt als das Hauptheiligtum von Udaipur. Der Bau erhebt sich auf hoher Terrasse aus Marmor. Der Staat Mewar ist ja eine Hauptfundgrube des reinsten Marmors, und so kann es uns nicht überraschen, daß hier alle Teile des Tempels aus dem schönsten Marmor hergestellt sind. Der Pyramidenturm steigt zu bedeutender Höhe empor. Von besonderer Pracht aber ist die mit dem schönen Säulenschmuck ausgestattete Vorhalle. Überall schlingt sich das Rankenwerk phantastischer Skulpturen hinauf. Aber noch mehr als der Tempel entzückte mich die Pracht der Paläste, welche von den angesehenen Geschlechtern des alten Radschputenadels bewohnt werden.

Das Viertel der Radschputenfamilien erscheint wie eine Stadt von Schlössern; jede Schloßburg besitzt ihre stolzen Türme und innerhalb ihrer Umwallungen einen ganzen Komplex von Gebäuden. So steigt eine Zitadelle neben der andern empor und bereitet den Besucher auf das Bild der alles beherrschenden Königsburg vor. Eines der größten und glänzendsten unter allen indischen Königsschlössern ist unstreitig der Palast von Udaipur. Er bedeckt den Kamm eines Hügels, der parallel zum See in der Richtung von Ost nach

West läuft. Da das Plateau zu schmal war und nicht genug Raum zur Entfaltung des Baues darbot, so wurde die Kammfläche künstlich erweitert, indem die eine Seite der Böschung zu einer mächtigen, auf drei gewölbten Stockwerken ruhenden Terrasse ausgebaut wurde. Die Arbeit ist so solide ausgeführt, der größte Teil der Baumassen ruht so fest auf diesem künstlichen Unterbau, als stehe er auf dem natürlichen Felsen. Was das besagen will, davon kann man sich erst eine deutliche Vorstellung machen, wenn man die riesigen Steinmassen dicht vor Augen hat. Schon als sich uns gestern Mittag von der Höhe aus die Stadt zum erstenmal darbot, hatte dieses Königsschloß einen majestätischen Eindruck gemacht. Aber er bleibt doch noch weit hinter dem Bilde zurück, das die Burg von dem See aus darbietet. Das war wirklich eine Überraschung. Selbst in Indien hatte das längst verwöhnte Auge so etwas noch nicht gesehen. Man denke sich zunächst im Vordergrund einen 60,8 m breiten und 25,2 m hohen Koloß aus Granit und Marmor, an den Seiten von mächtigen oktogonalen Turmbauten eingefaßt. Wie eine Zitadelle springt dieser Teil des Schlosses vor. Daran schließen sich die Doppelmauern, welche aus der Tiefe schräge geneigt aufsteigend einer riesigen Brüstung gleichen, die das eigentliche Palais abschließt. Über der Brüstung tauchen unzählige große und kleine Kuppeln als Abschluß der Türme empor. Sie deuten dem Auge die Masse der Bauten an, die sich in einer Ausdehnung von 3 km hinter der doppelten Umwallung verbergen, und lassen die Pracht ahnen, in der hier der mächtigste Radschputenfürst ein Werk schaffen wollte, das aller Herrlichkeit der Moguln Trotz bieten konnte. Fatihpur Sikri nicht weniger wie Agra und Dehli sollten übertroffen werden. Wie zum Hohn auf den gewaltigen Beherrscher Dehlis zog der fürstliche Architekt allen Schmuck, den die beiden Kaiserstädte in ihren Bauten entfalteten, heran, um ihn mit der Pracht der einheimischen Architektur zu einem neuen künstlerischen Ganzen zu verweben. So kommt es, daß dem Auge in der ornamentalen Behandlung der Flächen überall die künstlerischen Formen der Paläste von Dehli und Agra entgegen treten.

Der Haupteingang zum Schloß öffnet sich von der Stadt aus. Als wir aus der volkerfüllten, ziemlich engen Gasse in den Freiraum traten, der sich vor dem Hauptportal ausbreitet, standen wir vor einer Fassade, die sich in Schönheit und Eleganz den herrlichsten Palastfassaden der Welt an die Seite stellen kann. Es bleibt der Feder versagt, das Bild zu schildern, das in den Türmen und Galerien, Portalen und Balkonen dem Auge entgegen leuchtet. Ein prachtvoller, von drei Kranzbogen überwölbter Torweg führt in das Innere des Schlosses ein. Alles ist aus reinstem weißen Marmor in einem einfachen und vornehmen Stile hergestellt. Bezeichnend ist es, daß der Schmuck der Götzenfratzen von diesem Hinduwerk ganz ferngehalten ist.

Um ſo reiner und reicher ſind die dekorativen Formen in dem Spiele der Linien und Arabesken durchgeführt, welche die Rahmenflächen der Galerien und Balkone umgeben. Wir betraten den inneren Hof. Nach zwei Seiten iſt die breite Fläche von jenem Teil des Schloſſes eingefaßt, den der König bewohnt. In drei mit herrlichen Säulen geſchmückten Galerien baut ſich die Königswohnung auf. Weniger kann die Ausſtattung der Innenräume befriedigen. Hier gibt ſich ein großer Unterſchied gegenüber der Kunſt von Dehli und Agra zu erkennen. Die leuchtende Schönheit des Marmormoſaiks und die feſſelnde Anmut der plaſtiſchen Darbietungen werden durch groteske und phantaſtiſche Ornamente erſetzt. Man merkt, daß der fürſtliche Erbauer das Geheimnis der dekorativen Kunſt jenes Zeitalters, das er überſtrahlen wollte, doch nicht erfaßt hatte. Um ſo erfolgreicher tritt er im Bereiche der Architektur als Rivale auf, beſonders dort, wo es ihm gelingt, dieſe mit den Reizen der tropiſchen Vegetation zu umgeben. Wir hatten den Hof durchſchritten und ſahen uns auf einmal in einen prachtvollen, mit dem herrlichſten Baumwuchs gezierten Garten verſetzt. Das war in des Wortes wahrſtem Sinn ein hängender Garten der Semiramis. Wir befanden uns auf der in einen Garten umgewandelten grandioſen Terraſſe über der Schloßzitadelle und genoſſen den Schatten hundertjähriger Bäume, während wir durch die mit Marmorplatten belegten Avenuen ſchritten. Dieſe reizenden Avenuen bilden Strahlen, vom Zentrum des Wundergartens ausgehend, wo ſich ein großes Baſſin befindet, das nach allen Richtungen in Marmorkanälen das Waſſer ausſtrömt. Vom berauſchenden Duſte der Blumenbeete umhaucht, verbringt hier der Fürſt die ſchönſten Stunden der Ruhe und genießt den entzückenden Ausblick auf den See und das Land ringsum, aus deſſen felſigem und ſandigem Boden das ſtolze „Sonnengeſchlecht“ eine Oaſe von paradieſiſcher Schönheit hervorgezaubert hat. Lange verweilte ich hier. Wie eine Viſion lagen Stadt und Tal und See, von den ſtolzen Kuppeln und Türmen bekränzt, vor mir, ein getreues Bild des alten Indien. Das Auge möchte die tauſend Einzelheiten umfaſſen; es verirrt ſich hierhin und dorthin, und immer wieder entdeckt es neue, überraſchende Reize. Nur ungern trennt man ſich von einem ſolchen Plätzchen und den Bildern, die es aufrollt.

Doch dieſer „hängende Garten“ bildet nur ein kleines Stück der Herrlichkeit, mit der ſich der fürſtliche Beſitzer des Rieſenpalaſtes umgeben hat. Wir folgen den vielen Nebengebäuden des Palaſtes entlang einem Wege, der uns dem Rande des Sees zuführt. Hier lagern ſich terraſſenförmig die eigentlichen Palaſtgärten. In ſchwelgender Üppigkeit bedeckt der tropiſche Pflanzenwuchs die kunſtvoll ausgebauten Flächen. Fontänen und Kanäle ergießen ihr Waſſer, und im dunkeln Schatten mächtiger Baumgruppen geborgen liegen zahlreiche kleinere Paläſte und Pavillons. Vor allen andern aber erregt ein Bau die Aufmerkſamkeit. Es iſt eine auf

1000 Säulen ruhende Halle, ein Sommerpalaſt, der dicht am Rande des Sees liegt. Die Gewölbe ſind mit einem glänzenden Moſaik geſchmückt. Zahlreiche Springbrunnen laſſen ihren Waſſerſtrahl emporſteigen und niederfallen. Alles iſt darauf abgeſehen, den ganzen Zauber orientaliſchen Lebens wachzurufen, ein indiſches Sansſouci, das allem Luxus abendländiſcher Sansſoucis zu ſpotten ſcheint.

Wir ſteigen die Anhöhe hinab. Vor uns breitet ſich der See aus. Dicht am Rande erhebt ſich ein majeſtätiſcher Triumphbogen aus Marmor, ein Prachtſtück jener den Jaina eigentümlichen Architektur. Eine kleine Schaluppe liegt bereit; ſie ſoll uns zu den beiden Zauberinſeln tragen, in denen ſich die Schloßpracht fortſetzt. Bald gleiten wir über die glitzernde Fläche, und das Panorama der Bauten beginnt ſich in ſeiner monumentalen Größe vor uns aufzurollen. Ein ſchöneres Seeufer habe ich auf indiſchem Boden noch nicht geſehen. Die Ghats von Benares bieten vom Ganges aus in der Maſſe ihrer Stufenanlagen und großen Paläſte unſtreitig ein feſſelndes Bild, und das Leben und Treiben der badenden und betenden Hindu im Strome verleiht ihnen einen Reiz, dem ſich kein anderes Flußbild an die Seite ſtellen läßt. Aber die ganze Größe und Schönheit jener fürſtlichen Architektur, die das alte Indien auszeichnet, iſt mir niemals ſo zum Bewußtſein gekommen als in dem Augenblicke, wo wir vom Ufer losgelöſt die rieſige Maſſe der Bauten vor uns ſozuſagen aus dem See emporſteigen ſahen. Das iſt ein Bild architektoniſcher Pracht, wie es deren überhaupt wenige in der Welt geben dürfte. Den Rand des Sees umſäumen die gewaltigen Marmorſtufen der Ghats, ſtrahlend in blendendem Weiß der fein polierten Flächen; darüber recken die zahlreichen kleineren Paläſte ihre Türme und Pavillons empor, bald im reinſten Schimmer des Marmors, bald im Roſarot des Sandſteins leuchtend. Das Ganze bietet ein einzig ſchönes Farbenſpiel im goldenen Lichte der Sonne. Über allen Einzelbauten aber erſcheint majeſtätiſch die Königsburg in ihren wuchtigen Marmormaſſen mit Türmen, Kiosken, Galerien, Balkonen ohne Zahl. Je mehr wir uns von dem Ufer entfernen, um ſo prachtvoller treten die Umriſſe des Panoramas in der Schönheit der Linien und Farben hervor. Während wir uns dieſes Bildes erfreuen, nähert ſich das Boot dem Inſelpaar in der Mitte des Sees. Der See hat die Geſtalt einer langgezogenen Elipſe von 15 km Länge und 7 km Breite. Nach der einen Längsſeite wird der See von jenem winkeligen Höhenzug eingeſchloſſen, an deſſen unterer Partie Udaipur hinanklimmt. Auf der andern Seite breiten ſich rieſige Sümpfe aus, die von dichten Wäldern eingeſäumt und tief im Hintergrunde von einzelnen iſolierten Bergkuppen überragt werden.

Wie zwei koſtbare Smaragde von einem breiten Silberband eingefaßt, leuchtet das üppige Grün der beiden Inſeln inmitten des blendend hell-

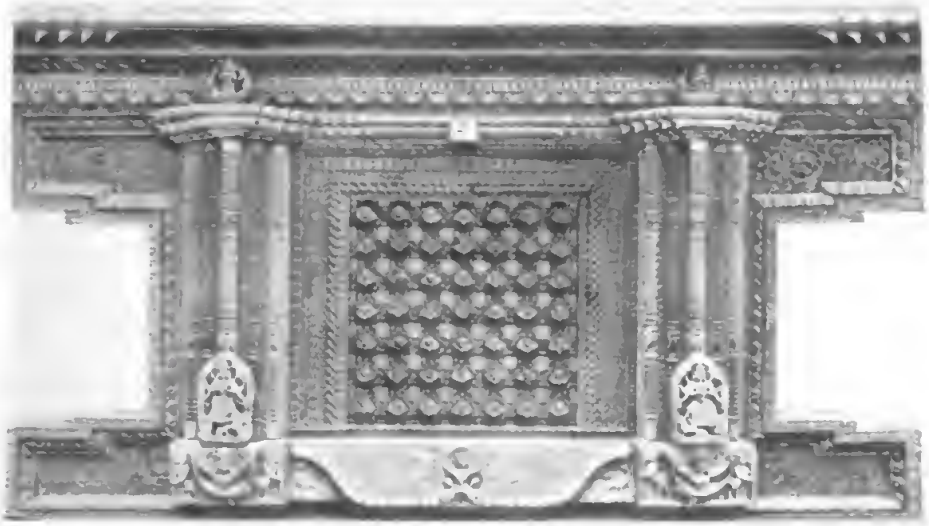


Bild 209. Holzgeſchnitztes Fenſter.

Bild 211. Geſchnitzte Türe.

Bild 210. Holz-Elfenbein-Moſaik.

Bild 212. Bemalter Stuck.

Hausſchmuck der Radſchputana-Kunſt. (S. 278.)

Bild 213. Udaipur. Park und See des Schlosses. (S. 280.)

schimmernden Sees. Die eine der Inseln heißt Yug-Navos, die andere Yug-Mandir.

Wir landen zunächst an der Insel Yug-Navas. Sie wird mit Recht eine Zauberinsel genannt. Das Raffinement eines prachtliebenden Fürsten hat es verstanden, die Insel in einen einzigen großen Sommerpalast zu verwandeln. Natur und Kunst wirken zusammen, um ihn mit einer feenhaften Schönheit zu umgeben. Die Anlage breitet sich in einer größeren Zahl kleiner Paläste über die Insel aus. Jeder Palast hat seine Empfangssäle, seine Baderäume, seine Pavillons; eine außerordentliche Eleganz zeichnet die Architektur, ein geradezu fabelhafter Reichtum das Ornament aus. Auf Schritt und Tritt nimmt man wahr, wie der königliche Architekt es darauf abgesehen hat, das Schönste und Kostbarste, das Dehli und Agra bieten, in seinen Schöpfungen zu überbieten. Marmor ist der einzige Stein, der dabei zur Verwendung kommt, und zwar nicht bloß in einer Art und in einer Farbe, sondern in allen Arten, die Radschputana besitzt. Die Säulen, Gewölbe, Kuppeln, die Reservoire und Mauern, alles ist aus dem feinsten Marmor hergestellt. Die Marmorflächen werden durch die funkelnde Pracht des Mosaiks belebt. Das ist ein Flimmern und Glitzern, daß das Auge sich fast geblendet dem Grün des Baumwuchses zuwendet, der diese marmorne Schönheit umrahmt. Jeder Palast hat seinen eigenen, von Galerien umgürteten Garten. Duftende Blumenbeete und Bananengruppen erheben sich aus dem Rasen. Stolze Mango und Tamarinden werfen ihre breiten Schatten über die schneeweißen Mauerflächen, und die Kokospalme schwingt graziös ihre leicht bewegte Krone hoch empor. Künstlerische und natürliche Schönheit stehen hier in entzückendem Einklang, und gerne möchte man Stunden und Stunden in diesem Märchenpalast verweilen, um sich einer Schönheit zu erfreuen, die nur Indien zu bieten vermag. Doch es drängte die Zeit, zur Schwesterinsel zu kommen. Sie ist dem Altertumsforscher nicht weniger interessant als dem Kunstfreund. Hier nämlich hatte der spätere Kaiser Schah Dschahan eine Zufluchtsstätte gefunden, als er sich gegen seinen Vater Dschehangir aufgelehnt und dann vor dessen Truppen flüchten mußte. Der Radschputenfürst baute dem kaiserlichen Prinzen einen Palast, um den ihn Agra hätte beneiden können. Aus der Ferne erscheint die Insel mit ihren schneeweißen, aus dem dunkeln Grün auftauchenden Kuppeln und Türmen wie eine geheimnisvolle Luftspiegelung. Wir kommen näher, und was uns wie ein flüchtiges Bild erschien, leuchtet in der vollen Pracht der Wirklichkeit. Eine Marmorstufe führt uns zwischen den mächtigen Marmorgestalten von Elefanten, die mit ihrem emporgeschwungenen Rüssel den Uferrand zu tragen scheinen, zu den Palastanlagen empor. Der Marmorglanz der Mauern und Pavillons ist bereits zu gewöhnlich geworden, um noch das Auge lange zu fesseln. Wir treten in die von Schah Dschahan einst bewohnten Räume

ein. Hier leuchtet uns die unbeschreibliche Schönheit des kostbaren Mosaiks aus Achat, Onyx, Jaspis, Smaragd, Rubin entgegen. In einem dieser Luxussäle steht ein Thron, der aus einem einzigen Serpentinblock gehauen ist und von vier Karyatiden getragen wird. Ein Seitenstück zu diesem kostbaren Thron bildet in einem der Höfe ein kleines Heiligtum aus Serpentin, das einem von Schah Dschahan besonders verehrten „Heiligen" geweiht ist. Auch in dieser Palastanlage strotzt alles von der Üppigkeit eines orientalischen Reichtums, und je tiefer man in die Gärten eindringt, um so mehr scheint sich das Raffinement des Luxus zu steigern. Am Weststrande der Insel ist der umfangreichste Palast angelegt. Es ist ein wahres Zauberschloß, halb dem Wasser, halb dem Lande angehörig. Prächtige Gärten umsäumen die Marmormassen nach der Landseite; lustige, auf niedlichen Säulen ruhende Kioske, die aus der Flut emportauchen, umspielen sie von der Seeseite mit ihren schlanken heiteren Formen. Wie eine entzückende Dichtung in Marmor strahlt dieses herrliche Bild dem Auge entgegen. Während unser Boot sich wiederum dem Lande nähert, wird es einigermaßen möglich, die fabelhafte Bauluft dieser fürstlichen Architekten zu überschauen. Dort erscheinen die Palastinseln mit ihren von phantastischen Türmen und Spitzen übersäten Gärten, hier schimmern die Ufer im lichten Glanze einer weit ausgedehnten Marmormasse.

28. März 1905.

In aller Frühe brachen wir auf, um die Königsgräber zu besuchen. Die Totenstadt der Fürsten von Udaipur, gleich allen ähnlichen Anlagen bekannt unter dem Namen Mahasati, liegt ungefähr in der Mitte des Kreises von Bergen, die das Tal Udaipur bilden, dicht bei der alten Stadt Ahar. Der Weg windet sich bald dem Ufer eines schmalen Flusses entlang, bald senkt er sich in schluchtenartige, mit vielem Geröll bedeckte Tiefen, dann wieder steigt er empor und klimmt neben zerrissenen Abhängen hinauf. Kleine Baumgruppen bringen etwas Leben in diese „steinreiche" Gegend.

Es war mir von höchstem Interesse, zum erstenmal eine Totenstadt des Hinduismus kennen zu lernen, nachdem ich die Nekropolen des Islam in Dehli und Agra bewundert. Von der Herrlichkeit des alten Ahar ist nur wenig mehr zu sehen. Einige kleine Tempel und ein paar recht unbedeutende Jaina-Klöster, die zwischen einer Gruppe von etwa fünfzig Hütten versteckt liegen, sind das einzige, was noch an die ehemalige Hauptstadt erinnert. Auch sie sind neueren Ursprungs, aber die zahlreichen Skulpturen und Säulen, mit denen sie geschmückt sind, weisen darauf hin, daß dieser Schmuck den älteren Tempeln, die einst hier standen, entlehnt ist. Ein um so fesselnderes Bild bot die Totenstadt. In weitem Umkreise gewahrt das Auge unzählige pavillonartige offene Säulenhallen auf hochliegenden Terrassen in allen Größen, den zierlichen Vorhallen eines Heiligtums der Jaina ähnlich

Bild 214. Udaipur. Ghats am See. (S. 282.)

Digitized by Google

Bild 215. Udaipur. Jagat Singhs Tempel. (S. 284.)

Bild 216. Udaipur. Chattri Rana Sangram Singhs. (S. 285.)

Überall iſt es eine von ſchlanken Säuten getragene Kuppel, welche über der Halle emporſteigt und dem Ganzen ein feierliches Gepräge verleiht. Die Grabdenkmäler heißen Chattri. Dieſe Bauten gehören unſtreitig zu den anſprechendſten Werken der indiſch-arabiſchen Kunſt, ſo einfach ihre Beſtandteile ſind: ein großer würfelförmiger oder achteckiger Sockel als Unterlage des Monumentes, darüber eine Säulengruppe, welche durch Vermittlung von Konſolen die gezahnten Rundbogen trägt, auf denen der acht- oder ſechzehnſeitige Architrav ruht; darüber erhebt ſich die Kuppel in Geſtalt einer Halbkugel. Jede Halle bildet ein Grab für ſich. In glücklicher Weiſe iſt hier die Pracht der den Jaina eigenen Säulenhallen als Grabſchmuck verwertet worden. Dieſe Verwertung iſt um ſo intereſſanter, als die Anlage ſolcher Grabdenkmäler dem Hinduismus ganz fremd geworden war.

Der Brahmanismus lehnte ſeit dem großen Kampfe mit dem Buddhismus die Verehrung der Überreſte der Toten in der Geſtalt der Chaitya vollſtändig ab; er verabſcheute den Totenkultus. So blieb es durch Jahrhunderte. Auch das Eindringen des Mohammedanismus änderte nichts daran. In allen Teilen Indiens entſtehen die grandioſen Maufoleen. Das Andenken der Heiligen und Heerführer des Islam wird in ſtolzen Denkmälern verewigt. Aber auch der höchſte Glanz iſt ohne Einfluß auf den Hinduismus durch alle Jahrhunderte gebtieben. Das brahmaniſche Indien kennt keine Grabdenkmäler. Nur an einem Punkt Indiens trat plötzlich ein Umſchwung ein. Der Radſchput hatte es in herausforderndem Selbſtbewußtſein unternommen, in ſeinen Paläſten die künſtleriſche Pracht der Moguln zu übertreffen. Wie er nun im Leben den mächtigen Nachbarn gleich ſein wollte, ſo wollte er auch im Tode nicht hinter ihnen zurückſtehen. Dehli und Agra entfalteten in ihren Totenſtädten einen Glanz, wie er der Herrlichkeit ihrer Palaſtſtädte entſprach. Udai Singh hatte in der Stadt, die ſeinen Namen trug, eine mit Agra und Dehli rivaliſierende Palaſtſtadt angelegt. Der Totenſtadt von Agra und Dehli wollte er eine ebenbürtige Nekropolis gegenüberſtellen. Er erbaute ſie auf dem durch die älteſten Erinnerungen Radſchputanas geweihten Boden, an der Stelle, wo einſt deſſen älteſte Hauptſtadt geſtanden hatte. Aber in der künſtleriſchen Anlage dieſer Totenſtadt ließ er ganz im Gegenſatze zu ſeiner Palaſtſtadt ausſchließlich das Hindu-Element zur Geltung bringen. Es ſollte eine Nekropotis des Hinduismus, und zwar des von der Jaina-Religion beherrſchten Hinduismus ſein. In ſeinen Paläſten hatten die künſtleriſchen Elemente Dehtis und Agras dem Aufbau das Grundgepräge gegeben. An den Portalen und Niſchen, an den Galerien und Balkonen waltet der Spitzbogen, und im Innern der Patäſte wiederholt ſich der farbenſtrahlende Marmor- und Moſaikglanz der beiden Kaiſerſtädte. Anders in den Tempeln. Hier brachte der königliche Architekt ausſchließlich die reiche Pracht der Jaina-Plaſtik in den

Säulengängen so zur Entfaltung, daß das Heiligtum ein durch und durch indisches Gepräge bewahrt. Dem Heiligtum der Lebenden sollte das Heiligtum der Toten entsprechen, und so begann sich diese Nekropolis in jener den Jaina eigenen Architektur und Plastik zu entwickeln, die uns sofort erkennen läßt, daß das Geschlecht, das hier ruht, ganz im Banne der vom Islam bekämpften religiösen Grundmacht des Hinduismus stecken geblieben ist. Wir gewahren hier nichts von jenen monumentalen Grabbauten der Kaiserstädte, jenen palastartigen Mausoleen, die in ihrer ernsten Größe die sieghafte Macht der dort ruhenden Geschlechter verewigen. Überall zeigt sich die heitere Pracht des üppig ausgestatteten Jaina-Heiligtums. Diese leichten, auf hohen Terrassen sich erhebenden Säulenhallen, bald nur aus wenigen Säulen bestehend, bald aus mehreren Gruppen zusammengesetzt, hier in Gestalt eines Rechteckes, dort in Gestalt eines Oktogons angelegt, entwickeln in ihrer Gliederung ein materisches Bild. Und die architektonische Schönheit und plastische Grazie wirkt um so angenehmer auf das Auge, je glänzender sich die Marmormassen von dem reichen Grün abheben, das die Denkmäler umgibt.

Von besonderer Pracht sind die Grabdenkmäler der letzten Fürsten von Udaipur. Eine verschwenderische Fülle von Marmor ist auf die Anlage der Terrassen, Säulen und Kuppeln verwandt. Ein einziges dieser Denkmäler soll nicht weniger als vier Millionen Mark gekostet haben. Verglichen mit Dehli und Agra macht die Totenstadt insofern einen einheitlicheren Eindruck, als die Denkmäter sich nicht wie dort über eine weite Ebene zwischen vielerlei andern Bauten zerstreut ausbreiten. Es ist ein geschlossenes Ganzes. Die vielen Säulenhallen, die sich vor den Augen auftun, nehmen sich wie ein Wald glänzend weißer Stämme aus, über denen unzählige majestätische Kronen aus Marmor emporragen. Die ganze Totenstadt ist in einen herrlichen Park umgewandelt, in dem schlanke Palmen mit mächtigen Nimbäumen und Tamarinden wechseln. Der Schatten mildert den blendenden Glanz des Marmors.

Es war ein wundervoller echt indischer Tropenmorgen, als wir in diesem Totenpark zwischen den Denkmälern und Baumgruppen umherwandelten und uns der Schönheit erfreuten, welche Natur und Kunst in edlem Wettstreit hervorgebracht. Die tiefe Stille der Wildnis, die Verlassenheit und Unzugängtichkeit des Ortes, die Erinnerungen an die Heldentaten eines rittertichen Geschlechtes würde diesen Grabstätten einen hohen poetischen Reiz verleihen, wenn das Bild nicht durch einen Zug getrübt würde, der uns in die Mitte eines barbarischen Volkes zurückversetzt. Von der Betrachtung dieser Marmorpracht lenkt uns in diesem Augenblick eine Gedenktafel ab. Ich dachte zuerst an ein dem Andenken des Königs geweihtes „Lobgedicht". Aber ein Gefüht des Entsetzens erfaßte mich, als ich darin eine Erinnerung an jene furchtbare Sitte des Hinduismus erkannte, die es

dem Hinduweib zur Pflicht macht, dem Gatten als Satī (treues Weib) in den Tod zu folgen. Inmitten des äußeren Glanzes fand ich mich auf einer Stätte, welche Zeugin so mancher jener grauenhaften Feueropfer war. Das Weib läßt sich lebendig mit dem toten Manne verbrennen. Hatte der Mann viele Frauen, so folgten sie ihm alle in einen freiwilligen Flammentod. Als Augenzeuge berichtet P. Strobl von den Ausbrüchen fanatischer Begeisterung, aber auch von dem Seufzen und Weinen der brennenden Frauen, das man durch Lärmen zu übertönen suchte, damit die Umstehenden es nicht vernähmen. Dann fährt er fort: „Lächerliche Dinge erzehlen diese Heiden von solchen Schlacht-Opfern der Ehelichen Liebe, welche nemlich aus freyem Willen (es gehet zwar nicht allezeit ohne Zwang und Gewalt zu) sich mit ihren Ehe-Männern in der Glut vergraben. Diese Heldinnen, sagen sie, müssen durch einen außerordentlichen Beruf ihrer Götter zu einer so heroischen Todes-Art beruffen werden; und seye eben dieses die Ursach, daß manche von dem Scheiter-Hauffen sich los zu machen zaghaft suchen, weilen sie in Erwählung ihres Selbst-Mords auf eigene Kräften zu viel vertrauet, und solchen Entschluß blind gefasset haben. Alles, was solche Weiber kurz vor ihrem Feuers-Tod reden und vorsagen, wird für lauter ungezweiffelte Weissagungen: sie aber selbst für etwas mehr als menschliches angesehen; wie man dann auch ihrem Aschen ganz ausnehmende Ehren bezeiget."

Und nun stelle man sich einen der mächtigsten Radschputenfürsten vor. Es wäre eine Schande gewesen, ohne ein großes Gefolge solcher Opfer sich zu den Höhen Brahmas emporzuschwingen. Je größer die Zahl dieser Selbstopfer war, um so glänzender lebte der Name des Fürsten in der Erinnerung fort. Auf dem Scheiterhaufen des Rana Sangram Singh verbrannten sich nicht weniger als 25 Frauen. Die Bewunderung wandelt sich in Grauen und Entsetzen um, wenn man die Marmorstufen emporsteigt und dann überall auf die Erinnerungssteine dieser barbarischen Sitte stößt. Jeder dieser kleinen und großen Marmortempel verherrlicht in seiner künstlerischen Pracht eine solche „Satī" oder „Selbstopferung", und darum führt die Nekropolis schlechthin den Namen Mahāsati, „Stätte der Selbstopferung", als wären die zahllosen Denkmäler weniger der Asche der Könige und Prinzen als den Überresten jener unglücklichen, in den Augen der Hindu aber glorreichen Frauen geweiht, die freiwillig sich in die Flammen werfen ließen.

Das ist der Hinduismus. Hinter aller äußeren Pracht lauern die Orgien der üppigsten Ausschweifung und wildesten Grausamkeit. Die Satī bildet nur einen, wenn auch höchst charakteristischen Zug in diesem Bilde tiefster sittlicher Fäulnis. Ob „Selbstopferung" der Frau oder „Selbstpeinigung" des Büßers, beides entstammt derselben Quelle, aus der jene ungezügelte Sinnlichkeit hervorgeht, die dem innersten Wesen des Hinduismus eigen ist.

# 34. Das Bergheiligtum Abu.

3. April 1905.

In der Frühe fuhr ich von Tschitor nach Adschmir zurück, um den Anschluß an die Bahn zu gewinnen, die mich nach Gudscherat, dem heiligen Lande der Jaina tragen sollte. Wir eilen einem Schauplatz künstlerischen Schaffens zu, wie es deren selbst in dem an Denkmälern so reichen Indien wenige gibt. Ganz Gudscherat könnte um der Fülle seiner herrlichen Kunstschöpfungen willen ein einziges, groß angelegtes Denkmal religiöser und künstlerischer Begeisterung genannt werden. Seinen höchsten Glanz erreicht dieses Riesendenkmal auf der Höhe des heiligen Berges Abu, gewöhnlich Mount Abu genannt.

In der Ferne zeichnen sich die Umrisse eines mächtigen Gebirgsstockes ab. Es ist der südlichste Vorsprung der Arawali-Kette. Die Staffage der Bergmasse rückt immer näher und näher. Schroffe Felsen mit jähen Abhängen treten hervor. Einer dieser Abhänge fesselt vor allem die Aufmerksamkeit. Ein hoher zackiger Berg stürzt wie ein Vorgebirge endend fast senkrecht in die Ebene herab. Das ist Mount Abu, einer der herrlichsten und heiligsten Berge Indiens. Wie eine Felseninsel steigt er zu einer Höhe von 1723 m so steil aus einem Ozean von Sand empor, daß man meinen könnte, seine stolzen Zacken und Spitzen seien für jedes menschliche Wesen unzugänglich. Und doch hat gerade hier Menschenhand eine der denkwürdigsten Schöpfungen religiöser Kunst hervorgebracht.

An Station Abu Road empfängt mich ein liebenswürdiger Mitbruder und geleitet mich in das gastliche Heim seiner Wohnung. Die neue, unter dem Namen Abu Road angelegte Stadt ist als ein wichtiges Bahnzentrum schnell im Emporwachsen begriffen. Breite, schön angebaute Straßen ziehen sich zwischen den Häuserblöcken her. Es ist erstaunlich, wie schnell der Engländer alles bald so praktisch und so comfortable einzurichten versteht. Der Parsi folgt dem Engländer und nistet sich behaglich überall ein, wo eine lohnende Aussicht auf großen Verdienst winkt. Diese Aussicht verwirklicht sich in den geschäftlichen Verbindungen mit dem wichtigen Sanatorium von Mount Abu. Darum darf es uns nicht überraschen, in dieser eben entstehenden Stadt neben einem christlichen Friedhof bereits einen „Turm des Schweigens“ zur Bestattung der Parsi zu finden, eine neue Aasgeier-

stätte zu den andern, die sich von Malabar Hill in Bombay der Westküste entlang nach Gudscherat und Radschputana hinaufziehen. Parsi und Seth ringen im regsten Wettbewerb um die wirtschaftliche Überlegenheit. Den Spuren des Parsi folgt der Aasgeier, um dereinst die sterblichen Reste zu verzehren, welche die Erde nicht beflecken dürfen.

5. April 1905.

Unsere Tonga ist vorgefahren, ein leichtes, von zwei Pferden gezogenes Wägelchen. In der strahlenden Lichtfülle eines wolkenlosen Tropenmorgens treten wir die Fahrt zum heiligen Berg an. Wir sind noch zwei Meilen vom Fuße des Berges entfernt. Schnell geht es durch die Straßen von Abu Road der Ebene zu, die uns vom Fuße des Abu trennt. Es ist noch sehr früh am Morgen, und wir genießen die wohltuende Frische einer abgekühlten Luft. Wir haben bald eine kleine Pilgergruppe eingeholt, die zum heiligen Berg emporsteigt. Dieses arme Landvolk, dürftig gekleidet, opfert das wenige, was es hat, um sich auf den Höhen des heiligen Berges der ihm von den Jaina-Bonzen zugesicherten Segnungen teilhaftig zu machen. Je näher wir dem gigantischen Gebirgsstock kommen, um so kräftiger treten die Felsgestalten aus dem leichten bläulichen Schleier heraus, der sich noch über die Höhen ausbreitet. Mehrere senkrecht aus der Ebene aufsteigende Granitblöcke fesseln besonders das Auge. Langgestreckt und schmal, wie vom Regen an den Kanten abgeschliffen und gerundet, gleichen sie aus der Ferne Riesen der Vorzeit, die in ihrer versteinerten Masse sich wie Mumien steil an den Berg anlehnen. In dem Augenblicke, wo wir uns anschicken, zum Olymp der indischen Götterwelt emporzusteigen, machen diese granitenen Zeugen der Urzeit einen geheimnisvollen Eindruck. Sie bringen so etwas von jener feierlichen Stimmung hervor, die man beim Anblick der Denkmäler Ägyptens empfindet, wenn sie zum erstenmal vor dem Auge in den ernsten Steinmassen aus dem Wüstensande auftauchen. Den Granitblöcken vor uns hat zwar keine Menschenhand ihre wuchtige Gestalt gegeben; aber die Gebirgsmasse, an deren Fuß diese von der Natur geschaffenen Sphynxgestalten gleichsam Wache halten, trägt hoch oben in der Wildnis ein Werk, zu dessen Herstellung nicht weniger Menschenhände erforderlich waren als zur Bewältigung der kolossalen Steinmassen der ägyptischen Pyramiden.

Auf einer breiten Fahrstraße hatte der Aufstieg bereits begonnen, ehe wir uns dessen versahen. Unsere Tonga ist wirklich ein Stück Indravähana der alten Sage, ein „himmlisches Gefährt"; so flink trägt es uns zum Götterhimmel des Hinduismus empor. In weniger denn vier Stunden sollen wir oben anlangen. Dazu bedarf es allerdings eines dreimaligen Wechsels unseres Gespannes. Selbst für olympische, mit den Fittichen des Windes bewehrte Rosse wäre die Leistung sonst zu groß.

Es geht zunächſt in mäßig ſtarker Steigung bergauf. Während einer halben Stunde windet ſich der Weg durch ein Labyrinth von Wald und Buſch. Vorübergehend öffnet ſich ein herrlicher Rückblick auf die grünſchimmernde Talebene, die wir eben durcheilt, auf den kleinen Fluß, der ſich wie ein glitzernder Silberſtreifen dazwiſchen ſchlängelt. Im Hintergrunde verſchwinden die Berghöhen im Nebel.

Bald wird es ſteiler. In immer kühneren Bogenlinien wendet ſich unſere Fahrt die bewaldeten Bergwände entlang. Während wir hinauffahren, erfreut uns eine ganze Reihe der herrlichſten Bergbilder. Die ſteil anſteigende Gebirgsmaſſe kann von dem Fahrwege nur in einem nach allen Seiten ſich wendenden Zickzack überwunden werden. Das Tal verengt ſich mehr und mehr. Links und rechts ſchieben ſich ſenkrechte Felswände ein. Zwiſchen den nackten Felsmaſſen hat die unerſchöpfliche Triebkraft der Tropenſonne eine reiche Vegetation entwickelt. Wilde Piſangarten treten mit ihren lichtgrünen breiten Blattkronen leuchtend aus dem dunkeln Grün des Waldesdickichts hervor. Beſonders reizend ſind die vielen kleinen, tief eingeſchnittenen, mit reicher Vegetation bedeckten Schluchten, die ſich hinabziehen. Im Grunde der Schlucht rauſcht ein ſchäumender Gebirgsſtrom, der bei ſtarkem Regenfall zu einem reißenden Wildwaſſer anſchwillt und gewaltige Steinblöcke zu Tale führt. Immer ſteiler ſchlängelt ſich die ſchöne Straße die Abhänge des Berges hinauf. Trotz aller Sicherheit, die der vorzüglich im Stande gehaltene Weg zu verbürgen ſcheint, könnte es einem doch manchmal bange werden beim Anblicke der ſteilen hohen Felswände, welche die gähnenden Abgründe einſchließen oder ſich im Zickzack hinaufwinden. Ab und zu beobachtet das Auge eine Felſenhöhle; bald iſt es eine natürliche, bald eine künſtliche Vertiefung. Sie dient den „Büßern" zum Aufenthalt, die in der Saiſon der großen Pilgerfahrten ſich hier wie lebendige Götzen in der ganzen Scheußlichkeit ihres menſchenentwürdigenden Büßertums zur Verehrung den vorüberziehenden Pilgern darbieten. In dieſem Augenblicke haben edle Sprößlinge Hanumans dieſe „Heiligen"-Niſchen in Anſpruch genommen, rieſige Exemplare der Spezies „Affe", glücklicherweiſe ganz harmloſe Weſen. Neugierig hüpfen ſie hervor und geben uns eine Strecke Weges das Geleite, von Stein zu Stein, von Aſt zu Aſt ſpringend, als gäbe es für ſie etwas zu erhaſchen. Ein zudringliches, widerliches Geſchlecht! Aber es gehört nun einmal ins Inventar der religiöſen Überlieferungen Indiens. Ein Bergheiligtum ohne Affen wäre wahrlich nicht das, was es in den Augen des Hinduismus ſein ſoll, ein Mittelpunkt alles deſſen, was *ihm* „heilig" iſt. Es wäre ein Olymp ohne olympiſche Götter.

Lehrreicher wäre es dem Religionsforſcher geweſen, eine andere Klaſſe von Bewohnern des Mount Abu kennen zu lernen. Sie iſt bekannt unter dem Namen Aghori. Wenn es eine Erſcheinung im Hinduismus gibt, die

uns die ganze Tiefe der Erniedrigung vor Augen ſtellt, zu der ſeine Anhänger herabgedrückt werden, ſo ſind es die Aghori, eine Klaſſe von Menſchen, die gleich dem Schakal oder Aasgeier vom Leichenfraß leben. Sie ſind der Auswurf der Menſchheit. „Schakale in Menſchengeſtalt“ hat Tod dieſe Sklaven der religiöſen Überlieferung Indiens genannt; aber treffend fügt er hinzu: Wenn jener mitternächtliche Schwärmer ſich zwiſchen den Gräbern herumtreibt und nach Beute ſucht, ſo iſt er noch ein reinliches Weſen im Vergleich zum Aghori. Der Schakal wird ſich an dem Kadaver ſeiner eigenen Spezies niemals vergreifen. Nicht ſo der Aghori. Es iſt ihm gleich, ob es ſich um den Kadaver eines Menſchen oder eines Hundes handelt. Ihm iſt beides ein begehrenswertes „Aas“. Selbſt an Dingen, die noch gemeiner ſind als ein in Fäulnis übergehender Kadaver, läßt es ſich der Aghori wohl ſchmecken. Dieſe tief unter das Tier herabgeſunkene Raſſe teilt mit Yogis und Affen die Höhlen des heiligen Berges Abu, um im Angeſicht eines der größten Heiligtümer einen Kannibalismus zu treiben, wie er niedriger und tieriſcher nicht gedacht werden kann. Man ſollte meinen, ſolche Gegenſätze ſeien undenkbar innerhalb eines Kultus, der des Menſchen innerſtes Sein im Weſen des einen abſoluten göttlichen Seins aufgehen läßt. Und doch wie nahe dieſe Gegenſätze von Kannibalismus und Idealismus beieinander wohnen, hat Indiens heiligſter Strom, der Verbrennungsghat von Benares, bereits dem Auge vorgeführt. Über den Fluten des heiligen Stromes ſchwebte das Bild des Aasgeiers. Noch ſehe ich ihn, wie er ſeinen langen Schnabel in den aufgedunſenen Leichnam ſteckt und einen Biſſen nach dem andern herausreißt und verſchlingt. Hier im Bereich eines der größten Bergheiligtümer iſt es ein vertierter Menſch, der dem Schakal die ſcheußlichen Biſſen ſtreitig macht. Aller Glanz künſtleriſchen Schaffens vermag den Abgrund nicht zu verhüllen, der ſich im Brahmanismus auftut, um das Grab der edelſten Regungen des menſchlichen Herzens zu werden. Mächtig iſt das religiöſe Leben im Hinduismus entwickelt worden. Das iſt an und für ſich ein edler Zug im Charakterbilde des Hindu. Die Religion, die Sehnſucht nach Gott wohnt zu tief im Herzen des Menſchen; ſie iſt vom Schöpfer ſelbſt hineingeſenkt. Aber nirgendwo iſt dieſer edle Zug religiöſen Empfindens tiefer geſchändet worden als in den Ausgeburten jener phantaſtiſchen Myſtik, die im Brahmanismus ſich entwickelten.

Schnell nähern wir uns der Höhe. Der Hauptgipfel von Mount Abu wird ſichtbar. Es iſt der Guruſikra, der über alle andern Spitzen kühn emporragt. Gegen Norden zieht ſich ein mächtiger Bergrücken hin. Schroffe Bergſpitzen, zackige Felsgruppen, abenteuerliche Granitformationen treten hervor. Während ſich dem Blicke nach unten die überwuchernde Fülle pflanzlichen Lebens in der reichen Pracht von Wäldern auftut, entfaltet ſich nach oben ein Urbild landſchaftlicher Schönheit in der wildzerriſſenen kahlen Hoch-

gebirgsnatur. Die große Anzahl von Spitzen und Zacken, die sich scharf von dem Blau des wolkenlosen Himmels abheben, läßt der Einbildungskraft der Hindu weitesten Spielraum, um hier diese, dort jene Gestalt zu erkennen. Tiger und Löwen, Götter und Heroen beginnen in den phantastischen Formen zu leben.

Endlich ist die Höhe erreicht. Ein ernstes Rundbild säumt rings den Horizont mit seinen Berg- und Felsenspitzen ein. Das ist Mount Abu. Stein an Stein, Fels an Fels, Spalten und vorspringende Klippen; ein wahres Chaos von Granitblöcken, teils nackt teils mit Buschwerk, Farnkraut und Kaktus umstanden, starrt dem Ankömmling entgegen. Wie eine schauerliche Wüste dehnt sich die kleine, rings von zerzackten und zerklüfteten Bergkämmen eingeschlossene Mulde aus. Das ist alles andere eher als der olympische Sitz der indischen Götterwelt. Titanen müssen einst im Kampfe ringend die mächtigen Blöcke gegeneinander geschleudert und dieses Wirrsal von Felsen geschaffen haben, die in den abenteuerlichsten Gestalten über die Berghalde hingesät sind. Und doch welche Überraschung schon nach wenigen Augenblicken!

Wir hatten kaum die ersten Häuser erreicht und waren in die Felsenstraße eingebogen, da tauchten auf den gewaltigen Granitblöcken bald hier bald dort anmutige Landhäuser mit prächtigen Verandas auf, zum Teil Gebäude von bedeutendem Umfang. Ein üppiger Gartenflor umgibt sie, und je tiefer wir in diese „Wüstenei" hineindringen, um so zahlreicher werden die Anlagen. Fast jedes Gebäude steht für sich abgeschlossen auf einer besondern, durch tiefe Einschnitte von der Umgebung getrennten Felsmasse. Der hinausragende Granitblock bildet das Fundament, auf dem in selbstherrlicher Lage jede Einzelwohnung angelegt ist. Auf diese Höhen hat sich die anglo-indische Zentralverwaltung des Staatenbundes von Radschputana vor der unerträglichen Hitze der Wüste geflüchtet. Sie hat sich hier so heimisch wie nur möglich einzurichten gewußt. Aus dem Felsenverlies, wo zwischen Busch und Strauch Tiger und Leoparden hausten, ist ein wunderschönes menschliches Heim geworden. Hier wohnt der Generalresident von Radschputana, umgeben von einem Stab auserlesener Beamten und den Agenten oder Vakils der kleinen Radschputenfürsten. Ein alle Forderungen des English Comfort befriedigendes, mit Kirchen, Schulen, Asylen, Spitälern ausgestattetes Sanatorium erhebt sich in der Wüstenei. Man fühlt sich wonnig und behaglich in der erfrischenden und stählenden Bergluft. Die Sonne strahlt zwar so sengend und brennend wie drunten in der Ebene. Aber ihr Strahl durchleuchtet eine Luft, die rein und durchsichtig wie Kristall, leicht und erquickend wie Alpenluft ist.

Im gastlichen Heim unserer Patres war ich bald wie zu Hause. Die Nachmittagsstunden galten einem Ausflug nach Deesa-Point; es ist der schönste Punkt der „Residenz". Bevor ich das Hauptziel meiner Abu-Fahrt,

die Tempel, besuchte, wollte ich die Bergherrlichkeit kennen lernen, in deren Mitte dieses in seiner Art einzige Bergheiligtum des Jainismus, vielleicht des gesamten ostasiatischen Religionslebens überhaupt, seinen Platz gefunden hat. Ich habe Heiligtümer des Buddhismus auf viel höher gelegenen Punkten besucht. Omishan, Taishan, Nantaishan ragen hoch hinaus in die Wolken; aber es gibt keinen Berggipfel, der in solcher Höhe ein Kunstdenkmal wie das des Dilwara-Tempels trägt. Ein aus dem kostbarsten Marmor mit unübertrefflicher Feinheit herausgearbeitetes Meisterstück plastischer Kunst ist in die Mitte einer Wildnis gesetzt, die alle Schrecken eines von Tigern und Leoparden heimgesuchten Ortes besaß.

Während wir zunächst den breiten Fahrwegen folgen, welche zum Teil schluchtenähnlich die Felsen durchschneiden, rollt sich vor dem Blicke das fesselnde Bild dieser friedlichen Felsenstadt auf. Überall treten die Landhäuser auf ihrer granitenen Unterlage, rings von künstlich angelegten Gärten umrahmt, malerisch schön hervor. Damit wechselt der indische Stil in den palastähnlichen Bauten einzelner Radschputenfürsten ab. Das bringt einen kräftigen Zug indischen Lebens in das sonst allzu einförmige Bild eines englischen Sanatoriums mit seinen Villen und Baracken.

Bald befanden wir uns wieder in der Herrlichkeit der Felsenwildnis. Die von den Regenschauern ausgewaschenen Granitblöcke und Bergkuppen traten in phantastischen Umrissen hervor. Wir geraten in ein wahres Felsenlabyrinth. Eine Wüste von Stein umfängt uns. Klippen und Schluchten lösen sich ab, und nun beginnt der Aufstieg zum Deesa-Point. Dem weit ausblickenden Gipfel hat das Truppenlager Deesa den Namen gegeben. Wenn der Blick von der Höhe über die weite Ebene schweift, vermag er am fernen Horizont ein schwarzes Pünktlein zu entdecken. Es ist Deesa. Aber anziehender als dieses Pünktlein ist der Rundblick von der Deesa-Spitze. Die Gebirgsmasse von Mount Abu bricht hier plötzlich ab und stürzt fast senkrecht in die Ebene. Ein wundervolles Bild tut sich mit einem Schlage auf. War der Blick bis jetzt nach allen Seiten von den hoch hinausragenden Bergkämmen und Felsenkuppen eingeengt gewesen, so rollt sich jetzt auf einmal gegen Südwest sowohl wie gegen Nordost die weite Ebene auf. Gegen Nordost winkt die große Wüste von Radschputana. Es ist eine unabsehbare gelbgraue Sandfläche, die mit ihrer Menge wellenförmiger Hügel einem bewegten Meere gleicht. Nur wenig Pflanzenwuchs belebt die weite Öde. Alles ist wie ausgebrannt, ein Ozean von Sand und Stein, aus dem einzelne Granitblöcke wie Riesendenkmäler der Vergangenheit herausragen. Die Totenstille einer entschwundenen Kulturwelt scheint darauf zu ruhen. Die Komposition des ganzen Bildes ist ernst und gewaltig. Das Bild der Wüste machte einen tiefen Eindruck, als es mir zum erstenmal auf der Grenzscheide zwischen Asien und Afrika entgegentrat. Damals streifte ich sozusagen auf den Fittichen der

Dampfkraft durch das Sandmeer, jetzt schwebte ich mehr als 1000 m hoch über der Wüste. Mit dem in die gewaltige Tiefe jählings abstürzenden Felsvorsprung glaubt man plötzlich in diesen Ozean von Sand und Stein hinabzusinken. Wie verloren und verlassen kommt man sich in der Totenstille vor, die kein Vogel mit seinem Gesang unterbricht. Und dieser Eindruck erhöht und verschärft sich, wenn man den Blick auf die den nördlichen Horizont abschließenden Kämme des Mount Abu hinrichtet, wo wiederum nichts anderes als schwellende Felskuppen und steil abfallende Klippen hervortreten. Das ist das Bild des vielgerühmten Deesa-Point: unter unsern Füßen Sand und Stein, ringsum zerklüftete und zackige Granitmassen, über uns abenteuerlich dreinschauende Felsspitzen. Wir scheinen uns in eine fremde unbekannte Welt hineingewagt zu haben, aus der es kein Entrinnen mehr gibt. Da öffnet sich in diesem Augenblick ein freier Ausblick gegen Südost. Es zeigt sich grünendes, wellenförmiges Tiefland, bald von niedern Hügelzügen bald von schmalen Wasserstreifen durchzogen. Wie ein einziger grüner Teppich, in dessen Fläche Hügel und Fluß, Dorf und Weg, Baum und Strauch die schönsten Muster eingewoben, dessen Rand in der Ferne von dem bläulichroten Streifen des Horizontes eingesäumt wird, breitet sich die Ebene gegen den Golf von Kutsch aus. Das ist Gudscherat. Für den Jaina-Pilger ist es mehr als ein Bild von landschaftlicher Schönheit; es ist das gelobte Land seines religiösen Sehnens, und ein einziger Blick von dem heiligen Berge nach diesem gelobten Lande genügt ja, um der Erlösung teilhaftig zu werden. Im alten buddhistischen Gaja, in der Urheimat des Buddhismus, ist der Himmel noch 6 Meilen entfernt, am Zusammenflusse des Ganges und der Jamuna 3 Meilen, auf dem Berg Abu aber nur mehr $^1/_2$ Meile.

Die Halbinsel Gudscherat ist die zweite Heimat der von dem Rivalen des Buddhismus begründeten Gemeinde der Jaina-Mönche geworden. Je lebendiger die Eindrücke sind, welche die großen Baudenkmäler der buddhistischen Gemeinden Indiens in ihren Ruinen wachrufen, um so seltsamer erscheint dieses Bild einer zäh beharrenden, in unverwüstlicher Lebenskraft sich fortpflanzenden Gemeinde von Mönchen, die einst wie an Macht, so an Zahl weit hinter dem Buddhismus zurückstanden. Der buddhistische Mönch schwindet aus Indien, der Jaina-Mönch aber lebt fort. Während der Buddhismus aus seinem urheimatlichen Boden so gut wie entwurzelt ist, blüht die Lehre des zeitgenössischen Rivalen Buddhas nicht bloß innerhalb des brahmanischen Indien an einzelnen Punkten fort, sie hat sich den reichsten Boden Indiens erobert. Dieser Boden ist Gudscherat, das alte Gurjararäschtra (Reich der Gurjara).

Wie es kam, daß die an Einfluß weit zurückgebliebene Mönchsgemeinde der Jaina sich jener Halbinsel bemächtigte, um hier eine Bedeutung zu

erlangen, die der Buddhismus an keinem Punkte Indiens je erreicht, das entzieht sich der Forschung. Seit dem 8. Jahrhundert n. Chr. wird der Jainismus der unbestrittene Herr im Bereiche der Halbinsel. Auf ihrem Boden finden Kultus und Kunst der Jaina-Mönche eine so sichere Grundlage, entwickeln sich zu solcher Pracht, daß die nachfolgenden Stürme des Islam den Baum nicht zu entwurzeln vermochten. Durch alle Wandlungen des politischen Lebens hindurch ist das Land dem in jenen Mönchen verkörperten Erlösungslehrer so treu geblieben, daß es im wahren Sinne das heilige Land des Jainismus wurde, wie einst Gandhāra das des Buddhismus, ein Eldorado, wo der Jainismus bis zur Stunde in dem reichen Handelsstande der Seth von Gudscherat so dankbare und freigebige Verehrer findet, wie sie der buddhistischen Mönchsgemeinde kaum jemals beschieden waren. Alles, was diese auf dem Boden Indiens in ihren Denkmälern hervorgebracht, steht weit hinter dem zurück, was der Jainismus innerhalb der Halbinsel geschaffen hat. Man sollte meinen, die künstlerische Tätigkeit des einen und des andern sei unter ganz fremden, durch kein gemeinsames Band religiöser und gesellschaftlicher Überlieferungen verknüpften Völkern entstanden. Und doch stimmen Buddhismus und Jainismus in den grundlegenden Einrichtungen so eng überein, daß es fast schwer hält, nennenswerte Unterschiede herauszufinden. Es gilt dies namentlich in den äußeren Formen des Kultus. Im Jainismus wie im Buddhismus ist die Körperschaft der zu gemeinsamem Leben organisierten Mönche Trägerin des Kultuslebens. Aus der Lebenskraft dieser Körperschaften schöpften Kultus und Kunst der beiden Religionen ihr Leben. Wo das genossenschaftlich gegliederte Leben dieser Mönchsgemeinschaften schwindet, da schwindet auch der Kultus und mit dem Kultus die Kunst, die auf dessen Boden sich entfaltete. Auf diesem Wege ist der Buddhismus allmählich aus dem Geistesleben Indiens verschwunden. Anders der Jainismus. Die Lehre des „weltbezwingenden" Mahāvīra hatte einst eine der Lehre des „Erleuchteten" ähnliche, wenn auch lange nicht so ausgedehnte Verbreitung gefunden. So kam es denn auch, daß sie mit den Buddhisten den Rückschlag empfinden mußten, als Wischnuismus und Schiwaismus alle Freigebigkeit der Fürsten auf sich lenkten. Aber ein Fleck indischer Erde machte eine Ausnahme. Das war Gudscherat. Hier war die Körperschaft der Jaina-Aszeten zu dem beherrschenden Stande in die engste Berührung getreten. Diesen Stand bildeten die großen Handelsgeschlechter der Halbinsel, die Seth, wie sie auch heute noch heißen. Aus ihrem Schoße war mit dem emporblühenden Handel Gudscherats ein neuer Adel hervorgegangen, der ebenbürtig dem Kriegsadel an die Seite trat, der Erbadel der durch Reichtum ausgezeichneten Großkaufmannsfamilien. Man kann sie den Patriziergeschlechtern der Reichs- und Handelsstädte des deutschen Mittelalters vergleichen. Sie besitzen in der Tat eine große Ähnlichkeit besonders

in ihrem sozialen und politischen Einfluß, der ein ganz neues Element in die alte Gliederung der indischen Stände hineinschob. Ohne jenen Geschlechtern anzugehören, die einst das Land erobert hatten und den grundherrlichen Adel bildeten, hatten diese Familien doch eine erbliche Machtstellung sich errungen, die ihnen gestattete, mit dem durch Geburt und Grundbesitz zur Herrschaft berufenen Stande in dem Einfluß auf die Geschicke des Landes zu rivalisieren. Der Handel machte den eigentlichen Lebensnerv der Städte Gudscherats aus; die Handelsgeschlechter dieser Städte verfügten über das Kapital und die Geldkräfte des Landes. Was aber ihren Einfluß tiefer begründete, das war die körperschaftliche Gliederung und Zusammenfassung zu großen Kaufmannsgilden. Die Gilde wurde die Stütze des gesamten staatlichen und wirtschaftlichen Lebens innerhalb der Halbinsel, die korporativ gegliederte Großkaufmannschaft die eigentliche Herrin des Landes.

Diese Großkaufmannschaft war es nun, die sich den Gemeinschaften der jainistischen Aszeten so außerordentlich günstig erwies, daß nach und nach der in jenen aszetischen Körperschaften gepflegte Kultus die Religion der Seth, d. h. der Handelsgeschlechter Gudscherats wurde. Die reichen Kaufmannsfamilien boten alles auf, um den Kultus mit dem Glanze kostbarer Denkmäler zu umgeben. Die mächtigen Herren des Landes wurden fürstliche Mäcenate des künstlerischen Schaffens. Eine selbst im Kultusleben Indiens beispiellos dastehende Freigebigkeit eröffnete hier der indischen Kunst die Möglichkeit, das Höchste, dessen sie fähig war, zu leisten. Dadurch, daß der Kultus der Jaina-Aszeten die Religion der Seth geworden, wurde auch die jenem Kultus dienende Kunst ein Erbteil der reichen Kaufmannsfamilien. Von der Pflege des Kultus war die Pflege der Kunst geradezu unzertrennlich. Sie verschmolz mit den heiligsten Überlieferungen der Seth von Gudscherat so enge, daß das künstlerische Leben in ihrer Mitte ebenso lebendig blieb wie das religiöse. Getragen von der Begeisterung der mächtigsten Familien des Landes, die ihren Stolz darein setzten, sich in den Heiligtümern des Jainismus zu verewigen, konnte sich der Genius der indischen Kunst frei und ungehindert entfalten. Er verfügte über das kostbarste Material in Marmor und Granit, über ein unerschöpfliches Aufgebot menschlicher Kräfte zur Bewältigung der Steinmassen, über eine auserlesene Schule der besten Künstler. Die Glanzepoche des Zusammenwirkens von Seth und Jaina beginnt um die Wende des 8. und 9. Jahrhunderts n. Chr., als die Halbinsel in der Hauptstadt Anahilapura einen neuen politischen und wirtschaftlichen Mittelpunkt erhielt. So spärlich uns die geschichtlichen Quellen über diese Epoche fließen, so läßt sich doch so viel aus ihnen erkennen, daß um jene Zeit Anahilapura einen beispiellos glänzenden Aufschwung nahm, indem es die eigentliche Metropole des Handels von Gudscherat, das Tyrus des westlichen Indien wurde. Mit der stolz emporwachsenden Stadt breitete sich über

Bild 217. Maant Abu. Sanatarium. (S. 293.)

Bild 218. Maant Abu. Vorhalle im Jaina-Tempel. (S. 301.)

Digitized by Google

Bild 219. Mount Abu. Dilwara-Jaina-Tempel. (S. 209.)

ganz Gudscherat als Religion der Seth der Glaube an den weltbezwingenden Jina, der Jainismus, in prachtvollen Denkmälern des Kultus und der Kunst aus. Unter diesen religiösen Denkmälern zeichnen sich die herrlichen Bauten aus, mit welchen die beiden heiligen Berge im Süden der Halbinsel geschmückt wurden. Der eine dieser Berge ist Satrundschaja, der andere Girnar. Beide Bergheiligtümer wurden in dem Glanze der Tempel zu wahren Tempelstädten ausgebaut.

Da brach mit versengender Glut der Sturm des Islam über das Land, als Sultan Mahmud von Gazni seine Heereszüge nach Gudscherat führte. Nachdem er bereits elfmal die Insel mit seinen wilden Scharen überschwemmt hatte, ohne dauernd seine Macht begründen zu können, unternahm er den in der Geschichte Indiens so berühmten und berüchtigten Zug nach dem Bergheiligtume von Girnar, um sich in den Besitz des kostbaren Tempels von Somnath zu setzen. Die erste Beute, die dem siegreich vordringenden Eroberer in die Hände fiel, war die Hauptstadt Gudscherats selbst, Anahilapura. Sie fiel sozusagen ohne Schwertstreich. Von dort drang der Eroberer quer durch Gudscherat gegen Somnath vor und eroberte nach einem erbitterten und lange zweifelhaften Kampfe das Heiligtum mit seinem unermeßlichen Tempelschatz. Als der Eroberer die Statue des Jina in Stücke schlug, zeigte es sich, daß man die kostbarsten Edelsteine und Perlen im Innern der Statue verborgen hatte. Mit der Eroberung des Nationalheiligtums schien Gudscherat für immer dem Islam gewonnen; aber es war nur Schein. Kaum war Mahmud, nachdem er dem Lande einen Statthalter gegeben hatte, abgezogen, da erhob sich die Bevölkerung. Die vertriebenen Fürsten kehrten zurück, und glänzender als je zuvor entwickelte sich das geistige und wirtschaftliche Leben der Halbinsel. Anahilapura, die alte Hauptstadt, erstand aus ihren Trümmern und erhebt sich unter den Hindufürsten des 11. und 12. Jahrhunderts zu einer ungeahnten Pracht in den Bauwerken, zu denen die Marmorbrüche des nahen Radschputana das kostbare Material liefern. Rings um die alte Stadt als Zentrum erheben sich in größerem oder geringerem Abstand andere Städte, die mit der Metropole ein geschlossenes Ganzes bilden: Modhera, Vadnagar, Sidhapur, Delmal, Tschandravarti, Sarotra, alle ausgezeichnet durch eine glänzende und verschwenderische Fülle von Denkmälern. Religiöse und künstlerische Begeisterung verstand es, innerhalb eines Jahrhunderts eine Ebene, die so groß ist wie das Königreich Württemberg, in eine einzige, aus vielen kleineren Städten zusammengesetzte Tempelstadt umzuwandeln, aus der sich beherrschend das Bergheiligtum von Mount Abu wie eine Tempelfestung erhebt. Und das alles wurde unternommen, nachdem eben erst der Islam mit verheerender Gewalt über das Land hinweggezogen war. Während das Getöse der Schlachten noch nicht verklungen ist, wird auf dem heiligen Berge von Abu die Arbeit von neuem

aufgenommen. Heiligtümer erheben ſich, die an Pracht alles Frühere überbieten.

Es iſt dies in der Tat eine ſeltſame Erſcheinung, und es zeigt ſich darin ſo recht jene biegſame und ſchmiegſame Lebenskraft des Hindu. Kaum iſt der Sturm über das Land gefahren, noch hängen drohend die Wolken über der Halbinſel, und der erſte Sonnenſtrahl bricht eben erſt verſtohlen zwiſchen ihnen hervor, um die klaffenden Erdſpalten zu beleuchten, die der wilde ſchäumende Sturzbach überall aufgeriſſen hat, da kann man ſchon beobachten, wie der Hindu ganz inſtinktiv, als könnte es nicht anders ſein, den alten Weg weiterzieht, ohne eine Spur von Leid ob des Geſchehenen und ohne einen Schatten von Sorge um die Zukunft. Man ſollte meinen, die Schöpfer dieſer Tempel hätten durch die auserleſene Pracht nur dartun wollen, daß der Einbruch der bilderſtürmenden Barbaren für ſie ſo gut wie nicht vorhanden war. Es war nur das Schreckbild eines ſtürmiſch wilden Traumes.

Die Sonne neigte ſich dem Untergange zu, als wir, auf einer Felsplatte ausruhend, den Ausblick auf Gudſcherat in aller Behaglichkeit genoſſen. Die Abendſonne ergoß über das öde Felſengebirge und das vegetationsloſe Sandmeer noch einmal eine glühende Lichtflut aus. Ihre Strahlen brechen ſich an den vorſpringenden Kanten der Felswände, gleiten von Stein zu Stein und geben dem Sandmeer in dieſem Augenblick etwas von jener wundervollen Färbung, die wir ſo oft auf hoher See bewundert, wenn die Sonne in die Flut tauchte. Der von den letzten Strahlen überflutete Himmel ſchien ſich in hochgelben, roſigen, violetten Farbentönen von blendender Helle widerzuſpiegeln. Ein prachtvolles Bild! Aber wir durften nicht warten, bis die hereinbrechende Nacht dem herrlichen Feuerwerk ein Ende machte, um nicht im Dunkel „zwiſchen Stock und Stein“ auf halsbrecheriſchen Pfaden den Heimweg ſuchen zu müſſen.

6. April 1905.

Der heutige Tag gilt dem Beſuche der beiden Tempel von Dilwara. Einmal aus dem Bereiche des „Villenviertels“ heraus, finden wir uns bald wiederum in der tiefen Stille der Wildnis. Wir ſchreiten ſchnell über ein zerklüftetes Gelände. Links und rechts zeigen ſich überhängende Granitblöcke und vorſpringende Felsſpitzen. Wir klettern einen mit Strauchwerk beſtandenen Abhang in mäßig ſtarker Steigung hinan. Mit einem Male ſehen wir uns in eine von Felswänden begrenzte Schlucht verſetzt. Die Umgebung trägt den Ausdruck großartiger Wildheit. Die Verlaſſenheit und Unzugänglichkeit des Ortes, die tiefe ernſte Stille ſcheint mehr geſchaffen für eine Grabſtätte von Pharaonen als für die heitere üppige Pracht einer zügelloſen religiös-künſtleriſchen Phantaſie.

Mitten in der Schlucht ſteigt auf granitenem Unterbau eine helleuchtende Marmormaſſe, rings von Palmengruppen umgeben und teils von ihrem

Grün verdeckt, empor. Es ist das Heiligtum von Dilwara. Wie ein aus lauter Gegensätzen zusammengesetztes Bild, so tritt der Doppeltempel aus der Umgebung hervor: hier die glänzendweißen Marmorflächen, dort das Grün der Palmenkronen, die sich wie ein mächtiger Kranz um die Marmormassen weben; hier die zahlreichen Türmchen und Kuppeln des Tempels, dort die Zacken und Spitzen des Felsenwalles; oben der blendende Lichtglanz des Äthers, unten das in der Sonnenglut stechende Grau und Gelb der abgerissenen Felsblöcke. Wir überschreiten die äußere Umfriedung. Ein langgezogenes Rechteck, das von einem Rundgang umsäumt ist, breitet sich rings um uns aus. Dicht vor uns im Mittelpunkte des Tempels erhebt sich das Hauptheiligtum. Wie eine einzige majestätische Marmormasse leuchtete uns der Bau im Glanze der Morgensonne entgegen, blendend durch die Flut von Licht, die sich über die kühnen und fremdartigen Formen ergoß. Wir wandten uns der Mitte des Hofes zu, um von dort aus ein Gesamtbild der Anlage zu gewinnen. Es ist die allen großen Tempeln der Jaina gemeinsame Anlage: ein Freihof in der Form eines Rechteckes, aus dessen Mitte das Hauptheiligtum aufsteigt. Rings um den Hof zieht sich ein Kranz von Kapellen. Das Ganze hebt sich in dem einheitlichen Zusammenwirken aller Glieder mit prächtigster Wirkung von dem landschaftlichen Hintergrund ab. Aber wie soll es möglich sein, das Werk in seinen einzelnen Teilen zu beschreiben?

Die künstlerischen Vorzüge, durch die sich die beiden Tempel auszeichnen, beruhen vornehmlich auf der Schönheit des plastischen Schmuckes. Die unendlich reiche Fülle der Skulpturen, die sich filigranartig über alle Teile hin erstreckt, überall die Marmorblöcke in ein Gewebe zartester Einzelglieder auflösend und die Masse des Gesteins in unzählige Gebilde umgestaltend, gewährt in Verbindung mit der reichen Säulenpracht ein Bild, wie es selbst in Indien seinesgleichen sucht. Kein Wunder, daß der Entdecker dieses Tempels, Tod, beim Anblick des märchenhaften Glanzes meinte, Dilwara sei unstreitig das stolzeste Bauwerk Indiens, nur die Tadsch Mahal in Agra komme ihm einigermaßen nahe. Alles an diesem Bau zeige eine Feinheit in der Durchbildung des Details, eine Mannigfaltigkeit in dem Ornament, wie sie selbst im klassischen Lande der ausdauerndsten und hingebendsten Arbeit etwas Seltenes seien. Man muß die bis ins kleinste Detail berechnende Sorgfalt und die unerschöpfliche Erfindungsgabe des Meisters selbst vor Augen gehabt haben, um sich eine Vorstellung von der Eleganz dieser Arbeit machen zu können. Ich habe nun bereits viele Prachtwerke des üppigsten Dekorationsspieles im Laufe meiner Wanderungen durch Indien gesehen, Dilwara war trotzdem eine ganz neue künstlerische Offenbarung. Das Auge, obschon längst an all den Reichtum gewöhnt, ist wie festgebannt.

Den Mittelpunkt des Heiligtums bildet eine kleine Kapelle, deren Inneres bloß durch das Licht erhellt wird, das durch das Portal zuſtrömt und die Figur des Wriſchabhanätha erkennen läßt.

Das Sanktuarium gipfelt in dem pyramidenartig aufſteigenden und in eine Turmſpitze auslaufenden Sikra. Der kleinen Kapelle iſt eine aus 48 Säulen beſtehende, mit einer Kuppel bedeckte Vorhalle vorgelagert. Das Rechteck, das in der Länge 50,7 m, in der Breite 33,4 m mißt, iſt von einem Kranz kleiner Heiligtümer umgeben. Es ſind kapellenartige Zellen, je 19 an den beiden Längsſeiten, je 10 an den beiden Schmalſeiten. Jede Zelle iſt in den gleichen Maßen aufgebaut. Eine von einer doppelten Säulenreihe eingeſäumte Terraſſe, die ſich in vier Stufen über der Fläche des Hofraumes erhebt, breitet ſich den Zellen gegenüber aus. Die Säulen ſind ſo geordnet, daß je vier derſelben zu einem kleinen Portikus für eine jede Kapelle vereinigt ſind. Durch dieſe Säulenſtellung wird ein harmoniſcher Abſchluß der kleineren Heiligtümer herbeigeführt, während ſich gleichzeitig die doppelte Säulenreihe rings um den Hof zu einer impoſanten Halle von 232 Säulen entwickelt und eine herrliche Perſpektive eröffnet. In jeder Zelle oder Kapelle lehnt ſich an die Rückwand ein kleiner Altar an, auf dem ſich die ſitzende Figur des Jaina-Heiligen erhebt, eine Wiederholung des in der Hauptkapelle thronenden Heiligen, nur in kleinerem Maßſtabe. Das iſt in den weſentlichen Zügen der Grundriß des Tempels. Alles an dieſem Bauwerk iſt aus edelſtem Marmor hergeſtellt, jede Säule und Niſche, jede Kuppel, jeder Architrav. In der ausſchließlichen Anwendung des koſtbaren Materials beſteht zunächſt der materielle Vorzug dieſes Heiligtums. Es iſt mit der Verwertung des Marmors ſo wenig geſpart worden, daß man meinen könnte, die Künſtler hätten eine unerſchöpfliche Fundgrube der beſten und gediegenſten Marmorblöcke in nächſter Nähe gehabt. Wir vergeſſen dabei ganz, daß wir uns 1723 m über der Meeresfläche in einer öden Wildnis befinden, und daß innerhalb eines Umkreiſes von 300 km keine Spur einer Marmorader in den Bergen ſichtbar wird. Wie war es möglich, die gewaltigen Marmorblöcke herbeizuſchaffen und ſie einen ſteilen Berg von ſolcher Höhe hinaufzubefördern, über Felswände und Bergſchluchten hinweg, an jäh abfallenden Berghängen und gähnenden Abgründen vorüber? Übermenſchlicher Arbeit muß es bedurft haben, um die Tauſende und aber Tauſende der koſtbarſten Marmorplatten auf dieſe Höhen zu bringen, und das zu einer Zeit, wo die Axt erſt den Weg bald durch das Waldesdickicht bald über die ſteilen Bergabhänge erzwingen mußte im ſteten Kampfe mit dem Tiger, der auch heute noch dieſe Höhen gefährdet. Religiöſe Begeiſterung bewältigte das ſchier Unmögliche.

Die ſchneeweißen Platten glitzern und flimmern im Strahle der tropiſchen Sonne wie friſch gefallener Schnee, und der Eintretende ſucht unwillkürlich

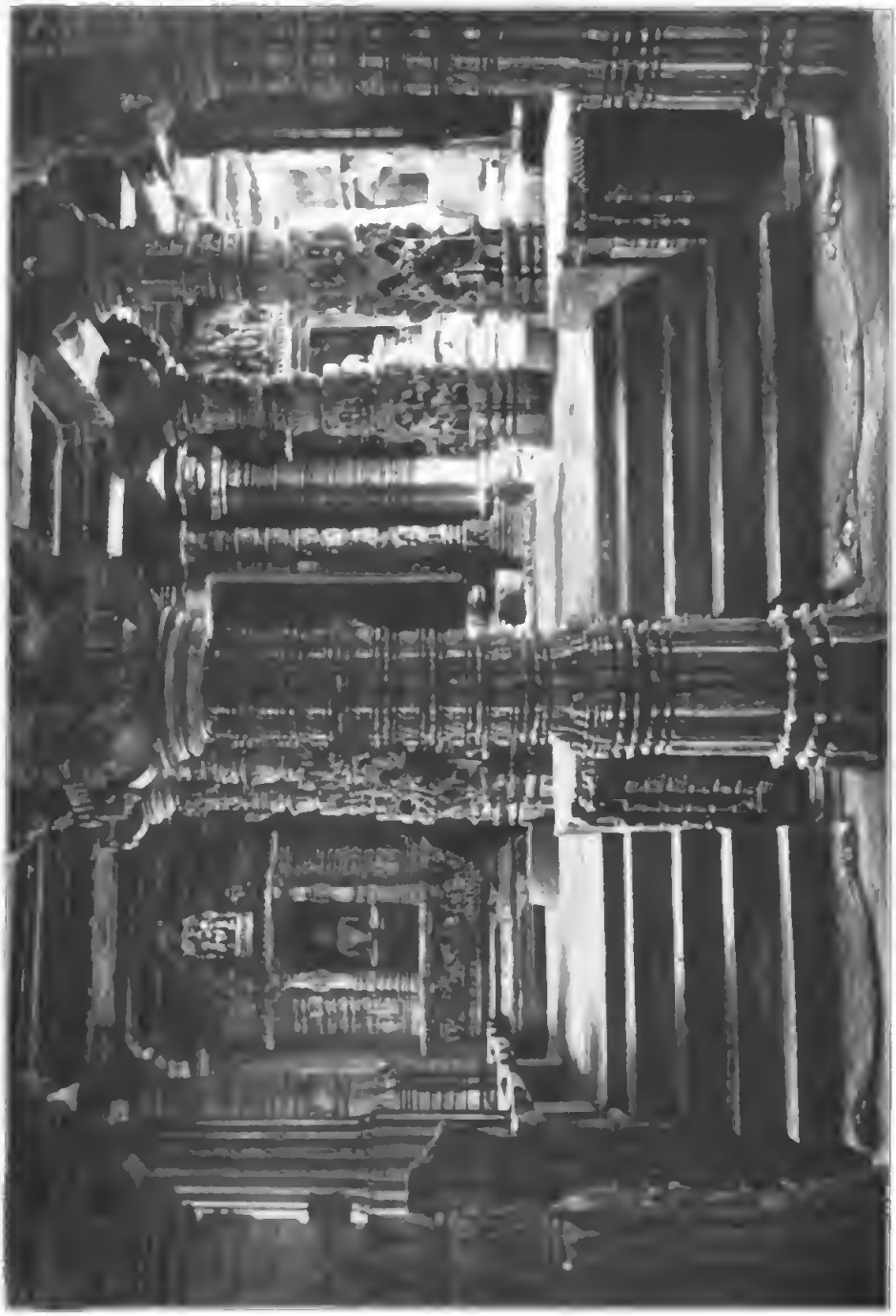


Bild 220. Mount Abu. Seitenhalle des Jaina-Tempels mit dem Kapellenkranz. (S. 301.)

Bild 221. Mount Abu. Portikus des Jaina-Tempels. (S. 301.)

Bild 222. Mount Abu. Büßender Fakir. (S. 305.)

Schutz vor dieser blendenden und stechenden Lichtfülle in der Säulenhalle, die sich ihm zu beiden Seiten öffnet.

Ich begann meinen Rundgang mit dem Kapellenkranz. Wollte man sich auch nur annähernd ein Bild von dem stets wechselnden Formenreichtum dieser Prachtstücke indischer Kunst machen, so müßte man jeder Kapelle zum wenigsten einen Tag widmen. Alles ist mit Gestalten bedeckt, so daß der Marmor sich in die glänzendste Ornamentik aufzulösen scheint. Es spricht sich in dem bildnerischen Schmuck eine überraschende Vielseitigkeit künstlerischer Auffassung aus. Auch bei einer nur oberflächlichen Betrachtung gewahrt man sofort, daß jede Kapelle ihren besondern Schmuck hat. Nirgendwo waltet ein allgemeines Muster vor, an das sich der Künstler sklavisch hält, um es unzählige Male zu wiederholen. Der Künstler gebietet über einen unerschöpflichen Born neuer Motive, um in staunenswerter Frische zu variieren und durch immer neue unerwartete Kombinationen zu überraschen. Inmitten dieser verschwenderischen Mannigfaltigkeit herrscht trotzdem eine geschmackvolle Ordnung und Harmonie. Einen wesentlichen Anteil an dieser harmonischen Gesamtwirkung hat der Umstand, daß das Innere der Kapelle, der Altar, auf dem sich das Marmorbild des Gottes erhebt, schlicht und anspruchslos gehalten wird. Dadurch gelangt der Reichtum der Säulen um so wirksamer zur Geltung. Wohltuend berührt die Sorgfalt und Hingabe, welche alles bis ins kleinste mit derselben Zierlichkeit behandelt.

Von der Säulenhalle, welche mit ihrem Kapellenkranz die äußere Umfriedung des Heiligtums bildet, führen Stufen in den ganz mit Marmorplatten bedeckten Tempelhof. Blendend leuchtet das Sonnenlicht auf den weißen Platten. Wir verweilen einen Augenblick hier, um das wundervolle Rundbild des Kapellenkranzes zu genießen, und wenden uns dann dem Hauptheiligtume zu. Den Zutritt zum Sanktuarium öffnet eine auf Säulen ruhende Vorhalle, die von der Kuppel überwölbt wird. Ganz in Marmor ausgeführt, ist der Portikus gleich ausgezeichnet durch den Adel der Verhältnisse und durch die Feinheit der Arbeit. Dieser Vorhalle ist eine Tiefe von vier Säulenstellungen gegeben. So kann sich der Schmuck der Säulen in seiner ganzen Pracht entfalten. In der freien und harmonischen Anordnung dieser Säulen gibt sich uns auf den ersten Blick die dem Jaina-Künstler eigene Bauart zu erkennen. Es ist ein pavillonartiger Aufbau, ganz auf Säulen ruhend, ein Kiosk, wenn man will, aber in so kräftigen Formen gehalten, daß die leichte Anmut des Linienspieles vor dem ernsten Eindruck der streng und klar aufgebauten Marmormasse zurücktritt. Das Ganze hat etwas ungemein Würdevolles. Den Mittelpunkt der Vorhalle bildet die zur Kuppel sich aufbauende kreisförmige Wölbung. Die 24 Säulen sind so untereinander verbunden und zum Mittelpunkte hingeordnet, daß sie wie ein einziger mächtiger Kranz sich zur Decke emporzuwinden scheinen, um

ſich hier zur ſchönſten Blüte zu erſchließen. Mächtige Architrave ſind von Säule zu Säule ausgeſpannt, um die Wölbung zu tragen. Untereinander aber ſind immer je zwei Säulen durch einen Bogen verbunden, der ſich wie eine Girlande von Schaft zu Schaft ſchwingt.

Hier hat die Skulptur ihre höchſte Pracht entfaltet. Wo immer ſich das Auge hinwendet, ſtößt es auf den reichſten Schmuck. Es wäre eine ganz vergebliche Mühe, von der verſchwenderiſchen Fülle des Ornamentes, das ſich an allen Teilen und an jedem Gliede emporrankt, ein Bild zu entwerfen, das auch nur annähernd der üppig ornamentalen Ausſtattung entſpräche, die in der Dekoration des Ganzen zur Erſcheinung kommt. Dieſe Ausſtattung überbietet alles, was ich bis jetzt in einem Hindutempel geſehen habe, durch ihre Üppigkeit und ihren Reichtum. Köſtliche Ornamente bedecken den Architrav, überſchwenglich reiche Reliefs bekleiden den Säulenſchaft, anmutige Gewinde ſind um die von Säule zu Säule ſich ſpannenden Bogen geflochten. Ein ungeheuerliches Gewirre von Geſtalten ſpringt dem Auge entgegen. Auf den erſten Blick ſcheint das alles zu phantaſtiſch und regellos, um wohltuend auf das Auge wirken zu können. Je länger aber das Auge dabei verweilt, um ſo deutlicher gibt ſich dem Beſchauenden die Plaſtik auf der Stufe einer techniſch und ſtiliſtiſch völlig durchgebildeten Kunſt zu erkennen. Von der vielſeitigen Durchbildung der Technik zeugt die gediegene, ſorgfältige, in allen Teilen zierliche Ausführung, welche dieſe Darbietungen auszeichnet. Der reich geſchmückte Kranz des Gewölbes gewährt in ſeinem bunten Rankenwerk, das mit menſchlichen Geſtalten verwoben iſt, ein ſprechendes Muſter dieſer phantaſievollen und ſinnreichen Ornamentik. Die ſchwächſte Seite ſind wie immer die menſchlichen Figuren. Es macht ſich in ihnen ein ſchweres, gedrücktes Verhältnis der Glieder geltend. Seelenvolle Schönheit fehlt dieſen Geſtalten ganz und gar; aber hiervon abgeſehen bezeichnet die künſtleriſche Ausführung eine hohe Entwicklungsſtufe. Von der Säulenhalle führt eine Stufenanlage zum eigentlichen Heiligtum. Es war dem Outcast verwehrt, das Sanctum Sanctorum zu betreten.

Die Kapelle iſt dem Wriſchabhanätha geweiht, deſſen Bild aus dem dunkeln Hintergrunde in leuchtendem Marmor hervortritt. Es iſt eine Figur von ziemlich bedeutender Höhe — die genaue Höhe vermag ich nicht anzugeben — in ſitzender Stellung. Die Augen ſind aus Kriſtall, das Stirnabzeichen iſt ein koſtbarer Edelſtein. Über dem Altar breitet ſich ein Baldachin aus koſtbarem Goldbrokat aus. Räuchergefäße laſſen beſtändig einen qualmenden Dunſt aufſteigen. Auch ohne das ausdrückliche Verbot, das Heiligtum zu betreten, würde uns dieſer unerträgliche Qualm in gebührender Entfernung gehalten haben. Dafür aber haben wir ein anderes höchſt anſchauliches Bild des Kultus dicht vor uns. Auf der Marmorplatte des

Freiraumes vor der Türe zum Heiligtume liegt ein reicher Kaufmann aus Gudſcherat als andächtiger Pilger tief gebückt auf dem Boden. Er hat ſich vollſtändig entblößt bis auf ein ſchmales Lendentuch. Vor ihm liegt auf dem Boden eine ſafranfarbige Paſtete bereitet. Nachdem er verſchiedene Gebete gemurmelt und Räucherwerk dargebracht, beſtreicht er im Angeſichte der Gottheit die Stirne mit dieſer gelben Paſtete, dem Siegel der Vollendung. Und um nur ja kein lebendes Weſen durch den Hauch ſeines Mundes zu töten, während er betet, hält er um den Mund ein Band geflochten, das jeden unehrerbietigen Hauch vom Antlitze der Gottheit fernhält. Das Bild paßt zur unreinen, vom Qualm der Kerzen und vom Dunſt des Räucherwerkes erfüllten Atmoſphäre, die uns ſchnell wiederum unter die Marmorhallen führt, um uns an dem verſchwenderiſchen Reichtum zu erfreuen, den vor 800 Jahren ein Kaufmann von Gudſcherat an den Aufbau dieſes Heiligtums verwandt hat. Lebhafter als das Bild des am Boden kauernden Jainapilgers, deſſen dunkle Farbe ſcharf von dem hellen Marmor abſticht, feſſelt uns die in Marmor ausgeführte überlebensgroße Reiterſtatue, in der ſich der Stifter des Tempels ſelbſt verewigt. Eine Gruppe von zehn in Marmor dargeſtellten Elefanten, die den zu Pferde ſitzenden Stifter umgibt, weiſt den frommen Pilger auf die fürſtliche Freigebigkeit hin, der das Heiligtum ſeinen Urſprung verdankt. Wäre auch nur dieſes eine Denkmal religiöſer Kunſt auf ſo gewaltiger Bergeshöhe errichtet worden, ſo würde das für ſich allein genügen, um dem Mount Abu eine ganz eigene Stellung unter den Bergheiligtümern Indiens, ja der geſamten oſtaſiatiſchen Welt einzuräumen. Aber dicht daneben erhebt ſich ein zweites Heiligtum, das an künſtleriſchem Werte dem des Wriſchabhanâtha kaum nachſteht. Es iſt dem volkstümlichſten unter allen Heiligen der Jaina-Religion, dem Pârçvanâtha, gewidmet und verdankt ſeinen Urſprung der Freigebigkeit der Brüder Tejaspâla und Vaſtupâla. Nur ein ſchmaler Hof trennt die beiden Tempel. Eine Marmortreppe führte uns zu der Säulenhalle empor.

Das Rechteck, das von der in zwei Säulenreihen ſich hinziehenden Halle umgürtet iſt, nimmt ungefähr den gleichen Raum wie der andere Tempelhof ein. Alles iſt natürlich aus dem beſten Marmor. Herrliche Platten bedecken die Wände, aus mächtigen Blöcken ſind die Säulen gemeißelt. Man muß ſich immer wieder daran erinnern, daß dieſe Marmorplatten und -blöcke aus weiter Ferne herbeigeſchafft und dann 1723 m in die Höhe gefördert werden mußten, um eine Vorſtellung zu erhalten von dem religiöſen und künſtleriſchen Unternehmungsgeiſt jener Geſchlechter. Man achte nur auf die außerordentlichen Maße, welche die Marmorblöcke verraten, aus denen ſich die Architrave und Niſchen zuſammenſetzen.

Die Anlage des Tempels entſpricht in ihren Umriſſen derjenigen des Wriſchabhanâtha. Ein weiter Hof breitet ſich in Geſtalt eines länglichen

Rechteckes aus und ist rings von einer Säulenhalle umgeben, die einem Kranze von kleinen Kapellen als Vorhalle dient; inmitten des Hofes erhebt sich das Hauptheiligtum, das sich aus dem herrlichen Portikus mit seinem kunstvollen Kuppelbau und dem nur den Gläubigen zugänglichen „Allerheiligsten" zusammensetzt. Das Bild des „Siegesfürsten", das zur Verehrung ausgestellt ist, stellt eine sitzende Figur des Pârçvanâtha dar, aber nicht in Marmor, sondern in Bronze.

In dem Reichtum des plastischen Schmuckes darf der Tempel mit seinem Rivalen kühn um die Palme streiten. Eine gediegene Technik und feinsinnige Durchbildung des Ornamentes zeichnet auch hier alle Glieder des Baues aus. Dem plastischen Schmucke fehlt vielleicht jene verschwenderische Fülle des Details, die sich bei dem andern Tempel über die Säulen, Architrave und Gesimse ergießt. Um so reiner und edler kommen die künstlerischen Formen in den mit frischer Originalität variierenden Mustern zur Geltung. Mit besonderem Interesse verweilt das Auge bei den zahlreichen Figuren, Göttern und Halbgöttern, Heiden. Sowenig diese Gestalten an und für sich unser Auge ansprechen, so bezeichnend ist die Leichtigkeit, mit der hier ein ganzes Stück epischer Poesie in den Marmor hineingearbeitet ist, für den Fortschritt der plastischen Kunst. Der Meißel scheute vor keiner Schwierigkeit zurück. An Frische der Empfindung und Gewandtheit der Formengebung übertrifft das Ornament dasjenige des andern Tempels unzweifelhaft. In Kränzen, die sich immer enger zusammenschließen, windet sich der Schmuck bis zur Spitze der Kuppel empor. Von besonderer Schönheit sind die halb sich öffnenden Knospen der Lotusblume. Die Blätter und Blüten sind so zart und fein behandelt, daß man meinen könnte, der helle, durchsichtige Marmor sei reines weiches Wachs. Mit derselben Vollendung sind die Bogengewinde, die sich von Schaft zu Schaft hinziehen, bearbeitet.

Man muß die beiden Tempel zusammen als ein Ganzes betrachten. Erwägt man die immensen Summen, die auf ihren Bau verwandt wurden, betrachtet man ferner den Fleiß und das Geschick, das die riesigen Marmormassen zu bewältigen wußte, die Größe des Ganzen, die Eleganz der Teile, den Reichtum des Ornamentes, die Pracht der Säulenhalle und den Glanz der von Säulen getragenen Wölbung, dann wird man eine hohe Vorstellung von dem ebenso reichen wie feinsinnigen Kunstleben gewinnen, dessen Trägerin die fürstliche Freigebigkeit der Kaufmannsgilden war. Es lebte in diesen Gilden ein religiöser Zug, der in seiner Art bewundernswert ist, eine Hingabe an ein religiös-ethisches Ideal, die es sich unermeßliche Schätze kosten ließ, um Werke von solcher Kunstvollendung ins Leben zu rufen. Das glänzendste Denkmal dieser fürstlichen Freigebigkeit, die herrlichste Schöpfung der daraus erblühenden Kunst steht in den beiden Heiligtümern von Mount Abu vor uns. Und all diese Herrlichkeit künstlerischen Schaffens findet sich

in der Wildnis des Hochgebirges, dicht am Rande der Wüste. Als ich aus dem Bereiche dieser leuchtenden Marmorpracht heraustretend mich auf einmal von den wilden und öden Gebirgsmassen wieder umgeben sah, kam es mir vor, als wäre das alles, was das Auge eben geschaut und bewundert, nur eine jener entzückenden Luftspiegelungen gewesen, wie sie die Wüste aus ihrem Sand und Fels hervorzuzaubern pflegt. Und doch war es Wirklichkeit, die Wirklichkeit des indischen Märchenlandes.

7. April 1905.

Ich unternahm einen Ausflug nach dem Gurusikra, „der Heiligenspitze". Es ist der höchste und malerischste Punkt unter allen Gipfeln des heiligen Berges. Der Pfad führt zwischen Fels und Steingeröll zu der Höhe empor. Der Ausblick von der Spitze des Felsenkammes war großartig: unter uns die ganze Fülle der im leuchtenden Grün prangenden Vegetation des Tales, an dessen Felswänden wir vorgestern emporgestiegen, in der Ferne die majestätische Wüste von Radschputana, über uns der blaue Himmel, umflossen von einer Flut des reinsten Lichtes, tiefste Stille ringsum. Kein Wunder, daß sich in dieser erhabenen Bergeinsamkeit das indische Büßertum zu Hause fühlt. Hat doch Wischnu hier nach indischem Volksglauben in einer der vielen Höhlen den heiligen Abdruck seines Fußes zurückgelassen! Der mythische „Fußabdruck" ist stets das Ziel frommer Pilger. In einer nahegelegenen Höhle lebt ein Büßer, dem die Obhut des Heiligtums anvertraut ist. Der Klang seiner Glocke macht einen unheimlichen Eindruck in der schauerlichen Verlassenheit dieses Ortes. Wir traten in die Höhle. Eine nackte, mit zerzaustem, tief herabhängendem Haare bedeckte Gestalt saß vor uns; funkelnde Blicke leuchteten dem Eintretenden entgegen. Ringsum lagen unzählige Pilgerstäbe zerstreut. Es sind Votivgeschenke frommer Pilger, welche bis zu diesem Orte der Wildnis vorgedrungen waren. Ein noch seltsameres Höhlenbild bot sich etwa 100 Schritte weiter. Ein Büßer, eine dünne, ausgehungerte Gestalt, stand da vor uns, aber mit dem Kopfe nach unten, mit den Beinen nach oben. Das war eine ganz neue Art, Buße zu tun. Der Mensch stand tatsächlich vollständig frei da, den Kopf zwischen die Schultern so eingeklemmt, daß die nach oben gerichtete Gestalt auf den Schultern ruhte. Die Haltung war unbeweglich. Längere Zeit beobachteten wir den Menschen. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß der Büßer sich keiner künstlichen Stütze in dieser Lage bediente. Wie hält der Mensch dies aus? Und warum? Ein neues Rätsel neben den vielen, die Indien schon aufgerollt!

8. April 1905.

Der ganze Berg scheint ein einziges großes Heiligtum darzustellen. An den verschiedensten Punkten erheben sich aus dem Gewirre der Steinmassen Tempel und Tempelchen. Die bedeutendste Gruppe ist die von Achilghar.

In früher Morgenstunde führte uns der Weg an dem Marmortempel von Dilwara vorüber. Nach etwa einstündigem Aufstieg erreichen wir die erste Tempelgruppe. Sie ist rings von einer mächtigen Mauer umgürtet. Eine mit dem reichsten Ornament geschmückte Stufenanlage führt zum Eingang empor. Hier genießt man einen prachtvollen Ausblick auf das Tal. Nun folgen sich Tempel auf Tempel. Wir erreichen den Agnikund, einen großen, im Felsen angelegten heiligen Teich. Er hat eine Länge von 273,6 m und eine Breite von 81,6 m. Ganz aus dem nackten Felsen herausgehauen und mit einer Mauer aus trefflichen Backsteinen umgürtet, ist er ein würdiges Seitenstück zu dem Aufbau des Marmortempels.

Nur ein Geschlecht, das mit einer unbegrenzten Begeisterung einen unerschöpflichen Schatz der Hilfsmittel, Geldkräfte und Arbeitskräfte verband, konnte so etwas zu stande bringen. Ich kenne nur ein einziges Denkmal, das sich auf solcher Höhe jenen Anlagen vergleichen läßt: es sind die großartigen Bauten auf dem Diëngplateau auf der Insel Java. In einer Höhe von 1700 m war hier eine brahmanische Priesterstadt als religiöser Mittelpunkt des emporblühenden indischen Kolonialreiches von Java aufgebaut. Abu und Diëng sind die großartigsten Bergheiligtümer, die der religiöse Sinn der Inder geschaffen hat. Lebhaft trat mir das Bild der indischen Ruinen Javas vor die Augen, als ich vom höchsten Punkte des Berges Abu die ganze Fülle seiner Denkmäler überschaute.

Das ist das Bergheiligtum Abu, der Inbegriff alles Schönen, was die Kunst der Jaina auf der Höhe ihres Aufschwungs zu leisten vermochte. Und doch ist mir niemals der überlegene Wert dessen, was uns die Antike in dem klassischen Kanon des Schönen gegeben, fühlbarer geworden als inmitten jener Pracht, die den Blick gefangen nimmt. Wie arm und unbedeutend erscheint das alles in seinem geistigen, idealen Gehalt gegenüber dem, was auf der Höhe einer Akropolis in der kurzen Dauer eines Menschenalters geschaffen wurde! Vergleichen wir mit dem Werke des indischen Künstlers die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit, das reizend bewegte Leben, den Wechsel von lieblicher Anmut und feierlicher Würde, die frische Lebendigkeit und sprühend geistvolle Bewegung, die in den unzähligen Gestalten der griechischen Künstler vor uns hintritt, dann wird der unermeßliche Abstand klar, der die indische Kunst von der griechischen trennt. So viel Schönes und Feinsinniges, Anmutiges und Erhabenes Indien bieten mag, es fehlt trotzdem jene einfache, maßvolle Schönheit, die in der Antike ihren reinsten ursprünglichsten Ausdruck gefunden hat.

# 35. Ahmedabad.

10. April 1905.

Von Abu Road brachte mich gestern abend in später Stunde der Bombay-Expreß nach Ahmedabad. Die nächsten Tage sollten dem Besuche dieser merkwürdigen Stadt gewidmet sein, von der ein Indienfahrer am Ende des 16. Jahrhunderts behauptet, es sei die schönste Stadt Indiens. Mandelslo schreibt im Jahre 1688, man stoße in den Straßen von Ahmedabad auf alle Völker Asiens und Europas, in seinen Kaufläden flössen alle Erzeugnisse des asiatischen Marktes von Smyrna bis nach Peking zusammen, während die Umgebung der Stadt in einen einzigen großen Park verwandelt scheine, der dem Lebensgenuß der Millionäre und Mächtigen Ahmedabads alle Annehmlichkeiten in üppiger Fülle biete. Es war das in den goldenen Tagen der Mogulherrschaft, als Ahmedabad an Glanz mit Agra und Dehli wetteiferte. Die Schöpfung Ahmed Schahs hatte sich innerhalb eines Jahrhunderts zur moscheenreichsten Stadt Indiens ausgebaut, und eine Zeitlang gewann es den Anschein, als wolle die emporwachsende neue Hauptstadt Gudscherats am linken Ufer des Sabarmati selbst die beiden Kaiserstädte an der Jamuna durch ihre Schönheit überstrahlen.

11. April 1905.

In den Morgenstunden unternahm ich eine Rundfahrt, um zuerst ein allgemeines Bild der Stadt zu gewinnen. Die Basars haben sich bereits geöffnet, und ein recht bunter Menschenstrom ergießt sich durch die Straßen. Hindu und Mohammedaner drängen sich nebeneinander, und mit Interesse beobachtet das Auge die wechselnden Volkstypen. Man möchte dem Gesichtsausdruck das innere Leben ablauschen, aus dem Blicke das Denken und Empfinden erraten, das diese Massen bewegt, die nebeneinander durch die Straßen fluten.

Ganz besonders aber fühlt sich das Auge von den herrlichen Bauten angezogen, die hier und dort hervortreten. Man braucht nur ein wenig Umschau zu halten, um bald an Ahmedabads vergangene Größe erinnert zu werden. In den mächtigen Kuppeln und schlanken Minarets schaut ernst und schweigsam die Vergangenheit der Riesenstadt zu uns hernieder. Diese Vergangenheit reicht zwar kaum 500 Jahre zurück. Aber was innerhalb dieses Zeitraumes, oder besser gesagt innerhalb der ersten zwei Jahrhunderte

dieſes Zeitraumes an Werken der Kunſt geſchaffen worden, nimmt in der Geſchichte jener künſtleriſchen Allianz zwiſchen Islam und Hinduismus, die von Dehli ausging, eine bevorzugte Stellung ein. Und vielleicht an keinem Punkte Indiens hat ſich die *plaſtiſche* Überlegenheit des Hindumeißels ſo glänzend bewährt wie im heiligen Lande der Jaina.

Je tiefer der Islam vorgedrungen war, um ſo mehr war er darauf bedacht geweſen, in großartigen Denkmälern der Kunſt dem Symbol des Islam einen ſieghaften Ausdruck zu verleihen. Die Durchführung der Rieſenbauten erforderte Bauleute; er fand ſie inmitten des eroberten Volkes. Er brauchte dieſe Kraft nur in ſeinen Dienſt zu ſtellen, um der ernſten Pracht ſeiner Bauten einen Glanz zu geben, wie ihn die Kunſt des Islam noch nie beſeſſen hatte. So kam es, daß ſich an jedem Punkte Indiens, wo der Islam ſich auch nur vorübergehend feſtſetzte, dasſelbe Schauſpiel wiederholte, deſſen erſte Zeugin die eroberte Zitadelle von Dehli geweſen. Dem Schwerte folgt der Meißel. Der Eroberer zwingt den Eroberten zu einer Art künſtleriſcher Fronarbeit. Man kann ſich kaum größere Gegenſätze denken wie zwiſchen einem indiſchen Tempel und einer mohammedaniſchen Moſchee. Das Heiligtum des Hinduismus löſt ſich in das üppige Spiel der phantaſtiſchſten Formen auf. Es iſt der treue Ausdruck einer vom Taumel ſeiner Myſtik und der Ausſchweifung ſeiner Phantaſie fortgeriſſenen Gemütsſtimmung. Das gerade Gegenteil davon iſt das Heiligtum des Islam. Feierliche Würde ruht auf den geſchloſſenen Mauermaſſen, Kraft und Tiefe ſpricht aus den mächtigen Kuppeln und Portalen. So wurde der Hindukünſtler überall genötigt, ein dem Hinduismus feindliches Symbol des Glaubens in der Pracht von Mihrab und Minaret zu verwirklichen, während zugleich aus dem Bereiche der Plaſtik alles abgeſtreift wurde, was an den ſo verhaßten Bilderkultus erinnerte. Der Hindu unterwirft ſich. Zuerſt ringt ſeine Kunſtfertigkeit noch mit den neuen fremden Formen des Bogens und der Kuppel, aber immer erfolgreicher bewältigt ſeine Fertigkeit die Formen, während es ihm gleichzeitig gelingt, damit die heitere feſtliche Pracht ſeiner ornamentalen Kunſt zu verſchmelzen. Dabei konnte es aber nicht ausbleiben, daß die *örtliche* Eigenart der Hindukunſt einen beſondern Einfluß auf den Charakter des Bauwerkes gewann. Anders begann der Islam in Dſchaunpur, anders in Malwa zu bauen. Um dieſelbe Zeit, da die Hauptſtadt von Malwa in Radſchputana ſich mit einem Kranze der herrlichſten Moſcheen und Paläſte ſchmückte, in deren plaſtiſcher Schönheit alles wiederkehrt, was die Kunſt des Landes an eigenartigen Reizen beſaß, erblühte im Bereiche von Dſchaunpur nördlich von Benares innerhalb weniger als 100 Jahren die Kunſt in einer ſo ſcharf ausgeprägten Eigenart, daß ſie einem ganz neuen Zweige der indiſch-ſarazeniſchen Kunſt anzugehören ſcheint. Wiederum begegnet uns ein verſchiedenes Bild in den Bauwerken, mit denen der Islam

Kalburgah, die neue Hauptstadt des Dekan, schmückte. Ihre Moschee, eine Schöpfung von imponierender Großartigkeit, ist eines der schönsten sarazenischen Denkmäler Indiens und doch gleichzeitig so von allen andern Werken verschieden, daß sie keinem der dort entwickelten Stile zugeteilt werden kann. Und nun gar Bidschapur im westlichen Dekan, das in der Pracht seiner Bauten den Vergleich mit allen andern herauszufordern scheint. Nirgendwo aber hat sich die Kunstfertigkeit des indischen Meißels zu solcher Vollendung durchgerungen wie in Gudscherat.

Das Land der Seth, das heilige Land der Jaina, war der klassische Boden der Kunst geworden, ein indisches Italien, wo die blühenden Kaufmannsgilden der reichen Handelsstädte die Trägerinnen des höchsten Kunstschaffens geworden waren. Obschon die verheerenden Einfälle Mahmuds von Gazni einen Augenblick diese Blüte des religiösen und künstlerischen Lebens bedroht hatten, so hatte sich doch das Land schnell wiederum von dem Sturme erholt, und glänzender als zuvor bewährte sich die fürstliche Freigebigkeit der Gilden in dem Ausbau der Tempel. Die Eroberung Dehlis durch die Pathan begann auch die Selbständigkeit der Halbinsel von neuem zu bedrohen. Lange widerstand die zähe Kraft der mächtigen Geschlechter an den wichtigsten Punkten der Halbinsel, obschon die alte Hauptstadt Anahilapura bereits Sitz der von Dehli abhängigen Vizekönige geworden war. Erst dem kühnen und mächtigen Musaffar Khan (1391—1410) gelang es, den Islam dauernd zu begründen, indem er sich zugleich so gut wie vollständig vom Kaiser von Dehli unabhängig machte und eine eigene Dynastie, die der Ahmedschähi, begründete. Sein Enkel Ahmed Schah krönte das Werk in dem Bau einer neuen Stadt, der er seinen Namen gab, Ahmedabad.

Die alte Hauptstadt Anahilapura wurde ausgeplündert, um mit ihrem kostbaren Material die neue Hauptstadt zu schmücken. In den Arkaden des Jaina-Tempels boten sich die prachtvollsten Säulen zum Schmucke der Hallen der Moscheen. Als die Kaufmannsgilden von Gudscherat mit einer beispiellosen Verschwendung von materieller und von menschlicher Kraft die Marmorblöcke Hunderte von Kilometern weit herbeischafften, um damit jenes indische Tyrus als Denkmal ihrer Verehrung für den Jaina-Kultus aufzubauen, bereiteten sie ahnungslos die Bausteine einer neuen Stadt vor, die als Siegesdenkmal des erobernden Islam aus den Trümmern der zusammengebrochenen Herrlichkeit hervorgehen sollte. Alles, was Ahmedabad an Marmor in der großartigen Fülle von Moscheen und Mausoleen besitzt, bezog es aus den zerstörten Tempeln der alten Seth-Hauptstadt. Ihre Ruinen schienen sich in eine unerschöpfliche Fundgrube des besten Gesteins, ja geradezu in einen der reichsten Marmorbrüche Indiens verwandelt zu haben. Darin spricht sich deutlicher als in allen noch vorhandenen Ruinen die verschwenderisch reiche Bautätigkeit jener Epoche aus. Fünf Jahrhunderte haben es sich an-

gelegen ſein laſſen, dieſe „Marmorbrüche“ nach beſten Kräften auszuplündern. Nicht genug damit. Der Jaina-Künſtler ſelbſt mußte ſeine unübertreffliche Meiſterſchaft in den Dienſt des Erbauers von Ahmedabad ſtellen.

Mit Ahmedabad beginnt eine neue Epoche in dem Ringkampfe zwiſchen Islam und Hinduismus. Aus dieſer Phaſe ging der Hinduismus ſo glänzend als Sieger hervor, daß man ſagen kann: der Boden, den der Islam dem Jaina mit dem Schwerte entriſſen, hat letzterer mit dem Meißel zurückerobert.

Während der Fahrt konnte ich mich beim Anblicke der vielen reizenden Kleinbauten überzeugen, wie lebendig auch heute noch der künſtleriſche Genius dort fortwirkt. Gudſcherat iſt das Land des indiſchen Meißels geblieben, und die neue Zeit wetteifert mit der alten in der Pflege des bildneriſchen Schmuckes. Das Auge wird allenthalben durch die anmutigen Darbietungen dekorativer Kunſt, hier in koſtbarem Holz, dort in weißem Marmor, wohltuend berührt. Einzelne Werke ſind von einem Schimmer wunderbarer Schönheit umfloſſen. Am meiſten überraſcht mich die Wahrnehmung, daß ſich dieſer künſtleriſche Schmuck nicht etwa bloß auf einzelne elegantere Bauwerke, auf Palaſtwohnungen der reichen Kaufleute beſchränkt, ſondern ſich auch an den anſpruchsloſen Wohnungen des Handwerkers und kleinen Händlers zeigt. Alle dieſe Bauten haben einen gemeinſamen Grundzug. Ein echt künſtleriſcher Zug ſcheint das ganze Volk, hoch und niedrig, zu beleben. Der Schönheitsſinn legt Wert darauf, durch edle Form, ſinnreichen Schmuck dem Auge des Beſchauers Reiz und Genuß zu geben. Selbſt an den einfacheren Bauten des gewöhnlichen Mannes finden ſich Werke von hoher Vortrefflichkeit. Dieſe Wahrnehmung ſteigerte ſich, je tiefer ich mich in das Innere der Stadt, in die engen Sträßchen und Gäßchen wagte, wo die Maſſe der kleinen Handwerker und Händler zuſammengedrängt wohnt. Zu Hunderten mag man da die Häuſer zählen, wo edle Schnitzarbeit in Holz oder Stein die Stirnwand der Häuſer auszeichnet. Man ſollte meinen, die Gewandtheit des Meißels ſei auch dem einfachſten Zimmermann eine angeborene Gabe. In den entlegenſten Winkeln ſtößt man auf ganz prachtvolle Erzeugniſſe der Schnitzarbeit. Wenn ſich der kleine Kaufmann ſein Haus baut oder erneuert, ſo iſt er ganz gewiß darauf bedacht, daß auf keinen Fall die ſeingeſchnitzten Säulenſchäfte und Kapitäle an der Veranda, die entzückenden Bandmuſter an den Mauern, an den Balkonen und Jalouſien, kurz alle jene kleinen, niedlichen Ornamente fehlen, die das Ganze ſo friſch beleben. Der Zimmermann, deſſen er ſich bedient, hält das für ſo ſelbſtverſtändlich, daß es dafür keines beſondern Auftrages bedarf. Der Schmuck iſt kein oberflächliches blendendes Dekorationsſtück. Es iſt eine durch und durch ſolide und echte Arbeit im Gegenſatze zu ſo mancher Schnitzarbeit in Bengalen und anderswo. Der Stich des Meißels iſt tief, ſtark, ſein bis

auf den Grund, wahre Künſtlerarbeit, das Erbſtück einer durch viele Jahrhunderte ſich fortpflanzenden künſtleriſchen Überlieferung. Und nun gar, wenn es ſich um die Wohnung eines indiſchen Seth handelt. Über die ganze Stirnſeite des palaſtähnlichen Baues breitet ſich das üppigſte Ornament aus. Die weiten Flächen löſen ſich in zierliche Säulen, graziöſe Niſchen, fein durchbrochene Gitter, vorſpringende Balkone auf. Die Plaſtik gibt dem Äußeren eine wahrhaft fürſtliche Prachtbekleidung.

Zu ſchnell eilt unſer Wägelchen, um uns Zeit zu gewähren, alle dieſe Schönheit eingehender zu prüfen. Die herrlichen Moſcheen ziehen bereits das Auge zu ſich herüber. Nur wenige Tage waren dem Beſuche Ahmedabads zugemeſſen, eigentlich viel zu kurz, um ſich der Schönheit und Majeſtät dieſer Bauten in allen Einzelheiten zu erfreuen. Wenn man alle geſchaut, würde man am liebſten zu den erſten zurückkehren, um in vergleichender Gegenüberſtellung erſt recht den künſtleriſchen Genius bewundern zu können, der in der Verſchmelzung islamitiſcher Architektur und indiſcher Plaſtik etwas ſo ganz Eigenartiges hervorgebracht hat.

Ich unternahm meinen Rundgang durch die vornehmſten Anlagen der Stadt von dem Torweg aus, der in drei mächtigen Spitzbogen die breite Straße überſpannt, welche zum alten Palaſt führt. Der Tin Darwāza — ſo heißt dieſes aus der Zeit des Schöpfers von Ahmedabad ſtammende Denkmal — iſt in ſeinen ernſten Maſſen ein treues Bild des gewaltigen Mannes, dem die Stadt ihren Urſprung verdankt. Der Bau zeichnet ſich in dem dreifachen Portal durch eine edle Schönheit der Verhältniſſe aus; die weitgeſpannten Gewölbe geben der Anlage ein ebenſo klares wie energiſches Gepräge, während die dekorative Kunſt in der Durchbildung der Einzelſtücke eine Feinheit entfaltet, welche bereits die vollendete Meiſterſchaft des Hindukünſtlers verrät. Wie ſchade, daß die Umgebung durch den Block der ſich herandrängenden Häuſer einen guten Teil von der Schönheit des Bauwerkes dem Blicke verſchleiert. In den Tagen des Glanzes von Ahmedabad öffnete ſich von dort aus der weite, rings umſchloſſene Hofraum, durch den man zur Zitadelle gelangte. Der Hof führte den Namen Maidan Schah, „Königsplatz“. Hier verſammelten ſich in früherer Zeit die großen Vaſallen und fremden Geſandtſchaften mit ihrem glänzenden Gefolge, um in feierlichem Zuge ſich dem allgewaltigen Herrſcher zu nahen, der auf der im Mittelpunkt aufſteigenden Terraſſe thronte. Hier muſterte er ſeine Kriegsſcharen, wenn er zu den kühnen Unternehmungen gegen den nördlichen und weſtlichen Nachbar auszog. Hier wurden die feenhaften Hoffeſte gehalten. Wenn mit dem Dunkel der nächtlichen Stunde ſich etwas Kühlung über den heißen Boden ausgoß, begann die mächtige Fontäne in der Mitte in herrlichen Farben zu leuchten, und unter dem Klang einer ſinnberückenden Muſik entfaltete ſich ein Märchentraum aus Tauſend und eine Nacht. Dieſe

Zeiten ſind begraben. Durch den mächtigen Torweg ſtürzt kein jugendlicher Mahmud Begarah mehr, um mit der Glut ſeines Blickes die aufrühreriſchen Edelleute zu entwaffnen, die ihm — dem Vierzehnjährigen — den Thron ſtreitig machten. Die Zitadelle des ſiegreichen Islam — bekannt unter dem Namen Bhadr — hat ihren Glanz verloren. Einzig die Moſcheen der Umgebung erzählen noch in der Sprache ihres künſtleriſchen Schmuckes von den Tagen jenes Glanzes. Wohin das Auge ſich wendet, ſtößt es auf Denkmäler, die von der Lebenskraft der Kunſt, die hier gepflegt wurde, rühmliches Zeugnis geben. Alles atmet einen kühnen, unternehmenden Geiſt.

Das älteſte Denkmal dieſer Epoche iſt Ahmeds ſog. alte Moſchee. Sie diente dem Erbauer Ahmedabads ſpäter als eine Art Hauskapelle, nachdem er im Norden der Stadt die große Kathedralmoſchee als Jāmi-Maſdſchid angelegt. Die neue Epoche erſcheint noch in ihren taſtenden Anfängen. An den Portalen entfaltet ſich noch nicht die Pracht jener Ornamentik, die mit ihren mannigfachen Muſtern die Umrahmung der Bogen bedeckt. Die breiten Wandflächen werden nur durch ſchmale Bandſtreifen unterbrochen. Man hat den Eindruck, als arbeite der Hindukünſtler noch auf einem ihm fremden Boden, mit Formen, denen ſich ſein architektoniſcher Sinn erſt anpaſſen muß. Dem Spitzbogen fehlt jene wuchtige Kraft, die ſo eindrucksvoll im Aufbau der Moſchee wirkt, den Minarets die ſchlanke, freie Geſtalt, die ſo anmutig ſich über die Maſſen erhebt. Die Kuppeln geben dem Ganzen zwar einen feierlichen Ernſt. Aber dieſe Symbolik von Bogen, Kuppeln und Minarets hat ſich noch nicht auf dem Boden Gudſcherats zu dem machtvollen Ausdruck des ſiegesbewußten Islam ausgebildet. Der ganze Aufbau wäre ein ziemlich nüchterner geblieben, wenn er nicht vom Säulenbau des Hindutempels ein Element des höchſten künſtleriſchen Schmuckes entlehnt hätte. In der Anlage der Säulenhallen erhält das eben erſtehende Ahmedabad ſeinen vornehmſten und charakteriſtiſchſten Schmuck.

Während ich auf einem kleinen Umweg mich der Jāmi-Maſdſchid zuwende, werfe ich einen Blick in Haibat Khans Moſchee in der Nähe des Jamalpurtores. Dieſes Baudenkmal iſt deswegen ſo lehrreich, weil es einen weiteren Schritt auf der Bahn des engen Zuſammenwirkens der beiden grundverſchiedenen Kunſtrichtungen darſtellt. Haibat Khan, nach dem ſich die Moſchee nennt, zählte zu den angeſehenſten Edelleuten am Hofe des Erbauers von Ahmedabad.

Die Faſſade, in drei Bogenportalen durchbrochen, zeichnet ſich durch edle Einfachheit aus. Von dem glänzenden Reichtum der Ornamentik einer ſpäteren Zeit gewahrt man auch hier noch nichts. Wohl aber hat ſich der indiſche Baukünſtler bereits in das Geheimnis des Kuppelbaues hineingelebt. Die mittlere Kuppel ſtellt in ihrer kräftigen Form dem energiſchen künſtleriſchen Streben des Erbauers ein glänzendes Zeugnis aus. Aber der

Bild 224. Ahmedabad. Inneres der Jami-Moschid. (S. 313.)



Bild 223. Ahmedabad. Privathaus mit Fassadenschnitzerei. (S. 310.)

Bild 225. Ahmedabad. Jāmi-Masdschid. (S. 313.)

Bild 226. Ahmedabad. Sarkophage im Mausoleum der Frauen Ahmed Schahs. (S. 315.)

Hauptreiz der Moschee besteht in der Verwendung von Säulen, die den verschiedensten Hindutempeln entlehnt sind. Der Schmuck der Säulen entfaltet in der ganzen Pracht der Hinduplastik das frische Leben, das sich in Blumen und Blättern um Schaft und Kapitäle rankt. Alle die kecken und kühnen Kombinationen, wie sie der Hindusäule eigentümlich sind, werden herangezogen. Aber sie stellen ein Element dar, das in eine fremde Welt hineingeraten ist. Hätte das Auge nicht die echt sarazenische Kuppel vor sich, so könnte man versucht sein, das, was ein Heiligtum des Islam sein soll, für eines jener zahlreichen, durch den Glanz der Plastik ausgezeichneten Heiligtümer zu halten, in denen die Lehre des erlösenden Jaina verherrlicht wurde. Es fehlt noch die harmonische Verschmelzung der beiden Elemente.

Das ist anders geworden bei der Jämi-Masdschid, der Hauptmoschee von Ahmedabad. Obschon nur durch die kurze Spanne von 20 Jahren von dem Bau jener „alten Moschee" getrennt, an der noch alle Mängel des Übergangsstiles haften, entzückt dieses Bauwerk durch die lichte Schönheit aller Teile. Ganz in jenen kräftigen Sandsteinblöcken ausgeführt, die schon in sich einen monumentalen Zug dem Ganzen aufdrücken, ist der Bau durch den Adel der Verhältnisse und durch die Feinheit der Arbeit gleich vorzüglich. Wenn man sich von dem Manik Chauk auf einmal den Mauermassen gegenübersieht, so hat der erste Blick auf das reiche und doch nicht verwirrende Bild etwas Überwältigendes. Der kühne Aufbau, der reiche Schmuck, dessen edle Formenfülle sich an Gesimsen und Portalen zum Ausdruck feierlicher Pracht steigert, geben diesem Bauwerke den ersten Platz unter allen Moscheen Ahmedabads. Die beiden Minarets, welche einst als eines der größten Wunder des Ostens unter dem Namen der schwingenden Türme gefeiert wurden, sind zwar eines Tages im Schwunge rhythmischer Begeisterung eingestürzt. Aber man sollte fast meinen, die mächtige Fassade habe dabei nicht nur nichts von ihrer großartigen Wirkung verloren, sondern an Schönheit der Verhältnisse gewonnen. Den höchsten Prunk entfaltet das dreifache Portal. Das Hauptportal wird von zwei Türmen eingeschlossen, die in mehreren Geschossen aufsteigen und durch zierliche Bänder und Bogenfriese, durch Nischen und Blendfenster anmutig belebt werden; die beiden Seitenportale werden von reich gegliederten Flächen umrahmt. Über jedem Portal wölbt sich eine mit herrlichen Ornamenten bedeckte Kuppel. Der Eindruck dieser gediegenen Pracht ist ein mächtiger. Diesen Eindruck hat der Künstler dadurch zu steigern verstanden, daß er die durch das dreifache Portal kraftvoll entwickelte Fassade zu beiden Seiten in eine weit sich öffnende Säulenhalle auslaufen läßt. Dadurch löst sich die Steinmasse, die dem Beschauenden entgegentritt, in ein perspektivisches Spiel schlanker und reizender Säulen auf. Alles an diesem Bau beginnt zu leben. Wenn der Besucher alsdann durch das Portal den inneren Raum betritt, so sieht er sich in

einen Wald stolzer Säulenschäfte versetzt. Ein von 15 Kuppeln überdeckter Raum umfängt ihn, und eine von 260 Säulen getragene Decke wölbt sich über ihm, während sich ringsum in der Fülle von Bildwerken, die filigranartig über die Säulen ausgebreitet sind, eine solche Mannigfaltigkeit von Formen an ihn herandrängt, daß er sich in den Bannkreis einer Märchenwelt hineingezogen glaubt. Jede Säule ist in ihrer Art ein Meisterstück technischer und stilistischer Vollendung. Sie zeigen einen Reichtum der Erfindung, eine Feinheit in der Durchbildung der Details, welche die schöpferische Kraft dieser Meister glänzend hervortreten läßt. Die einfache Regelmäßigkeit des Ganzen, die Schönheit der Gliederung, die Pracht des Materials, die Harmonie der Beleuchtung geben dem Innern den Charakter feierlicher Erhabenheit. Unter dem Eindruck des Gesamtbildes wendet sich der Blick den Einzelschönheiten des Kuppelbaues und der Wandbekleidung zu. Mit besonderem Wohlgefallen ruht das Auge auf dem in den reizendsten Formen sich ausbreitenden Innenschmuck der Kuppel. Überaus gefällig wird der Übergang von der Wand zur Wölbung durch die in Gestalt kleiner Nischen übereinander sich lagernden Gewölbekappen dargestellt. Allenthalben sucht die Kunst durch höchsten Reiz und Schmelz der Formen zu fesseln. In buntem Spiele sind die Wände mit einer unerschöpflichen Fülle von fein stilisierten Ornamenten wie mit den herrlichsten Teppichmustern des Orients bedeckt. Eine unserem Auge ganz fremdartige Erscheinung ist dieses wunderliche Linienspiel, in dem die zarten Umrisse der Pflanzen und Blüten in die reich verschlungenen geometrischen Figuren hinübergleiten, so daß das Auge nie zur Ruhe kommt.

Gerne hätte ich mich noch länger dieses Bildes erfreut, aber bereits winkte aus der Nähe das Mausoleum Ahmeds zu uns herüber. Es ist die würdige Ergänzung zu Ahmeds prunkvoller Moschee. Das ernste, von einer majestätischen Kuppel überwölbte Grab entspricht der Bedeutung des Mannes, der hier an der Seite seines Sohnes und seines Enkels ruht. Durch eine auf 18 Säulen ruhende Vorhalle öffnet sich der Eingang. Auch hier begegnen wir in der künstlerischen Durcharbeitung der Säule demselben Adel der Formenbildung. Einen entzückenden Anblick gewähren zu beiden Seiten des Eingangs die Wandflächen in dem fein durchbrochenen Steinwerk. Die technische Ausführung ist in diesen netzartig ausgebreiteten Mustern von höchster Vollendung. Das einströmende Licht fällt auf einen leuchtenden Marmorboden, dessen Hauptreiz in der wirkungsvollen Zusammenfügung buntfarbiger Marmorstücke besteht. Alles wirkt zusammen, um die Grabstätte im Innern wie mit einem Schleier des Geheimnisvollen zu umweben. Dicht dabei liegt das Mausoleum der Frauen Ahmed Schahs. Es will mir fast scheinen, als übertreffe dieses zierliche Baudenkmal Ahmeds Grab durch die Eleganz der Verhältnisse und den Reichtum fein stilisierter Ornamentik. Die

Faſſade iſt ein Meiſterwerk in der glücklichen Verbindung der architektoniſchen Linien und des dekorativen Elementes; 13 reich ausgearbeitete Niſchen durchbrechen die breite Mauer und wechſeln mit anmutigen Arabesken ab. Die harmoniſche Verteilung dieſer Elemente bringt eine rhythmiſche Bewegung in den Aufbau der ſchweren Maſſen. Der Pracht des Äußern entſpricht der Glanz des Innern in der Säulenhalle, die um ein weit geöffnetes Rechteck einen Kranz zierlicher Säulenſchäfte windet. Die durchbrochenen Fenſter und Türen zeigen in ihrem Netzwerk mannigfaltige Muſter voll köſtlicher Erfindungsgabe eingewoben. Mit beſonderer Bewunderung verweilt das Auge bei den Steinſärgen im Mittelpunkt des Mauſoleums. Es ſind ihrer acht. Die ausſchließliche Anwendung des edelſten Marmors verbindet ſich mit der künſtleriſchen Technik, um dieſen Särgen eine vollendete Schönheit zu geben.

Wenn man nun glaubt, in dieſen glänzenden Schöpfungen das Schönſte geſehen zu haben, was Ahmedabad zu bieten vermag, dann wird man auf einmal von einer Moſchee und einem Mauſoleum überraſcht, die alles, was man bis jetzt geſehen, noch zu übertreffen ſcheinen. Ein ſolches Denkmal iſt Rāni-Sipari. Durch ihre ſchlanken Minarets zieht ſie ſchon aus der Ferne die Aufmerkſamkeit auf ſich. Kommt man in die Nähe, ſo ſteigert ſich die Schönheit der Faſſade in den Niſchen und Bögen, in den Säulen und Pfeilern zur höchſten Anmut. Das Äußere des Baues iſt ſo reich entfaltet, das Innere ſo lebendig gegliedert, daß man meinen könnte, der Stil habe bereits hier ſeinen prunkvollſten Ausdruck gefunden. Obſchon klein in den räumlichen Maßen, ſo darf die Grabanlage doch mit Recht als ein Juwel unter allen Moſcheen Ahmedabads gelten. Der Zauber des Bauwerkes beruht auf zwei Vorzügen. Jedes Glied und jedes Ornament iſt an ſeiner richtigen Stelle eingefügt. Da zeigt ſich nichts von jenem wilden Wachstum der ſich untereinander ſchlingenden Formen und Geſtalten, das den Hindutempel nur zu leicht zu einem verſteinerten Stück üppigſter und wildeſter Urwaldsvegetation macht. Der zweite Vorzug kommt in der maßvollen Beſchränkung des Ornaments und in der ſtrengen Unterordnung des Schmuckes unter das Ganze zur anziehenden Geltung. Es iſt das Grab einer Fürſtin, und zwar einer indiſchen Fürſtin. Zu ihren Lebzeiten hatte ſich Rāni Aſni dieſes Heiligtum nach mohammedaniſcher Sitte erbauen laſſen, um ſich der anmutigen Schönheit des Baues, in dem ſie einſt ruhen ſollte, nach Herzensluſt im Kreiſe ihres Hofes zu erfreuen.

Den Abſchluß des an künſtleriſchen Eindrücken ſo reichen Tages bildete der Beſuch von Sidi Sajjids Moſchee. Auch hier erſcheinen dieſelben Vorzüge, die uns ſeit Jāmi-Maſdſchid begegnet ſind: majeſtätiſcher Aufbau der Faſſade, glückliche Verteilung von Fenſter und Niſchen, reiche und elegante Detailarbeit im Säulenſchmuck. Aber das alles hätte nach ſo vielerlei gleich

ſchönen Eindrücken kaum mehr das ermüdete Auge gefeſſelt. Was trotz der Fülle des Geſehenen mit einer ganz neuen Überraſchung wirkte, das waren die beiden durchbrochenen Fenſter, die dieſer Moſchee einen Weltruf geben. Wie hingehaucht erſcheint das durchbrochene Maßwerk in den Ranken, Blumen und Blättern, während der Lichtſtrom, in tauſend Goldfäden aufgelöſt, wie durch ein Laubdach in das Halbdunkel eindringt und einen geheimnisvollen Schimmer bis in die letzten Winkel ausgießt. Beſäße Ahmedabad aus den Tagen ſeines Glanzes nichts anderes mehr als die beiden Fenſter, die uns in der ſtark zerfallenen Sidi-Sajjid-Moſchee erhalten ſind, das allein würde einen Beſuch Ahmedabads reichlich lohnen. Ein ſolches Werk findet man in ganz Oſtaſien nicht mehr wieder. Die lieblichen und zierlichen Schöpfungen des kunſtſinnigen Japan kamen mir trotz aller Friſche und Anmut wie Zwerggebilde vor beim Anblick dieſer herrlichen aus Marmor gewobenen Fenſterſchleier. Nur unvollkommen kann das Bild die feine Durcharbeitung wiedergeben. Die Sicherheit, mit der die Pflanzenformen ſo geſtaltet werden, daß ſie ſich gerade in den ihnen zugemeſſenen Raum hineinſchmiegen, dürfte kaum übertroffen werden. Der Wechſel von Palmen und Schlingwerk, die zart ſich veräſtelnden und verſchlungenen Zweige, die ganz erſchloſſenen oder halb ſich öffnenden Blumenkelche atmen in dem Stein ein warmes Leben. Das Pflanzenleben quillt ſozuſagen aus dem Marmor hervor. Lange hielt mich dieſes Zauberbild feſt. Es begann bereits zu dunkeln, als mich mein freundlicher Führer an den Heimweg gemahnte.

12. April 1905.

Früh am Morgen eilen wir durch das Jamalpurtor nach der Ebene rings um Ahmedabad. Unſer Ziel war Sirkij, die glänzendſte aller Grabanlagen von Gudſcherat. Ernſte Stille lagert über der Nekropole von Ahmedabad. Von allen Seiten tauchen wie in Dehli und Agra aus der Ebene die Grabkuppeln auf. Sirkij verdankt ſeinen Ruhm dem Scheich Ahmed, einem berühmten mohammedaniſchen „Heiligen“. Derſelbe ſtarb hier als 111jähriger Greis im Jahre 1446. Sultan Mahmud Schah errichtete ſeinem Andenken an der durch des „Heiligen“ Gegenwart geweihten Stätte ein großes Mauſoleum. Mit der Grabanlage verband ſpäter Sultan Mahmud Begarah die Moſchee, und daran ſchloſſen ſich ſpäter noch zwei Mauſoleen, eines für den Sultan ſelbſt, ein anderes für deſſen Gemahlin. So wurde das Heiligtum zur größten Grabanlage von Gudſcherat ausgebaut. Was nun dieſem Werke einen ſo hervorragenden Wert in den Augen des Freundes indiſcher Kunſt verleiht, das iſt der Umſtand, daß ſich in dem Aufbau der indiſche Stil zur unbedingten Herrſchaft durchgerungen hat. Während an den um einige Jahrzehnte älteren Bauten die indiſche und die ſarazeniſche Kunſtrichtung noch um die Oberhand ringen, iſt hier alles das, was man

Bild 227. Ahmedabad. Grabmal und Moſchee Rani Sipari. (S. 315.)

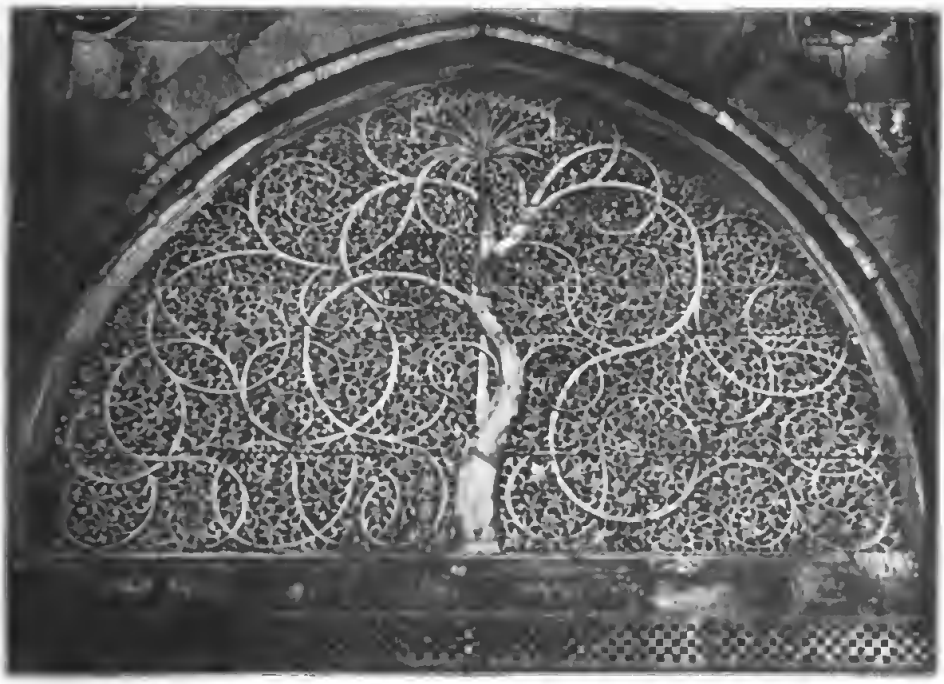


Bild 228. Ahmedabad. Marmorſchleier der Sidi-Sajjid-Moſchee. (S. 316.)

Digitized by Google

Bild 229. Ahmedabad. Sidi-Sajjid-Moschee. Rückseite mit den Marmorschleiern. (S. 316.)

ſarazeniſch nennen möchte, vor dem indiſchen Einfluß gänzlich zurückgetreten. Das Baudenkmal iſt durch und durch Hindu oder beſſer geſagt Jaina. Die kleinſte Erinnerung an ſarazeniſchen Einfluß iſt innerhalb des dekorativen Elements verſchwunden. Ein zum Islam bekehrtes Hinduheiligtum, gleich ausgezeichnet durch die Reinheit wie durch die Eleganz des indiſchen Stiles, möchte man das Bauwerk nennen. Der Künſtler hält mit dem Ornament keineswegs zurück; aber die Art, in der die Wirkung des Schmuckes auf das Ganze berechnet iſt, läßt die edle Einfachheit und Zweckmäßigkeit des Aufbaues nur um ſo greifbarer hervortreten. Sieht man von der Moti-Maſdſchid in Agra ab, ſo darf man wohl mit Ferguſſon der Anſicht ſein, daß es in ganz Indien keine zweite Moſchee gibt, die in anſpruchsloſer Einfachheit und Eleganz ſich mit der Moſchee von Sirkij meſſen kann.

Es bereitete mir trotz des vielen Schönen, das ich bereits geſehen, einen neuen Genuß, in den herrlichen, von Kuppeln überſpannten Räumen und in den heitern, von ſchlanken Säulen belebten Hallen mich dieſer durch vielhundertjährige Übung ſo glänzend entwickelten dekorativen Kunſt erfreuen zu können. Was beim Hindutempel den Genuß faſt immer beeinträchtigt, das üppige, laszive Spiel der widerlichen Göttergeſtalten, dieſer abſtoßende Zug iſt hier verſchwunden, und das Auge kann ſich der ungetrübten künſtleriſchen Freude hingeben. Mit einer bewundernswerten Leichtigkeit iſt die Zeichnung entworfen, mit einem dichteriſchen Schwunge wird ſie in Marmor oder Sandſtein verwirklicht. Jedes Detail, mag es eine die Wand unterbrechende Niſche, eine die Flächen gliedernde Säule, ein leicht geſchwungenes Arabeskenband ſein, iſt für ſich betrachtet ein kleines Meiſterſtück. Vor allem aber wird das Auge auch hier von den mit beiſpielloſer Feinheit durchbrochenen Fenſtern feſtgehalten. Dieſe marmorhellen Spitzenſchleier breiten ſich mit einer ſchier unerſchöpflichen Fülle neuer Muſter zwiſchen ſchlanken, zierlichen Säulen aus. Der Künſtler weiß die einfachen geometriſchen Linien zu wunderbarem Reichtum zu entfalten. An wenigen Orten hat das durchbrochene Steinwerk eine ſo verſchwenderiſch reiche Anwendung gefunden wie in dieſer Moſchee. Der Künſtler ſchwelgt förmlich in dem Beſtreben, überall die Flächen der Mauermaſſen in ein Spiel der formenreichſten Lichtbilder aufzulöſen. Und was ihm im Marmor ſo vorzüglich gelingt, das glückt ihm mit nicht geringerem künſtleriſchen Erfolg in der durchbrochenen Arbeit der Bronzegitter, welche das Grab umſchließen. Es iſt, als dränge ſich aller Reichtum, über den ſeine Kunſt verfügt, in der Nähe des Grabes zuſammen. Über uns eine in edlen Formen leuchtende Kuppelwölbung, deren dekorative Wirkung durch die Vergoldung verſtärkt wird, unter uns ein aus den farbenprächtigſten Platten mannigfach zuſammengeſetzter ſchimmernder Marmorboden, ringsum ein in ſtets neuen, friſchen Motiven wechſelnder

Metallschleier; im Mittelpunkt der herrliche Marmorsarkophag, das ist das Mausoleum von Sirkij, die Perle aller Grabdenkmäler von Gudscherat. Einer solchen Pracht muß sich das eigene Auge erfreut haben, um sie in ihrer ganzen Schönheit würdigen zu können.

Die Betrachtung all des Schönen hielt mich so lange im Bereiche der Bauten fest, daß ich darüber die gewaltige, von Mahmud Begarah erbaute Teichanlage fast vernachlässigt hätte. Ringsum ist der 17 Morgen umfassende Teich von einer gigantischen Stufenanlage umschlossen, auf der zahlreich badendes Volk heute wie zur Zeit Mahmud Begarahs in die Fluten hinabsteigt. Während der Blick über die weite Wassermasse hinübergleitend an der Westseite auf die Trümmer des alten Palastes von Sultan Mahmud stößt, schweift die Erinnerung in jene Tage zurück, als Sirkij der Lieblingsaufenthalt des herrschgewaltigen Fürsten war, der, obschon Vasall von Dehli, doch der Kaiserstadt nicht bloß durch die Macht des Schwertes, sondern auch durch die Prachtwerke seines Meißels Trotz zu bieten wußte.

13. April 1905.

Die Vormittagsstunden schenkte ich dem Besuche zweier in ihrer Art besonders lehrreichen Bauten: der Räni-Masdschid oder Königin-Moschee und der Moschee von Muhafiz-Khan.

Wem es lediglich darum zu tun ist, ein allgemeines Bild des künstlerischen Stiles in sich aufzunehmen, mag sich mit dem Besuch einiger Hauptdenkmäler begnügen. Aber erst ein Rundgang durch alle die mächtigen Bauwerke, welche der Islam mit dem Meißel des Hindu geschaffen hat, bringt dem Auge die gewaltige Kunsttätigkeit nahe, in der sich das Volk der Eroberer zu verewigen suchte. Die Königin-Moschee fällt noch in die Zeit des Schöpfers von Ahmedabad. Die Fassade zeigt in ihrer Gliederung alle Pracht der Jämi-Masdschid. Das Hauptportal, das zwischen den beiden reich geschmückten, in mehreren Geschossen aufsteigenden Türmen hervortritt, die Seitenportale, die zu beiden Seiten von Balkonnischen eingefaßt sind, deren frische Ornamentik mit dem Schmuck der Türme um den Vorzug streiten mag, darüber die friesartigen, in Arabesken sich auflösenden Bandstreifen, der zierliche Zinnenkranz, der die Masse nach oben abschließt, das alles greift so einheitlich ineinander, daß es den Eindruck eines von der edelsten Harmonie belebten architektonischen Organismus hervorruft. In drei Kuppelgewölben emporsteigend breitet sich die Decke auf 36 mächtigen Säulen aus, während die Wandflächen durch ein durchbrochenes Steinwerk belebt werden, das alle Reize jener unerschöpflichen Erfindungsgabe entfaltet, mit der der Künstler Wechsel in die marmornen Gewebemuster zu bringen weiß. Gerne überläßt man sich der bezaubernden Wirkung dieses nie versiegenden Reichtums eines echt künstlerischen Sinnes.

Zu den beſterhaltenen Denkmälern von Ahmedabad zählt die Moſchee, welche Muhafiz Khan im Jahre 1465 als Gouverneur erbaute. Es iſt bezeichnend für den mächtigen Zug, der den Eroberer zu einer raſtlos ſchaffenden Bautätigkeit trieb, daß des Suttans Statthalter und Edelleute ihren Ruhm durch nichts wirkſamer zu verewigen glaubten als durch den Bau einer Moſchee, die vielleicht nicht ſo umfangreich war wie die des Padiſchah, aber an Schönheit des Details hinter den königlichen Bauten kaum zurückſtand. Alles, was ſie an Ruhm und Reichtum unter ihrem Herrn erworben, ſollte im künſtleriſchen Glanze des retigiöſen Denkmals verkörpert durch Jahrtauſende vor den Augen des Volkes ſo fortleben, als wären ſie nie aus deſſen Mitte geſchieden. Ein ſolches Denkmal iſt die Moſchee, deren ſtolze Minarets uns eben zum Beſuche einladen. Die beiden hoch hinausragenden Minarets ſind unſtreitig die ſchönſten Türme von Ahmedabad. Zum vollen Glanz aber entfaltet ſich ihre Schönheit im Zuſammenwirken mit dem von der Kuppel überragten Portal. Der neue Stil, wie er aus der Verſchmelzung des indiſchen und ſarazeniſchen Stils hervorgeht, macht ſich in der ganzen Friſche und Vielſeitigkeit ſeiner Lebenskraft geltend. Eine elaſtiſche Leichtigkeit beherrſcht die einzelnen Glieder. In vollendet ſchönen Formen breitet ſich das Ornament über die Flächen des Portals aus und windet ſich um die Türme zu den Balkonen empor. Und nun das Innere: der künſtleriſche Schmuck der Gebetsniſchen iſt bis ins kleinſte Detail mit hoher Feinheit geſtaltet, und gerade durch die Sorgfalt, mit der hier das Kleinſte wie das Größte behandelt wird, gewinnen wir einen lehrreichen Einblick in das künſtleriſche Schaffen. Vollkommenheit der Zeichnung, Zartheit der Umriſſe, klare Anordnung und edle Empfindung, das ſind die Vorzüge, die dieſen Werken auch heute noch inmitten aller Vernachläſſigung den verklärenden Schimmer echter Schönheit leihen. Beim Anblick dieſer Fülle von Werken, fragt man ſich unwillkürlich: Woher nahmen die Eroberer und Herren des Landes die Unſumme menſchlicher Arbeit, die in jenen Schöpfungen ſteckt, einer Arbeit, die nicht auf Hunderte von Jahren, ſondern auf wenige Jahrzehnte verteilt war?

Gudſcherat, das Land der Jaina und der Seth, gibt die Antwort. Ein Künſtlerboden war die Halbinſel, und die herrſchgewaltige Hand des Eroberers faßte alles, was an künſtleriſchen Kräften im Schoße des unterjochten Volkes vorhanden war, zuſammen, um es der Verherrlichung ſeiner Macht dienſtbar zu machen. Die Kunſt mußte wie eine Sklavin arbeiten, um die gigantiſchen Pläne des Eroberers zu verwirklichen. Aber während ſie Sklavendienſte tat, rang ſich die Sklavin zur Herrin wieder empor und bahnte ſich durch ihre überlegene Technik den Weg zu jener beherrſchenden Stellung, in der ſich der Kultus der Jaina als die Religion der Seth bis zur Stunde erhalten hat.

14. April 1905.

Heute morgen machte ich einen Ausflug zum Tempel Hathi-Singhs. Es ist das berühmteste Jainaheiligtum von Ahmedabad. Der Tempel ist ein modernes Bauwerk, aber darum ist er uns nicht weniger wertvoll und lehrreich. Das Heiligtum entstand vor etwa 60 Jahren. Seinen Ursprung verdankt es einem reichen Seth von Ahmedabad, dem Großkaufmann Hathi-Singh. Und gerade darin liegt die Bedeutung des Bauwerkes. Mit einem Kostenaufwand, der etwa drei Millionen Mark entspricht, hat hier die fürstliche Freigebigkeit eines einzigen Mannes ein Heiligtum zu Ehren des fünfzehnten Heiligen der Jainapropheten aufgeführt, ein indisches Heiligtum, das jeden fremden Einfluß von sich fern hält. Hathi-Singh war der echte Typus eines alten Seth von Gudscherat, ein begeisterter Verehrer des Jainismus und ein hochherziger Förderer seines Kultus nach dem Vorbild der alten Kaufmannsgilden von Gudscherat.

Der Kaufmann von Anahilapura hatte in den Glanztagen des Königreichs keinen höheren Ruhm gekannt, als seine Reichtümer in dem Bau herrlicher Tempel anzulegen. Er schwelgte förmlich in dem Genuß der verschwenderischsten Bautätigkeit. Mehr als ein halbes Jahrtausend war seit der Bauepoche eines Brüderpaares, Vastupāla und Tejaspāla, verstrichen, das die Heitigtümer von Abu errichtet hatte. Der Islam war Herr des Landes geworden. Aber die religiöse Überlieferung des Jainismus hatte so tiefe Wurzeln auf dem Boden des alten, in den reichen Kaufmannsgilden verkörperten Volkslebens geschlagen, daß alle Eroberungen des islamitischen Eindringlings die Kette der religiösen und künstlerischen Überlieferung nicht zu sprengen vermochte. Auch die Macht des Islam bricht endlich in Gudscherat zusammen. Unter einem neuen Herrn kündigt sich für das alte Gudscherat ein neues Zeitalter an. Aber der Kaufmann von Gudscherat weiß sich mit der dem Hindu eigenen Biegsamkeit dem neuen Zwang anzuschmiegen. Die religiöse und künstlerische Überlieferung, die einst im Schoße der reichen Gilden gepflegt wurde, wirkt fort, als wären acht Jahrhunderte spurlos an ihr vorübergezogen. Das sprechendste Beispiel ist Hathi-Singh. Was sich der reiche Seth an Schätzen erworben, das stellt er an der Schwelle des 19. Jahrhunderts in den Dienst derselben religiösen Begeisterung, welche vor dem Einfall des Islam das Land mit Denkmälern bedeckt hatte. Im Angesichte eines alle religiösen und gesellschaftlichen Übertieferungen scheinbar erschütternden Zeitatters spannt diese Begeisterung alle Kräfte an, als gelte es in der Pflege der Kunst das heilige Erbe der Vergangenheit und das Palladium der alten Selbstherrlichkeit der Kaufmannsgilde zu hüten. Was in der leuchtenden Marmorpracht von Hathi Singhs Tempel vor uns steht, ist das Denkmal einer Kunst, die sich in ihrer ursprünglichen Lebenskraft durch alle Jahrhunderte mohammedanischer Vergewaltigung fortgepflanzt hat. Das macht

Bild 230. Sirkij. Mauſoleum des Scheich Ahmed. (S. 317.)

Bild 231. Ahmedabad. Tempel Huthi-Singhs. (S. 320.)

Digitized by Google

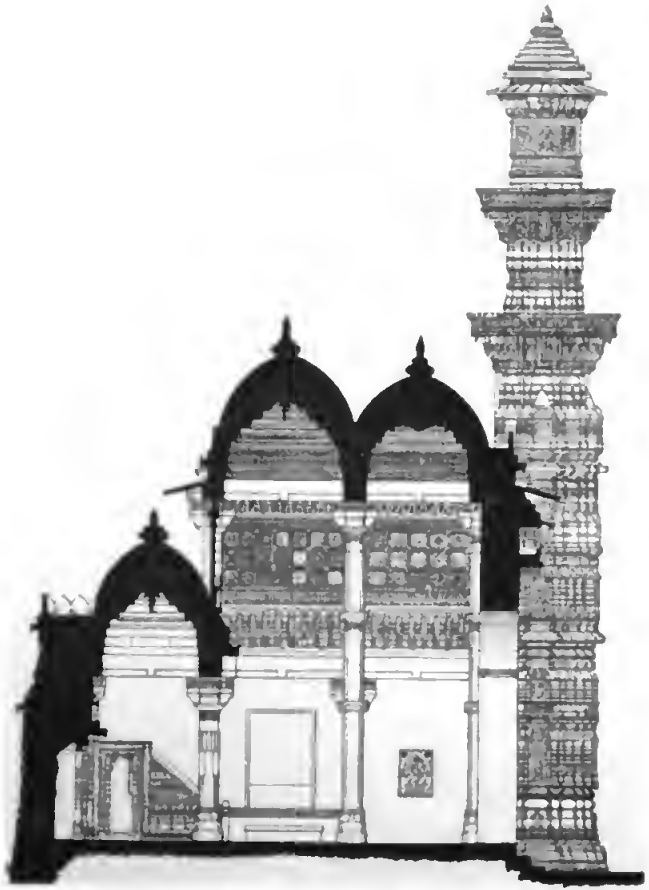


Bild 232. Ahmedabad. Muhafiz Khans Moschee. Querschnitt. (S. 319.)

Bild 233. Ahmedabad. Seitenportal des Hauptbaus vom Tempel Hathi-Singhs. (S. 321.)

uns dieſen verhältnismäßig modernen Bau ſo außerordentlich lehrreich. Eine Kunſt, die im ganzen übrigen Indien als lebendig ſchaffende Kraft längſt ausgeſtorben iſt, blüht in den Bauhüllen Gudſcherats als lebende Kunſt bis auf den heutigen Tag fort. Im Grundplan ſtimmt das Heiligtum mit dem von Abu überein. Um einen weiten Hof zieht ſich im Rechteck ein ſäulengeſchmückter Kapellenkranz. In der Mitte des Tempelhofes erhebt ſich der aus einer Vorhalle und dem eigentlichen Sanctum Sanctorum beſtehende Tempel.

Unſere Aufmerkſamkeit wendet ſich zuerſt dem Tempel in der Mitte des Hofes zu.

Die Vorhalle teilt ſich in zwei kleinere Säulenhallen ab, deren künſtleriſche Schönheit auf der Pracht der ornamentalen Behandlung beruht. Zu den prunkvollſten Formen entwickelt ſich die Säule in den Geſtalten, mit denen Schaft und Kapitäl bedeckt werden. Was aber der Säulenſtellung auch hier einen eigenen Reiz verleiht, das iſt die Art, wie die einzelnen Säulen untereinander durch mächtige Architrave zu einem Säulenkranz verbunden werden. Indem dieſe Architrave — jeder einzelne aus einem einzigen mächtigen Marmorblock beſtehend — ſich in ebener Lage von Säule zu Säule ziehen, verbinden ſie die 20 Säulen des erſten Vorraumes zu einem Unterbau, über dem ein reich geſchmücktes Kuppelgewölbe wirkungsvoll emporragt. Die kuppelartige Wölbung iſt von ganz beſonderer Schönheit. Überall ſpricht ſich ein Streben nach möglichſter Durchbrechung der Mauermaſſen aus. Es iſt, als löſte ſich die Fläche in ein hellleuchtendes, mit prächtigen Muſtern durchgewirktes Gewebe von reiner weißer Seide auf.

Aus dieſem Vorbau gelangt man in eine zweite, höher gebaute Vorhalle. Gleich der erſten vorlagernden Halle baut auch ſie ſich aus Säulen zu einem ſelbſtändigen Ganzen auf. Hier ſind es 22 Säulen. Ganz in Marmor ausgeführt, entzückt die Säulenhalle durch die Harmonie ihrer Teile. Wir ſind an der Schwelle des Allerheiligſten angelangt. Der Eintritt in das Innere bleibt uns natürlich verwehrt. Das Innere beſteht aus drei Kapellen, einer Hauptkapelle und zwei Seitenkapellen; jede enthält ihren beſondern Jainaheiligen. Die Hauptkapelle iſt dem Dharmanātha gewidmet, zu deſſen Ehre das ganze Bauwerk errichtet wurde. Die drei Kapellen mit dem Bilde ihrer Heiligen ſind nach allen Seiten durch Marmorwände abgeſchloſſen. Durch eine ſchmale Türöffnung flutet das Licht ſo ein, daß es gerade auf die ſitzende Marmorfigur des Gottes fällt. Aus dem geheimnisvollen Dunkel des Innern leuchtet die glänzend weiße Göttergeſtalt mit ihrem kriſtallfunkelnden Auge ſeltſam hervor. Der düſtere Kontraſt wird noch verſtärkt durch das qualmende Räucherwerk im Innern, deſſen unbeſchreibliche Düfte uns als ſprechender Beweis für die sanctitas loci entgegenſtrömen. Die Außenwände werden durch Niſchen unterbrochen, in welche prachtvolle Marmorſäulen eingebaut ſind.

Das Äußere ist dem Innern entsprechend ausgebildet. Im Vordergrund erscheint über der ersten Vorhalle eine Kuppel, darüber ragt eine in unzählige Spitzen und Zacken sich spaltende Pyramide als Decke der zweiten Säulenhalle empor, zu beiden Seiten steigen zwei kleinere Pyramidenaufsätze über den nach rechts und links vorspringenden Säulenstellungen auf, im Hintergrunde aber treten hoch hinausstrebend, Kuppel und Pyramiden überragend, drei spitz zulaufende Türme als krönender Abschluß der drei Kapellen hervor; in dieser Zusammensetzung empfängt der Außenbau ein echt indisches Gepräge. Zu höchster Pracht aber steigert sich der Schmuck des zentralen Heiligtums im Zusammenwirken mit dem Kapellenkranz und den die Säulengänge überragenden zahlreichen Türmchen. Ein prachtvolles Bild gewähren diese im blendenden Sonnenlicht aufsteigenden Marmortürme. Es sind ihrer 52. Die Schönheit des Materials und die Klarheit der Beleuchtung verschmelzen mit den schneeglänzenden Massen im Mittelpunkt zu einem wundervollen Bilde. Ein vom reinsten Sonnenstrahl durchleuchteter Eispalast mit unzähligen Spitzen und Zacken, Kanten und Flächen, an denen sich das Licht in den wunderbarsten Reflexen bricht, könnte in diesem Augenblick, wo die Sonne ihre vollen Fluten über die weißen Marmormassen ausgießt, kaum ein schöneres Bild geben; aber solche Szenerien lassen sich nicht beschreiben, man kann sie nur sehen und bewundern.

Um alle Glieder des Baues rankt sich ein schönes Gewinde von Ornamenten. Blumen und Blätter verbreiten sich an den Kapitälen und Gesimsen und bieten dem Auge eine Fülle reizender Muster. In reichen Kränzen ziehen sich Blumengewinde die Wände entlang, und mit der Pflanzenwelt verwebt sich die Tierwelt in mancherlei originellen Gebilden.

Das ist der Tempel Hathi-Singhs. Sein Schöpfer hat dem Werke den Charakter der Macht und Größe einer zwar längst vergangenen, aber in ihren Überlieferungen mächtig fortlebenden Zeit aufgedrückt. Nur eines fehlt dieser Kunst auch hier: die seelenvolle Schönheit. Es mangelt die Kraft einer ideellen, über die technische und stilistische Vollendung hinausgehenden künstlerischen Anlage. Es sind wohl anmutig entwickelte Ornamente, kraftvoll ausgeprägte Typen; aber wie sollten sie das Gemüt des Beschauenden mit Ehrfurcht erfüllen? Nirgendwo bricht aus dem ungeheuerlichen Gewirr von Gestalten ein Strahl jener höheren Schönheit hervor, die wie ein Abglanz der ewigen, unvergänglichen Wahrheit leuchtet. Und darum läßt die ganze üppig ornamentale Ausstattung trotz aller Einzelschönheiten doch zuletzt den Geist unbefriedigt.

Wir hatten unsern Rundgang um den Kapellenkranz beendet, als sich uns vom zentralen Heiligtum aus ein Hindu näherte. Obschon er recht einfach gekleidet war, so verrieten die vornehmen Züge doch sogleich eine höhere Kaste. Es war kein Geringerer als der Enkel und Erbe Hathi-

Singhs, der jetzige Besitzer des kostbaren Heiligtums. Man mag sich vorstellen, wie angenehm mich diese Begegnung überraschte. Der Enkel ist der Erbe nicht bloß des Heiligtums, sondern auch der Begeisterung, welche das Heiligtum ins Leben gerufen hat. Der Tempel ist seine Lieblingsstätte. Stundenlang verweilt er im Bereiche des Heiligtums, teils um seine Verehrung dem „Heiligen" darzubringen, teils um die Instandhaltung des Bauwerkes zu überwachen. Eben hatte er seine Andacht im Heiligtum verrichtet. Es war mir überraus lehrreich, die Persönlichkeit eines der reichsten Seths von Ahmedabad kennen zu lernen, und gerade auf jenem Boden, auf dem sich die Überlieferungen der reichen und mächtigen Großkaufleute Gudscherats so lebendig fortgepflanzt hatten. Die Begegnung mit einem Nachkommen der alten Seths, mit dem Erben des kostbarsten Jainajuwels von Ahmedabad in dem Augenblicke, wo er dem Heiligtum seine Huldigung dargebracht hatte, brachte mir Gudscherats alte Glanzepoche in lebendige Nähe. In der anspruchslosen Erscheinung des Erben eines Millionen reichen Besitzes rückte dem Auge jenes stolze Geschlecht nahe, das einst mit beispielloser Freigebigkeit die Kunst zur Verherrlichung der Religion auf dem Boden der Halbinsel wachgerufen. Daß die Überlieferung dieses mächtigen Geschlechtes durch so viele Jahrhunderte sich lebendig erhalten hat, ist nicht bloß einer der hervorstechendsten Züge im Kulturbilde Indiens. Im Gegensatz zu den vielen abstoßenden, entwürdigenden Gebräuchen, an denen der Hinduismus heute so zäh festhält wie vor 2000 Jahren, ist es auch ein ansprechender Zug, daß diese reichste indische Kaufmannsgilde — das ist unstreitig die Gilde der Seths von Gudscherat — so pietätvoll die Überlieferung der Väter in der begeisterten und opferwilligen Pflege der alten Kunst hochhält. Den Leuten scheint es wirklich ernst mit der Pflege ihres eigenartigen religiösen Ideales. Um so mehr bedauert es unser christliches Empfinden, daß dieser in sich so edle Zug, der in dem Jainakultus der Seths sich ausprägt, die besten Kräfte für ein im tiefsten Grunde leeres, jeder sittlichen Hoheit bares Ideal in Anspruch nimmt. Es mangelt dem Jainismus die Kraft einer das innerste Leben des Menschen verklärenden Wahrheit, der Adel eines von Gott ausgehenden und zu Gott zurückführenden Lebensideales. Das letzte Ziel des Jainismus ist gleich dem des Buddhismus das Nirwāna.

Der Enkel Hathi-Singhs besitzt eine eigene Bauhütte für seinen Tempel. Dahin lud er uns ein. Die Bauhütte liegt in einer kleinen Gasse, die in die Hauptstraße mündet, ein unscheinbares Gebäude zu ebener Erde aus mehreren kleinen Arbeitsräumen bestehend, mit vorlagerndem Hof. Alles verriet dem Eintretenden den emsigen Betrieb der Steinmetzen. Mächtige Blöcke weißen und schwarzen Marmors liegen im Hofe, fertige Säulenschäfte und Kapitäle, Architrave und Einfassungen für Türen und Fenster sieht man zum Transport zusammengestellt. „Woher beziehen Sie diesen ausgezeichneten

Marmor?" fragte ich. „Aus Italien", war die Antwort. Aus Italien! Man denke ſich mein Erſtaunen. Ich halte an Makran in Radſchputana gedacht. Mit koſtbarem Material aus Italien baut der indiſche Steinmetz ein Heiligtum des Jainakultus! Ein bezeichnender Zug! Das Material mag der Weſten liefern; aber nach wie vor hält die Kunſt an den überlieferten Formen des Kultus feſt, der ſeit 18 Jahrhunderten ſich ſo heimiſch gemacht hat auf dem Boden Gudſcherats, daß er alle Stürme der Befehdung überſtehen konnte. Wir traten in die Arbeitsräume ein und fanden hier etwa 20 Steinmetzen in der Bearbeitung der Marmorblöcke beſchäftigt. Es war intereſſant, dieſe Arbeiter bei ihrem Werke zu beobachten. In ihrer äußerſt geſchickten Hand wirkt die Kunſtfertigkeit der Meiſter des alten Gudſcherat fort. Was der moderne Steinmetz Gudſcherats an künſtleriſchen und techniſchen Überlieferungen beſitzt, das leitet ſich aus den alten Lehrbüchern der Jainakünſtler her. Dieſe bautechniſchen Lehrbücher, alte Werke über religiöſe und bürgerliche Baukunſt, wurden in den Tempelbibliotheken wie ein Schatz heiliger Geheimniſſe in gewaltigen, feſt verſchloſſenen Käſten eiferſüchtig gehütet. Auch heute beſtehen dieſe Abhandlungen noch, und die Kunſt, die in der heiligen Sprache Indiens daſelbſt dargeſtellt iſt, wird von der Zunft der Baukünſtler ängſtlich als ein Geheimnis dem Blicke der Fremden entzogen. Es ſollte ein religiöſes und künſtleriſches Geheimnis ſein, das nur jenen zugänglich war, die der Zunft angehörten. Die meiſten der Steinmetzen vermögen dieſe heiligen Lehrbücher der Baukunſt nicht zu leſen. Einen Erſatz bieten ihnen kleinere Auszüge in der Volksſprache des Landes. Die Kenntnis der heiligen Bücher ſelbſt wird in einzelnen Familien von Vater auf Sohn fortgepflanzt. Von ihnen wird der angehende Steinmetz während der Lehrzeit in die Geheimniſſe der alten Kunſt, welche in den Lehrbüchern vorgetragen wird, in die Kenntnis der mechaniſchen und techniſchen Regeln der alten Überlieferung eingeführt. So hat ſich die Bauhütte der Jaina bis in die jüngſte Zeit in geſchloſſener Einheit erhalten. Unberufene und unwiſſende Baukünſtler konnten ſich nicht eindrängen. Dadurch blieb das religiöſe und künſtleriſche Ideal in der urſprünglichen Reinheit bewahrt. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß die Berührung mit der weit überlegenen Technik des Abendlandes die alte Überlieferung lockerte. Aber wenn auch die Geſetze der modernen Bautechnik die alte Überlieferung verdrängt haben, ſo iſt doch eines erhalten geblieben, die wunderbare Geſchicklichkeit, mit welcher der Steinmetz ſeinen Marmor- oder Granitblock künſtleriſch beherrſcht. Alle Schöpfungen verraten die Gewandtheit und Gediegenheit einer in feſter Tradition geübten Schule, und ein rühmliches Zeugnis echt künſtleriſcher Liebe iſt die ſorgfältige Zierlichkeit, mit der alles bis ins kleinſte ausgeführt wird. Trotz aller Mängel feſſeln ſie durch einen unleugbaren Ausdruck von Leben und Bewegung. Sie beweiſen, daß auch

heute noch ein energiſches künſtleriſches Streben in der Zunft der Steinmetzen lebt.

Wir verabſchieden uns von dem liebenswürdigen Seth, der uns in ſeiner eigenen Bauhütte einen Blick in das alte Kunſtleben ſeiner Vorfahren, dieſer kühnen und begeiſterten Tempelbauer, erſchloſſen hatte. Aber ich geſtehe, daß ich nicht ohne Wehmut mich von dieſem Manne trennte. Es ergriff mich der Gedanke, daß den reichen natürlichen Gaben, die dem in ihm ſo nobel vertretenen Volke gegeben ſind, unter dem Einfluß der abgöttiſchen Jaina-Idole die Entwicklung verſagt bleibt, zu der ſie unter der leitenden Hand des Chriſtentums gelangen könnten.

Was hat das Chriſtentum aus den Völkern der abendländiſchen Ziviliſation gemacht, als es ihnen mit der beſeligenden Wahrheit der Erlöſung die Schätze der antiken Welt übermittelte? Das Chriſtentum gab allen Völkern die nämliche Grundlage, aber ſeine Herrſchaft wollte nicht die Eigentümlichkeit des einzelnen in Feſſeln ſchlagen, ſondern dem individuellen Volksleben innerhalb der allgemeinen Schranken eine freie Betätigung ſeiner ſchlummernden Kräfte gewähren. So entſtanden große, überall gültige Grundzüge, deren Ausprägung die reiche Mannigfaltigkeit der Volksperſönlichkeit nicht ausſchloß. Frei und lebenskräftig bildete ſich in Sprache, Sitte und Kunſt die Volksindividualität, das chriſtliche und das antike Element ſo verſchmelzend, daß daraus groß und herrlich eine neue ſelbſtändige Völkerwelt hervorging. Warum ſollte es dem Chriſtentum verſagt bleiben, ſeine göttliche Kraft im Kreiſe eines ſo reichbegabten Volkes wie das indiſche zu bewähren?

# 36. Durch Südindien.

25. April 1905.

Am Abend des 24. April verließ ich Bombay, um quer durch das südliche Indien die Fahrt nach Ceylon anzutreten. Der Weg sollte über Madras, Tandschur, Tritschinopoli, Madura, Ramisseram und Tuticorin führen. Nach allem Schönen und Großen, das die Urheimat des Hinduismus im Bereiche des Gangestales hoch im Norden dem Auge dargeboten, sollte mir Gelegenheit gegeben werden, wenigstens im Fluge die wichtigsten Kultusstätten Südindiens zu berühren, bevor ich mich der ältesten unter den großen überseeischen Schöpfungen indischer Zivilisation zuwandte. Südindien war die Brücke, über die sich der Strom arischer Kolonisation zuerst nach Ceylon, später nach Java, Birma, Kambodscha und Siam ergoß.

In 36 Stunden trägt uns der Madras-Expreß nach dem politischen Zentrum des Südens, Madras. Die Hochebene des Dekan bietet in dieser Jahreszeit ein trostloses Bild. Überall zeigt sich nur ein von der Sonne ausgebranntes, wellenförmiges, mit niedern Felsblöcken besätes Tafelland. Gegen Westen verleihen einige Höhenzüge der anscheinend so traurigen, einförmigen Gegend etwas Abwechslung. Das Auge erfreut sich außerordentlich, wenn ab und zu Bäume oder Baumgruppen, Tamarinden, Feigenbäume, Pipul und Nim die Öde beleben. Und doch, so düster das Bild erscheint, welcher Pinsel fürwahr vermöchte die ernste Schönheit der Wildnis wiederzugeben? Wie ganz anders wird sich die Gegend nach zwei Monaten darbieten, wenn die Fluten des Monsun herniederströmen! Aus der Wildnis wird ein Paradiesesgarten voll strotzender Üppigkeit.

27. April 1905.

In der Frühe Ankunft in Madras. Im Bilde der Stadt finde ich Kalkutta und Bombay wieder, vornehm und glänzend in den Prachtbauten des europäischen Viertels, voll des volkstümlichen Lebens in dem indischen Viertel. Alleen, Gärten und Rasenplätze wechseln mit stattlichen Bauwerken in reicher Ausführung innerhalb der Geschäftsstadt ab, während die „schwarze Stadt" ein so farbenreiches Bild bietet, wie ich es nur in Benares und in Dschaipur gesehen. Ein malerisches Panorama gewährt der Strand mit seinem Saum von weiß, gelb und rot getünchten Häusern, aus dem sich das

saftige Grün der Gummibäume, Bananen, Palmen und Banyans wirksam abhebt. Die tosende Brandung des Meeres schließt das Bild gegen Osten wirksam ab. Auf den Besuch der zahlreichen Tempel von Madras konnte ich um so eher verzichten, als die meisten nicht bloß in ihrem Ursprung neu, sondern in ihrer künstlerischen Ausstattung weit hinter den Prachtstücken südindischer Kunst, wie sie Madura, Tandschur und Tritschinopoli bieten, zurückstehen. Desto größere Anziehungskraft übte das nahegelegene, unter dem Namen der „Sieben Pagoden" bekannte Ruinenfeld Mahabalipur. Es stellt eine merkwürdige Episode im künstlerischen Leben Indiens dar.

29. April 1905.

Eine nächtliche Fahrt im Boot, die mich lebhaft an eine Fahrt in der Umgebung von Nanking erinnerte, brachte uns an die Dünen von Mahabalipur. Es war bereits heller Tag, als die Denkmäler sichtbar wurden.

Diese Gruppe von Denkmälern steht ganz für sich allein da. Vergebens suchen wir in der Umgebung von Madras nach verwandten Schöpfungen, denen sie eingegliedert werden könnten. Sie entstanden alle zur selben Zeit. Plötzlich entwickelt sich an diesem Punkte eine lebhafte künstlerische Tätigkeit, und zwar in einer Gestalt, wie sie nirgendwo anders vorkommt. Kolonisten lassen sich am Meeresufer nieder. Der Ort ist ohne Tempel, aber die mächtigen, isolierten Steinblöcke laden sofort zur Arbeit ein. Man haut aus den Monolithen Miniaturtempel und -klöster heraus, die allen Schmuck einer selbständig entwickelten Architektur entfalten. Im Aufbau des Miniaturheiligtums prägen sich die charakteristischen architektonischen und plastischen Eigentümlichkeiten aus, welche die südindische oder dravidische Bauart von der nordindischen unterscheiden. Andere Monolithen, die zerstreut herumliegen, benutzt man, um daraus Gruppen von Elefanten, Löwen und Stieren herauszumeißeln. Das Ganze sieht aus wie eine künstlerische Spielerei, und doch muß es einem besondern religiösen Zwecke geweiht gewesen sein. Darauf weisen die Höhlen hin, die in dem Felsen angelegt wurden, und deren großartige Skulpturen. So plötzlich nun wie diese Werke unternommen wurden, ebenso plötzlich wurden sie auch wieder verlassen. Keines der Bauwerke wurde ganz vollendet. Bei einigen war der Block eben zum Behauen zugerichtet, bei andern blieb die Skulptur mitten in der Arbeit stecken. Nirgendwo sieht man eine bis zu Ende durchgeführte Arbeit. Wer waren die Schöpfer dieser seltsamen Werke? Was gab die Anregung zu der merkwürdigen Idee? Die Erbauer müssen zahlreich und mächtig gewesen sein; denn in der kurzen Zeit, die zwischen dem Beginn und der Preisgabe der Arbeit liegt, schufen sie Werke, die im Hinblick auf die Härte des Gesteins eine wirklich gigantische Leistung darstellen. In der Umgebung findet sich von einer Stadt, welche die Erbauer bewohnt haben könnten, keine Spur, und so kommt es, daß wir über den

Urſprung dieſer flüchtigen und doch in ihrer Art grandioſen Schöpfung vollſtändig im dunkeln bleiben. Nur eines iſt jetzt mit annähernder Sicherheit feſtgeſtellt: wer immer die Erbauer waren, ihr Werk muß vor dem Jahre 700 n. Chr. entſtanden ſein.

Die bedeutendſte Gruppe iſt bekannt unter dem Namen der „fünf Ratha". Dieſe Denkmäler, Tempel und Klöſter im Monolith darſtellend, liegen dicht beieinander auf dem ſandigen Strande. Der Volksmund hat ihnen die Namen der fünf Heldenbrüder des Epos Mahâbhârata beigelegt. Der ſüdlichſte Ratha trägt den Namen des Dharmarâdſcha, der nächſte den des Bhîma, dann folgt Ardſchuna, und neben ihm wird Draupadî, im Epos die gemeinſame Gattin der fünf Brüder, in einem Tempel verherrlicht; der letzte wird nach dem epiſchen Zwillingspaar Sahadeva und Nakula genannt.

Es war ein recht mühſamer Weg durch den hohen, ſchlüpfrigen Sand hindurch. Um ſo lohnender war das künſtleriſche und religiöſe Bild, das die Düne in ihren einzigartigen Monolithen bot. Löwe und Elefant empfangen in trefflich bearbeiteter Geſtalt den Ankömmling und weiſen ihm den Weg zu den Rathas. Auf den erſten Blick gewahrt man die große Verſchiedenheit in der Form dieſer Bauten. Die einen gleichen kleinen Tempeln, die andern ſehen aus wie Kloſterbauten, als handle es ſich um eine getreue Nachahmung eines buddhiſtiſchen Zentralheiligtums mit Chaitya und Vihâra. Buddhiſtiſch ſcheint in der Tat die ganze *architektoniſche* Anlage, und doch findet ſich vom Buddhismus keine Spur. In allen Skulpturen kommt nur der brahmaniſche Kultus zum Ausdruck.

Unſere Aufmerkſamkeit feſſelte vor allem der Ratha des Dharmarâdſcha und ſeines Heldenbruders Ardſchuna. Beide ſtellen in ihrem Aufbau ein drei- und vierſtöckiges Wohnhaus buddhiſtiſcher Mönche dar. Es ſind Miniaturklöſter, aber im Monolith ſo vollkommen dem wirklichen Kloſter nachgebildet, daß wir darin die ganze Eigenart des Stiles jener Epoche kennen lernen. Das iſt um ſo wertvoller, als aus Indien ſelbſt alle Kloſterbauten, ſoweit ſie Freibauten, verſchwunden ſind. Nur die Felſenklöſter ſind erhalten geblieben.

Der Ratha, der den Namen des Dharmarâdſcha führt, iſt unzweifelhaft das feinſte unter allen Werken. Unvollendet, gleich den andern Bauten, läßt er doch am reichſten das Bild der alten Kloſterbauten vor Augen treten. Das Kloſter erhebt ſich in Geſtalt eines rechteckigen, von Säulen durchbrochenen Unterbaues, über dem eine Pyramide in vier Stockwerken emporſteigt. Wir haben, wie geſagt, nur das *Modell* eines Kloſters in dem Monolithen vor uns. Der Flächeninhalt des Rechteckes beträgt nur 8,2 zu 9,4, die Höhe 12 m. Aber als Modell iſt dieſe aus einem einzigen Block herausgebildete Nachahmung eines Kloſters ein Bravourſtück des Meißels, wenn es ſich auch noch lange nicht mit Elura vergleichen kann. Der Unterbau

Bild 234. Mahabalipur. „Die ſieben Pagoden“. (S. 328.)

Bild 235. Mahabalipur. Friesrelief: Szenen aus dem Ramayana und Mahabharata. (S. 330.)

Bild 236. Tandschar. Heiliger Stier. (S. 335.)

ſtellt die ſäulengeſchmückte Halle dar. Die Zellen der Mönche liegen über der Halle und verteilen ſich in Geſtalt kleiner Pavillons über die drei Stockwerke. Das erſte Stockwerk enthält 16, das zweite 12, das dritte 8 Zellen. Die Vorderanſicht der Zelle iſt mit einem jener ſpitzbogenförmigen Fenſter geſchmückt, welche ſo charakteriſtiſch für die älteren buddhiſtiſchen Bauten ſind. Dasſelbe Spitzbogenmuſter ziert die Frieſe, welche die einzelnen Stockwerke ſcheiden. Die Wandflächen im Hintergrunde der Zellen ſind durch Pfeiler abgeteilt. Den Raum zwiſchen den Pfeilern füllen Figuren des Hindu-Pantheons: Brahma, Wiſchnu oder Schiwa und andere Göttergeſtalten, aus, aber ohne jenen überladenen Schmuck, welcher der ſpäteren Kunſt eigen iſt. Überall zeigt ſich die große Sorgfalt des Künſtlers in der ornamentalen Ausgeſtaltung der Pyramide bis hinauf zu dem kuppelartigen Abſchluß. Es iſt jene geduldige, ausdauernde Arbeit, die der Hindu zu allen Zeiten auf ſeine religiöſen Denkmäler verwandt hat.

Ein Werk von ähnlichen Formen, nur um vieles kleiner, iſt Arbſchunas Ratha. Auch hier bildet die Pyramide in ihren Stockwerken eine Reihe kleiner Zellen, die ſich nach außen in dem Spitzbogenfenſter öffnen. Aber ſeltſamerweiſe wurde auch hier das Werk plötzlich abgebrochen.

Am meiſten nähert ſich der Vollendung der Ganeça-Ratha, ein kleines, aber überaus elegantes Tempelchen, 6 m lang, 4 m breit bei einer Höhe von 9 m. Es iſt natürlich ein Modell, aber als Monolith ein Werk von ganz ausgezeichneter Arbeit. Man bewundert vor allem die Pfeiler, welche den Eingang zur Halle bilden, die als Unterbau dient, ſchlanke Schäfte mit fein ausgemeißeltem Kapitäl, die lebhaft an die Säulen der Elefantenhöhle von Bombay erinnern. Natürlich fehlen auch nicht die Rieſengeſtalten der Torhüter an den beiden Seiten. Über der Halle erhebt ſich in vier Stockwerken, deren jedes nach Zellen gegliedert iſt, die Pyramide; aber anſtatt in einer Kuppel zu enden, ſchließt ſie mit jenem ſpitzbogenförmigen Gewölbe ab, das im Gegenſatze zum nordindiſchen Tempel die charakteriſtiſche Eigentümlichkeit des dravidiſchen Tempels bildet. So wunderlich das Ganze erſcheint, ſo bewundernswert iſt die Sicherheit, mit welcher der Meißel den Monolithen behandelt hat. Das tritt noch deutlicher bei dem Ratha hervor, der Bhīmas Namen trägt. Er iſt der größte Monolith. Der Unterbau ſoll eine Haupthalle vorſtellen, welche rings von ſäulengeſchmückten Vorhallen umgeben iſt. Darüber ſteigt in Stockwerken die Pyramide mit ihren Zellenreihen empor.

Dem Kunſtforſcher bietet die Anlage von Halle und Pyramide wertvolle Aufſchlüſſe über den altbuddhiſtiſchen Kloſterbau. Es iſt ihm hier in einem großartigen Steinmodell jene architektoniſche Geſtalt erhalten, welche während eines Jahrtauſends die nordindiſchen Klöſter der buddhiſtiſchen Mönche beherrſcht. Die chineſiſchen Pilger, welche zwiſchen dem 4. und 7. Jahrhundert Indien beſuchten, beſchreiben uns dieſe Klöſter. Sie heben dabei

beſonders die übereinanderragenden, ſich verjüngenden Stockwerke hervor, die eine Unmaſſe von Zellen enthielten. Was ſie im Norden ſahen und bewunderten, iſt verſchwunden, und es wäre ſchwer, ſich aus ihrer Beſchreibung ein deutliches Bild der Anlage zu machen. Da kommt uns fernab von dem nordiſchen Heimatlande der Kloſterarchitektur der Süden Indiens in dieſen treu nachgebildeten Modellen der alten Kloſterherrlichkeit entgegen und zeigt uns, wie die ſtolzen, phantaſtiſchen Holzbauten der birmaniſchen Klöſter in ihren Pyramiden bis zur Stunde die Form bewahrt haben, welche ſie einſt aus dem Norden Indiens erhielten. Hier in den Dünen des Meeresſandes liegt wie verſteinert eine ganze Gruppe jener altbuddhiſtiſchen Holzbauten vor uns, Klöſter mit Zellen für die Mönche, Hallen zur Abhaltung der religiöſen Verſammlung, Kapellen zur Verehrung der Heiligtümer. Das iſt es, was dieſem einſamen Strand ein ſo außerordentliches Intereſſe verleiht. Was trieb die Erbauer zu der ſeltſamen Bauart? Es muß ein unternehmendes Geſchlecht geweſen ſein, das ſich hier für kurze Zeit anſiedelte. Dafür ſpricht die Anlage der gewaltigen, dem Epos entlehnten Reliefbilder der Felſen. Das größte Reliefbild mißt in der Länge 30, in der Höhe 10 m. Es iſt bekannt unter dem Namen von Arbſchunas Buße. Künſtleriſchen Wert kommt dem Werke kaum zu. Um ſo deutlicher beleuchtet das Relief den ins Gigantiſche auswachſenden Trieb der indiſchen Plaſtik, den Stein mit möglichſt großen Formen und Figuren zu beleben. Die hervorſtechendſte Figur in der ſüdlichen Hälfte des Felſens iſt die mit vier Armen bewehrte Rieſengeſtalt des Schiwa. Zur Linken zeigt ſich die abgehärmte Geſtalt eines indiſchen Büßers. Eine kleine Kapelle darunter mit einem Bilde Wiſchnus, vor dem ein Frommer ſeine Andacht verrichtet, erregt unſere beſondere Aufmerkſamkeit. Ringsum ſchweben ganze Gruppen von mythiſchen Geſtalten, männliche und weibliche Figuren oder ſolche, die halb Tier, halb Menſch ſind. Dazu kommen noch Löwen, Rehe, Haſen, Affen und Vögel, eine ganze Menagerie. In ähnlicher Weiſe iſt die andere Hälfte des Basreliefs mit Figuren aller Art bedeckt. Die Künſtler ſchwelgten in der plaſtiſchen Bewältigung des harten Steines, und darum ſuchten ſie auch in den anliegenden Höhlen die Wandflächen mit Rieſenſkulpturen zu bedecken. Wenn die Höhlen ſelbſt ſich in keiner Weiſe mit den glänzenden Felſenbauten Nordweſtindiens vergleichen laſſen, ſo erregen doch dieſe Reliefs durch ihre Größe unſere beſondere Aufmerkſamkeit. Da liegt Wiſchnus gewaltige Geſtalt langgeſtreckt auf der mythiſchen Schlange. Dann folgt die Herabkunft Wiſchnus als Eber, umgeben von einem Heer anderer Figuren, die auf die Legenden des Epos Bezug nehmen. Ein Relief in einer Länge von 15 m ſtellt Kriſchna dar, wie er den Berg Govardhana emporhebt. Die Figuren zeichnen ſich vor denen in Kailâſa durch Kraft und Lebendigkeit aus. Wie kam es, daß ſich dieſer titanenhafte Zug des Schaffens inmitten der Öde des Meeres-

ſtrandes entfaltete, fern ab von den großen Zentren des Kultus? Soll ich eine Vermutung wagen? Das Geſchlecht, das jene Denkmäler ſo plötzlich ſchuf, gehörte einem jener Koloniſtenſchwärme an, die von Südindien aus in immer neuen Zügen ſich nach Java und Kambodſcha ergoſſen. Hier hatte ſich ein ſolcher Koloniſtenſchwarm geſammelt, und während er die günſtige Fahrgelegenheit erwartete, die ihn nach dem fernen Oſten tragen ſollte, bauten ſeine Künſtler im Angeſichte des Meeres dieſe Miniaturtempel und -klöſter als Weihegeſchenke für den glücklichen Gang des Unternehmens, und die gewaltigen Reliefs entſtanden als Votivbilder. Alle dieſe Werke wurden gleichzeitig unternommen, aber bevor ſie vollendet werden konnten, brach das Koloniſtenheer gegen Oſten auf. Daraus erklärt ſich der plötzliche Abbruch eines Werkes, das ganz einzig unter allen architektoniſchen Unternehmungen Altindiens daſteht. Doch wie dem auch ſein mag, Mahabalipur bleibt eine hervorſtechende Erſcheinung im religiöſen und künſtleriſchen Leben Indiens.

1. Mai 1905.

Auf der Fahrt nach Tandſchur! Wie hat ſich das Bild geändert, ſeitdem wir bei Chingleput in die Zone des ſüdlichſten Indien eingetreten ſind! Die Fahrt geht durch eine fruchtbare Ebene. Die weiten, im herrlichſten Grün prangenden Gefilde, aus denen Palmenhaine emporſteigen, halten das Auge durch ihre ſtolze Schönheit gefeſſelt. Die Ortſchaften hüllen ſich in den Schatten der Baumgruppen, meiſt Kokos, Bananen und Mangroven von rieſigen Dimenſionen. Nicht mit Unrecht wird das Land zu beiden Seiten der Cavery als der Garten Südindiens gerühmt. Von der Dichtigkeit der Bevölkerung geben die Halteſtellen ein anſchauliches Bild. In dichtem Knäuel drängen ſich die dunkelbraunen, faſt ſchwarzen Maſſen in die Wagenabteile. Die ſchmiegſamen Geſtalten der Tamil erregen unſere Aufmerkſamkeit. Gerade unterhält ſich ein junger Brahmane, ein Schüler vom St Joſephs-Kolleg in Tritſchinopoli, mit meinem Begleiter. Dieſer buntfarbige Menſchenſtrom bringt uns in den ſcharf ausgeprägten Volkstypen jenes Indien nahe, dem Tandſchur, Tritſchinopoli und Madura ihre einſtige Größe verdanken. In der Maſſe, die da vor unſern Augen auf und ab wogt, pflanzt ſich jenes Geſchlecht fort, das den Garten Indiens, als wolle es die Pracht ſeiner Rieſenbäume überbieten, mit den gewaltigen Pagodentürmen bedeckt hat.

Man ſollte meinen, das brahmaniſche Leben, wie es ſich hoch im Norden an den Ufern des heiligen Stromes entwickelt und von dort aus über die Halbinſel durch alle Täler und über die Hochplateaus ergoſſen hat, dränge ſich an der Südſpitze in der ganzen Glut zuſammen, um in der dravidiſchen Raſſe die ihr innewohnende Kraft zur höchſten Geltung zu bringen. Es iſt hier dem brahmaniſchen Geiſtesleben gelungen, eine ſtammfremde Raſſe ſo

vollständig bis in die letzten Fasern mit seinen religiösen und sittlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Normen zu durchdringen, als wäre es nicht fremder Boden, sondern der Mutterboden selbst, aus dem die brahmanische Gesellschaftsordnung im südlichen Indien hervorgewachsen ist. Enger und lebenskräftiger kannte der Brahmanismus selbst mit dem Volke, in dem er ursprünglich wurzelte, nicht verwachsen. Die drawidische Rasse, obschon in Sprache und Sitte von den erabernden Ariern grundverschieden, wurde durch und durch brahmanisch. Es ist die größte geistige Eraberung, die der arische Hinduismus gemacht hat. Und gerade das, was das eigenste Wesen der brahmanischen Staatsordnung ausmacht, die alles überragende Hoheit des Brahmanen, ging so sehr in Fleisch und Blut dieser Stämme über, daß man fast sagen möchte, der drawidische Brahmane ist brahmanischer als der arische Brahmane selbst.

Der ganze Stolz des Göttergeschlechtes prägt sich in den Zügen dieser tiefdunkeln Gesichter aus. Es braucht nicht viel Beobachtungsgabe, um sofort den großen Unterschied zwischen dem arischen Eraberer und dem unterjochten drawidischen Volke zu erkennen. Wenn sich auch arisches und drawidisches Blut vielfach vermischt haben, so springt doch der zartere Typus der schlanken, mittelgroßen Gestalten des drawidischen Hindu gegenüber der kraftvollen, hochgewachsenen Erscheinung des arischen Hindu scharf in die Augen. Aber mehr noch als dies überrascht uns der edle Gesichtsausdruck. Es sind echte Söhne der drawidischen Rasse und doch Brahmanen durch und durch, das treue Abbild des inneren Wandels, der aus einem fremden Volke das brahmanischste aller brahmanischen Völker gemacht hat. Die Macht des brahmanischen Lebens kann im Sinnen und Fühlen des Volkes nicht höher gesteigert werden. Nirgendwo ist der Grundgedanke dieses Lebens so tief und lebendig aufgenommen worden wie im Herzen der drawidischen Rasse. Aus diesem Grunde erscheint mir die religiöse und gesellschaftliche Eraberung der Völker Südindiens die glänzendste Kulturtat des Brahmanismus. Ihren großartigsten Ausdruck fand diese Kulturtat in den Denkmälern der Kunst.

Es entsprach dies ja dem gigantischen Unternehmungsgeiste des brahmanischen Kultus. Wo immer er hindringt, da sucht er die Macht des religiösen Lebens in der überwältigenden Größe der Baumassen zum Ausdruck zu bringen. Mit dieser Vorstellung hatte ich das nördliche Indien verlassen. Ich dachte kaum, daß der Eindruck durch das, was der Süden bot, übertroffen werden könnte. Aber ich muß gestehen, daß ich nach all den grandiosen Bildern, welchen das Auge im Bereiche des Ganges begegnet, eine solche, alles Maß überschreitende religiöse Kunst nicht erwartet hätte, wie sie der Süden geschaffen hat. Die ganze Glut des brahmanischen Denkens und Empfindens hat sich wie ein gewaltiger Lavastrom über den Süden ergossen, um sich dann in zahllosen kühnen und titanenhaften Gestalten der religiösen Kunst zu versteinern. Immer neue Fluten dieser Glut drängen nach und

Bild 237. Durga, den Dämon Mahiſchaſura tötend. Dravidiſche Sandelholzſchnitzerei.

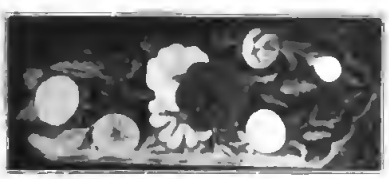


Bild 238. Email.

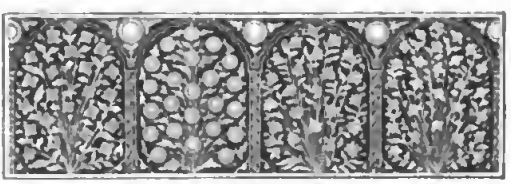


Bild 239. Tauſchierarbeit.

Kunſtgewerbliche Arbeiten. (S. 332.)

Digitized by Google

Bild 240. Tandschur. Pyramidenturm des Schiwa-Tempels. (S. 335.)

verdichten sich zu neuen, mächtigen Steinmassen. So wuchs aus der Mitte der drawidischen Völker eine Welt religiöser Denkmäler empor, die zwar an künstlerischer Feinheit sich mit der Kunstwelt des Nordens nicht messen kann, aber an Umfang alles übersteigt, was diese hervorgebracht hat. Es hält schwer, sich auch nur annähernd eine Vorstellung von der geradezu unglaublichen Fülle von Denkmälern zu bilden, mit denen der Süden Indiens bedeckt ist. Ihre Zahl ist so groß, ihr Umfang so bedeutend, ihre Mannigfaltigkeit so verwirrend, daß man sich erstaunt fragt: Wie hat es diese schwarze Bevölkerung fertig gebracht, Unternehmungen zu verwirklichen, die in ihrer Gesamtheit die Denkmäler Hindustans durch die Üppigkeit und die Pracht ihres Stiles in den Schatten stellen? Es liegt im Charakter der indischen Kunst, dort alle Kraft einzusetzen, wo es gilt, die größten Hindernisse zu bewältigen. So entstehen die umfangreichen Felsentempel im Norden, so wächst unter dem Meißel des Hindu ein mit allen Ornamenten ausgestattetes Heiligtum in Elura aus dem Felsen als „Götterberg" Kailâsa heraus. Man will der Gottheit den Tribut der gigantischsten Arbeitsleistung darbringen. Es ist derselbe unheimliche dämonische Zug übermenschlicher Leistungen, der sich in den jeder Beschreibung spottenden Bußwerken der Samnyasi kundgibt. Versucht man es dort im lebendigen Fleisch in einer Weise, als könne man damit umgehen wie mit einem Steine, so bemüht man sich hier, die tote Masse so zu behandeln, als wäre sie bildsam wie flüssiges Wachs. Und je größer die Massen sind, desto stolzer ist der Triumph, wenn es gelingt, den Stein so zu bewältigen, daß daraus das ganze verwegene und verwirrende Durcheinander von tausend bizarren Einzelformen des Kultus herauswächst. Unter diesem Gesichtspunkte stellen die Kolossaltempel Südindiens das Bedeutendste dar, was der religiöse und künstlerische Genius des Brahmanismus geschaffen hat.

2. Mai 1905.

Tandschur oder Tandschûvur war durch 13 Jahrhunderte die Königsstadt der Chola. Ihren höchsten Glanz erlebte die Stadt anscheinend unter König Râdscharâdscha, der im Jahre 985 den Thron bestieg. Gleich ausgezeichnet als Staatsmann wie als Feldherr, dehnte Râdscharâdscha im Laufe einer 27jährigen Herrschaft sein Reich über das ganze südliche Indien, ja selbst bis nach Ceylon aus, das er sich im Jahre 997 vollständig unterworfen hatte. Er hatte sich in den Besitz der ausgezeichneten Häfen der Malabar- und Koromandelküste gesetzt, und dies gab ihm die Anregung zum Bau einer mächtigen Kriegsflotte, mit deren Hilfe er sich den Weg gegen Osten erschließen wollte. Die Perle des Malaiischen Archipels, Java, war das Ziel dieser überseeischen Unternehmungslust. Was der gewaltige Fürst hier zur See unternahm, hellt einigermaßen das Dunkel auf, das über den älteren Beziehungen Indiens zum Malaiischen Archipel, besonders zu

Sumatra und Java liegt. Die Kriegsfahrzeuge, die er von den Häfen Südindiens aussandte, folgten nur dem Pfade, den schon tausend Jahre früher die ersten indischen Kolonisten gezogen, als sie Java in ein indisches Kolonialreich umwandelten. Der glänzende Tempel von Tandschur ist bis auf den heutigen Tag ein Denkmal dieser glorreichen Tage. Rädscharädscha ließ zu Ehren Schiwas dieses Heiligtum erbauen, um in der verschwenderischen Pracht des Bauwerkes die Siege zu verherrlichen, von denen die Inschriften an den Wänden erzählen.

Unser bescheidenes, von Ochsen gezogenes Wägelchen — es ist dies hierzulande das gebräuchlichste Gefährt — brachte uns bald zum Tempel des Schiwa. Vor uns erhob sich der gigantische Torbogen, das Ideal eines drawidischen Gopura, in der wuchtigen, dicht mit Statuen und Basreliefs bedeckten Pyramidenmasse. Am schönsten wirkt dieser staffelartig aufgebaute Turm aus der Ferne. Indem sich die grotesken Formen kühn über das niedrige Häusermeer emporschwingen, zeichnen sie sich scharf von dem Blau des Horizontes ab und bringen in das landschaftliche Bild jenen indischen Zug, den keine Photographie oder Zeichnung wiederzugeben vermag. In der Nähe löst sich die architektonische Masse in ein Chaos der absonderlichsten Gestalten auf, die im verworrenen Durcheinander um einen Platz an der Pyramidenfläche zu ringen scheinen. Alle Stufen und Staffeln, Nischen und Rahmenflächen sind wie mit der überwuchernden Fülle des tropischen Urwaldes von ornamentalen Formen überwachsen. Das Auge ermüdet, und doch fühlt es sich immer wieder zu dem mysteriösen Bilde hingezogen, aus dem eine ganz neue, eigenartige Welt ihm entgegenleuchtet. Unser Auge ist für eine solch überschwengliche Pracht nicht erzogen. Wie es sich schwer an die üppige Fülle des tropischen Pflanzenwuchses, an den Wirrwarr der durcheinander geflochtenen Pflanzen gewöhnt, die keinen einheitlichen Gesamteindruck aufkommen lassen, so findet es sich auch kaum in diesem üppigen Bild der plastischen Formen zurecht. Aber darum entbehrt die dekorative Gestaltung, welche eine ausschweifende künstlerische Phantasie erstrebte, doch nicht ihres inneren Wertes. Wie im tropischen Urwald ein ganz eigenartiges Ideal landschaftlicher Schönheit zur Entfaltung kommt, so hat sich auch aus den dekorativen Elementen des indischen Kunstschaffens der Typus einer besondern Schönheit herausgebildet. Einer der glänzendsten Vertreter dieses drawidischen Typus ist der Schiwatempel von Tandschur.

Indem wir durch den Torweg schreiten, nimmt uns der erste Vorhof auf. Vor andern Heiligtümern Südindiens zeichnet sich die Pagode von Tandschur durch die Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Anlage aus. Der Tempel wurde nach einem wohlerwogenen, groß angelegten Plan durchgeführt. Er besteht aus zwei Höfen, einem äußeren und einem inneren. Der äußere Hof bildet ein Rechteck von 76 m im Geviert, er dient als Vorhof

zum eigentlichen Heiligtum, das ſich in der Mitte des inneren Hofes erhebt. Das erſte, was die Aufmerkſamkeit des Eintretenden feſſelt, iſt die auf einer Terraſſe emporſteigende Säulenhalle; in ihrer Mitte findet ſich ein rieſiger Stier, ein Monolith aus ſchwarzem Granit, 3,6 m hoch. Das Ungeheuer erinnert uns ſofort, daß wir jetzt in Schiwas Bereich eingetreten ſind. Seltſam! Es gibt wenige Geſtalten, die den Hindu ſo zur Andacht ſtimmen wie das Bild des Stieres, unter dem der furchtbare Gott Schiwa verehrt wird. Von dort gelangen wir in die Vorhalle des Heiligtums; reich geſchmückte Pilaſter tragen die flache Decke. Daran ſchließen ſich zwei Hallen, die uns den Weg zum eigentlichen Heiligtum eröffnen. Je weniger das Innere den Blick zu feſſeln vermag, um ſo lebhafter wendet ſich unſer Auge dem Pyramidenturm zu, der das Sanctum Sanctorum überragt. Es iſt in der Tat eine impoſante Maſſe, die vor uns zu einer Höhe von 61 m emporſteigt. Den Unterbau bildet ein Rechteck von 25 m im Geviert. Das Rechteck baut ſich in zwei Stockwerken auf, die durch einen weit vorſpringenden Fries voneinander geſchieden werden. Die breiten Wandflächen werden durch Niſchen unterbrochen, welche von Pfeilern eingerahmt ſind. Sieht man ab von den grotesken, üppigen Göttergeſtalten, die das Innere der Niſchen ausfüllen, ſo macht der Unterbau in ſeinen einfachen Linien einen vornehmen Eindruck. Mächtig ragt darüber in 13 Stockwerken die ſpitz zulaufende Pyramide empor und ſchließt mit einer rieſigen, kronenförmigen Kuppel ab. So fremd uns der Schmuck erſcheinen mag, der die rieſigen Flächen bedeckt, ſo ruft die Kompoſition des Ganzen doch einen impoſanten Eindruck hervor. Dieſe unendliche Fülle von architektoniſchen Formen und plaſtiſchen Ornamenten erſcheint zwar ohne jeden Zuſammenhang. Sie iſt das Bild einer zur Anarchie vorgeſchrittenen künſtleriſchen Freiheit, und doch ſtellt dieſe künſtleriſche Anarchie ein Ganzes dar, das in ſeinem Geſamteindruck harmoniſch wirkt. Es iſt die Harmonie der tropiſchen Pflanzenpracht. Wem es vergönnt war, die unbeſchreibliche Fülle der tropiſchen Vegetation zu bewundern, weiß, was dies bedeutet. Da greift die üppigſte Schönheit der Formen in wilder Willkür durcheinander. Und trotzdem ruht über dem Geſamtbild eine Harmonie ganz eigener Art. Eine ähnliche Wirkung bringt die überwuchernde Fülle dieſer Plaſtik hervor; es iſt eine Tropenplaſtik. Was uns im kühlen Norden nur ein Erzeugnis ausſchweifender Phantaſtik zu ſein ſcheint, gewinnt im Rahmen eines von tropiſcher Glut erfüllten indiſchen Landſchaftsbildes den Reiz harmoniſcher Großartigkeit. Der Turm verleiht in ſeiner beherrſchenden Höhe der Kompoſition des Bildes eine feierliche Würde.

Dicht daneben erhebt ſich eine Anzahl kleinerer Tempel und Kapellen. Das bedeutendſte Denkmal darunter iſt der Tempel von Subrahmanya. Obſchon er in ſeinen Größenverhältniſſen faſt verſchwindet vor der Wucht der Pyramide in der Mitte, ſo zählt er doch in ſeiner ornamentalen Anlage

zu den schönsten Erzeugnissen der südindischen Kunst und weckt in kaum geringerem Maße unsere Bewunderung für die Feinheit und Reichhaltigkeit dieser heitern dekorativen Pracht als der Riesenturm selbst. Das Äußere des Aufbaues ist so lebendig in Nischen und Säulen gegliedert, so reich in dem mannigfaltigen Ornament ausgebildet, daß der phantasievolle Stil hier einen prunkvollen Ausdruck gewinnt.

Vor diesen beiden Bauwerken tritt alles andere innerhalb der Tempelumfriedigung zurück. In der langgestreckten Halle, die sich an der Ostseite hinzieht, gewahrt man den großen Götterwagen, auf dem Schiwa auch heute noch triumphierend durch die dichtgedrängten Straßen zieht. Der Schaukarren macht einen unheimlichen Eindruck. Man denkt unwillkürlich: Wie viel Blut klebt an diesen mächtigen Rädern, Blut der armen, von fanatischem Wahnsinn erfaßten Verehrer des schrecklichen Gottes! Der schreckende Eindruck steigert sich beim Anblick der riesigen Tiergestalten, Löwen und Greife, die im Zuge mitgeführt werden. Alles scheint darauf angelegt, das Volk mit Schrecken zu erfüllen; das bleibt der Grundzug des indischen Kultus, und alle äußere Pracht einer üppigen Kunst vermag diesen Eindruck nicht zu verwischen.

Neben dem Tempel bildet der alte Palast der Rädschas von Tandschur die größte Sehenswürdigkeit.

Unsere „Staatskarosse", der Ochsenwagen, brachte uns zu dem alten Königsschloß. Es ist ein weit angelegtes Gebäude. Auf den ersten Blick befremdet uns der Stil. Während sich in den Denkmälern des Kultus die alte Kunst des brahmanischen Indien mit Zähigkeit festhält, hat sich in den Palastbauten der sarazenische Stil unumschränkte Geltung verschafft. Mächtige Gewölbehallen mit Spitzbogen bilden den vornehmsten Schmuck. Dieser Gegensatz ist überaus bezeichnend. Die Fürsten von Tandschur haben sich niemals vor dem Glauben des Propheten gebeugt. Das religiöse Leben des alten brahmanischen Indien hat sich hier in ungeschwächter Kraft erhalten; aber der politische Glanz des sarazenischen Indien wirkte vom Norden her so mächtig bis tief in den Süden Indiens, daß der sarazenische Palaststil der glanzvollste Ausdruck politischer Macht auch dort wurde, wo die religiöse Macht des Hinduismus unberührt blieb. Unter diesem Gesichtspunkt bietet der Palast auch heute noch in seinem Verfall ein recht lehrreiches Interesse.

Südindiens bedeutendste Stadt ist Tritschinapoli, eine echte Brahmanenstadt, ausgezeichnet durch eines der größten Heiligtümer Südindiens, den Tempel von Seringam. Sie bildet das nächste Ziel meiner Fahrt.

4. Mai 1905.

Hoch über Tritschinapali hinaus wird der pyramidenartig sich zuspitzende Granitfelsen sichtbar, das stolze Wahrzeichen der Stadt. Er heißt schlechthin

Bild 241. Tandſchur. Subrahmanya-Tempel. (S. 335.)

Bild 242. Tritſchinopoli. Blick auf Felſ und Pagode vom St Joſephs-Kolleg aus. (S. 337.)

Bild 243. Seringam. Gesamtansicht. (S. 338)

der „Rock". Wenn sich der Felsen auch nicht mit Gwalior oder Daulatabad in der imponierenden Masse seines Gesteins messen kann, so gibt er doch der Stadt und Ebene in seiner beherrschenden Lage einen überaus malerischen Schmuck. Den höchsten Punkt krönt ein altes Hinduheiligtum, das jahraus jahrein Tausende von Pilgern zu sich emporzieht.

5. Mai 1905.

In der Frühe fuhren wir nach Seringam. So heißt eine kleine Insel, welche von zwei breiten Armen der Kaveri umschlossen wird. Das Wasser stand in dieser Jahreszeit sehr tief, und die gelblich grauen Sandlager bildeten einen landschaftlich wirksamen Gegensatz zu dem Grün der Insel und der Ufer. Die Insel, reich mit Palmen bestanden, ist flach.

Von weitem werden die wuchtigen Pyramiden der Gopuras sichtbar. Dorthin lenkt sich unsere Fahrt. Während uns der Ochsenwagen über die Brücke trägt, erzählt mir mein Begleiter eine Begebenheit, die vor mehreren Jahren der Brücke eine ganz eigenartige Berühmtheit gegeben hat. Es war die Zeit der großen Pilgerzüge nach den Tempeln von Seringam. Große Menschenmassen drängten sich über die Brücke. Plötzlich wird der Zugang von der Eingeborenenpolizei abgesperrt. Man läßt nur kleinere Gruppen von Männern und Frauen hindurch. Der dichte Menschenknäuel wird weit zurückgedrängt, so daß er nicht wahrnehmen kann, was mittlerweile auf der Brücke vor sich geht. Hier aber trug sich ein Vorgang zu, den man kaum für möglich halten sollte. Eine zunftmäßige Räuberbande trieb daselbst unter dem Schutze der Eingeborenenpolizei ihr Handwerk. Die Pilger, so wie sie in kleinen Gruppen kamen, wurden aller ihrer Kostbarkeiten beraubt. Dabei war es natürlich vor allem auf den reichen Gold- und Silberschmuck der Frauen abgesehen. Man nahm ihnen die schweren Ringe von den Hand- und Fußgelenken und hielt sie fest, während dieselbe Arbeit an den nachfolgenden Pilgern und Pilgerinnen wiederholt wurde, bis die Beute so reich war, daß man auf die weitere Absperrung verzichten konnte. In dem Durcheinander, das nun entstand, als die angestaute Masse sich über die Brücke ergoß, verschwanden Räuber und Polizisten. Es war jedenfalls eine geniale Art, den frommen Sinn der Seringampilger auszubeuten.

Wir fahren in mäßigem Trab über die Brücke. Zu beiden Seiten wogt eine Menge von Fußgängern in weißen, rosafarbigen, gelben und blauen Gewändern. Die Brahmanen sind leicht erkenntlich an der heiligen Schnur über dem dunkelbraunen Oberkörper. Frauen, in farbige Gewänder gekleidet, den Schleier in künstlerischen Falten um die Schultern oder über das Haupt geworfen, schreiten daneben her, Arme, Hände und Fußgelenke mit schweren Ringen beladen. Rings um uns glitzert und flimmert es von Gold und Silber, und das Metall klirrt weit vernehmbar.

Nach etwa halbstündiger Fahrt biegen wir in die Straße ein, die zu dem Tempelportal führt. Der Weg zwischen den niedrigen, vernachlässigten Häusern mit den weit vorladenden Schilfdächern paßt herzlich schlecht zu dem überreich geschmückten Torweg im Vordergrund. Dieser Torweg ist in seiner Anlage ein Meisterstück der Steinmetzarbeit. Der Durchgang dehnt sich in einer Länge von 30,4 m aus und wird zu beiden Seiten von riesigen Pfeilern eingefaßt. Gewaltige Monolithe wurden als Träger und Deckenplatten benutzt. Der Quaderblock oberhalb des Torbogens mißt nahezu 9 m in der Länge und 2,6 m in der Breite. So wenig künstlerischen Wert die plastische Ausschmückung des Torweges besitzt, so machen die kolossalen Massen, die sich zu beiden Seiten auftürmen, doch auf jeden einen ganz außerordentlichen Eindruck. Den Hindupilger aber bringt dieser Eingang wie von selbst in die Stimmung des Erhabenen und Feierlichen. Wir befinden uns in dem größten Heiligtum Südindiens. Der Umfang der äußeren Umwallungsmauer beträgt beinahe vier englische Meilen. Hier liegen die zahlreichen Kaufbuden und Rasthäuser für die Pilger. Es herrschte zwar nicht das Gedränge der großen Pilgerfahrten. Trotzdem bewegte sich ein reges Leben um die Basare. Das Auge wird nicht müde, sich an diesen stets wechselnden Bildern, die vorüberfluten, zu erfreuen. Das Heiligtum ist so angelegt, daß sich um den dem Wischnu gewidmeten Haupttempel sieben quadratische Umwallungen ziehen, die eine durchschnittliche Höhe von 9 bis 11 m erreichen. Zwischen den einzelnen Mauern ist ein Abstand von etwa 90 m. Den vornehmsten Schmuck dieser Umwallungen bildet der Torweg in der Mitte der Mauer. Derselbe erhebt sich auf jeder Seite in Gestalt einer mächtigen Turmpyramide zur durchschnittlichen Höhe von 40 m. Das Bild dieser zahlreichen phantastisch ausgeschmückten Pyramiden ist von unbeschreiblicher Wirkung. Hoch über die Umwallungen emporsteigend, entfalten sie auf ihren breiten Flächen die Fülle eines plastischen Ornamentes, das mit dem überwuchernden Reichtum des tropischen Pflanzenwuchses an Mannigfaltigkeit der Formen zu wetteifern scheint. Wir schreiten durch die zweite Umwallung und finden uns inmitten der dem Tempel dienenden Brahmanen. Nach Herzenslust können wir uns diese interessanten Typen betrachten, schöne bronzefarbige Gestalten, ausgezeichnet durch die klassischen Umrisse des Kopfes, des Nackens und der Schultern. In der bunten Menge der Gläubigen unterscheiden sich die Brahmanen sofort durch ihre feinen und regelmäßigen Züge von den aus gröberem Stoff gemachten niedern Kasten. Angenehmer wäre zweifellos der Eindruck ohne den häßlichen Stirnschmuck der gelben und roten Streifen. Aber diese farbigen Stirnzeichen sind ein so wesentlicher Zug in dem religiösen Bilde, daß sie auch bei den Elefanten nicht fehlen, welche zum Inventar des Tempels gehören. Vier prachtvolle Exemplare halten gerade Wacht am Eingang. Jedem Elefanten ist in

breiten gelben, weißen und roten Streifen das Abzeichen seiner Zugehörigkeit zu Wischnu oder Schiwa aufgedrückt.

Die Aufmerksamkeit des Besuchers ist von jetzt an beständig geteilt zwischen dem künstlerischen Bilde der gewaltigen Pyramiden und dem wirren Durcheinander der auf und ab flutenden Menge der Andächtigen. Sobald die Frommen ihrer Andacht entsprochen haben, drängen sie sich in die Hallen, um in deren Schatten zu essen und fröhlich zu plaudern. Ungezwungen geben sie sich auf ihren Matten einer heitern Freude hin. Man möchte aus ihren Zügen das genugtuende Empfinden ablesen, daß sie eine verdienstreiche Pilgerfahrt gemacht. Nichts geht ja dem Hindu über Karma, das „verdienstliche Werk". Es ist die Seele seines irdischen Wandels, die Sonne seiner zukünftigen Wiedergeburt. Armes Volk! Wie dauert es einen, wenn man das Leben eines so reich begabten Volkes in dem schrecklichen Wahne befangen sieht, der in den fratzenhaften Göttergestalten des Tempels dem Auge entgegentritt. Dieser Wahn übt heute einen ebenso überwältigenden Einfluß auf die Masse des Volkes wie vor 2000 Jahren. Und zu welchen Opfern man sich bereit findet, bezeugen die kostbaren Perlen und Edelsteine, welche den Schmuck der Götzen an den Jahresfesten bilden. Es war mir vergönnt, einen Blick auf diesen Tempelschatz zu werfen: Schmuckbänder abwechselnd aus Diamanten und Smaragden oder Rubinen zusammengesetzt, die einen ganz außerordentlichen Wert darstellen, kostbare Hüllen, um die Hände und Füße des Gottes zu bedecken, ganz mit Perlen besetzt, goldene Armbänder und Ringe für die Fußgelenke des Gottes, goldene Ketten und Vasen. Was das große Götterbild an Schmuck trägt, wenn es in dem riesigen Schauwagen durch die Tempelstadt gefahren wird, mag sich wohl auf eine Million Mark belaufen.

Wir beeilten uns, zu der Halle der tausend Säulen zu gelangen. Die Halle bildet ein Rechteck, 136 m lang, 40 m breit. Es ist eine jener Kolossalleistungen der Steinmetzarbeit, wie sie nur Indien aufzuweisen hat. Sind es auch keine „1000" Säulen, auf denen die Steindecke ruht, so genügen doch die 900 und etliche Pfeiler, um uns einen Begriff von der Leistungsfähigkeit des indischen Künstlers zu geben. Man denke sich 900 Säulen, jede aus einem einzigen Granitblock in einer Höhe von 5,4 m herausgehauen und mit plastischem Schmuck bedeckt, darüber gewaltige Steinplatten ausgebreitet als Decke der Halle, dann wird man die vor keinem materiellen Hindernis zurückbebende Kraft des indischen Meißels würdigen lernen. Künstlerischer Genuß darf hier nicht gesucht werden; aber dieses gewaltige Ringen menschlicher Kraft mit der wuchtigen Felsenmasse, um die Macht des religiösen Empfindens zum Ausdruck zu bringen, bedeutet im Gesamtbilde des asiatischen Völkerlebens mehr als die künstlerische Vollendung eines einzelnen Bauwerkes. Es öffnet sich dem geistigen Auge ein Blick in

die geheimnisvollen Tiefen der Grundkräfte des Hinduismus, wenn wir erfahren, daß der Tempel nicht etwa in die alte, ruhmreiche Epoche Indiens zurückgeht, deren religiöse Begeisterung so Außerordentliches leistete, sondern seinen Ursprung aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts herleitet, als bereits Engländer und Franzosen um den Besitz Tritschinopolis kämpften. Ein Jahrtausend hat den Fanatismus jener religiösen Begeisterung, die einst das gewaltige Werk von Elura schuf, so wenig abgeschwächt, daß ihre Triebkraft sich beim Nahen einer neuen Zeit ebenso mächtig erwies wie am Vorabend der Eroberungen des Islam.

Eine wertvolle Ergänzung unseres Besuches im Hauptheiligtum der Insel bildete die Fahrt nach dem nahe gelegenen Schiwatempel. Wo Wischnu verehrt wird, da darf Schiwas Kult nicht fehlen. Kein Anhänger der Wischnusekte lebt so ausschließlich für Wischnu, daß er Schiwa beiseite setzt oder umgekehrt. Und darum hat dieselbe religiöse Begeisterung, die dem Fischgotte das Kolossalheiligtum errichtete, in der nächsten Umgebung dem Schreckensgotte ein grandioses Werk geweiht, das zwar die Maße des Haupttempels nicht erreicht, aber in der Feinheit der Arbeit das Ornament des Wischnutempels übertrifft. So können Wischnu und Schiwa nicht eifersüchtig werden. Inmitten des herrlichen Pflanzenwuchses, rings von schlanken Palmgruppen und Riesenbäumen umgeben, treten die Gopuratürme mit ihren phantastischen Gestalten malerisch schön hervor.

Das ist die berühmte Pagode von Seringam. Alles in allem stellt der Tempel eines der imposantesten Bauwerke von Indien dar und ist zweifellos das bedeutendste Heiligtum, das der Kultus des Wischnu besitzt. Andächtige knien vor den phantastischen Bildern, mit welchen die Wände bedeckt sind, und lassen sich ehrfurchtsvoll von dem Brahmanen in die tieferen Geheimnisse des Kultus einführen. Die Wischnuabzeichen prangen in leuchtenden Farben auf der Stirne der Betenden. Man merkt, wie sehr die Pilger unter der furchtbaren Macht dieses Kultus stehen. In Massen strömen Tag für Tag die Hilfesuchenden herbei. Sie bringen Ex voto-Gaben oder Sühnegaben, Kuchen oder Figuren, welche die Gesundheit eines Kindes bezeugen sollen. Der Zugang zu dem Allerheiligsten ist mit einer Menge von Armen angefüllt, die berufen scheinen, den ganzen Jammer menschlichen Elendes darzustellen. Überall erblickt man Mißbildungen in den schrecklichsten Formen, dazu Krebs, Aussatz, Verstümmelung. Alle Krüppel des drawidischen Indien scheinen sich hier ein Stelldichein zu geben. Hier sieht man eine Frau, der der Lupus gräßlich das Gesicht verstümmelt hat, dort ein Mädchen ohne Nase und Ohren, dann einen alten Mann, dem die Elefantiasis die Beine so dick geschwellt hat, daß sie einem Baumklotz gleichen. Auch ergreifende Szenen gewahrt man, die zeigen, welche Opfer der Glaube an seine Götter diesem Volk auflegt. Da ist ein Vater mehrere

Bild 244. Seringam. Tempeleingang mit Brahmanen und Dewadasi.
(Phot. Dr Boeck, Bern.) (S. 338.)

Bild 245. Seringam. Tempeleingang mit Schiwa-Elefanten.
(Phot. Dr Boeck. Bern.) (S. 339.)

Bild 246. Seringam. Eingang zum Haupttempel. (S. 338.)

Bild 247. Seringam. Halle der tausend Säulen. (S. 339.)

Stunden weit gekommen, indem er sich mit seinem kranken Kinde auf dem Boden wälzte und die ganze Strecke auf diese Weise abmaß. Er hat ein Gelübde gemacht und wirft sich nun schweißtriefend, mit Staub bedeckt, ganz erschöpft vor dem Gotte nieder. Schluchzend bringt er seine Gebete vor, während rings um ihn Fakire mit zerzaustem Haare stehen und für ihn Gebete in wilden Tönen ausstoßen. Welche Opfer bringen diese Menschen für ihren Glauben!

* * *

Ich kann aus der alten Brahmanenstadt nicht scheiden, ohne eines Mannes zu gedenken, der auf dem Boden Maduras, dessen religiöses Haupt Tritschinopoli geblieben, Großes für die christliche Wiedergeburt Indiens inmitten einer ganz vom Brahmanismus beherrschten Bevölkerung geleistet hat. Sein Lebensbild hat schon in frühen Jahren den Freund indischer Studien gefesselt. War er doch der erste Europäer, der mit einer vollendeten Kenntnis der heiligen Sprache Indiens ein gründliches Verständnis der indischen Philosophie verband.

Gerade drei Jahrhunderte vollenden sich in diesem Jahre (1905), daß in Madura ein junger italienischer Jesuit ankam (1605), der berufen war, dem vom hl. Franz Xaver begründeten südindischen Missionswerk eine ganz neue Richtung zu geben und der Kirche Maduras durch volle 50 Jahre zu dienen. Dieser Mann war Robert de Nobili.

De Nobili, aus einer Fürstenfamilie des Kirchenstaates stammend und einen Papst nebst zwei Kardinälen unter seinen Verwandten zählend, war 1597 in die Gesellschaft Jesu eingetreten und auf inständiges Flehen von P. Claudius Aquaviva 1605 als Missionär nach Indien gesandt worden. Mit seltenem Scharfsinne und mit ungewöhnlicher Menschenkenntnis ausgerüstet, begab er sich daran, die Zustände des bisherigen Missionsverfahrens in Madura einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Seit 1595 wirkte hier P. Gonsalvez Fernandez. Die Berichte der Zeitgenossen stellen ihm einmütig das schönste Zeugnis des Eifers und der Hingabe an seinen heiligen Beruf aus. Sein sittenreines, frommes und streng bußfertiges Leben zog ihm sogar die lebhafte Bewunderung der Heiden zu; trotzdem waren alle seine Anstrengungen ohne Erfolg geblieben. Das Christentum blieb auf die unteren Kasten der Fischerküste beschränkt. Kein Bewohner von Madura, kein Glied einer höheren Kaste oder gar ein Sprößling des Brahmanengeschlechtes zeigte irgendwie Lust, der neuen Religion zu folgen. Woher diese auffallende Erscheinung? Die traurigen, fast hoffnungslosen Zustände gingen dem jungen Robert de Nobili zu Herzen. Er verlegte sich auf ein gründliches Studium des indischen Charakters. Bald wurde ihm klar, daß hier mächtige und tiefgehende Vorurteile im Spiele sein müßten, die alle Bemühungen der Missionäre vereitelten. Und so war es in der Tat.

Mit dem sichern Blicke des Meisters erkannte P. de Nobiti alsbald den Kernpunkt der Lage, den geheimen, aber tiefgehenden Grund dieser Verachtung des Christentums. Sein Entschluß war gefaßt. Dem Beispiele des hl. Paulus folgend, der allen alles wurde, um alle zu gewinnen für Christus, und nach dem Beispiele des ewigen Wortes selbst, das ja, um die Menschen zu erlösen, die menschliche Natur annahm und als Mensch den Menschen in allem gleich, die Sünde ausgenommen, erfunden werden wollte, sprach P. Robert de Nobili zu sich selbst: Auch ich will, um die Inder zu retten, ein Inder werden.

Der junge Missionär legte seinen Plan und die Gründe desselben dem Erzbischof von Cranganur und seinem Missionsobern vor. Beide billigten sein Vorhaben. Ermutigt durch das Urteil und die Erlaubnis seines Obern, betrat er den Kampfplatz, aber in neuer Kampfesrüstung und Kampfesweise, indem er den Brahmanen als Brahmane des Westens entgegentrat. Als solcher nahm er die Kleidung und Lebensweise der vornehmsten Brahmanen an und entschloß sich, ein Büßerleben zu führen. Nun begann er die heilige Sprache der Inder, das Sanskrit, zu erlernen, las und studierte die darin abgefaßten Bücher mit unverdrossenem Eifer. Er wollte die redestolzen Brahmanen mit ihren eigenen Waffen besiegen. Hierzu aber mußte er sich mit der Lehr- und Anschauungsweise ihrer Philosophie vertraut machen, ihre Ansichten und Lehrsätze kennen lernen, ihre Ausdrucksweise sich aneignen. In den Reden selbst wollte er die Anknüpfungspunkte für das Christentum suchen, aus diesen so hoch verehrten Quellen die Ungereimtheit des Götzendienstes darlegen und eine vernunftgemäße Gottesverehrung als die Brücke zum Christentum aus denselben darstellen. Mit Hilfe eines Brahmanen, der sein Lehrer im Sanskrit wurde, gelang es ihm, als dem ersten Europäer, eine eingehende Kenntnis der umfangreichen heiligen Sanskritliteratur sich zu erwerben, und dieses in einem Grade, daß er gar bald die Brahmanen selbst in Staunen versetzte durch die Reinheit und Eleganz seiner Sprache und durch die umfassende Belesenheit, mit der er ihnen den Inhalt ihrer eigenen heiligen Bücher und die Aussprüche ihrer gefeiertsten Weisen vorführte.

Wäre uns von Robert de Nobiti nur diese eine Tatsache bekannt, so würde das genügen, ihm einen ehrenvollen Platz in der literargeschichtlichen Erforschung Indiens zu sichern. „Ich kann", so sagt einmal Max Müller, „von ihm nur als dem ersten europäischen Sanskritgelehrten reden. Ein Mann, der die Sätze des Mänawadharma, Apastamba, der Purānas und anderer Werke zitieren konnte, die bis in die neuere Zeit nur in Handschriften zugänglich waren, muß eine außergewöhnliche Kenntnis des Sanskrit besessen haben." Während Robert de Nobilis deutschem Mitbruder Heinrich Roth die Ehre vorbehalten blieb, zum erstenmal der Wissenschaft in Europa selbst die Sanskritsprache zugänglich gemacht zu haben, gebührt

ihm das Verdienst, die lange Reihe der ausgezeichneten Sanskritkenner eröffnet zu haben, die aus der Mission von Madura hervorgingen und unter denen Proença, Calmette, du Pons, Coeurdoux hervorragen. Wenn man erwägt, wie sehr es um jene Zeit denen, die sich dem Studium des Sanskrit zuwandten, noch an wissenschaftlichen Hilfsmitteln gebrach, dann wird man um so mehr die glänzende literarische Tätigkeit bewundern, die sich unter dem Einflusse de Nobilis zu entfalten begann. Aber für den christlichen „Samnyasi" war das Studium der heiligen Sprache der Inder mehr als ein Mittel zur Erweiterung des wissenschaftlichen Gesichtskreises. Die Wissenschaft trat in den Dienst des Apostolates. Niemand hat sich jemals mit größerer Gewandtheit der Kenntnis der heiligen Sprache Indiens zur Verwirklichung des apostolischen Berufes bedient als Robert de Nobili. P. Proença, selbst ein tüchtiger Kenner des Sanskrit, sagt von Nobilis Schriften: „Diese Werke bringen Tag für Tag wunderbare Früchte sowohl unter den Heiden hervor, die sich in großen Scharen bekehren, als auch unter den Christen, welche mächtig auf dem Pfade der Tugend gefördert werden. Sie sind bewundernswert ob der Tiefe der Gedanken und der Feinheit des Stils, welcher nach dem Zeugnis der Eingebornen eine klassische Vollkommenheit besitzt. Die Vertrautheit mit der Sprache des Sanskrit verleiht den Werken einen Reichtum und eine Genauigkeit des Ausdrucks, die das Staunen der angesehensten Brahmanen wachruft." So wichtig indes die literarischen Arbeiten de Nobilis waren, der Schwerpunkt seines Wirkens lag gleichwohl nicht hierin, sondern in dem mündlichen Verkehr, in den Unterredungen und Disputationen mit den Brahmanen.

Über seine Unterredungen mit den Brahmanen schreibt de Nobili: Gefeierte Samnyasis und Brahmanen besuchen mich, und zwar nicht mit dem Stolze und der Arroganz der früheren, sondern unter allen Bezeigungen der Höflichkeit und der Hochachtung. Wir haben sehr lebhafte Erörterungen über die Seelenwanderung, die Einheit Gottes, über Gottes Willen und Freiheit in Bezug auf die Schöpfung, über den freien Willen des Menschen, über die Vorherbestimmung, über die Auserwählten und die Verworfenen, über die Neigung des Willens zum Bösen. Besondere Schwierigkeit macht ihnen die Frage, ob Gott, ohne dessen Beihilfe keine Handlung gesetzt werden könne, auch zur Sünde mitwirke, ob seine Mitwirkung den Willen nötige, und welches die Natur und Beschaffenheit dieser Mitwirkung sei. Alle diese Punkte legen sie mit so viel Genauigkeit und Schärfe vor, daß diejenigen zweifellos sehr verdutzt wären, die da meinen, es herrsche unter diesen Völkern nur grobe Unwissenheit. Im Gegenteil studiert man hier viel Philosophie."

Der Erfolg blieb nicht aus. Eine der ersten Eroberungen, die Robert de Nobili mit Hilfe seiner Kenntnis der Sprache und Literatur Indiens machte, war ein durch seinen Adel und seine Geistesgaben hervorragender

Brahmane. Aber nur nach heißem Kampfe ergab er sich der Wahrheit. Der christliche „Samnyasi" mußte sozusagen jeden Zoll Landes mit Anstrengung erringen, indem er jede Wahrheit des Christentums siegreich gegen alle Einwürfe verfocht; 20 Tage lang und jeden Tag 4—5 Stunden dauerte dieser geistige Ringkampf zwischen christlicher und brahmanischer Weisheit. Endlich erklärte sich der Brahmane für überwunden. Diese erste Bekehrung führte bald zahlreiche andere herbei. Eine mächtige Bewegung ergriff die Hauptzentren des südindischen Brahmanismus. Madura wurde der Kernpunkt der Christianisierung der höheren Kasten. De Nobili hatte gezeigt, wie es möglich war, auch die stolzesten Vorurteile durch die süße Macht des Kreuzes zu überwinden, indem er aus den höchsten Kasten eine blühende und eifrige Christengemeinde heranbildete. Die Bewegung nahm täglich zu. Im August 1610 besuchte der Visitator die Mission von Madura. Er ist voll des Lobes über den regen christlichen Geist, der das junge christliche Brahmanentum beseelte.

„Wir hatten", so schreibt er in seinem Rechenschaftsbericht vom 8. Dezember 1610 an den Ordensgeneral, „eine äußerst beschwerliche Reise bei fast ununterbrochen niederströmendem Platzregen über reißende und hochgehende Waldbäche, durch sehr schwierige Wege und über schroffe und steile Felsen; allein das Glück, das wir in Madura verkosteten, ließ uns alsbald alle ausgestandenen Beschwerden vergessen. Der Andachtseifer und die Frömmigkeit dieser Christengemeinde erinnern an die ersten Zeiten der Kirche. Die Christen zeigen eine so innige Frömmigkeit, eine so gründliche Kenntnis des heiligen Glaubens, daß ich voll Staunen und Bewunderung oft mit den Aposteln ausgerufen habe: Auch diese haben den Heiligen Geist empfangen."

Daß Leiden und Verfolgungen nicht ausblieben, war zu erwarten. Sie haben seit dem ersten Pfingstfeste jeder neuen Christengemeinde das Siegel der göttlichen Bewährung aufgedrückt. P. de Nobili war ihnen in der Kraft dessen, der ihn nach dem fernen Indien gesandt, vollauf gewachsen. Als Sprößling eines alten römischen Geschlechtes hat er das altrömische et facere et pati fortia Romanum est im Sinne eines christlichen Helden während eines vollen halben Jahrhunderts (1605—1656) zu betätigen verstanden. „Was soll ich Ihnen sagen", so schreibt einmal sein langjähriger Mitarbeiter P. Vico an den Ordensgeneral, „von dieser vollendeten Wissenschaft, die gleichsam spielend die schwierigsten Fragen der Theologie erörtert, von dieser Geschmeidigkeit des Talentes, die, indem sie sich den Unwissenden verständlich zu machen weiß, auch die Gelehrten anspricht und entzückt, von dieser fruchtbaren Beredsamkeit, die trotz der Verschiedenheit und Schwierigkeit der indischen Volkssprachen durch den Reichtum der Ausdrücke in Erstaunen setzt, von dieser liebenswürdigen Kunst, die ernstesten Gegenstände schön und liebreizend darzustellen, von dieser Leichtigkeit, sich in die Sitten und Gebräuche

dieſes Landes hineinzuleben, von dieſer Macht der Überredung, die alles, groß und klein, nach Belieben lenkt? Die koſtbaren Schätze äußerer Gaben ſind aber bei ihm geadelt und geheiligt durch viel wertvollere, innere Gaben, die erſt den rechten Schmuck ſeiner Seele bilden: dieſe Bußſtrenge, von der er niemals abließ, dieſe Seelengröße in allen Gefahren und Leiden, die Sanftmut, mit der er nicht bloß von ſeiten der Heiden, ſondern auch von tugendhaften und gelehrten Männern jede Art von Mißdeutung und Anklage ohne die geringſte Anwandlung von Unwillen und Bitterkeit entgegennahm, eine fortwährende Vereinigung mit Gott inmitten der Mühen und Sorgen eines ſo vielbewegten Lebens, die Demut und der Gehorſam, die aus allen ſeinen Briefen ſo leuchtend hervortreten und nach glänzender ſich in ſeinen Taten bewährten, endlich dieſe beſtändige Herrſchaft über ſich ſelbſt, die Heiterkeit ſeines Antlitzes und die Freundlichkeit ſeines Umganges, gepaart mit der Würde einer hohen Geſtalt und mit dem Adel einer ehrfurchtgebietenden Haltung, welche allen, die in ſeine Nähe kamen und mit ihm verkehrten, Liebe und Vertrauen einflößten, alles dieſes zuſammengenommen bildet das charakteriſtiſche Weſen der Heiligkeit jenes wahrhaft apoſtoliſchen Mannes." So urteilt ein Zeitgenoſſe des Glaubensboten, ein Augenzeuge ſeines Wirkens.

In Robert de Nobili verehrt die Geſellſchaft Jeſu zweifellos einen ihrer ausgezeichnetſten Miſſionäre, Indien aber einen der größten Männer, die jemals inmitten ſeiner Bevölkerung gewirkt. Bis zum letzten Atemzug hielt der Miſſionär an dem ſtrengen Bußleben feſt, zu dem er ſich als Apoſtel der Brahmanen durch ein Gelübde verpflichtet hatte. Als achtzigjähriger Greis ſtarb de Nobili am 16. Januar 1656 in Mailapur. Im Schatten des dem erſten Apoſtel von Indien, dem hl. Thomas, geweihten, durch vielhundertjährige Überlieferungen geheiligten Kirchleins, wo Indiens zweiter Apoſtel, der hl. Franz Xaver, ſo manche Nächte im Gebete für die Völker Indiens zugebracht, fand der heldenmütige Brahmanenapoſtel ſeine letzte Ruheſtätte. Das Wirken dieſes außerordentlichen Mannes aber lebt in den Nachkommen der zahlreichen ſüdindiſchen Brahmanengeſchlechter fort, die durch de Nobili und durch die Erben ſeines Eifers für den chriſtlichen Glauben gewonnen wurden. Wenn im Gegenſatz zum Norden Indiens die ſüdlichſte Spitze der Halbinſel bereits etwas chriſtliche Färbung zeigt, ſo verdankt ſie das den Bemühungen der heroiſchen Männer, die in die Fußſtapfen de Nobilis traten.

„Je weiter wir nördlich wandern", bemerkt treffend einer unſerer beſten Kenner des Miſſionsweſens im ‚Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeſchichte' (Freiburg 1908), „deſto ſpärlicher wird die chriſtliche Saat, bilden doch die 137 000 Katholiken der fünf mittelindiſchen Sprengel bloß 0,19 % der Bevölkerung (70 Mill.). Und im rieſigen Stromgebiet des Indus, Ganges und Brahma-

putra, in deren Fluten sich die märchenhaften Hochburgen des Brahmanismus und die stolzen Bauten der einstigen Großmoguln widerspiegeln, verschwinden die 0,08 % Katholiken der elf Nordmissionen wie Tropfen in dem Völkermeer von 170 Millionen."

Anders im Süden. Von 2250000 katholischen Christen Indiens entfallen rund 1800000, d. h. $^5/_6$, allein auf die Südspitze der Halbinsel. In der den Süden umfassenden Präsidentschaft Madras bilden die Katholiken unter einer Bevölkerung von 43 Millionen bereits 1,29 %, und wenn wir die südlichsten Distrikte, jene von Tritschinopoli und Madura, ins Auge fassen, so stellen die Katholiken nahezu 3 % der Gesamtbevölkerung dar.

Alle Stürme, welche am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts über Südindien hereinbrachen, vermochten die von de Nobili und seinen heldenmütigen Nachfolgern gepflanzte Saat nicht zu vertilgen. Blühend entfaltet sich heute auf diesem Boden das katholische Leben und wächst unter unsern Augen zu den freudigsten Hoffnungen auf.

Wie aber stellt sich in diesem Augenblicke das südindische Brahmanentum zum Christentum? Die Wichtigkeit, welche die Bekehrung von Brahmanen für eine christliche Wiedergeburt Indiens hat, kann nicht leicht überschätzt werden. Soll Indien mit seinen ca 290 Millionen Eingebornen christlich werden, dann muß jene Kaste dafür gewonnen werden, welche das ganze religiöse und soziale Volksleben des Landes beherrscht. Seit dem hl. Franz Xaver sind in diesem Punkte denn auch alle einsichtsvollen Missionäre einig. Der Wichtigkeit dieser Brahmanenbekehrungen entspricht freilich auch ihre Schwierigkeit. „Es ist leichter", so schreibt ein Missionär aus Madura, „ganze Pariasdörfer zu bekehren als einen oder zwei Brahmanen." Und während der Übertritt noch so vieler Parias das Bollwerk des Heidentums nicht im geringsten erschüttert, ist doch die Bekehrung eines einzigen Brahmanen ein empfindlicher Schlag auf das Haupt des Brahmanismus selbst.

Aber fast möchte man meinen, es seien die Zeiten eines Robert de Nobili für immer vorüber. Hartnäckiger denn je klammert sich der südindische Brahmane an seine religiösen Überlieferungen. Gleichwohl scheint sich auch auf diesem Boden ein Umschwung anzubahnen. Von dem St Josephs-Kolleg in Tritschinopoli ging vor etwa zehn Jahren jene eigenartige Bewegung aus, die eine langsam wachsende Zahl von Söhnen und Töchtern aus den besten Brahmanenfamilien in den Schoß der Kirche führte. Es ist zwar erst eine kleine Schar, aber sie beweist, daß das Christentum auch diese Kreise bereits erfaßt hat. Mitten in der Zitadelle des Brahmanentums erhebt sich heute ein christliches Brahmanenviertel. Dieser interessanten Schöpfung, der einzigen in ihrer Art auf indischem Boden, galt mein letzter Besuch. Schon gestern, als ich von der Höhe des Forts den Blick über die Palmenstadt schweifen

Bild 248. Tritschinopoli. Christliche Brahmanen. (S. 348.)

Bild 249. Tritschinopoli. Christliche Brahmanen. (S. 348.)

Bild 250. Trichinopoli, im Vordergrund das St Joseph-Kolleg. (S. 318.)

ließ, hatte mir eine kleine Renaissancekapelle aus der Ferne einen freundlichen Gruß zugewinkt.

Das christliche Brahmanenviertel trägt den ansprechenden Namen „Mariengarten" (Topu Mariae). Der Ort war ehedem ein unbewohntes, mit Kokosbäumen bestandenes Grundstück mit zwei kleinen Weihern. Es wurde 1895 mit einer Mauer umschlossen und bildet heute eine Art Stadtteil für sich, in welchem die neubekehrten Brahmanen ein sicheres, ungestörtes Heim gefunden haben. Wie eine kleine Oase erhebt sich der „Mariengarten" in dieser Wüste des düstersten Aberglaubens. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet die kleine, im Renaissancestil erbaute Kapelle, deren Stirnseite sich in eine hübsche Vorhalle öffnet. Vier korinthische Säulen tragen das mit einem Fries, die Krönung Mariä darstellend, geschmückte und von einem Kreuz überragte Tympanon. Hier versammelt sich am Morgen und Abend die kleine Gemeinde zum Gebet. Rechts an die Kapelle schließt sich ein größerer Bau: der gemeinsame Versammlungsort, der zugleich als Klub für die jungen Brahmanen, als Bibliothek und Lesezimmer dient. Dank der Großherzigkeit von Wohltätern weist die Bücherei schon einen ansehnlichen Bestand an schönen Werken auf. Auf dem freien Platze vor der Kapelle spielen die jungen Leute am Abend Lawn Tennis, wozu oft auch ihre noch heidnischen Kameraden aus dem Kolleg sich einfinden. Rings um Kapelle und Klubhaus gruppieren sich die kleinen, aber ganz hübschen Wohnungen, einstöckige, weiß angestrichene Häuschen, deren jedes vorn eine kleine, bkattumsponnene Veranda, rückwärts ein ummauertes Höfchen hat. Treten wir ein; drei Räume: Küche, Wohn- und Schlafzimmer, bilden die Wohnung. Die Ausstattung ist bei der indischen Bedürfnislosigkeit sehr einfach, fast ärmlich gehalten. Der Inder, auch aus den besseren Klassen, hat wenig Bedürfnisse, und unsere Brahmanen haben in Bezug auf Speise und Trank nichts von ihren Kastenvorschriften aufgegeben. Sie essen kein Fleisch, keinen Fisch, keine Eier. Alles ist peinlich sauber, das Küchengeräte blank geputzt; denn eine indische Hausfrau setzt ihren Stolz darein, daß alles blinkt und glänzt. Die Betten bestehen aus Matten, die tagsüber aufgerollt in einer Ecke liegen. In den Schlafräumen steht ein kleiner Hausaltar der Gottesmutter. Es ist ganz eigentümlich, welch wunderbar tiefen Eindruck gerade die milde, hehre Gestalt der reinen Gottesmutter auf die Brahmanen ausübt. Ihr Bild ist denn auch stets mit frischen Blumen geschmückt. Vorläufig umfaßt das Brahmanenviertel zwölf Familien. Gott allein weiß, welche Summe von Opfern und Leiden es gekostet hat, um diese kleine Schar hier zu vereinigen. Jeder einzelne dieser Bekehrten hat seine besondere Geschichte, in der sich Gottes Barmherzigkeit oft ergreifend offenbart.

Das ist der „Mariengarten". Kein Besucher Tritschinopolis möge es versäumen, dieses stille Heim christlich-brahmanischen Lebens aufzusuchen.

Als ein erster Versuch, eine christliche Brahmanengemeinde zu gründen, ist der Topu Mariae ein bedeutsames Werk. Daß dieser Versuch aber gelingen konnte, verdankt Tritschinopoli seinem herrlichen St Josephs-Kolleg.

Das Kolleg ist eine Zierde von ganz Südindien. Es ist das jüngste unter den drei großen Unterrichtsinstituten, welche die Gesellschaft Jesu auf der Gangeshalbinsel gegründet hat. Kalkutta und Bombay sind ihm um fast zwei Jahrzehnte voraus, aber der Benjamin hat sich der älteren Brüder würdig erwiesen. In der Zahl seiner Schüler ist das Kolleg demjenigen von Bombay bereits nahe gekommen, und in den literarischen Erfolgen steht es weder hinter dem einen noch dem andern St Xaverius-Kolleg zurück. Es war ein kühnes Beginnen, hier in dieser Hochburg des südindischen Brahmanentums die Pflanzschule eines vom christlichen Geiste durchdrungenen höheren Unterrichts anzulegen. Als das St Josephs-Kolleg 1883 gegründet wurde, schworen die Brahmanen hoch und teuer, ihm keines ihrer Kinder anvertrauen zu wollen. Allein die ausgezeichneten Erfolge der Anstalt ließen diese Vorurteile schwinden, und bald zählte das Kolleg Hunderte von Brahmanensöhnen aus den besten Familien und viele Mohammedaner. Allen Anfeindungen zum Trotz entwickelte sich das Kolleg immer günstiger. Ein Besuch von 1400 Studenten, das ist ein Erfolg, der deutlicher für die Gediegenheit der wissenschaftlichen Leistungen spricht als alle ins einzelne gehenden Beschreibungen des Lehrbetriebes. Nicht bloß von Madura, sondern auch aus den angrenzenden Gebieten, selbst aus Mangalor strömen ihm junge Leute aus den besseren Klassen zu, so daß unter den Studenten die verschiedensten Völkerstämme und Sprachen, wie Tamul, Telugu, Canari, Malayalam und Conkani, vertreten sind. Doch bilden die Brahmanen von Tritschinopoli den stärksten Bruchteil der Studenten, so daß das St Josephs-Kolleg im eigentlichen Sinne ein Brahmanenkolleg geworden ist, und zwar eines der größten Brahmanenkollegien, die es in Indien überhaupt gibt. Die wissenschaftlichen Leistungen des Lehrkörpers, getragen von einer wahrhaft hingebenden, selbstlosen Liebe für die Schüler, haben über alle Hindernisse triumphiert. Und so steht heute nach 25 Jahren die Hochschule von Tritschinopoli als ein neues Denkmal der katholischen Kirche auf indischem Boden da, ein beredtes Zeugnis, daß diese Kirche inmitten der nach den höchsten intellektuellen Gütern ringenden Völker wie zu allen Zeiten so auch an der Schwelle des 20. Jahrhunderts sich als die erhabene Förderin des menschlichen Fortschrittes auf allen Gebieten des geistigen Lebens bewährt.

# 37. Von Madura nach Kolombo.

7. Mai 1905.

Es war bereits dunkel, als wir Madura erreichten, und ſo blieb die ſchönſte Palmenſtadt Südindiens dem Blicke verborgen, als ich nach der Miſſion unſerer Patres fuhr. Liebenswürdige Aufnahme erwartete mich im Hauſe meiner Mitbrüder. Ich verbrachte den Abend in der anregenden Unterhaltung mit den Patres, denen die Seelſorge der großen Chriſtengemeinde anvertraut iſt. Es waren darunter zwei Söhne der drawidiſchen Raſſe, ausgezeichnete Männer, von feiner Bildung und gewinnender Freundlichkeit, die ihrer großen Aufgabe in dieſem alten Mittelpunkt chriſtlichen Lebens in jeder Beziehung gewachſen ſind. Glorreiche Erinnerungen verweben ſich hier mit dem Aufſchwung des chriſtlichen Glaubens. Als ich mich im trauten Kreiſe meiner Mitbrüder fand, trat mir unwillkürlich das Bild ſo vieler heroiſchen Männer entgegen, die den Boden Maduras mit ihrem Schweiße benetzt, ein de Britto, de Nobili, ein Beſchi. Was dieſe Helden des Glaubens hier geleiſtet, bildet eines der ruhmwürdigſten Blätter der Kirche Indiens. Erfüllt von der lebendigſten Hingabe an die erhabene Miſſion, die ſich in den Worten des Weltheilandes: „Gehet hin und lehret alle Völker“, durch alle Zeiten fortpflanzt, ſetzten ſie die ganze Kraft ihres Geiſtes ein, um dem chriſtlichen Glauben die Tore der alten Götterſtadt zu erſchließen.

Hier war es, wo der Jeſuitenmiſſionär Konſtantius Beſchi am Anfang des 18. Jahrhunderts den Glanz ſeines dichteriſchen Talentes in der dem Süden Indiens eigenen Tamilſprache entfaltete. Während Hunderte von Miſſionären vor ihm mit den größten Anſtrengungen nur eben dazu gelangten, in Tamilſprache predigen und unterrichten zu können, hat er, dank ſeinem Seeleneifer, ſeiner außergewöhnlichen Begabung und ſeinem ſtandhaften Fleiße, es dahin gebracht, zum anerkannten Klaſſiker einer der ſchwierigſten ſüdindiſchen Sprachen zu werden. Sein ganzes Leben war, wie uns der anglikaniſche Biſchof Caldwell bezeugt, der tieferen Erforſchung des Tamil gewidmet. Unermüdlich war Beſchi beſorgt, den Miſſionären das Studium der Sprache durch Abfaſſung von Grammatiken und Wörterbüchern zu erleichtern. Nicht zufrieden, dieſelben mit einer oberflächlichen Kenntnis der Sprache vertraut zu ſehen, ſuchte er dieſelben in die Feinheiten des Tamil einzuführen. Welcher Geiſt Beſchi bei allen dieſen Arbeiten

leitete, zeigt sehr schön die Widmung an seine Ordensmitbrüder: „Scham befällt mich, wenn ich auf euch hinblicke, denen die göttliche Botschaft des Evangeliums anvertraut ist. Gewohnt, an ehrenvoller Stelle die erhabensten Wahrheiten zu verkünden, seid ihr um Christi willen zu der Einfalt und Gelehrigkeit der Kinder zurückgekehrt. Mit bewundernswertem Eifer habt ihr begonnen, nach Kinderart fremde Laute sprechen zu lernen. Euren apostolischen Wünschen möchte ich mit dieser kleinen Arbeit entgegenkommen. Wenn dieselbe euch einige Hilfe leistet, so bittet den gemeinsamen Herrn der Ernte, daß ich eurem Beispiele folgen möge und nicht mit beschämender Trägheit seinen Weinberg verunehre."

Sicherlich hat Beschi den Weinberg des Herrn nicht in Trägheit und Lässigkeit verunehrt. Seine Grammatik des höheren Tamil nennt der Protestant Pope „ein wahres Meisterwerl". Aber seinen größten Triumph feierte der Missionär als Tamildichter in dem Epos Tîmbâvani. Es ist die schönste epische Dichtung, welche je im Abend- und Morgenlande dem Pflegvater des Erlösers, dem hl. Joseph, gewidmet worden ist. Es gelang dem dichterischen und sprachkundigen Genie Beschis, den heidnischen Tamilwerken eine christliche Dichtung an die Seite zu stellen, die nach P. Baumgartners treffendem Urteil an Reichtum und Schönheit der Sprache, Gewandtheit des Metrums, volkstümlicher Behandlung des Gegenstandes, echt poetischer Auffassung und Durchführung sich vollkommen damit messen kann, durch ihren Inhalt sie aber ebensosehr überflügelt als die harmonische Zivilisation des Christentums die verworrenen Ausgeburten indischen Götzendienstes, brahmanischer Philosophie und abergläubischer Fabeleien. „Diese Dichtung", bemerkt Caldwell, „ist so reich geschmückt, so harmonisch gestaltet, sie besitzt kurzum so große dichterische Vorzüge, daß auch der Eingeborene keinen Augenblick Bedenken trägt, Beschi den hervorragendsten Dichtern seiner Heimatsprache zuzugesellen. Je mehr ich diese Tatsache ins Auge fasse, desto höher steigt meine Achtung vor dem Manne, der als Fremdling sich einen so ausgezeichneten Platz durch den Zauber seiner poesiereichen Sprache erobern konnte." Der anglikanische Bischof bedauert es, daß dieser außerordentliche Mann noch keine seiner würdige Biographie gefunden habe. Protestanten hätten an ihm vielleicht ein größeres Interesse genommen, hätten sich seiner Werke mit glücklicherem Erfolge zu bedienen verstanden als die eigenen Glaubensgenossen Beschis. Der freundliche Leser wird es mir darum gewiß nicht verargen, wenn ich, an der Schwelle Maduras und auf dem Schauplatz einer so glänzenden Wirksamkeit angelangt, des verdienstvollen Mannes gedenke, der neben de Nobili die herrlichste Zierde des südindischen Apostolates der Wissenschaft immerdar bleiben wird. Die kurzen Andeutungen mögen genügen, um das Verdienst eines Mannes zu kennzeichnen, den der Beherrscher Maduras so hoch schätzte, daß er ihn mit der

Würde eines seiner ersten Ratgeber betraute, der von den berühmtesten einheimischen Koryphäen so geachtet wurde, daß er der Mittelpunkt eines erlauchten Kreises von Gelehrten wurde, der aber trotz aller fürstlichen Gönnerschaft so wenig die Demut seines Standes vergaß, daß ein protestantischer Missionär ihm nachrühmt, er habe allen Reichtum der Einkünfte — vier Bezirke hatte ihm der Fürst geschenkt — den Armen, der Erziehung der Jugend, der Linderung des menschlichen Elends zufließen lassen.

Die Erinnerung an diese herrliche Vergangenheit hielt uns bis zu später Abendstunde wach.

8. Mai 1905.

Madura ist das südindische Benares. Es war die Hauptstadt des mächtigen Königreiches der Pāndya, das bereits in den Inschriften Asokas erwähnt wird. Dieses Königreich dehnte sich von der Vellāru bis nach Kap Komorin aus. Ein besonderes Interesse verleihen dem Reich der Pāndya seine Beziehungen zu Rom und zum römischen Kaiserreich. Die Kunde von seiner Perlfischerei hatte die kühnen griechisch-syrischen Kauffahrer um dieselbe Zeit nach der Südspitze Indiens gelockt, als das nordwestliche Indien zum römischen Weltreich in engere Berührungen trat. Die Schiffe landeten in dem Seehafen Korkai, dem *Κόλχοι* des griechischen Geographen. Der Hafen, heute ganz versandet, und die Stadt, die nur ein elendes Dorf ist, waren damals das Zentrum der Perlfischerei, aus der den Pāndyafürsten ihre reichsten Einkünfte zuflossen. In Rom wußte man dies sehr gut, und darum bemühte sich bereits Augustus, mit den Pāndya freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Der damalige Beherrscher kam diesen Bestrebungen durch Entsendung einer Gesandtschaft an Kaiser Augustus entgegen. Plinius kennt bereits Madura als die Hauptstadt des Fürstentums der Pandi. Wertvoller aber als jene immerhin noch lückenhaften Nachrichten sind uns die kostbaren, überraschend reichen Funde aller Arten von Münzen aus der römischen Kaiserzeit von Augustus bis zu Arkadius und Honorius. Römische Goldmünzen, besonders aus den ersten Jahrhunderten, sind in solcher Masse gefunden worden, daß sie römisches Gold als eine in ganz Südindien gangbare Münze augenscheinlich machen. An verschiedenen Punkten des südlichsten Indien stieß man auf ganze Haufen solcher Münzen. Den bedeutendsten Fund machte man 1851 in der Nähe von Kannanur. Es waren fünf „Kuli-Ladungen" von Goldmünzen, die fast alle der Zeit von Tiberius und Nero angehören. Aus den kleinen römischen Kupfermünzen aber, die in Madura und der Umgebung in großen Mengen gefunden wurden, ergibt sich, daß Madura eine römische Kolonie besaß, deren Glieder sich untereinander der kleinen Kupfermünze als Scheidemünze bedienten.

Obschon nun Madura tief in die Vergangenheit zurückreicht, so sind doch seine Hauptdenkmäler verhältnismäßig jungen Ursprungs. Sie entstammen

der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. In einem Augenblicke, wo bereits von allen Seiten auf den Süden Indiens die Einflüsse der abendländischen Kulturwelt eindringen, tritt Madura in eine neue Epoche seiner glanzvollen religiösen und künstlerischen Entwicklung ein. Es entfaltet eine solche Kraft, daß man meinen könnte, alle vorausgehenden Epochen hätten nur langsam jenen staunenswerten Aufschwung vorbereitet. Da zeigt sich keine Spur von innerer Zersetzung; kein Anzeichen von Erschöpfung ist bemerkbar. Aus diesem Grunde sind die Denkmäler Maduras so überaus lehrreich. Die Größe jener Tage spiegelt sich in den Bauwerken wider, durch die sich der Fürst verewigte, dem Madura vornehmlich diesen Aufschwung verdankt. Tirumala Nayaka (1623—1660) ist unstreitig der bedeutendste Herrscher Südindiens in den letzten Jahrhunderten, ein echter Hindufürst, der es verstand, die innersten Kräfte des brahmanischen Staatslebens noch einmal nach allen Seiten hin zu prunkvoller Entfaltung zu bringen, als Indien bereits am Vorabend des Unterganges seiner Selbständigkeit stand. Im Angesichte der von ihm geschaffenen Denkmäler wird man sich des lebendigen, alles beherrschenden Einflusses bewußt, den der Hinduismus im Herzen des Volkes ausübt. Da begreift man, wie es selbst dem alles bezwingenden Fanatismus des Islam unmöglich war, die Macht der brahmanischen Überlieferung zu zertrümmern. Der Islam konnte die Heiligtümer des Hinduismus zerstören. An Stelle des einen zerstörten Tempels erhoben sich drei neue. Der Hinduismus lebte fort, als wäre niemals der Sturm über Indien dahingefahren. So war es in Benares, so blieb es in Madura.

Mein erster Besuch galt dem großen Tempel. Während der halbstündigen Fahrt erfreute ich mich des entzückenden Bildes dieser echten Hindustadt. Wenige Städte des alten Indien haben einen so angenehmen Eindruck auf mich gemacht wie Madura. Viele Städte Indiens übertreffen die Hauptstadt Südindiens durch den Glanz ihrer Bauwerke. Wer möchte Madura einem Dschaipur oder Ahmedabad an die Seite stellen? Und doch besitzt Madura in seiner Physiognomie einen Zug, der sie vor vielen auszeichnet. Wohin immer das Auge im Norden Indiens blicken mag, da stößt es auf grundverschiedene Elemente in dem Volksleben. Wie zwei mächtige Ströme laufen Hinduismus und Islam nebeneinander und kreuzen sich. Zu beiden gesellt sich als drittes Element heute die Kultur des Westens. So mannigfaltig nun das Bild in seinen Farben und Formen ist, der einheitliche Eindruck schwindet dabei. In Madura hingegen lebt ein ganz einheitliches Volkselement vor unsern Augen, ein einziger schöner Menschenschlag. Das fremde Element tritt zurück. Diese Einheitlichkeit des Volkslebens spiegelt sich im architektonischen Bilde der Stadt wider. Einfache, flachgedeckte Wohnungen, aber breite, von Tamarisken und Banyans überschattete Straßen, Höfe und Gärten, über welche die Palmen ihre Kronen wiegen, herrliche

Bild 251. Madura. Religiöſe Waſchungen am Tempelteich. (Phot. Dr Boed, Bern.) (S. 352.)

Digitized by Google

Bild 252. Madura. Palaſt Tirumala Nayakas. (S. 352.)

Bild 253. Madura. Gemalte Tempelhalle mit Pilgergruppen. (S. 354.)

Gruppen von Bananen, zierliche Bambusstauden, kurz alle Schönheit der tropischen Vegetation mischt sich mit dem Werke der Menschenhand, um Madura das Gepräge einer echt indischen Stadt aufzudrücken. Hier fühlt man sich wirklich ganz inmitten des indischen Lebens, losgelöst von allen andern Bildern, die einer fremden Welt entstammen.

Das Hauptheiligtum heißt kurzweg „der große Tempel". Wir halten vor dem südlichen Torweg. Eine Turmpyramide steigt in stolzer Größe vor uns auf. In ihrer Höhe bleibt sie hinter dem Gopura von Tandschur um etwa 11 m zurück. Aber in der üppigen Pracht des Schmuckes übertrifft dieser Gopura das Tandschurheiligtum. Auf einem in ganz einfachen Linien gehaltenen Unterbau steigen die Pyramidenflächen in zehn imposanten Stockwerken empor. Jedes Stockwerk setzt sich aus zwei Teilen zusammen, einem riesigen Kranzgesimse, das abwechselnd aus grotesk geschmückten Nischen und andern phantastischen Ornamenten gebildet wird, und einer Reihe von Riesenfiguren, die bald alleinstehend, bald zu Pferde sitzend dargestellt sind. Den Eindruck, den diese gigantischen Göttergestalten machen, die in Reih' und Glied bis hoch hinauf zum First der Pyramide die vier Flächen bedecken, läßt sich nicht wiedergeben. Die ganze gewaltige Steinmasse scheint sich bis zu einer Höhe von 45 m buchstäblich in eine Pyramide von übereinander gestellten Kolossalfiguren aufzulösen. Von Mauerflächen gewahrt man nichts mehr. Die Gestalten treten in ihrer ganzen Größe vollständig aus der Rückwand hervor, eine Welt von Göttern und Genien. Das ganze Hindupantheon lebt da vor unsern Augen im Steine. Von künstlerischem Wert wird man hier ebensowenig sprechen dürfen wie in Seringam. Was aber Staunen und Bewunderung erwecken muß, das ist die geradezu fabelhafte Gewandtheit, mit welcher die Monolithe in jene Gestaltenwelt umgewandelt wurden. Jede dieser Figuren ist aus einem einzigen Block herausgearbeitet. Als ich die hoch hinaufragenden Flächen, Stockwerk für Stockwerk überschaute, fragte ich mich: Wie war es überhaupt möglich, die wuchtigen Kolosse so hoch hinaufzubringen und so sicher aufzustellen? Die ganze Pyramide ist in ihrer Steinmasse so einheitlich und geschlossen gehalten, daß es mir vorkam, als sei die Masse von Gestalten aus einem einzigen kolossalen Felsblock herausgearbeitet worden, ein würdiges Seitenstück zu dem Riesenunternehmen von Elura. Die ägyptischen Pyramiden sind gewiß staunenswerte Leistungen hervorragender Meißelgewandtheit. Vermögen sie sich mit den Gopuras des dravidischen Indien zu messen?

Unser Staunen wächst, wenn wir sehen, wie nicht weniger als acht solcher Turmpyramiden zur gleichen Höhe emporsteigen und dieselbe Üppigkeit der Skulptur über ihre Flächen ausbreiten. Die Bewältigung dieser Baumassen nahm Tausende von Kräften während dreier Jahrzehnte in Anspruch. Aber es galt ja, in dem Heiligtum, das der Gottheit errichtet wurde, sich

ſelbſt ein Rieſendenkmal zu ſetzen. Das hat Tirumala Nayaka in großartiger Weiſe erreicht. Die techniſche Gediegenheit und Vollendung verrät die Hand der Meiſter van Tandſchur und der Umfang der Anlage reiht dieſes Werk unter die bedeutendſten Werke aller Völker und Zeiten ein.

Wir ſchreiten durch die Vorhalle und gelangen zu einem langgezogenen ſäulengeſchmückten Korridor, deſſen Rückwand mit Malereien bedeckt iſt. Man ſieht da alle großen Heiligtümer der Hindu abgebildet. Mehr als dieſe toten Bilder intereſſieren uns die lebenden Bilder vor uns, Gruppen von Andächtigen, Männer und Frauen, die aufmerkſam der Belehrung der Brahmanen lauſchen. Indem wir dem Laufe der Galerie folgen, gelangen wir zu einem kleinen Tempelteich. Prachtvoll nimmt ſich von hier die hoch über die Säulenhalle emporſteigende Pyramide mit ihrem wilden Geſtaltenſpiel aus. Alles, was die mythologiſchen Dichtungen Indiens in der glühenden Sinnlichkeit einer tropiſchen Phantaſie hervorzaubern, das erſcheint hier in der vollen Wirklichkeit, um den Schmuck des „Heiligſten der Heiligen“ zu bilden. Welchen Charakter dieſes ſeltſame Sanctum Sanctorum trägt, verraten uns die dämoniſchen Geſtalten am Eingang. Die Vorhalle zum eigentlichen Heiligtum entfaltet die ganze Fertigkeit dravidiſcher Technik in dem Schmuck der Pfeiler. Der indiſche Steinmetz triumphiert über jede Härte des Steins; er ſpielt mit den Hinderniſſen in der Bewältigung des Materials. Unſere Künſtler pflegen einen Stein zu wählen, der ſich angenehm mit feinen Inſtrumenten behandeln läßt. Der Inder hingegen ſetzt ſeinen Stolz darein, die härteſten und ſprödeſten Blöcke ſo zu behauen, daß aus ihnen die Geſtalten mit lebendiger Anſchaulichkeit und in der feinſten Durchbildung der Einzelheiten hervortreten. Es mögen dies Ungeheuer der abſchreckendſten Art ſein. Aber das mindert nicht die wunderbare techniſche Vollendung, die dabei zur Erſcheinung kommt. Der Steinmetz behandelt hier ſeinen Stein mit einer Freiheit und Ungezwungenheit, als modelliere die Hand eine leicht bildſame Tonmaſſe. Es bereitet dem Forſcher einen eigenen Genuß, in dieſen Erzeugniſſen die ganze Eigenart des religiöſen Empfindens der Inder auf einem Boden beobachten zu können, den der Hinduismus erſt erobern mußte. Das Heiligtum ſelbſt dürfen wir „Barbaren“ natürlich nicht betreten. Wir verlieren auch wenig, denn die enge Kapelle iſt kahl, matt von Kerzenſchimmer erleuchtet. Wir wenden uns den großen Hallen zu, wo die Prunkwagen der Götter aufbewahrt werden. Viel Gold iſt auf die Ausſchmückung dieſer „himmliſchen“ Fahrzeuge verwandt. Sänfte und Baldachin ſind in ihren Hauptteilen aus reinem Gold gearbeitet. Andere Teile beſtehen ganz aus Silber. An Freigebigkeit gegen ſeine Götter wird der Hindu von keinem aſiatiſchen Volke übertroffen.

Seinen Höhepunkt erreicht der Reichtum des Tempels in der Halle der tauſend Säulen. Dieſe Säulenhalle iſt älter als die gleichnamige Halle

von Seringam; sie diente der letzteren als Vorbild. Man stelle sich diese langgestreckten Reihen der Säulen vor, welche die mächtige Steindecke tragen, es sind ihrer 997. Jede Säule ist mit einem Gewebe plastischen Schmuckes bedeckt. Der Künstler hat es darauf abgesehen, nicht ein einziges Mal dasselbe Dekorationsmuster zu wiederholen. In dem Gange, in dem ich mich eben befinde, ist kein Pfeiler dem andern ähnlich. An den Konsolen und Schäften wechseln unausgesetzt die Götter, Menschen- und Tiergestalten. Überall weckt die Zierlichkeit der ornamentalen Behandlung, so abstoßend auch viele dieser Götzenfratzen sein mögen, unsere Bewunderung. Als ich mich inmitten dieses Säulenwaldes von den schlanken Schäften umgeben sah, trat mir wieder jene herrliche Säulenhalle von Kutab Minar bei Dehli vor Augen. Der Vergleich legte sich von selbst nahe. Der herrliche Säulenkranz, der das älteste Heiligtum Dehlis umgab, mochte wohl 800 Jahre älter sein. Er war auf dem Boden derselben indischen Tempelkunst entstanden wie der Säulenwald von Madura. Der Fanatismus hatte ihn zwar dem Islam dienstbar gemacht. Aber der religiöse und künstlerische Enthusiasmus des Hinduismus, in dem er wurzelte, war nicht ausgestorben. Am südlichsten Punkte Indiens sehen wir auf einmal ein Werk entstehen, das dieselbe ornamentale Pracht entfaltet, welche die heute dem Verfalle preisgegebenen Säulen von Kutab Minar hoch oben im Norden zeigen. Von der Grenze des Fünfströmelandes bis hinab zum Kap Komorin ist ein weiter Weg. Aber acht Jahrhunderte der gewaltigsten politischen Umwälzungen, die über Indien seit dem Tage hereinbrachen, wo der Islam sich zum erstenmal der Schätze der indischen Kunst bemächtigte, vermochten nicht die Lebenskraft jenes künstlerischen Schaffens zu ersticken, das in den Denkmälern des Hinduismus im Norden sich verkörpert. Man muß darauf verzichten, die Zahl der Menschenkräfte zu schätzen, die Jahre und Jahre daran gearbeitet haben, ebenso unmöglich ist es, sich ein ungefähres Bild von den Riesensummen zu machen, die der Bau verschlang. Menschenkräfte und Geldkräfte schienen wertlos, wo es galt, der religiösen Begeisterung Ausdruck zu geben.

Als genügte diese prunkvolle Tempelanlage noch nicht, so ließ Tirumala daneben noch das Pudu Mandapam, „die neue Galerie", erbauen, die, hätte sie vollendet werden können, alles an Glanz übertroffen haben würde; 22 Jahre wurde an der majestätischen Galerie gebaut. Sie war einzig und allein für die Residenzgottheit Maduras bestimmt. Diese Gottheit hatte sich dem Fürsten geoffenbart und ihm versprochen, ihn jährlich zehn Tage lang zu besuchen, wenn er ihr anstatt der engen, dunkeln Zelle eine große, reichgeschmückte Halle errichtete. Darum bot denn auch Tirumala alles auf, um in dem Bau ein Werk zu schaffen, das an Pracht alle andern Heiligtümer überstrahlen sollte. Die Halle mißt in der Länge 102 m bei einer Breite von 35 m. Vier Reihen Säulen geben dem weiten Raum

eine reiche und lebendige Gliederung. Der Eindruck, den das Innere auf den Eintretenden macht, ist ein majestätischer. Die Pfeiler sind in glänzender Pracht durchgeführt. Jede Säule zeichnet sich durch eine neue plastische Gestalt von bewundernswerter Feinheit der Ausführung aus. Zauberhaft ist der blendende Reichtum des perspektivischen Spieles, das der grandiose Korridor hervorbringt, sobald durch die breite Öffnung am gegenüberliegenden Ende die Lichtfluten der aufgehenden Sonne in die noch dunkle Galerie eindringen und über alle Gestalten ihren Glanz ausgießen. Die Halle ist nämlich so angelegt, daß die aufgehende Sonne ihre ersten Strahlen in das Heiligtum senden kann. In einem Augenblick zerstreuen sich dann die Schatten der Nacht, und wie auf ein Zauberwort verklärt sich das geheimnisvolle Dunkel. Wenn man vom Eingang aus dieses Spiel der gigantischen Formen auf sich wirken läßt, so wird man unwillkürlich von der Macht der Wirkung fortgerissen. Vergeblich sucht man nach Worten, um die Empfindung zu schildern, welche alsdann die Riesenhalle in dem Beschauenden weckt.

Man muß zugestehen, daß der indische Architekt das Geheimnis besaß, die Macht des religiösen Gedankens in einer Form zum Ausdruck zu bringen, welche zu den großartigsten Leistungen zählt, die der menschliche Geist zu stande gebracht; aber es fehlt hier wie überall die edle Würde des antiken, die hoheitsvolle Erscheinung des in Christus verklärten Ideals der Schönheit. In den titanenhaften Anlagen kommt eine Gewalt des religiösen Empfindens zum Durchbruch, die etwas Unheimliches, Dämonisches an sich hat.

10. Mai 1905.

Meine letzte „Hinduwallfahrt" galt dem Heiligtume von Rāmeçvara oder Ramisseram. Wie hätte ich auch auf eine Stätte verzichten können, um welche sich die Glorie von Rāmas Heldenzug nach Ceylon webt? Seitdem die Eisenbahn in die Nähe führt, ist ein Besuch der berühmten Wallfahrtsstätte auch demjenigen leicht gemacht, der nicht gesonnen ist, sich den großen Strapazen zu unterziehen, die Tausende und Tausende von Hindu übernehmen, um das Heiligtum zu besuchen.

Rāmeçvara ist ein niedriges, sandiges Inselchen und bildet ein Glied der unter dem Namen „Adamsbrücke" berühmten Sandbankreihe, die eine natürliche Brücke vom Festland nach der Insel Ceylon darstellt. Dort, wo der letzte größere Fluß Südindiens, der Vagai, sich in die Straße von Pall ergießt, schiebt sich die Niederung des Festlandes in einer scharfen Spitze weit ins Meer. Nur durch einen schmalen Kanal getrennt, schließt sich daran als Fortsetzung die Insel, die den Namen des großen epischen Helden und Halbgottes Rāma trägt. Von dort spannt sich eine Kette von großen und kleinen Sandsteinblöcken nach dem Inselchen Manaar, das die Verbindung

Bild 254. Madura. Tempelturm. (S. 353.)

Bild 255. Madura. Barhalle zum Allerheiligſten. (S. 355.)

Bild 256. Rāmeçvaram. Halle im Großen Tempel. (S. 361.)

mit der Insel Ceylon herstellt. Hier war es, wo der im Epos Rāmāyana gefeierte Affenfürst Hanuman den kühnen Sprung nach der Insel Ceylon wagte, um die geraubte Prinzessin Sītā wiederum in die Arme des Helden Rāma zurückzuführen. Dem Andenken an diese heroische Leistung des Affen ist das Heiligtum geweiht.

Das Epos erzählt: Als Rāma verzweifelnd die Hoffnung aufgegeben hatte, seine Gattin wiederzufinden, wurde ihm geraten, sich mit dem Affenfürsten Sugrīva zu verbinden, um Sītā zu befreien und die Herrschaft der Dämonen zu stürzen. Der Held folgte diesem Rate. Bei der ersten Begegnung mit Rāma zieht sich jedoch der Affenfürst Sugrīva scheu zurück; aber Hanuman, der Oberfeldherr seiner Truppen, mahnt ihn zu ruhiger Besonnenheit. Dieser wird deshalb zu weiterer Erkundigung an Rāma ausgesandt. Bei dem Zusammentreffen spricht der Affe so trefflich und ohne grammatischen Fehler das Sanskrit, daß der Prinz über seine Bildung hoch entzückt ist und nicht daran zweifelt, daß er alle Vedas auswendig wisse und die tiefste philosophische Kenntnis besitze. Nun führt Hanuman Rāma und dessen Begleiter Lakschmana auf den Berg Malaya. Hier wird alsbald über ein Schutz- und Trutzbündnis unterhandelt. Durch Hanuman werden nun sofort die Affen von allen Ecken und Enden der Welt herbeigerufen und in vier große Heerhaufen verteilt, nach allen vier Himmelsrichtungen ausgesandt, um den Aufenthalt Sītās auszuspähen. Von Norden, Osten und Westen kommen die Ausgesandten unverrichteter Dinge zurück. Hanuman selbst hat sich mit zwei Begleitern dem Süden Indiens zugewandt. Sie geben sich alle nur erdenkliche Mühe, bestehen allerlei Abenteuer, besonders in der Bärenhöhle, wo sie tief im Erdenschoß die herrlichsten Paläste, Wälder aus lauterm Gold und feenhafte Schätze treffen. Doch von der verlorenen Sītā finden sie nirgends eine Spur. Verzweifelnd rasten sie unfern dem Meeresstrande. Da findet sich der Geier Sampati bei ihnen ein, ein Bruder des treuen alten Jatāyus, der bei Sītās Verteidigung sein Leben gelassen. Von ihm vernehmen sie, daß der Dämon Rāwana die Prinzessin durch die Lüfte nach der Insel Lanka 100 Yojanas (Meilen) jenseits des Ozeans getragen; das hat er mit eigenen Augen gesehen. Dort schmachtet sie jetzt in trauriger Gefangenschaft. Sofort steigt Hanuman mit seinen Affen zum Meeresstrande herab, hält Kriegsrat und überlegt, wie sie nach der so weit entlegenen Insel gelangen könnten. Keiner getraut sich, 100 Yojana zu springen. Hanuman allein ist bereit, den Sprung zu wagen. Er steigt zum Berg Mahendra hinauf und rüstet sich zur entscheidenden Tat. Der Berg Mahendra bebt bis in seine innersten Tiefen hinein und die ganze Natur gerät in Aufruhr, da Hanuman zum Sprunge ausholt. Der Meergott Sāgara läßt einen Berg aus dem Meere emporwachsen, um ihm einen Ruhepunkt zu bieten; doch Hanuman wirft ihn um.

Die Schlangenmutter ſtellt ſich ihm mit weitgeöffnetem Rachen entgegen, da läßt er ſeine eigene Geſtalt ins Ungeheure wachſen, und wie auch die Schlange ihren Rachen wachſen läßt, macht er ſich plötzlich ſo klein wie ein Däumling und huſcht zu ihrem Schlunde hinein und hinaus. Auch das Dämonenweib Simhikā tut ſeinen Rachen wider ihn auf und läßt ihn wachſen, wie er wächſt; abermals nimmt er eine winzige Geſtalt an, dringt in das Ungeheuer und tötet es. So erreicht er den Berg Trikūta und ſieht das ebenfalls auf einem Berge ſtehende Lanka vor ſich. Die Stadt ſcheint ihm unüberwindlich. Nach Sonnenuntergang dringt er indes in Geſtalt einer Bremſe ein und überwindet die Stadtgottheit, ein gewaltiges Rieſenweib, das ihm den Eingang wehrt. Beim Scheine des Mondes ſieht ſich Hanuman nun die Stadt an mit ihren Wällen und Gräben, Zinnen und Türmen, reichgeſchmückten Straßen und prunkenden Häuſern, Gärten und Plätzen, Tempeln und Paläſten. Er dringt in Rāwanas Palaſt ein, ſchaut die ſtolzen Galerien und Säle, das Serail des ſchlummernden Königs und dieſen ſelbſt. Doch Sītā iſt nicht zu finden. Hanuman verzweifelt beinahe an ſeiner Aufgabe. Da bemerkt er einen Hain, ſpringt hinein, zerſtört einige Bäume und findet endlich in einem Gartenhaus die in namenloſem Herzeleid dahinſchmachtende Prinzeſſin. Die Nacht geht inzwiſchen ihrem Ende zu. Bei Anbruch des Morgens beginnt Hanuman in einem Baume Rāmas Geſchichte zu erzählen. Sītā wird aufmerkſam, fürchtet aber eine Liſt des Dämonen. Hanuman zerſtreut indes ihre Beſorgnis, indem er ihr genau alle Schickſale Rāmas berichtet und ihr den für ſie beſtimmten Ring ihres Gatten übergibt. Groß iſt da ihre Freude nach ſo viel Jammer und hoffnungsloſer Not. Dennoch will ſie das Anerbieten Hanumans nicht annehmen, ſie auf ſeinem Rücken über das Meer zu Rāma zu tragen. Niemand darf ſie berühren als der Prinz allein. Sie bittet, der Prinz möge kommen und ſie befreien, aber bald; es ſei nur noch ein Monat Zeit. Dann übergibt ſie dem Boten ein Juwel und nimmt von ihm Abſchied.

Bevor Hanuman ſeine Botſchaft ausrichtet, will er aber doch als Krieger und Feldherr ein wenig erforſchen, wie es denn mit den kriegeriſchen Streitkräften in Lanka ſtehe. Der Dämon entdeckt den Spion und ſendet 1000 Diener gegen ihn aus. Aber der Affe macht ſie alle mit einer Keule nieder, reißt ein Tempelgebäude ein, ſetzt den inneren Tempel in Feuer und erſchlägt die Wächter mit einer Säule. Rāwana entſendet gegen ihn vier ſeiner trefflichſten Heerführer. Der Affe tötet auch ſie ſamt ihren Heerſcharen, die einen mit einer Keule, die andern mit einem Baumſtamm, wieder andere mit Felsſtücken. Erſt Indradſchit, einem jüngeren Sohne des Dämonenfürſten, glückt es, den furchtbaren Hanuman zu bezwingen und gefangen dem Vater vorzuführen. Ganz unerſchrocken bekennt er ſich als Botſchafter Rāmas, fordert die Herausgabe der Prinzeſſin und droht mit dem

Ärgſten, wenn man ſeine Forderung nicht erfülle. Rāwana will ihn töten laſſen; aber ſein Bruder ſpricht entſchieden dagegen: ein Geſandter dürfe nicht getötet werden. Doch ganz auf Rache will der Dämon gleichwohl nicht verzichten; er meint, das Empfindlichſte für den Affen wäre ſein Schwanz, und befiehlt deshalb, Hanumans Schwanz mit Tuchlappen zu umwickeln und dieſe mit Öl zu begießen und anzuzünden. Das geſchieht; allein die Abſicht wird gründlich vereitelt. Sītā betet zum Feuergott Agni, daß er ihren Retter nicht verſenge, und ſo leidet der Affe nicht den mindeſten Schmerz. Hanuman aber läßt wieder ſeine Zauberkraft walten, macht ſich erſt ungeheuer groß und darauf winzig klein, ſprengt ſo ſeine Feſſeln und hüpft dann vor den Augen der erſtaunten Dämonen von Haus zu Haus, von Palaſt zu Palaſt und ſteckt mit ſeinem brennenden Schweife die ganze Stadt in Brand. Vom Berge Ariſchta aus ſchwingt er ſich dann wiederum mit einem echten Affenſprung über das Meer und erzählt den übrigen Affen ſeine Schickſale und Taten. Dieſe überlaſſen ſich in freudigem Übermut der tollſten Ausgelaſſenheit.

Nachdem Räma den treuen Hanuman tiefgerührt umarmt, wird Kriegsrat gehalten. Der Prinz iſt dabei ziemlich kleinmütig; er ſieht kein Mittel, wie er mit ſeinen Scharen über den Ozean kommen und ſeine geliebte Sītā befreien ſoll. Hanuman hingegen iſt gehobenen Mutes, er rät, mit Hilfe ſeiner Affen eine Brücke vom Feſtland nach der Inſel zu ſchlagen. Zu Hunderttauſenden, ja Millionen ſtrömen auf das gegebene Signal die Affen aus Wald und Feld, Bergen und Felſen zuſammen, reihen ſich in wunderbarer Schnelligkeit zum Zug und marſchieren zum Meeresſtrand. Hierhin hat bereits der göttliche Baumeiſter Viçvakarman ſeinen Sohn entſandt. Unter ſeiner Leitung beginnt der Brückenbau nach der Inſel; die Affen ſchleppen Bäume, Felſen, ja ganze Berge herbei. In fünf Tagen iſt die Brücke vollendet, und das Rieſenheer der Affen zieht unter der Führung ihres Generaliſſimus Hanuman nach Lanka. Der gewaltige Affenkrieg beginnt. Es folgt ein buntes Wirrwarr von Schlachtenſzenen, in deren Mitte immer der kühne Affenrecke Hanuman ſich als Held erweiſt. Der Preis dieſer Kämpfe iſt die Befreiung der Prinzeſſin.

Das iſt das hohe Lied von des Affen Hanuman Heldentaten, wie es im Rāmāyana zuerſt geſungen wurde und ſeitdem durch alle Epochen des religiöſen Lebens der Inder fortgeklungen iſt. Wie tief das Lied in das innerſte Empfinden des Volkes eingedrungen, davon erzählen uns die herrlichen Bilderzyklen, mit denen die indiſchen Künſtler die Tempel von Angkor Wat geſchmückt. Die prachtvollſte Reliefreihe aber haben die indiſch-javaniſchen Künſtler an den Wänden des Heiligtums von Prambanam geſchaffen. Es hat ſich erfüllt, was Brahma dem Dichter des Heldenepos verſprochen, als er ihn zur Abfaſſung des Rāmāyana begeiſterte:

So lange die Berge ragend stehen und die Flüsse zum Meere wallen,
Soll weithin das Rāmāyana von Land zu Lande schallen.

Wohin immer der Hindu vordrang, ob an die Ufer des Menam oder an die des Mekong, überall begleitete ihn das Bild des Heldenaffen an der Seite Rāmas. Während seine Dichter es in den neuen Sprachen besangen, auf die der Hindukalanisator stieß, prägten seine Künstler es im Steine aus. Die glänzendste künstlerische Verherrlichung aber fand Hanumans Heldensprung dort, wo er das Wagnis unternommen, an der Stelle, wo sich heute der große Tempel von Rāmeçvara erhebt. Zu einem Rāmāyana in Stein wurde das Heiligtum, das am Meeresstrande majestätisch seine Pyramidentürme emporsteigen läßt, ausgebaut.

Nachdem ich die prachtvollen Denkmäler der altindischen Kolonialreiche in Kambodscha und auf Java gesehen, die stolzen Herolde von Hanumans Ruhm, da wäre es ein Frevel an dem Affenhelden und an dessen religiöser, dichterischer und künstlerischer Bedeutung für das indische Geistesleben gewesen, wenn ich die Stätte nicht besucht hätte, der sein kühner Sprung nach Ceylon einen unvergänglichen Namen gegeben hat. Doch Scherz beiseite: der Affenkultus, wie er im Tempel von Rāmeçvara verkörpert wird, veranschaulicht noch einmal einige der charakteristischen Bilder, die das indische Kultusleben dem Wanderer geboten, seitdem er Angkor und Prambanam gesehen.

Eine angenehme Fahrt durch das im reichsten tropischen Wuchs prangende Gartenland hatte uns dem Vagai entlang nach der Landspitze geführt. Unsere Reisegefährten waren zahlreiche Pilger aus den verschiedensten Teilen des südlichen Indien, Männer und Frauen. Es ruhte eine vergnügliche, festtägliche Stimmung auf ihrem Antlitz. Waren sie doch einem ihrer größten Heiligtümer nahe, und die zahlreichen Brahmanen, die ihnen entgegenkamen, um die einzelnen Gruppen in das Geheimnis von Rāmeçvara einzuführen, gaben genugsam zu verstehen, daß ihr Fuß einen heiligen Boden betrat. Das Bild ist nicht mehr neu. Es ist dasselbe Bild der stolzen, göttergleichen Brahmanen, das dem Auge zum erstenmal an den Ufern des Ganges begegnete. Ehrfurchtsvoll lassen sich die Massen von diesen „Hirten des Volkes" leiten. So fassen die letzten Eindrücke auf dem sakralen Boden Indiens noch einmal alles zusammen, was der Hinduismus dem Auge seit dem Morgen dargeboten, wo die aufgehende Sonne das Gangesbild im Angesichte von Benares bestrahlte. Rāmeçvara ist ein *Benares im kleinen*. Die Insel ist fast ausschließlich von Brahmanen bewohnt, denen ein reichliches Einkommen aus den Gaben zufließt, welche die Pilger mit der den Hindu auszeichnenden Freigebigkeit spenden.

Unser südindisches „Pilgerwägelchen", das samose Ochsengefährt, trägt uns über das von reichem Baumwuchs bepflanzte Flachland. Es währte

nicht lange, da wurden die hoch emporragenden Pyramidentürme sichtbar; aber wir mußten uns noch eine gute Weile von unserem Marterkarren rütteln und schütteln lassen, bis wir den Eingang erreichten.

Eine etwa 7 m hohe Umwallung schließt das Heiligtum nach außen in Gestalt eines Rechteckes ab, das in der Länge 330 m, in der Breite 216 m mißt.

Auf den ersten Blick könnte man meinen, nach allem, was Madura, Tandschur und Tritschinopoli dem Auge an Denkmälern drawidischer Kunst geboten, wäre es eigentlich überflüssig gewesen, noch Rämeçvara aufzusuchen. Gewiß, Überraschungen bringt der Tempel keineswegs, und doch hätte ich Rämeçvara nicht missen mögen. Wenn man nach einem Tempel ausblickt, der alle Schönheit des drawidischen Stiles in seiner höchsten Vollendung zum Ausdruck bringt, dann kann die Wahl nur auf dieses Heiligtum fallen. Mit seinen gewaltigen Türmen und weiten, geheimnisvollen Kolonnaden, mit den von den üppigsten Skulpturen bekleideten Flächen und Pfeilern ist der Tempel die vollkommenste Verkörperung jenes religiösen und künstlerischen Ideales, das in dem fabelhaften Reichtum der Heiligtümer Südindiens sich unzähligemal wiederholt. Alle diese Bauwerke sind Denkmäler der nie versagenden Geduld und Geschicklichkeit des indischen Meißels. Aber vielleicht bei keinem tritt die Liebe und Ausdauer in der Arbeit, die über alle Hindernisse triumphierende technische Meisterschaft so glänzend zu Tage wie hier, und darum lohnt es sich, im Bilde des Heiligtums von Rämeçvara wie in einem Gesamtbilde die Eindrücke noch einmal zusammenzufassen, welche die letzten Tage gebracht.

Den höchsten künstlerischen Ruhm des Tempels bilden seine Säulenhallen. Selbst Tirumalas Halle in Madura vermag sich mit dem Glanze nicht zu messen, der sich über die Säulengänge ausgießt, mit denen die Baumeister das Heiligtum im Mittelpunkte der Tempelanlage umgaben. Man mag ganz Indien durchstreifen, ein ähnliches Werk wird dem Auge nirgendwo begegnen. Der Blick des Wanderers hatte sich längst an die gigantischen Formen, mit denen der indische Architekt zu spielen pflegt, gewöhnt. Als ich aber den ersten Säulengang betrat, der sich zu einer Riesenhalle nach rechts und links erweiterte, da war es mir, als öffnete sich eine ganz neue Wunderwelt des architektonischen Schaffens, die alles überbot, was Indien anderswo in dem Ausbau der Hallen geleistet. Es ist unstreitig Indiens bedeutendste Säulenganganlage. Hätte sich der Baumeister auf einen einzigen Säulengang beschränkt, so wäre schon dieses Bauwerk ein stolzes Denkmal seiner schöpferischen Kraft geworden. Aber der unerschöpfliche Drang seines religiösen und künstlerischen Enthusiasmus unternahm es, einen doppelten Säulengang anzulegen, der in seiner Gesamtausdehnung eine Länge von 1328 m erreicht. Jede der Seitengalerien hat eine Länge von

229 m. Nach beiden Seiten hin sind die Hallen von Säulen eingefaßt. Keine der zahllosen drawidischen Säulen ist der andern ähnlich, jede zeichnet sich durch neue Gestalten eines kecken, phantastischen Formenspieles aus. Der Wechsel des Säulenschmuckes und der Glanz des Arabeskenspieles an der Decke verbinden sich zu einem märchenhaften Zauber. Denkt man sich noch dazu die Wucht der Steinmassen, aus denen diese üppige Dekoration herauswächst, so erhält man eine annähernde Vorstellung von der künstlerischen Pracht, die hier das Auge gefangen hält.

Hier im Angesichte dieses monumentalen Schaffens versteht man die Bedeutung, welche die große epische Dichtung des Rämäyana im Leben des Hinduismus gewonnen hat. Rämas Name aber verbindet die gangetische Halbinsel mit der Insel Ceylon, und so leitet der Tempel zu der neuen Welt über, die sich von der Südspitze Indiens aus in Ceylon erschließt. Die Perlinsel soll meine Wanderungen durch die indische Kulturwelt beschließen.

13. Mai 1905.

Am Abend erreichte ich Tuticorin. Als ich am 7. Oktober 1902 auf der Fahrt nach China Kap Komorin streifte, war es mir nur vergönnt, einen stillen Gruß nach diesem Strich indischer Erde hinüberzusenden. Tuticorin und die Fischerküste sind ein bevorzugter Schauplatz des Wirkens des hl. Franz Xaver in Indien gewesen. Auf diesem sonnendurchglühten Boden durchmaß er zu Fuß weite Strecken, von Dorf zu Dorf eilend, ohne die Erleichterungen zu genießen, die sich heute auch der ärmste Missionär gestatten darf. Nie ruhend und rastend arbeitete er unter der Perlfischerbevölkerung. Als Lohn seiner Entbehrungen sah er im Angesichte der Hochburg jenes dämonischen Kultus von Rämeçvara hoffnungsvoll die Saat des Evangeliums emporwachsen. Bereits am 28. Oktober 1542 schreibt er von jenem Tuticorin, auf dessen Boden ich eben angelangt bin:

„Die Menge jener, die sich in dem Lande, wo ich mich jetzt aufhalte, zum Glauben an Jesus Christus bekehren, ist so groß, daß mir häufig die Arme ermüden vom Taufen, und daß es mir unmöglich ist, zu reden, nachdem ich so vielmal in ihrer Sprache das Kredo, die Gebote Gottes und andere Gebote wiederholt und ihnen in der Sprache des Landes erklärt habe, was es heißt, Christ sein."

Wenn ich an der Hand der Briefe des Heiligen sein unermüdliches Schaffen von Ort zu Ort begleite, dann weiß ich nicht, was mehr das Herz erhebt, die gewaltige Größe der Aufgabe, die dem Apostel zufiel, eine Aufgabe, die angesichts der furchtbaren Macht des indischen Heidentums etwas Erschreckendes und Entmutigendes hatte, oder der Heroismus, der vor keiner Gefahr, keiner Mühe, keiner Entbehrung zurückbebte, oder die Anspruchslosigkeit, die im Kreise der Armen und Ärmsten arbeitend sich verbarg, als komme ihr

nichts anderes zu als das Dunkel der Vergessenheit. In den Dienst des höchsten Ideales begann sich hier ein ganz von der Herrlichkeit des Apostolates erfülltes Leben zu stellen. Gerade die Fischerküste war die Schule des Heidenapostels. In Tuticorin entfaltete sich die Sendung, die ihm die Vorsehung anvertraut, zur vollen Glorie des Apostels von Ostasien. Nur zwei Jahre vergingen, und Franz Xaver war bereits auf dem Wege nach dem fernen Osten. So wird von der Südspitze Indiens nach der Halbinsel Malakka, von hier nach dem Malaiischen Archipel, von dort nach China, von China nach Japan die Brücke gefunden, auf der die nachfolgenden Geschlechter der Glaubensboten immer mutiger vordringen, um das Werk auszubauen, das bereits in dem Wirken dieses einen Mannes wie im Grundriß vorgezeichnet und vorgebildet war.

Das ist Tuticorins Platz in der Geschichte der ostasiatischen Mission. In seiner erhebenden Größe trat mir noch einmal das schlichte Bild des Glaubensboten vor Augen, als die Südspitze Indiens dem Blick entschwand. Dem christlichen Indien, dem Indien, das der große Apostel dem Evangelium erschlossen, galt mein letzter Gruß.

Und nun auf nach Ceylon! Morgen früh mit dem ersten Sonnenstrahl wird Kolombo vor uns aus den Fluten emporsteigen.

15. Mai 1905.

Langsam taucht das Eiland über der sonnenglänzenden Meeresfläche empor. Immer klarer zeichnen sich die Umrisse ab, als werde ganz sachte nach und nach der Schleier weggehoben, welchen die Entfernung um die Perle der Inseln gewoben hat. Das Wetter ist prachtvoll. Die Sonne verklärt mit funkelndem Lichte Luft und Meer. Die weite Wasserfläche ist blau wie der Himmel, der sich in ihr spiegelt. Über den Fluten ruht eine tiefe ahnungsvolle Stille.

So hatte sich bereits einmal die Insel meinem Auge dargeboten. Es war vor drei Jahren, an einem herrlichen Oktobertage, als ich nach China fuhr. Eine siebentägige Fahrt über den Indischen Ozean, ohne einen Streifen Landes zu sehen, näherte sich dem Abschluß. Alles sehnte sich nach dem ersten Blick auf die Insel Ceylon. Da taucht ein dunkler Punkt am Horizont auf; er wird immer stärker. Aus dem weiten, nur von kleineren Höhenzügen durchzogenen Flachland erhebt sich, einem mächtigen Granitblock vergleichbar, eine Gebirgslandschaft. In mehreren Terrassen steigt das Gebirge ziemlich steil aus der Ebene auf und erreicht in einer kantigen Pyramide seine höchste Höhe. Das ist der Adamspeak, das Wahrzeichen Ceylons. Er kündet uns an, daß wir in den Zauberkreis eines neuen indischen Märchenlandes getreten sind.

Die Insel Ceylon entfaltet, von welcher Seite auch man sich ihr nähert, eine Szenerie so lieblich und großartig zugleich, daß das Eiland in

ſeiner landſchaftlichen Schönheit mit jedem andern Lande der Erde ſich meſſen kann. Man mag von den ausgebrannten Felſen Arabiens oder von dem üppig grünenden Küſtenſaum der indiſchen Ghats herankommen, wie ein Zauberbild erſcheint dem Ankömmling die Pracht der Inſel, ſobald die Berge aus den Meeresfluten emportauchen. Immer höher und höher recken ſie ihre gezackten Kämme und Spitzen empor, während zu gleicher Zeit der Küſtenſaum ſich mit einem Kranz des üppigſten Grüns umkleidet und die Kronen ſeiner Palmen ſich über den Wogen wiegen. Bereits die altindiſche Heldenſage hat Ceylons Herrlichkeit mit einem Kranz anmutiger Dichtungen in „Rämas Heldenzug" nach Lanka umwoben. Wie ein Echo hallt in dem Heldenlied die Bewunderung wider, von der die ſiegesfroh vordringenden Inder erfüllt wurden, als ſie auf ihrem Heereszuge gegen Süden bis zu dem von barbariſchen Stämmen bevölkerten Inſelland gelangten. Welchen Eindruck aber Ceylon auf die antike Welt ausgeübt, dies ſpricht ſich am deutlichſten in dem lebhaften Handelsverkehr aus, der die Häfen Ceylons ſeit dem Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung durch einen ausgedehnten und regelmäßigen Schiffsverkehr mit Alexandrien verband. Wiederholt werden römiſche Geſandtſchaften nach Ceylon, ceyloneſiſche Geſandtſchaften nach Rom erwähnt. Das Perlmeer, das die Küſte Ceylons umſpült, hatte die phantaſtiſcheſten Vorſtellungen von dem Reichtum der Inſel geweckt. Den Schätzen, die die Meerestiefen in dem Perlenreichtum bargen und die das Innere der Berge in den koſtbarſten Steinen bot, entſprach die äußere Pracht der Oberfläche, als habe die Natur dem inneren Gehalt der Inſel eine herrliche Einfaſſung geben wollen.

Wir nähern uns ſchnell dem Küſtenſaum. Indem wir näher kommen, ſcheint das Gebirge vor unſern Augen zu wachſen, bis es in dem Adamspeak ſeine impoſante Krönung erreicht. Wie eine majeſtätiſche, aus einem einzigen Block gehauene, ſteil ſich zuſpitzende Pyramide baut ſich der Gipfel auf einem wuchtigen Unterbau von Granit auf. Ein dichter, dunkler Wald umgibt in der Fülle tropiſcher Vegetation dieſe granitene Unterlage und läßt die kantigen, kahlen Felswände des Gipfels um ſo ſchärfer hervortreten.

Niedlich lag die Inſel, von einem herrlichen Palmengürtel umkränzt, vor dem Auge ausgebreitet. Das ganze Bild des Eilandes, die hohen Felsmaſſen und Pyramiden, die Pracht des Grüns und die Schönheit der wie Säulen emporſteigenden Palmen rufen ein Gefühl des Staunens wach. Gegen Oſten errät man den Hafen an dem Wald von Maſten, deren Spitzen allein ſichtbar ſind. Im Hintergrund erſcheint ein in Kokosbäume gehülltes Stadtviertel. Über die Baumwipfel hinweg, ſozuſagen durch die Spalten ihrer geöffneten Fächer, entdeckt das Auge eine Reihe ſtattlicher Gebäude. Wie ein weißes, grüngeſäumtes Band ſcheint ſich die weißſchäumende Brandung um den niedern Felſendamm zu ſchlingen. Bald liefen wir in den Hafen

von Kolombo ein. Das gewaltige Zollhaus, der maſſive, hoch emporragende Leuchtturm, die weiten Warenlager und Hallen; das alles ließ bald erkennen, daß wir einem der wichtigſten Häfen Südaſiens nahe gekommen, einem Stapelplatz des Welthandels und Knotenpunkt des Weltverkehrs zwiſchen Oſt und Weſt. Das Bild, welches das Innere des weiten Hafens mit den gewaltigen Dampfern, dem Wald von Maſten bot, verſetzte uns mitten in das haſtende Verkehrsleben, das Aſien und Europa verbindet. Es führte anſchaulich den Aufſchwung vor Augen, den der Handel in dem europäiſch-aſiatiſchen Wettbewerb genommen hat. Kolombo iſt ein rechter Welthafen, in dem aller Herren und Völker Schiffe verkehren. In dem durch gewaltige Wellenbrecher gegen die Monſunſtürme geſchützten Hafenbecken liegen an großen Schwimmbojen die mächtigen Dampfer in bunter Reihe. Langſam legte unſer Dampfer dicht hinter der majeſtätiſchen Viktoria an. Wie eine ſtolze Verkörperung von Albions Macht und Größe in dieſen Gewäſſern erhob ſich das Kriegsſchiff aus der Flut.

Bald wiederholt ſich dasſelbe Schauſpiel, das ſich mir zuerſt in Port Said und in Dſchibuti dargeboten. Es beginnt ein wildes Wettrudern, um an unſer Schiff heranzukommen und mit Taucherkunſtſtückchen die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Das Boot der Taucher beſteht aus vier der Länge nach zuſammengebundenen Pfählen. Als Ruder dient ein Bambusrohr, das in der Mitte geſpalten iſt. Die ſchokoladebraunen Bürſchchen liegen auf den Knien in ihrem Floß und ſtürzen ſich ohne Beſinnen ins Waſſer, ſobald von Bord aus eine Münze hineingeworfen wird. Keine Münze entgeht ihrem funkelnden Blick. Aber auch die engliſche Hafenpolizei iſt gleich zur Stelle. Mit ihren Dampfbarkaſſen durchſchneidet ſie wie im Fluge die Waſſer und verſteht es, das bunte Gedränge zu beherrſchen. Ein kleiner Dampfer brachte uns ans Ufer.

Eine breite, von prächtigen Bäumen eingeſäumte Avenue führt durch die zum Teil hoch hinaufragenden Häuſergruppen des Geſchäftsviertels. Verkaufsläden mit allen möglichen Gebrauchsartikeln, mit Schmuck- und Spielwaren ſchließen ſich an die Kontor- und Lagerräume der Großkaufleute. Bald hier bald dort begegnet das Auge dem Namen einer der großen oſtaſiatiſchen Weltfirmen, die den wichtigſten und einflußreichſten Beſtandteil der europäiſchen Einwohnerſchaft bilden. Dazwiſchen erſcheinen portugieſiſche und holländiſche Namen und erinnern an die alten Herren von Kolombo, die einander dieſen Inſeljuwel an der Perlfiſcherküſte abjagten, um ihn zuletzt dem meerbeherrſchenden Britannien zu überlaſſen. Wie ſehr England bemüht war, dieſem Kronjuwel eine würdige Faſſung zu geben, davon konnte eine Fahrt durch das lebhafte Geſchäftsviertel ein ſprechendes Bild geben. Das Geſchäftsviertel nimmt das alte holländiſche Fort ein; es iſt Kolombos Altſtadt. Die Neuſtadt hat ſich außerhalb des Forts in

den Villen der vornehmen Bevölkerung Kolombos zu einer herrlichen Parklandschaft entwickelt. Bald schon befinden wir uns in einem wahren Wald von Kokospalmen, Bananen und indischen Feigenbäumen. Die Stadt verliert sich zwischen Gärten, Gebüschen und Baumpflanzen. Wie mit einem Zauberschlag ist das Kolombo, das wir als Geschäftsstadt kennen lernten, verschwunden. Ganz begraben und verborgen unter der Blattfülle der Vegetation schauen hübsche Häuser und Villen mit ihrer hellweißen, freundlichen Farbe aus einer Mischung von lichtem und dunklem Grün hervor. Das schönste Musterstück eines tropischen Landschaftsbildes liegt vor den Augen ausgebreitet, und doch vermag sich im ersten Augenblick das Auge dieses Urbildes tropischer Schönheit eigentlich nicht recht zu erfreuen. Für den Ankömmling, der frisch von Europa kommt, ist es eine fremde Welt. Das Auge war an einfachere Gestalten des Baumwuchses und zartere Formen des Blattwuchses gewöhnt. Und nun sieht es sich auf einmal der strahlenden Üppigkeit der Tropen gegenüber.

Die Insel erfreut sich aller Gunst einer tropischen Lage. Daraus entspringt die wunderbare, jeder Beschreibung spottende Pracht ihrer Flora zu allen Jahreszeiten. Die reiche Feuchtigkeit, die sich in der Atmosphäre durch die Aufnahme der vom Indischen Ozean und aus der Bai von Bengalen aufsteigenden Dämpfe ansammelt, verbindet sich mit der Glut tropischer Wärme, um eine so reiche Vegetation hervorzubringen, wie sie nur immer die Einbildungskraft sich aussinnen mag. Jeder Fleck ebenen oder leicht ansteigenden Bodens ist mit dichten dunkelgrünen Massen von Wald und Busch eingerahmt. Ein ewiges lachendes Grün bedeckt die Berge und Täler in der unerschöpflichen Fülle und Vielgestaltigkeit des tropischen Wachstums. Im Gegensatz zu den Wäldern Europas, die sich immer nur durch einige wenige auserlesene Baumarten auszeichnen, denen sich die geringe Anzahl strauchartiger Gewächse bescheiden unterordnet, ist der tropische Wald aus dem bunten Gemisch einer endlosen Anzahl von Baum- und Straucharten auf allen Altersstufen zusammengesetzt. Dem Walde der gemäßigten Zone geben die wenigen, aber übermäßig ausgebreiteten Baumarten einen ernsten, fast monotonen Charakter. Der tropische Wald hingegen entwickelt eine so wilde und mannigfaltige Pracht, daß das Auge nirgendwo einen Ruhepunkt gewinnt, um sich der Schönheit einer einzelnen Gruppe in aller Behaglichkeit zu erfreuen.

Zuerst allerdings glaubt man fast nichts anderes als die hochaufragenden Palmenstämme mit ihren mächtig entfalteten Fächern über dem niedrigen Strauchwerk wahrzunehmen. Wohin das Auge schaut, stößt es auf dieselben Gruppen von Kokospalmen. Kokospalmen die langen Avenuen entlang; Kokospalmen als Einfassung der Teiche; Kokospalmen, die Rasenflächen überschattend, die Parkanlagen von Palmen durchzogen, im Hintergrund der

Digitized by Google

ſchmucken Villa ein Kokospalmenhain. Wie einförmig! denkt man zuerſt und ſehnt ſich nach der Herrlichkeit des deutſchen Waldes mit ſeinen Eichen, Buchen und Tannen zurück. Dieſer erſte Eindruck ändert ſich aber bald. Wohl ſpielt die Palme in der landſchaftlichen Phyſiognomie der Tropen eine hervorragende Rolle bald als Kokospalme, die auf ihrem ſchlanken Stamm hoch oben die ſtolze Krone ſchwingt, bald als Fächerpalme, die ihre hellgrünen, von der Sonne durchleuchteten breiten Blätter wie einen Strahlenkranz ausbreitet, bald als Königspalme, deren ſchildartige Blätter ſich zu einer majeſtätiſchen Kuppel wölben. Eine jede dieſer Palmarten vermag das Auge durch ihre ſchlanke Schönheit zu feſſeln. Aber erſt in dem bunten Wirrwarr der durcheinander geflochtenen oder einander überragenden Pflanzenmaſſen gibt der hohe Wuchs der Palme dem Tropenbilde den einzigartigen landſchaftlichen Reiz. Dieſer Wirrwarr von Formen und Farben, bei dem das Auge zuerſt vergebens nach einem Ruhepunkt ſucht, löſt ſich zuletzt in eine wundervolle Harmonie der ſchönſten und mannigfaltigſten Pflanzengeſtalten auf. Alles wirkt zu einem einzigen, großartigen Geſamteindruck zuſammen, ohne daß die Schönheit der Eigenart geſtört würde. Hier reckt der indiſche Feigenbaum ſeine gigantiſchen Arme aus, dort verbreitet die Mangrove ihre geheimnisvollen Schatten. Bananen neigen ihre Rieſenblätter. Graziös ſchwingt die Bambusſtaude ihren leichten Federbuſch. Gewaltige Baumfarne breiten ihre grünſchimmernden Strahlenbüſchel aus. Welche Fülle der herrlichſten Blattmuſter, breit und ſchmal, gezackt und abgerundet, ſchlangenförmig gewunden oder geſtreckt, ſamtartig oder glänzend. Wie wundervoll ſind dieſe Büſche im Schmucke ihrer Blumen ſcharlach und roſa, blaßgelb und lilla leuchtend! Der Ankömmling fühlt ſich wie gebannt im Zauber einer andern Welt. Man ſieht vieles und doch ſozuſagen nichts. Erſt nach und nach löſt ſich das verwirrende Chaos in ſeine einzelnen Bilder auf. Man beginnt den gewaltigen Eindruck der überwuchernden Fülle pflanzlichen Lebens allmählich in ſeinen Einzelſchönheiten zu verkoſten. So erging es mir im Laufe meiner Fahrt durch Kolombos nächſte Umgebung mit ihren Gärten und Wäldern, ihren Alleen und Raſenplätzen. Ein neues Weltevreden mit ſeinen Hainen und Teichen und ſeinen von urwaldähnlichem Baumwuchs eingeſäumten und überſchatteten Straßen breitete ſich vor mir aus. Die Erinnerung an alle Schönheit Inſulindes wurde beim Anblick Kolombos wieder wach.

Erfreut dieſer Teil Kolombos durch die Pracht ſeiner Vegetation, ſo führt die Stadt der Eingebornen das treue Bild des ſinghaleſiſchen Lebens vor.

Unſer kleiner, von Zebus gezogener Wagen bringt uns bald in die ſchwarze Stadt. Die zahlreichen, mit ſchönen Verandas und geräumigen Hallen geſchmückten Villas, die den Reichtum Kolombos uns verraten, ſind zwar verſchwunden. Die herrlichen Gärten und Parkanlagen mit ihren

majeſtätiſchen Avenuen der Königspalme und ihren Rieſenexemplaren von Banyanbäumen fehlen. Aber wir ſehen uns ſofort von den anziehendſten farbenleuchtenden Gruppen des ceyloneſiſchen Volkslebens umgeben. Wir befinden uns in dem von Eingebornen bewohnten Viertel. Unſere Zebus ſuchen ſich auf der Hauptſtraße, die parallel zum Flüßchen Kalay die ſchwarze Stadt durchzieht, durchzudrängen. Ein zwiſchen den Häuſern ſich langſam vorſchiebender Knäuel menſchlicher Weſen verſperrt jeden Augenblick den Weg.

Es iſt eigentlich ein Unrecht, daß man der Eingebornenſtadt den Namen „Schwarze Stadt“ gegeben. Dunkel ſind allerdings die Geſtalten, die der Straße ihre Phyſiognomie aufdrücken. Der dunkle Ton bewegt ſich in allen Abſtufungen zwiſchen der hellen Olivenfarbe und dem glänzenden Schwarz des Negers. Aber dieſes „Dunkel“ wird von dem bunteſten Gemiſch der verſchiedenſten Volkstypen überſtrahlt, und die tropiſche Sonne gießt über dieſes Farbenſpiel die volle Flut ihres Lichtes aus. Man kann ſich kaum ein farbenprächtigeres Bild denken als dieſe Mannigfaltigkeit der Typen, die ſich in den lebhaften Farben der Kleidung immer neu dem Auge darbieten. Die Straße iſt zu beiden Seiten von kleinen niedrigen Wohnungen eingeſäumt. Die Wohnungen ſehen mehr Hütten als Häuſern ähnlich. Die beſſeren beſtehen aus gebrannten Steinen; die meiſten ſind aus Lehm gebaut, der an der Sonne getrocknet und dann weiß getüncht wurde. Andere ſind in recht primitiver Art aus Rohrmatten, mit Blätterlagen als Bedachung, zuſammengeſtellt. Wie die Kleidung, ſo iſt die „Architektur“ auf das denkbar einfachſte Maß zurückgeführt. Einen oder zwei Räume mit breiter Türöffnung, vor der eine Matte aus Schilfrohr ausgeſpannt iſt, um die Sonnenſtrahlen abzuhalten, das bildet die ganze Häuslichkeit einer Singhaleſenwohnung. Durch die leicht verſchiebbaren und zum Teil offenen Vorhänge bieten ſich dem Auge des Vorübergehenden allerlei Szenen des Familienlebens dar. Die Hauptſtraße ſelbſt gleicht einem förmlichen Baſar, wo ſich eine kleine Bude an die andere reiht und ihre Ware in muſterhafter Ordnung vor Augen ſtellt. Beſonders reich ſind die Fruchtläden vertreten. Welche Pracht der tropiſchen Früchte, Bananen, Ananas, Melonen! Sie wären einer fürſtlichen Tafel nicht unwürdig.

Der Singhaleſe iſt eine noble Erſcheinung. In dem edeln Geſichtsausdruck ſpiegelt ſich ein Zug wider, der etwas ſehr Sympathiſches hat. Der kräftig entwickelte Bart gibt dem Antlitz etwas Würdevolles. Ein klares Auge leuchtet vertrauenerweckend aus dem Dunkel der Geſichtsfarbe. Nur eines erſcheint befremdend in dieſem Bild: der hufeiſenförmige Kamm auf dem Haupte der Männer und ihr rückwärts zu einem Knoten geſchlungenes langes Haar. Man denke ſich die Straße mit dieſen wunderlichen Geſtalten zu Tauſenden belebt. Überall das feingeglättete Haupt mit einem Kamm

oder gar mit zwei übereinander ragenden Kämmen bekrönt, während das Haar nach unten in einem kräftigen Knoten herabfällt; das will gar nicht stimmen zu dem schönen männlichen Zug des Antlitzes. Am andern Ende der Welt scheint die Ordnung der Dinge ja wirklich umgekehrt. In Ceylon ist es der Kamm, in China der Zopf, der den schönsten Schmuck des „Herrn der Schöpfung" ausmacht. Scharf hebt sich von dem kammgeschmückten Singhalesen das Bild jener Kahlköpfe ab, die soeben an uns vorübergehen. Es sind dem Auge längst vertraute Gestalten. Barfuß, in ein gelbes, bis zu den Knöcheln reichendes Gewand gehüllt, die linke Schulter und den linken Arm entblößt, das Haupt glatt rasiert, in der rechten Hand einen weiten Fächer, so zieht die kleine Bonzenschar an uns vorüber. Die Farbenkontraste des gelben Gewandes und der dunkeln Menschenmasse treten besonders markant hervor.

Einen ganz andern Zug bringen die Tamulen in den Menschenstrom, der uns umwogt. Die von Südindien nach Ceylon hinüberflutende Tamulbevölkerung bildet einen starken Prozentsatz der Bevölkerung Ceylons. Man erkennt den Tamulen sofort an dem farbigen Kastenzeichen, das die dunkle, bisweilen negerschwarze Stirne schmückt, die rote kreisförmige Scheibe, der gelbe oder weiße Querstrich oder eine Mischung aller drei Farben. Als ich mir die mannigfachen Typen näher betrachtete, fiel mir eine Gruppe von Tamulen auf, die gerade des Weges zogen. Auf ihrer Stirne prangte das Abzeichen des Kreuzes. Es waren Christen der Fischerküste, Nachkommen jener Parawer, die einst der Apostel Indiens bekehrt hatte. Das Kreuz ist ihr unterscheidendes Kastenabzeichen geworden. Dieser schöne Brauch hat sich weithin unter den christlichen Kasten Südindiens eingebürgert. Es hatte etwas Erhebendes, mitten in diesem buntfarbigen Wirrwarr von Kastenabzeichen jenem Zeichen zu begegnen, in dem alle trennenden Schranken der Völkerwelt einst aufgehoben wurden.

Ceylon bietet in der Christianisierung ein tröstliches Bild greifbaren Fortschrittes. Hier stellt die katholische Bevölkerung (300 000) bereits 8% der $3^1/_2$ Millionen zählenden Gesamtbevölkerung dar. Zumal in den seit den Portugiesenzeiten evangelisierten Gebieten Kolombo und Dschaffna findet sich ein trefflicher Grundstock auch sozial höher stehender Christen. Darum nimmt die Kirche hier im öffentlichen Leben eine ehrenvolle Stellung ein. Einen großartigen Ausdruck hat diese Stellung äußerlich in der imposanten Kathedrale erhalten. Ihr galt mein nächster Besuch. Das mächtige Bauwerk mit seiner prächtigen Stirnseite, seinem hochgewölbten Innern und den kühn emporstrebenden Säulen macht einen erhebenden Eindruck. Nicht geringe Opfer hat es dem Oberhirten von Kolombo gekostet, den Bau des herrlichen Gotteshauses zu einem krönenden Abschluß zu bringen. Aber er ging von der richtigen Erkenntnis aus, daß der Unzahl von Tempeln, in

denen der Buddhismus die Stadt beherrscht, ein Gotteshaus entgegengestellt werden müßte, das die Herrlichkeit der Kirche auch äußerlich mit imponierender Macht verkörpere. Das ist ihm glänzend gelungen. Doch noch wirksamer als durch den leblosen Stein hat er durch den lebendigen Aufbau der inneren Organisation zum Wachstum der Kirche Kolombos beigetragen dank der selbstlosen Opferwilligkeit seiner Missionäre. Leider haben politische Nützlichkeitserwägungen die britische Regierung bestimmt, dem stark erschütterten Buddhismus Ceylons wieder aufzuhelfen, und amerikanisch-europäische Schwarmgeister taten das übrige, um die erlöschende Flamme des heidnischen Fanatismus wieder anzufachen. So hat die Mission zumal in den erst neu in Angriff genommenen Gebieten mit einer starken buddhistischen Gegenströmung zu rechnen. Anuradhapura, die alte buddhistische Königsstadt, ist sogar eben erst der Schauplatz zerstörender Angriffe auf Kirche und Schule der Mission gewesen. Es braucht großes Vertrauen und opferwillige Ausdauer, um gegenüber dieser Lage den Mut nicht zu verlieren und treu auf seinem Posten auszuharren. Aber daran fehlt es den Männern — es sind die französischen Oblatenpatres —, denen das Missionsfeld anvertraut ist, nicht. Ihrer Berufstreue haben auch hochstehende britische Beamte den Tribut bewundernder Anerkennung nicht vorenthalten. Von diesen Männern gilt das Wort eines anglo-indischen Staatsmannes: „Welche Macht und welch treffliche Werkzeuge sind solche Männer! Gehören sie auch nicht meiner Konfession an, so kann ich ihnen doch meine höchste Bewunderung und meine Hochachtung nicht versagen. Besäße England solche Apostel, die ganze Welt würde ihm angehören."

Wir hatten die Kathedrale kaum verlassen und befanden uns wieder im Gedränge der schwarzen Stadt, als sich ein ganz anderes Bild darbot. Eine Gruppe von blumenbeladenen Hindufrauen schreitet an uns vorüber. Die Blumen scheinen darauf hinzudeuten, daß sie einen Opfergang zu einem nahegelegenen Hindutempel machen. Die schlanken Gestalten sind in helleuchtende Gewänder gehüllt. Arme, Hände und Fußgelenke sind wie gewöhnlich mit schweren Ringen aus Bronze und Silber beladen. So schreiten sie langsam und würdevoll dem Tempel zu. Wir erreichten vor ihnen den reichverzierten Hindutempel. Es war ein dem Schiwa geweihtes Heiligtum, ein wahres Musterstück jener Geschmacksverirrung, die den Hindutempel kennzeichnet. Alles ist über und über mit Basreliefs und Statuen bedeckt. Staffelartig schichten sich die vielerlei Gebilde übereinander. Mythologische Szenen, deren Darstellung fast immer ins Lasziv hinüberstreift, wechseln mit scheußlichen Götterfratzen ab.

Den vorläufigen Abschluß meiner Wanderungen durch Kolombo bildete der Besuch des Museums. In dem wunderschönen, mit den ausgewähltesten tropischen Pflanzen geschmückten Anlagen des Viktoriaparkes gelegen, macht

der im Renaiſſanceſtil ausgeführte Bau mit ſeinen Arkaden einen vornehmen Eindruck. Die Sammlungen des Muſeums, die naturhiſtoriſchen nicht weniger als die archäologiſchen, zeigen, daß die Verwaltung mit großer Umſicht und Sorgfalt bemüht iſt, das Muſeum zu einem Mittelpunkt der Erforſchung Ceylons nach allen Richtungen hin zu machen. Mich perſönlich feſſelte die archäologiſche Abteilung mit ihrer reichen Auswahl der ſchönſten Skulpturen ceyloneſiſch-buddhiſtiſcher Kunſt. Der Anblick dieſer zum Teil trefflich ausgeführten Denkmäler des ceyloneſiſchen Altertums verſetzte mich mitten in die Blütezeit des buddhiſtiſchen Kulturlebens auf Ceylon. Es war gewiſſermaßen die Einleitung zum Beſuche der Königsſtädte. Was in den Räumen des Muſeums nur in einzelnen trefflichen Bildern nahegerückt wird, das erſcheint in ſeiner ganzen Größe auf der Ruinenſtätte von Anuradhapura und Polonnaruwa. Der gefeierte Name jener Königſtädte war es, der mich nach Ceylon geführt.

# 38. Die Königsstädte von Ceylon.

16. Mai 1905.

Die Bahn führt durch eine volkreiche Küstenebene gegen Nordost abwechselnd zwischen Palmwaldungen und Reispflanzungen hindurch. Die Reisfelder schimmern im zartesten Smaragdgrün. Gleich einem hellgrünen Samtteppich breiten sie sich zu beiden Seiten des Bahnkörpers aus. Die breiten Pisangblätter werfen funkelnd die Sonnenstrahlen zurück, und aus tausend Kräutern und Gräsern glitzert der Morgentau. Dann geht es zwischem dichtem, urwaldähnlichem Baumwuchs hindurch, Palmen, nichts als Palmen, und doch läßt der Wald nirgendwo den Eindruck der Einförmigkeit aufkommen. Moose und Farne drängen sich überall in die nächste Umgebung des Bahnkörpers heran. Besonders entzückt die Schönheit der Farnbäume, deren Fiederkronen sich hier auf sehr hohen, palmengleichen Stämmen wiegen; dazwischen erscheinen prächtige Bambusgebüsche. Die herrliche Fahrt läßt uns den ganzen landschaftlichen Reiz dieser Tropenpracht genießen. Auf halbem Wege zwischen Kolombo und Kandi unterbrechen wir die Fahrt. In Polgahawela schlagen wir die Richtung gegen Norden ein. Eine Reihe großartiger Bilder zieht im Fluge am Auge vorüber. Einzelne Baumriesen steigen zu gewaltiger Höhe empor. Üppiges Gebüsch schiebt sich dazwischen, und hoch und nieder miteinander verbindend klettern die Lianen in dichtem Gewirr empor. Viele der stattlichen Schlingpflanzen sind mit großen purpurroten Blütenkolben geschmückt.

Die Fahrt geht viel zu schnell, um all diese Pracht zu genießen. Die alte Zeit bot reichlicher Muße, sich der Schönheiten zu erfreuen, als man noch in dem von Zebus gezogenen Wagen nach der alten Königsstadt Anuradhapura ging. Die Bahn hat ein wenig die Poesie der alten Pilgerstraße zerstört; aber so schnell uns auch die Dampfkraft durch diese Szenerien hindurchträgt, so bleibt doch noch Zeit genug, um das verwegene und verworrene Durcheinanderwachsen der tausend schönen Einzelformen zu bewundern, das wie ein märchenhaftes Gestaltenchaos dem Auge in den Licht- und Farbenwirkungen der Tropensonne entgegenschimmert.

Gegen Mittag erreichten wir Anuradhapura. Wir befanden uns an der ältesten und ehrwürdigsten Pilgerstätte des buddhistischen Ceylon. Unter allen noch erhaltenen Wallfahrtsorten buddhistischer Frömmigkeit kann sich

keiner im Alter mit Anuradhapura meſſen. Buddhagaja, der Ort, wo Buddha unter dem geheimnisvollen Schatten des Feigenbaumes zur Erleuchtung gelangte, iſt ohne Zweifel älter. Aber es hat längſt aufgehört, die Maſſen der Gläubigen zu ſich heranzuziehen wie ehedem. Nach Anuradhapura jedoch ſtrömen die Pilger heute wie in den Tagen des chineſiſchen Pilgers Fa-hien.

Die alte Königsſtadt bietet das Bild eines Rieſenparkes von tropiſcher Fülle und Pracht, aus dem eine endloſe Zahl mächtiger Erdhügel aufſteigt. Das Bild erinnerte mich an den Anblick der alten buddhiſtiſchen Königsſtadt Birmas, Pagan, am Ufer der Irawadi. Im Mittelpunkt einer fruchtbaren, reich angebauten Ebene gelegen, beherrſchte die einſt ſo mächtige Stadt Anuradhapura mit ihren ſtolzen Paläſten und großartigen Heiligtümern einen Flächenraum von 30 qkm. Wenn man durch die alte Königsſtadt wandert und auf allen Seiten die traurigen Reſte einer glorreichen Vergangenheit ſieht, dann ſpringt das armſelige Bild des heutigen Anuradhapura erſt recht in die Augen. Dichter Wald bedeckt jetzt den Boden und verſperrt überall den Zugang, ausgenommen an jenen Stellen, wo die Frömmigkeit der Pilger oder die Forſchungsarbeit eines Archäologen die Umgebung des Heiligtums von dem dichteſten Buſchwerk geſäubert hat. Einſam erſcheint die Stadt, trotz der Pilgerzüge, welche wiederum zahlreicher nach den alten Kultusſtätten ſtrömen. Noch vor 30 Jahren bezeichnete nur ein elendes Dorf mit einigen wenigen Gruppen von zerfallenen Hütten die Stätte, wo einſt die heilige Hauptſtadt Ceylons geſtanden. Anuradhapura iſt bereits durch Ptolemäus unter dem Namen Anurogrammum regium der antiken Welt bekannt geworden. Sein Glanz weckte die Bewunderung jener chineſiſchen Pilger, welche das Verlangen nach den heiligen Stätten des Buddhismus hierhin führte.

Das Bild von heute läßt in den Ruinen deutlich erkennen, daß die Stadt nach jeder Richtung hin mit prächtigen Denkmälern geſchmückt war, und wenn man über die grasüberwachſene alte Straße wandert, die von Nord nach Süd die alte Metropole durchſchnitt, dann ſcheint vor dem Auge die alte Pracht wiederum aufzuſtehen. Die Tempel und Paläſte beleben ſich, das erloſchene Gold, mit dem die Türme bedeckt waren, beginnt von neuem zu funkeln, Girlanden und Fahnenmaſte ſäumen die Straße ein, und glänzende Feſtzüge bewegen ſich langſam durch die Menſchenmaſſen, die ſich am Wege ſtauen. Es fällt dem Wanderer, der Siams Hauptſtadt an den Ufern des Menam oder diejenige Birmas an der ſchönen Irawadi mit ihrem noch heute lebendigen Gepräge einer buddhiſtiſchen Königsſtadt geſehen, nicht ſchwer, ſich in die alte Herrlichkeit von Anuradhapura zurückzuverſetzen. Was Ceylon im Laufe der Jahrhunderte geworden iſt, das verdankt es einer Verbindung von Königtum und Bonzentum, die ſich nirgendwo

so innig gestaltet hat wie in jenem Lande, das sich der kostbarsten Reliquie Buddhas rühmt, und das darum das heiligste unter allen buddhistischen Ländern geworden ist. Seit dem ersten Tage, wo die buddhistische Mönchgemeinde auf dem Boden Ceylons erschien, verband sich das singhalesische Königtum mit ihr, indem es alles aufbot, um das Ansehen des Mönchtums auf der Insel zu fördern. Die Ehren und Vorrechte, die der fürstlichen Gewalt zukamen, wurden bereitwillig dem vom indischen Boden nach der Insel verpflanzten Mönchtum der Jünger Buddhas zugestanden. Dafür nahm aber auch das Königtum alle Ehrfurcht in Anspruch, die das buddhistische Mönchtum als höchste Verkörperung des Erlösungsideals genoß. Die Freigebigkeit der singhalesischen Könige war eine wahrhaft fürstliche. Nicht etwa bloß einzelne Ländereien, ganze Strecken von Ländereien, umfassende Distrikte wurden das Eigentum der Mönche, so daß nicht selten das Haupt eines großen Klosters über einen Reichtum verfügte, durch den es viele der kleineren Lehnsfürsten Ceylons übertraf. In den meisten Teilen der Insel waren die Mönche im Besitze der fruchtbarsten Landstriche. Man hat berechnet, daß die buddhistische Mönchgemeinde einst über ein gutes Dritteil der ganzen Halbinsel unabhängig und frei von jeder Abgabe verfügte. Diese großartigen Besitzungen blieben durch Jahrhunderte in den Händen des Mönchtums und begannen erst zusammenzuschrumpfen, als der staatliche Zerfall auch die Vernachlässigung der großen Teichanlagen mit sich führte, ohne die der kultivierte Boden sich nur zu schnell in die Wildnis des tropischen Urwaldes verwandelte. Aber auch heute noch verfügt die Gesamtheit der buddhistischen Mönche Ceylons über ganz bedeutende und außerordentlich fruchtbare Ländereien.

Auf der andern Seite ging dadurch, daß die königliche Macht die Sache dieses Mönchtums zu der ihrigen machte, alles Große und Erhabene, das die buddhistische Mönchgemeinde in der Pflege ihrer Überlieferungen zu besitzen wähnte, auf das Königtum über. Königtum und Bonzentum flossen in eins zusammen. Der König wurde in gewissem Sinne der erste Mönch, sein Palast das erste Kloster des Landes. Eng verbunden mit dem Königtum, begann das Mönchtum als Mittelpunkt des geistigen Lebens nach allen Seiten einen durchgreifenden Wandel auszuüben. Es entwickelte sich zur zivilisierenden Macht, die um so tiefer ins Volksleben eindrang, je weiter sich die Bonzengemeinden über das Land ausdehnten. Diese Gemeinde war die ausschließliche Trägerin der Bildung. Von ihren Niederlassungen aus verbreiteten sich Gesittung und geistiges Leben inmitten eines noch auf primitiver Stufe stehenden Volkes. Jede klösterliche Niederlassung war eine Pflanzstätte buddhistischen Geisteslebens, und je einfacher und anspruchsloser dieses Geistesleben im Gegensatz zur brahmanischen Staats- und Gesellschaftsordnung war, um so schneller konnte es sich auch die unteren Volksschichten

erobern. Während der Brahmane überall, wo er hindringt, mit den Errungenschaften eines mächtig entwickelten religiösen und sozialen, philosophischen und literarischen Ringens ausgerüstet erscheint, ist innerhalb der buddhistischen Mönchgemeinde diese höhere Bildung trotz ihres brahmanischen Ursprungs auf ein viel bescheideneres Maß zurückgeführt. Und darum stellte sie auch an die Empfänglichkeit des Schülers weit geringere Anforderungen als das dem Buddhismus überlegene Geistesleben des Brahmanismus. Getragen von der Macht des Königtums, vermochte der buddhistische Mönch als Zivilisator eine auf niedriger Stufe stehende Rasse schnell für die Ideale seines Kultus zu gewinnen. Das ist die Stellung, die sich die Gemeinde der Jünger Buddhas innerhalb der singhalesischen Bevölkerung erobert hat. Eng verbunden mit dem Königtum, ist sie Lehrerin des Volkes geworden. Auf dem Boden Ceylons begann das buddhistische Bonzentum jene Laufbahn, die sich später in den hinterindischen Ländern, in Birma und Siam, fortsetzte und bis zur Stunde weiter wirkt. Ceylon, Birma, Siam gehören enge zusammen als Länder des Buddhismus. Sie sind in des Wortes eigentlichstem Sinne buddhistische Kulturländer, Gebiete, auf deren Boden das Königtum sich so mit dem buddhistischen Mönchtum verband, daß dieses der Schöpfer jener höheren Stufe der Bildung wurde, auf der das Volk bis in unsere Tage sich gehalten hat, da es mit der abendländischen und christlichen Zivilisation bekannt wurde. Was das im buddhistischen Mönchtum verkörperte Kultus- und Kulturideal im Laufe eines 2000jährigen Schaffens zu leisten vermochte, das steht in Ceylon, Birma, Siam mit packender Anschaulichkeit vor den Augen des Wanderers. In diesem weiten Länder- und Völkergebiete konnte der Buddhismus alles, was ihm an religiöser und sittlicher, sozialer und intellektueller Kraft innewohnte, uneingeschränkt entfalten. Er stand hier nicht im Kampfe mit einer seinem Einfluß widerstrebenden Kulturmacht. Getragen und gefördert von der höchsten Freigebigkeit des Königtums, vermochte er tief ins innerste Leben des Volkes einzudringen. Und was hat er zu stande gebracht? Auf dem Boden Ceylons tritt dem Wanderer das glänzendste Ergebnis in den beiden großen Königsstädten Anuradhapura und Polonnaruwa entgegen. Diese beiden Königsstädte sind einst der Inbegriff aller Herrlichkeit des zu einer einzigen Macht verbundenen Königtums und Bonzentums gewesen. Ihnen gelten meine Wanderungen.

Es ist leicht erklärlich, daß der Mythus alles aufbot, um ein Land, das berufen war, eine so hervorragende Rolle in der Ausbreitung des Buddhismus zu spielen, in engste Verbindung mit dem Leben Buddhas zu bringen. Er selbst mußte es gewesen sein, der die Insel zuerst mit seiner Lehre beglückte. Seine Jünger setzten nur das vom Meister unternommene Werk fort.

Geschichtlich verhält sich die Sache etwas anders. Zwei Jahrhunderte waren seit Buddhas Tod verflossen, als die ersten Bekehrungsversuche der Insel unternommen wurden. Dieser Versuch ging von einem Sohne Asokas namens Mahinda aus. Den König Asoka beseelte eine merkwürdige Begeisterung, als er es zur gleichen Zeit unternahm, die von ihm begünstigte Lehre hoch im Norden am Fuße des Hindukusch und tief im Süden auf der Insel Ceylon auszubreiten. Es war allerdings eine religiöse Begeisterung, hinter welcher ein sehr realer politischer Nebenzweck lauerte: die Ausbreitung seines Einflusses auf Länder, die durch die Macht des Schwertes nicht unmittelbar zu erreichen waren. Ein solches Gebiet waren die von Alexanders Nachfolgern beherrschten Länderstriche diesseits und jenseits des Paropamisos. Noch viel begehrenswerter aber war die in der Sage gefeierte Insel Lanka, das perlenreiche Eiland an der Südspitze der Halbinsel, das sich mit seinen Schätzen längst dem brahmanischen Einfluß erschlossen hatte. Der Widerschein der arischen Eroberung Ceylons leuchtet im Heldengedicht Rāmāyana. Das kostbare Eiland mit seinen bezaubernden Schätzen war in der Gewalt einer barbarischen Bevölkerung. Es sollte dieser Gewalt entzogen werden, um es dem Einfluß der brahmanischen Kultur zu erschließen.

Wie sich die Eroberung vollzogen hat, wissen wir nicht. Nur daran kann nicht gezweifelt werden, daß seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. eine brahmanische, dem Nordwesten Indiens entstammende Bevölkerung Herrin der Insel war. Die Bevölkerung verteilte sich auf mehrere unter brahmanischen Fürsten stehende kleinere Reiche.

Mit diesen Fürsten suchte Asoka Verbindung zu gewinnen. Nirgendwo lohnte es sich so sehr wie hier. Das verknüpfende Band war die neue, von ihm geförderte Lehre des großen Meisters von Buddhagaja. Niemand konnte besser Asokas politischer Macht den Einfluß erschließen als dieses unternehmende, wanderlustige Mönchtum, das die neue Lehre nach allen Richtungen hinaustrug. An die Spitze der Sendlinge trat Asokas eigener Sohn Mahinda. Das gab dem wandernden Mönchtum sofort einen ganz andern Glanz. Ein Königssohn an der Spitze einer Gruppe von bettelnden Aszeten, dies konnte seinen Eindruck nicht verfehlen. Der Erfolg war ein über alle Erwartungen glänzender. Die Lehre fand nicht nur Eingang unter dem Volke, sie wurde die Grundmacht des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, der Mittelpunkt des literarischen und künstlerischen Schaffens. Der Königssohn Mahinda aber, der als Herold der neuen Lehre nach Ceylon gekommen war, wurde der Heros des Landes. Wie sich dieser Wandel in seinen einzelnen Stufen vollzog, welche Ereignisse den Umschwung begleiteten, wird sich wohl für immer unserer Erkenntnis entziehen, denn die beiden „ältesten" Zeugen, das Mahavansa und das Dīpavansa, sind tatsächlich so junge und, was

Bild 257. Mihintale. Stupa des Mahinda. (S. 378.)

Bild 258. Thuparáma-Dagoba (urſprüngliches Heiligtum des Buddhazahns). (S. 382.)

Bild 259. Anuradhapura. Ruwanveli-Dagoba. (S. 383.)

Bild 260. Anuradhapura. „Mondstein". (S. 385.)

noch bedauernswerter, so phantasievolle Zeugen, daß ihren Mitteilungen nur in sehr beschränktem Umfange Glaubwürdigkeit zukommt. Wahrheit und Dichtung sind hier zu einem unentwirrbaren Durcheinander zusammengewachsen. Anstatt Mahinda mit seinen Gefährten im Schiffe ankommen zu lassen, führt das Mahawansa sie im Fluge durch die Lüfte und läßt sie in Mihintale herabsteigen, um dem König die frohe Kunde zu bringen, daß ein neuer Buddha geboren sei. Aber so wenig Glaubwürdigkeit den Einzelzügen des farbenreichen Bildes zukommt, so wichtig ist es uns in seinem Gesamtcharakter als Ausdruck der Begeisterung, mit der die Lehre aufgenommen und gepflegt wurde, und als Zeuge der bei diesem Umschwung besonders tätigen Kräfte. Als Kultusbild ist uns die Dichtung von ganz außerordentlichem Wert, indem sie uns einen Blick in das innerste Wesen der mit so außerordentlichem Erfolg sich ausbreitenden Mönchgemeinde von Ceylon eröffnet. Das Geheimnis ihres Erfolges beruht auf der Einführung des Reliquienkultus. Im Vordergrund steht überall die Buddhareliquie. Die Art, in welcher Kultus und Kunst sich sofort um die Buddhareliquie bewegen, zeigt, welchen Einfluß von Anfang an der Reliquienkultus auf die Ausbreitung des Buddhismus ausübte.

Etwa 10 km von der alten Königsstadt steigt eine steile Felsmasse plötzlich aus der Ebene zu einer Höhe von etwa 300 m empor. Die Abhänge sind bis hinauf zur Spitze des Berges mit dichtem Wald bedeckt. So wenig verlockend der Aufstieg auch scheinen mochte, so konnte ich es mir doch nicht versagen, zu der Stätte emporzuklimmen, die in der Ausbreitung des Reliquienkultus einen so bedeutungsvollen Markstein darstellt. Dem heiligen Berg Mihintale gilt morgen mein erster Besuch.

17. Mai 1905.

Wir folgen dem Waldweg, der uns nach Mihintale leitet, im Schatten der mächtig ausladenden Baumkronen. Der Pfad von Anuradhapura nach dem heiligen Berg ist von alten Denkmälern zu beiden Seiten eingesäumt. Man wandert zwischen eingestürzten Mauern und hoch aufgetürmten Backsteinmassen, zwischen Säulen und zerfallenen Stufen. Es war die via sacra der Buddhisten. Von Anuradha zogen die Prozessionen aus: Könige und Fürsten mit einem glänzenden Gefolge von Priestern und Kriegern, ähnlich wie man sie noch heute in Kandi beobachten kann. Plötzlich lichtet sich das Dunkel. Vor uns steigt die Felshöhe in einiger Entfernung empor, und eine breite Stufenanlage ladet uns zum Aufstieg ein. Aus mächtigen Granitplatten gebildet, führt die Treppe in 1840 Stufen von Osten her zur Höhe hinauf. Nur die letzten 150 Stufen sind aus dem Felsen herausgehauen. Wenn man sich der Spitze nähert, glaubt man einen natürlichen Abschluß in Gestalt eines von Gestrüpp bewachsenen Kegels vor sich zu haben. Aus

einiger Entfernung verrät nichts die gewaltige Steinmasse, die sich unter dem dichten Buschwerk verbirgt. Was auf den ersten Blick wie ein natürlicher Hügel aussieht, ist in Wirklichkeit eine künstlich aufgetürmte Masse von etlichen Millionen Backsteinen, eine Riesenkugel, welche als Stūpa die Reliquien aufbewahrt, die der Kammer im Mittelpunkte des Kegels einst anvertraut wurden. Daneben zeigen sich zahlreiche andere größere und kleinere Heiligtümer. Das bedeutendste ist der große unter dem Namen Mahaseya Stūpa bekannte Kegel.

Die Stelle hätte nicht glücklicher gewählt werden können, um in einem großangelegten Denkmal den Augenblick zu verewigen, der die buddhistische Mönchgemeinde für immer mit dem Eiland verband. Was uns die alte singhalesische Überlieferung über die Einzelheiten berichtet, ist Mythus. Nur die Tatsache, daß der Buddhismus gegen Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. hierhin verpflanzt wurde, steht fest. Aber diese Tatsache erscheint in dem zum heiligen Berg umgewandelten Felsblock von Mihintale so anschaulich verkörpert, daß die Bedeutung des Ereignisses sich einem für alle äußeren Eindrücke so empfänglichen Volke tief einprägen mußte. Darum wurde das nach dem ersten buddhistischen Apostel Ceylons genannte Bergheiligtum seit der ältesten Zeit eine vielbesuchte Wallfahrtsstätte, und die Freigebigkeit der Pilger wetteiferte mit der Begeisterung der Fürsten, um in der monumentalen Stufenanlage, die zur Höhe emporführt, allen den Zugang zu dieser altehrwürdigen ceylonesischen Erinnerungsstätte des Buddhismus zu erleichtern. Geradezu verschwenderisch gingen sie nicht selten mit ihrer religiösen Freigebigkeit um. Bisweilen streifte der Enthusiasmus an Verrücktheit. Ein Fürst ließ, um seine Verehrung für das Heiligtum von Mihintale zu zeigen, wo der „Apostel" Mahinda auf seinem Fluge nach Ceylon zur Erde herniedergestiegen war, den ganzen Prozessionsweg vom Flusse Kadamba bis zum Berge mit Teppichen belegen, als er eine Wallfahrt dahin unternahm.

Von der Höhe des heiligen Berges genossen wir einen herrlichen Rundblick über die Tropenlandschaft, aus deren Mitte sich die zahlreichen Kegel erhoben, welche als Reliquienheiligtümer den Stolz von Anuradhapura bilden. Ihnen ist der morgige Tag gewidmet.

18. Mai 1905.

Ich begann meinen Rundgang in der eigentlichen Königsstadt mit der Thūparāma-Dagoba. Es ist das älteste Heiligtum von Anuradhapura, indem es seinen Ursprung unmittelbar von König Devenipiatissa, dem Zeitgenossen des großen Asoka, herleitet. Gehört es als religiöses Denkmal der ehrwürdigsten Epoche des Buddhismus an, so zählt es als künstlerische Schöpfung zu den ältesten uns erhaltenen Bauten Indiens. Thūparāma ist jedenfalls so alt wie Santschi und Barhut. Der Mythus weiß von einem Besuche zu erzählen, den Buddha bereits neun Monate nach erlangter

Buddhawürde Ceylon abſtattete. Und wie hätte das auch anders ſein können? Handelte es ſich doch um ein Eiland, das ein heiliges Land des Buddhismus, ein Mutterland vieler Kloſtergründungen jenſeits der Meere werden ſollte. Die Thûparâma-Dagoba bezeichnet den Ort, wo Buddha zuerſt den Boden Ceylons betrat. Zum Andenken an die Luftfahrt nach Ceylon überließ Buddha der Inſel ein Büſchel ſeiner „blauen Haarlocken“. Er machte das Geſchenk dem Mönche Sumana. Dieſer barg die Reliquie in ein goldenes Gefäß und legte das Reliquienkäſtchen in einen Schrein aus Smaragd. Als dann Buddha ins Nirwâna einging, empfing Ceylon durch die Vermittlung des Lieblingsjüngers Sâriputra ein Stück von einer Rippe des Vollendeten. An derſelben Stelle läßt der Mythus ſpäter den Königsſohn Mihinda mit den Mönchen vom König Devenipialiſſa feierlich empfangen werden, um daran den Bau des erſten Heiligtums auf dem Boden der Königsſtadt zu knüpfen.

Die Parklandſchaft, welche die Thûparâma-Dagoba umgibt, trägt den Namen Mahamegha. Sie war einſt der große Vergnügungspark des Königs. Um das Beiſpiel des Königs von Magadha nachzuahmen, der Buddha ſeinen Garten geſchenkt, hatte auch der Beherrſcher Ceylons dem königlichen Sendboten des Buddhismus einen Garten zum Geſchenk gemacht. Die Schenkung wird von der alten Legende in glänzenden Farben geſchildert. So wenig geſchichtlicher Wert dem erzählten Ereignis aller Wahrſcheinlichkeit nach zukommt, ſo ſpiegelt ſich doch in der Schilderung mit geſchichtlicher Treue die Art und Weiſe wider, in der in ſpäterer Zeit ſolche Schenkungen gemacht wurden. Devenipiatiſſa hatte Vorbereitungen zum Empfange des Mahinda und ſeiner Begleiter getroffen. Innerhalb des Palaſtes war eine mit Baldachinen und Girlanden ausgeſchmückte Halle errichtet. Koſtbare Teppiche wurden ausgebreitet, als die Geſandtſchaft ſich nahte, und unter endloſem Jubel zog der fürſtliche Mönch in die Palaſtſtadt ein, um ſofort mit der Verkündigung der neuen Lehre zu beginnen.

Am vierten Tage nach der Ankunft ſollte in feierlichſter Weiſe der Grund und Boden ausgemeſſen und abgegrenzt werden, der dem Kultus der neuen Lehre geweiht wurde. Die ganze Stadt war in Bewegung. Dem Weg entlang, auf dem die königliche Prozeſſion ſich nach der auserleſenen Stätte hinbewegen ſollte, wechſelten Siegesbogen mit goldenen und ſilbernen Fahnenmaſten, an denen Glöckchen angebracht waren. Auf der ganzen Strecke war duftendes Sandelholz ausgeſtreut. Der König erſchien in ſeinem koſtbarſten Schmuck hoch auf ſeinem Elefanten. Zwei andere Elefanten folgten und zogen einen goldenen Pflug. Als der Zug an Ort und Stelle ankam, begann das begleitende Kriegsvolk ſich in weitem Bogen ringsum aufzuſtellen. Der König ſtieg von ſeinem Elefanten herab und lenkte nun ſelbſt den von den beiden Staatselefanten gezogenen goldenen Pflug, um die Kloſtergründung

abzugrenzen. Es war ein ausgedehntes Grundſtück. Mahinda, der königliche Prinz aber als Haupt der Mönche, vollzog die eigentliche Weihe der neuen Stiftung und bezeichnete die Orte, an denen ſich die 32 Heiligtümer erheben ſollten. Aber welche Heiligtümer? Das erſte, was die Mönche vom König verlangten, war der Bau eines Reliquienſchreines: „Erhabener König, unſer großer Lehrer, der Erleuchtete, iſt längſt den Blicken der Sterblichen entſchwunden. In dieſem Land aber finden wir nichts, womit wir ihn verehren könnten.“ Der König erwiderte: „Wahrlich, ich weiß, daß unſer Gebieter ins Nirwāna eingegangen iſt. Aber eine Locke ſeines Haares und ein Rippenknochen werden in dem heiligen Schreine von Mahiyangana aufbewahrt.“ Mahinda weiſt nun den König auf die Bedeutung dieſes koſtbaren Schatzes hin in den Worten: „Wo immer man heilige Reliquien vor Augen hat, da hat man den Vollendeten vor Augen.“ Der König erwiderte: „Ich verſtehe, ich verſtehe, ein Stūpa ſoll errichtet werden. Das wird geſchehen; ſorget ihr nur für die Reliquie.“

Und nun wurde Sumana, der Mönch, an Aſokas Hof geſandt, um neue Reliquien zu den alten zu erhalten. Als wertvollſte Gabe brachte er die Schüſſel mit, der Buddha ſich beim Speiſen bedient hat. Der Gott der Götter hatte ihm ferner aus der Chudamani-Dagoba die Reliquie des rechten Schulterblattes mitgegeben.

Eine neue, glänzende Prozeſſion wurde veranſtaltet. Auf dem königlichen Elefanten werden die herbeigebrachten Reliquien unter einem koſtbaren Baldachin durch die Straßen zur Stelle getragen, wo der Reliquienſchrein errichtet werden ſollte. Die neuen Reliquien wurden mit der alten vereinigt, und über beiden erhob ſich eine herrliche Dagoba. Der Bruder des Königs erweiterte ſpäter dieſes Heiligtum. Der Ausbau ſetzte ſich in den nächſten Generationen fort, bis Dutthagamini um das Jahr 163 v. Chr. den Bau in einem großangelegten Stūpa, etwa 30 m in der Höhe und 117 m im Umfang, zu einem glänzenden Abſchluß brachte.

Die Dagoba erhebt ſich in glockenförmiger Geſtalt über einem kreisrunden Unterbau. Der Durchmeſſer beträgt am Rande der Glocke nur 30 m. Der untere Teil des Glockenmantels wird aus Ringen gebildet, während die obere Hälfte eine glatte Fläche zeigt. Über der Glocke ruht ein rechteckiger Aufbau und dient einem aus Ringen zuſammengeſetzten, ſpitz zulaufenden Türmchen als Unterbau.

Die heilige Stätte gewährt einen wirklich recht armſeligen Anblick. Auseinandergeriſſene Treppenſtufen, nach allen Seiten hin zerſtreute breite Steinplatten mit Reliefbildern geſchmückt, ſchlanke Säulenſchäfte mit ſchmalem Kapitäl, hier noch aufrecht emporſteigend, dort ſchräg geneigt, zerfallende Mauerflächen, das iſt der erſte Eindruck, den man empfängt. Es iſt ein Bild troſtloſer Zerſtörung. Die ſtolz emporſtrebenden Palmenkronen und

das ringsum emporwachſende Buſchwerk mit den alten Tamarinden und Banyan im Hintergrunde laſſen das Zerſtörungswerk der Jahrhunderte nur noch packender hervortreten. Glänzende Kunſtentfaltung läßt ſich hier nicht erwarten. Es iſt, als habe das in dem Glockenheiligtum veranſchaulichte Ideal des Nirwāna alle künſtleriſchen Kräfte im Nirwāna gefangen gehalten.

Am auffälligſten erſcheinen die vielen Schäfte, die in mehreren Ringen die Glocke umgeben. Es iſt das intereſſanteſte und bemerkenswerteſte Ornament des Baues, ein architektoniſcher Schmuck, der ausſchließlich den Denkmälern von Ceylon eigen iſt. In vier, durch einen kleinen Zwiſchenraum voneinander getrennten Kreiſen umſchließen die ſeltſamen Säulen das Heiligtum. Aus einem Monolith gehauen, erreichen ſie eine durchſchnittliche Höhe von 6 m. Nur der äußerſte Ring ſetzt ſich aus Schäften in bedeutend kleineren Maßen zuſammen. Auf den erſten Blick erſcheint die Bearbeitung der Säulen ſehr einfach. Der Schaft iſt entweder als ganzes Stück ein Achteck oder in ſeinem unteren Teil ein Viereck und ſetzt ſich in ſeinem oberen Teil als Achteck fort, um mit einem anſpruchsloſen Kapitäl abzuſchließen. Man gewahrt keine Spur jener üppigen ornamentalen Pracht, die den Denkmälern des indiſchen Feſtlandes eigen iſt. Bei näherer Betrachtung jedoch erregen die kapitälartigen Aufſätze die lebhafte Aufmerkſamkeit des Beſchauenden durch die feinſinnige Art, mit welcher es die Künſtler verſtanden haben, dem Abſchluß einen wechſelnden Schmuck in der Zuſammenſetzung verſchiedenartig verſchlungener ornamentaler Bänder zu geben. Darin zeigt ſich ein vornehmer künſtleriſcher Geſchmack, der vorteilhaft von der wild wuchernden Fülle des indiſchen Kapitäls abſticht. Leider liegt ein großer, ja der größte Teil umgeſtürzt und zerbrochen am Boden. Von den 176 Säulen, welche urſprünglich das Heiligtum einſchloſſen, ſtehen nur mehr 31 ganz aufrecht, nahezu 100 Schäfte liegen am Boden, und mehr als 40 ſind überhaupt nicht mehr auffindbar. Welchem Zwecke dienten dieſe merkwürdigen Säulenringe? Man gewahrt keine Spur einer Traglaſt, welche auf ihnen ruhte, keinen Architrav, keine Decke, überhaupt kein architektoniſches Glied, dem die Säule als Stütze hätte dienen können. Allem Anſchein bildeten ſie ohne jede Verbindung untereinander einen Kranz von Schäften rings um den Reliquienſchrein. Dieſer zwei- oder dreifache Säulenring erſetzte den Steinzaun, welcher im nördlichen Indien den Reliquienſchrein umgibt. Santſchi und Barhut bieten die berühmteſten Muſter jener aus Steinbalken gebildeten Umzäunungen. Je lebhafter das Bild noch in der Erinnerung iſt, um ſo mehr überraſcht das Fehlen dieſes faſt zum ſakralen Symbol gewordenen Gliedes bei dem erſten ceyloneſiſchen Heiligtum, auf das wir ſtoßen. Es liegt hier ein Stück ſelbſtändiger Entwicklung vor, durch das ſich die buddhiſtiſche Architektur Ceylons von derjenigen der nordbuddhiſtiſchen Welt unterſcheidet. Wenngleich das eigentliche Heiligtum in dem Grundcharakter

mit dem nördlichen Vorbild übereinſtimmt, ſo zeigt ſich doch in den ausſchmückenden Gliedern ein nicht unbedeutender Unterſchied namentlich in der Anlage der Stufen und Geländer. Überall gibt ſich ein freierer und reicherer ornamentaler Zug zu erkennen. Auf dem Boden Ceylons konnte ſich die im Norden Indiens emporgewachſene Kunſt des Buddhismus ruhig weiterbilden, als im Gangestale bereits die Denkmäler des buddhiſtiſchen Kultus dem Verfalle preisgegeben waren. Darum ſind uns die Ruinen der alten Königsſtadt ſo wertvoll. Sie ſtellen im Gegenſatze zum Norden ein ſich fortentwickelndes Schaffen der dem Buddhismus eigenen Kräfte dar, aber enthüllen gerade in dieſem Schaffen die künſtleriſche Armut des buddhiſtiſchen Kultus. Alles in allem beweiſt ſeine Entwicklung nur, wie ſehr er es verſtanden, die religiöſen Anforderungen auf ein Mindeſtmaß zurückzuführen und dieſe ſo zu geſtalten, daß ſie ſich leicht den volkstümlichen Anlagen anpaßten und ohne Anſtrengung erfüllt werden konnten. Der gewaltige Erdhügel, die aufgeſchichteten, kugelförmig geſtalteten Steinmaſſen konnten als Reliquienſchrein ihren Eindruck auf die Volksphantaſie nicht verfehlen. Solche Bilder prägen ſich leicht ein und bleiben für immer haften. Das religiöſe Empfinden beſitzt in ihnen einen feſten, greifbaren Halt und erneuert ſich immer wieder in der Betrachtung dieſer Kultusformen, die ihm den köſtlichſten Schatz, das ſichere Unterpfand der Erlöſung einſchließen.

Die Thūparāma erhebt ſich in der Mitte eines 147 m langen und 96 m breiten Rechteckes, das urſprünglich von einer Mauer eingeſchloſſen war. Nur wenige Reſte haben ſich von der Mauer erhalten. Den Zutritt zu dem heiligen Grund und Boden öffnete der Eingang im Südoſten. Heute finden ſich dort die Reſte eines kleinen Wachthauſes. In einiger Entfernung von dem Stūpa erheben ſich mehrere Ruinenhaufen. In einem dieſer Trümmerfelder erkennen wir die Reſte eines Kloſters. Die Niederlaſſung der Mönche erhob ſich auf einer terraſſenartigen Erhöhung von 26 m Länge. Eine breite Treppenanlage, von einer Steinbrüſtung eingefaßt, führt zu der Terraſſe empor. Schön gearbeitete „Torhüter“ (Dwārapāla) halten zu beiden Seiten die Wacht. Eine Anzahl monolither Säulenſchäfte weiſt noch auf den ſchattigen Vorbau hin, der in Geſtalt einer Veranda das Kloſter umgab. Gegen Nordoſt erhebt ſich eine kleine Dagoba. Sie wird als Grabdenkmal der buddhiſtiſchen Nonne Sanghamitta verehrt, welche den Zweig des heiligen Baumes von Buddhagaja im Jahre 307 v. Chr. nach Ceylon brachte.

Enge verwandt mit der Thūparāma-Dagoba erſcheint auf den erſten Blick die Lankarāma-Dagoba in den Stufenanlagen und Säulenringen. Auch hier drängt ſich dem aufmerkſamen Beobachter die Rückſtändigkeit und Eintönigkeit der auf Ceylon ſchaffenden Kunſt des Buddhismus auf. Die Halbkugel, unter der die Reliquien ruhen, iſt zwar maſſiver und regelmäßiger zu einer Kuppel ausgebaut, aber außer den Bändern, welche die glatte

Fläche des Unterbaues unterbrechen, gewahrt das Auge keine Spur eines anziehenden Schmuckes, es sei denn daß der dem Kegel aufgesetzte Steinkasten als Ornament betrachtet werden soll.

Vor uns steigt jetzt ein hochragender, von Gestrüpp bedeckter Erdhügel empor. Unter der kegelförmigen Masse birgt sich eine andere, einst hochgefeierte Dagoba, und dank den Nachforschungen ist es gelungen, die ursprüngliche Gestalt des Kegels wiederum hervortreten zu lassen. Die künstlerische Neugier ist dadurch allerdings kaum befriedigt worden. Mit sklavischer Treue haben die Erbauer an der ihnen überlieferten Form festgehalten und sich auf den Schmuck beschränkt, mit dem die Kunst die Stufenanlage und den Unterbau zu umgeben pflegte. Dieser Schmuck erhebt sich nicht über gewisse typisch gewordene Formen von Bandstreifen, welche die unteren Mauerflächen unterbrechen und von Reliefplatten, welche teils verschiedene Arten Blattwerk teils menschliche Gestalten vor Augen führen. Nirgendwo zeigt sich eine Spur der monumentalen Pracht, welche die brahmanischen Schöpfungen in Nordindien auszeichnet, oder ein Zug der plastischen Kunst, die uns in Java so angenehm überrascht. Ceylon steht hier weit zurück.

Die berühmteste, wenn auch nicht die größte unter allen Dagobas ist die Ruwanveli-Dagoba. Sie wurde über dem kostbarsten Reliquienschatz, den Ceylon besitzt, aufgebaut und galt darum als das ehrwürdigste Heiligtum der Insel. In der Dichtung des Mahavansa nimmt ihre Geschichte die glanzvollste Stelle ein, und bis auf den heutigen Tag pilgert man hierhin, um die Reliquien Buddhas zu verehren.

Die Dagoba erscheint als mächtiger Kegel, aber nur die untere Mauerfläche des Kegels hat sich bis zu einer Höhe von 12 m einigermaßen gut erhalten. Nach oben hin türmt sich der Bau wie eine regellose Masse von Ziegelsteinen auf, über die sich ein niedriges Buschwerk ausbreitet, und erreicht eine Höhe von 64 m.

Die Halbkugel, in der die Reliquien eingeschlossen sind, ist auf einer breiten Terrasse angelegt, und diese Terrasse erhebt sich 4 m über dem 16,5 m breiten Elefantenweg, der das ganze Heiligtum umgibt. Ein dreifacher Prozessionsumgang zieht sich um den Kegel.

Ich habe schon auf die große künstlerische Armut der Denkmäler hingewiesen. An diesem ehrwürdigsten Heiligtum von Anuradhapura tritt sie besonders bezeichnend hervor. Der einzige Schmuck, den der Künstler dem Koloß zu geben weiß, besteht in den verschiedenartigen Bandstreifen, welche die Wandfläche bekleiden, Elefantenköpfe und stilisierte Lotusblumen bilden die bevorzugtesten Muster. Die Ecken der Prozessionsumgänge schließen Steinplatten mit Reliefdarstellungen von sehr grober Arbeit ab. Umsonst sucht das Auge nach einem echt künstlerischen Zuge. Die bedeutendste kunsttechnische Leistung tritt in den Säulengruppen hervor, aber es scheint, als habe es

die Kunst nie fertig gebracht, sich von dem vier- oder achtkantigen Säulenschaft und Kapitäl loszureißen und eine anmutigere, reichere und gefälligere Form sich anzueignen. Und doch so wenig eindrucksvoll die Masse erscheint, so drängten sich einst Tausende und Tausende um diesen kegelförmigen Bau. Er stellte ihnen die geheimnisvolle Nähe des Mannes vor Augen, in welchem sie den Befreier aus dem Strome des Leidens verehrten.

Das, was der in tausend Ruinen zerfallenden Stadt selbst in den Trümmern noch die Ehrfurcht der Bewohner Ceylons sichert, das ist vor allem „der siegreiche, glorreiche, erhabene Bodhibaum", dessen Anpflanzung die größte Epoche in der Geschichte Ceylons bezeichnet. Wer hat noch nichts gehört von dem ceylonesischen Sprößling des heiligen Baumes, unter dem Buddha zur Erleuchtung gelangt war? Der Baum war ein heiliges, ja vielleicht das heiligste Symbol der neuen Erlösungslehre geworden. Darum darf es nicht überraschen, daß sich in Ceylon das Verlangen regte, eine Reliquie dieses denkwürdigen Baumes zu besitzen, und je enger der nach Ceylon verpflanzte Buddhismus durch den Königssohn von Magadha mit der ehrwürdigen Stätte verbunden war, auf der jener geheimnisvolle Baum stand, um so begründeter erschien das Verlangen, einen Sprößling des Baumes zu erhalten. War doch der Zweig das sinnfälligste Zeichen und Unterpfand, daß die singhalesische Gemeinde der Buddhagläubigen ein echter Sprößling der großen in Buddhagaja blühenden Gemeinde war.

Der heilige Baum von Ceylon hat sich zwei Jahrtausende erhalten und bietet auch heute noch das Bild eines kräftigen Lebens, ganz im Gegensatze zu dem Mutterbaum in Magadha, der zu einem armseligen Gerippe von Ästen verdorrt ist.

Wir suchen unter schattigen Baumgruppen den Weg zu diesem Nationalheiligtum Ceylons. Man kann im Zweifel darüber sein, welche Reliquie mehr Anspruch auf Verehrung unter den Singhalesen erhebt, der Zahn oder der Baum Buddhas. Zu beiden Reliquienstätten pilgert Ceylon allem Wechsel der Zeiten zum Trotz.

Von der Pracht, mit der einst der heilige Baum umgeben war, hat sich nur mehr wenig erhalten. Eine einfache Stufenanlage mit ein paar „Torhütern" in Relief, einige Säulenschäfte und Steinplatten, das sind die letzten Reste der ehemaligen Herrlichkeit. Nur Enttäuschung weckt dieses Sanctum sanctorum.

Im Südosten lenkt eine Gruppe von Pfeilern die Aufmerksamkeit zu sich herüber. Sie bezeichnen die Stätte, wo zuerst der berühmte Zahn des Buddha, heute wie vor 1500 Jahren der Talisman des Landes, aufbewahrt wurde. Der Ort ist bekannt unter dem Dalada Maligawa, „Tempel des heiligen Zahnes". Was wir von dem ursprünglichen Tempel vor uns haben, ist nur eine trostlose Ruine, aber aus den Steinresten läßt sich erkennen,

Bild 261. Naaradhapara. „Meſſingpalaſt". (S. 385.)

Bild 262. Naaradhapara. Kattam Pokuna (altes Bad). (S. 389.)

Bild 263. Sigiriya. Teichanlagen des Tempels. (S. 390.)

Bild 264. Polonnaruwa. Kiri Vehera (Pagode der goldenen Turmspitze). (S. 395.)

daß die Kunſt, ſoweit ſie deſſen fähig war, einſt alles aufgeboten hatte, um der Stätte jenen künſtleriſchen Glanz zu geben, der dem „Schatze“ entſprach.

Der Bau iſt klein und ſetzt ſich aus zwei Teilen zuſammen, einem Hauptraum von 7 m im Geviert und einem Vorraum von nur 4 m Breite und 3 m Länge. Zu dieſen Räumen gelangt man auf einem von Säulen eingeſchloſſenen Pfad, der in eine Säulenhalle ausläuft. Dem Altertumsforſcher iſt Gelegenheit geboten, manche wertvolle Beobachtung an dem Ornament der Säulen und Treppenbrüſtungen zu machen. Die ausſchmückende Kunſt ging hier ihre eigenen, vom Feſtland unabhängigen Wege. Von beſonderem Intereſſe aber iſt die halbkreisförmige Steinplatte, welche einem Teppich vergleichbar ſich vor der Stufenanlage ausbreitet. Der Halbkreis ſetzt ſich aus vielen Bandſtreifen zuſammen, die bald aus linearen Ornamenten bald aus Muſtern beſtehen, welche der Tierwelt entlehnt ſind. Die letztere iſt vornehmlich durch Gänſe vertreten, die einen wahren Gänſemarſch bildend ſich als Band um den Rand der Steinplatte winden. Mit dieſem Gänſemuſter wechſelt ein anderes ornamentales Band, in welchem ſich der Reihe nach Löwe, Elefant, Pferd und Stier folgen. Die Darſtellung dieſer Tiergeſtalten zeichnet ſich durch eine gewiſſe Natürlichkeit und Lebendigkeit aus.

19. Mai 1905.

Eine der merkwürdigſten Ruinen iſt der Lohapraſāda, der „Meſſingpalaſt“. Es war wirklich ein köſtliches Bild, das ſich uns darbot, als wir von der breiten Straße abbogen, um uns der Ruine zuzuwenden. Mit einemmal zeigte ſich eine Anzahl von aufgerichteten viereckigen Steinbalken. Wie Säulenſchäfte ſind dieſe Steinballen aneinander gereiht, als wären ſie beſtimmt geweſen, eine Laſt zu tragen. Aber ſie ſind ſo grob bearbeitet, daß ihnen kaum die Bezeichnung „Säulenſchaft“ beigelegt werden kann. Das Bild dieſer endloſen Reihe aufrechtſtehender Steinbalken erinnerte mich lebhaft an die unzähligen Galgenbogen, die ich bei Tokio in der Nähe des buddhiſtiſch-ſchintoiſtiſchen Heiligtums von Ikegami ſah. Man ſollte kaum glauben, daß die Ballen wirklich die Pfeiler eines „Palaſtes“ bildeten. Es iſt der auf 600 Granitpfeilern ruhende „Meſſingpalaſt“. Die alte Legende entwirft ein wundervolles Bild von dieſer ſtolzeſten Schöpfung der ceyloneſiſchen Kunſt. Leider iſt von der Pracht des Goldes und Silbers keine Spur mehr zu entdecken. Die Wirklichkeit dürfte beſcheidener ausgeſehen haben. Wenn die Legende von einem neunſtöckigen Palaſt redet, ſo wird es ſich dabei wohl um einen jener mehrſtöckigen Paläſte gehandelt haben, wie ich ſie in Birma ſah. Auch dieſe ruhen auf einem von freiſtehenden Pfeilern gebildeten Unterbau und ſetzen ſich aus drei oder fünf Geſchoſſen zuſammen, welche in kleine Säle abgeteilt ſind. Jenen Holzbauten mag der vom Mahawanſa beſchriebene „neunſtöckige“ Bau wohl ähnlich geweſen ſein. Das iſt

um so wahrscheinlicher, als eine spätere Erzählung berichtet, die neun Stockwerke seien auf sieben, danach auf fünf, also auf jene Zahl herabgemindert worden, die in Birma das Privileg des Königs und der Bonzen ist.

In geringer Entfernung zeigt sich eine Gruppe von Ruinen, die auf einen palastähnlichen Bau hinzuweisen scheinen. Rings von dem dunkeln üppigen Wachstum mächtiger Baumgruppen umgeben, machen sie den Eindruck eines im Urwalddickicht verborgenen Schlosses und erinnern lebhaft an einzelne Bilder Kombodschas. Die Ruinen sind bekannt unter dem Namen von Mahasenas Pavillon und umfassen in einer Ausdehnung von 68 m Länge, 58 m Breite fünf kleinere Bauwerke. Die Bauten standen augenscheinlich in Zusammenhang mit der großen Dschetawanarâma-Dagoba und dienten den der Dagoba zugeteilten Mönchen als Wohnung. Aus den erhaltenen Resten läßt sich erkennen, daß diese fünf Klosterpavillons einst prächtige Bauwerke darstellten. Dies gilt namentlich von dem in der Mitte des Rechteckes sich erhebenden Hauptbau. Nur der Unterbau ist leidlich gut erhalten. Er ist ganz aus einem ausgezeichneten Granit hergestellt. Die Steinmassen verraten in ihrer trefflichen Bearbeitung eine wohlgeübte Schule von Steinmetzen. Von den Pfeilern sind nur mehr einige Reste erhalten. An ihrer Stelle steigen mächtige Baumstämme empor.

Nur etwa 200 Schritt gegen Südwest stoßen wir auf eine dem Pavillon Mahasenas ähnliche Trümmermasse. Man hat ihr den Namen „Pavillon der Königin" gegeben. Welchem Zwecke der Bau diente, läßt sich nicht mehr bestimmen. Auch hier ist der Oberbou bis auf wenige, ziemlich hinfällige Säulengruppen verschwunden. Der granitene Unterbau hingegen ist gut erhalten und zeigt dieselbe treffliche Arbeit, die Mahasenas Pavillon auszeichnet, namentlich in dem Schmuck der Stufenanlage. Wie düster oder erscheinen die Steinmassen inmitten der von dichten, dunkeln Baumgruppen eingeschlossenen Lichtung! Dieses stete Ineinandergreifen der unerschöpflichen Triebkraft der Natur und der zerstörenden Macht der Zeit entfaltet immer neue, wechselvolle Bilder.

Im Vorübergehen werfen wir einen Blick auf die zwar kleine, aber vom Volke hochverehrte Kudschdschatissarâma-Dogoba. Es ist eigentlich heute nur mehr ein kegelförmiger, vom Gestrüpp überwachsener Erdhaufen; bloß einzelne umgestürzte Säulenschäfte, zerstörte Stufenanlagen deuten auf die ursprüngliche Bedeutung des Erdkegels hin, der als Reliquie zwei Zähne der beiden gefeierten Mönche Kudschdschatissa und Kyaggatissa aufbewahrte. Indes hat sich der „Zahn der Zeit" mächtiger erwiesen als die den Zähnen der beiden alten Mönche gezollte Verehrung.

Wir wandten uns dem in einiger Entfernung emporsteigenden Hügel zu. Eine von dichtem, wildem Buschwerk überzogene natürliche Bodenerhöhung schien es zu sein. Sie hatte eine kegelförmige Gestalt und war von einem

kleinen Turm überragt, der mich lebhaft an einzelne Pagodentürme erinnerte, die ich in China gesehen. Als wir näher kamen, entpuppte sich das, was wie ein natürlicher Hügel aussah, als eine Riesendagoba. Es ist die in der altsinghalesischen Überlieferung so sehr gefeierte Dschetawanaräma-Dagoba. Die gewaltige, ganz aus Ziegelsteinen aufgeführte Halbkugel ist so stark vom Buschwerk überwachsen, daß die Mauerfläche vollständig unter dem Getriebe der Wurzeln verschwindet, nur die rechteckige Mauermasse, welche oben den Turm trägt, wird teilweise sichtbar. Kunstlos wie alle Kegel der Stūpas führt die enorme Steinmasse die außerordentliche Bautätigkeit der buddhistischen Könige in ihrer maßlosen und sinnlosen Verschwendung der Kräfte sehr anschaulich vor Augen.

Der kreisförmige Unterbau hat einen Durchmesser von 108 m, die darüber sich erhebende Halbkugel mißt im Durchmesser 95 m und erhebt sich zu einer Höhe von 75 m. Danach mag man die Ziegelmasse berechnen, die auf die Ausfüllung der Halbkugel verwandt wurde.

Der einzige künstlerische Schmuck, der diesem Koloß gegeben wurde, bestand in den abgestuften Galerien, welche sich rings um den Rand der Halbkugel zogen. Auch hier werden die Galerien von den Säulen eingeschlossen, die einen dreifachen Ring für die das Heiligtum umkreisenden Prozessionen bilden.

Die Abayagiri-Dagoba ist der umfangreichste Reliquienschrein von Anuradhapura und zählt zu den größten Stūpas, die der Buddhismus auf seinen Wanderungen durch Asien errichtet hat. Einige Zahlen mögen dies erläutern. Der Durchmesser des Unterbaues beträgt 111 m, der des Kegels 101 m, die ganze Höhe 72 m. Die darauf verwandte Steinmasse ist erstaunlich. Man bedenke, daß der Aufbau, d. h. die Terrasse und die darauf sich erhebende Kuppel, einen Rauminhalt von 6000000 cbm nach Sir Emerson Tennent darstellt. Selbst mit allen uns heute zu Gebote stehenden Hilfsmitteln müßten 500 Arbeiter sieben Jahre lang schaffen, um die Ziegelsteinlager aufeinander zu schichten, deren es zur Ausfüllung dieses Raumes bedurfte. 8000 kleine Wohnhäuser, jedes 6,5 m in der Front, hätte man damit bauen und in 30 Straßen verteilen können, deren jede eine halbe Stunde lang war. Ja man hätte damit eine Mauer 3 m hoch 0,30 m breit von London bis nach Edinburgh anlegen können. In der Verschwendung menschlicher Kraft standen die Fürsten Ceylons hinter den Erbauern der Pyramiden nicht zurück. Der Kegel über den Reliquien erhebt sich auf einer breiten, 191 m im Geviert messenden Terrasse. Rings um die Terrasse zieht sich der sog. Elefantenpfad in einer Breite von 29 m. Der Unterbau des Kegels setzt sich aus drei mächtigen, mit Bandstreifen, Pflanzen- und Tiermustern geschmückten Steinlagen zusammen. Nach Süden springt an dem Unterbau ein altarähnlicher Steinblock vor, dessen Seitenflächen mit

Lotosblättern verziert sind. Ohne Zweifel diente der massive Block als eine Art Opferaltar, auf der die Gläubigen Blumen und andere Weihegaben niederlegten. Ein ähnlicher Altar, jedoch nicht so groß, findet sich auf der Westseite. Der Prozessionsweg war so breit angelegt, weil in dem feierlichen Umzug niemals der Elefant fehlen durfte. Elefantenköpfe bilden denn auch immer den Hauptschmuck der Mauerflächen. Es werden an einzelnen Prozessionswegen 200, ja 400 solcher aus der Mauerwand hervorschauenden Elefantenköpfe gezählt.

Das Ornament, das die Brüstung ziert, zeichnet sich vor den Dagobas, die wir eben besuchten, durch eine reinere und reichere Arbeit aus. Die Wandbekleidung, so einfach sie auf den ersten Blick erscheint, ist geschmackvoll in den Bandstreifen und Rahmenfeldern durchgeführt. Charakteristisch sind die in zahlreichen Skulpturen dargestellten Schlangenhauben, als handle es sich bei dem „Berg der Furchtlosigkeit" um ein besonders heiliges Symbol. Die männlichen und weiblichen Gestalten, welche die großen Reliefplatten füllen, sind wohl als tüchtige Steinmetzleistung bemerkenswert. Von einem künstlerischen Hauch aber ist keines dieser Bilder durchweht. Man arbeitete nach festen Schablonen und glaubte das Höchste und Schönste geleistet zu haben, wenn die Formen recht massig und üppig hervortraten.

Ein bemerkenswerter Unterschied gegenüber den buddhistischen Denkmälern des indischen Festlandes springt sofort in die Augen. Wo ist der immer wiederkehrende ornamentale Schmuck der Symbole des buddhistischen Glaubens, das Rad, der Baum, der Stūpa? Es ist eine seltsame Erscheinung, daß diese Symbole, die sonst im Mittelpunkt des älteren Buddhismus stehen, hier als Ornament ganz zurücktreten. Worin mag das wohl seinen Grund haben?

Ein besonderes Interesse gewährt die Anlage der Bäder oder Pokunas. Zahlreiche solcher Badeanlagen finden sich innerhalb des dichten Waldes und Buschwerkes, das heute den größeren Teil der alten Stadt bedeckt. Es ist in den allerwenigsten Fällen bekannt, wem die einzelnen Teiche ihren Ursprung verdanken. Nicht wenige müssen in ein hohes Alter zurückreichen. Viele verraten eine große Fertigkeit der Technik. Leider finden sich die meisten in einem Zustand der Zerstörung, der nur mehr ein schwaches Bild der ursprünglichen Schönheit gibt. Eine solche Badeanlage sind zwei unter dem Namen „Zwillingsbad" bekannte Teiche. Beide sind ganz aus trefflich behauenem Stein hergestellt. Die Wände sind nicht mit Backsteinen, sondern mit schweren Granitquadern bekleidet. Stufenanlagen, von einem Geländer eingefaßt, führen auf jeder Seite in das Bad hinab. Überall gewahrt man eine außerordentliche Sorgfalt in der Bearbeitung des Materials und in dem Schmuck der Wandflächen. Hier war ein in langer Übung technisch geschultes Geschlecht tätig.

Wenn man seinen Blick über die Waldungen schweifen läßt, die heute in weitem Bogen die auf einen engen Raum zusammengeschrumpfte Stadt einschließen, dann ahnt man nicht, daß dort, wo heute die üppige tropische Vegetation sichtbar wird, einst herrliche Teiche und Seen im Glanz der Sonne schimmerten. Die große Stadt bedurfte viel Wassers. Diese Wassermassen wurden ihr aus gewaltigen, künstlich geschaffenen Seen zugeführt, die sich in einiger Entfernung von der Stadt ausdehnten. Um das nötige Wasser zur Speisung der Seen und Teiche zu gewinnen, wurde eine Art Talsperre angelegt, welche die Wassermassen so reichlich staute, daß sie hinreichte, um nach verschiedenen Richtungen hin die Teiche zu füllen. Solche Teiche besaß Anuradhapura in großer Zahl. Alle waren aus solidem Mauerwerk hergestellt. Manche dehnten sich in der Länge und Breite mehrere Meilen aus, und nun denke man sich diesen Kranz silberheller Teiche und Seen in weitem Bogen zwischen dem Grün der mächtigen Bäume um die Stadt ziehen und in zahlreichen Strahlen, die wie Silberfäden aussahen, das Wasser den Bewohnern der Tempelstadt zusenden, dann kann man sich wohl vorstellen, daß ein solches Bild einen unvergleichlichen Zauber auf die nach Anuradhapura pilgernden Verehrer Buddhas ausüben mußte. Der Orientale hat es zu allen Zeiten verstanden, die religiöse Macht in einer so eindrucksvollen Weise zur Geltung zu bringen, daß die königliche Macht immer nur wie der Abglanz des überirdischen Glanzes der Religion erschien.

Das war Anuradhapura in den Tagen seiner Größe und Macht. Seit dem 6. Jahrhundert schwand der Glanz der Hauptstadt immer mehr. Innere Zwiste und äußere Kämpfe, namentlich aber die dauernden Einfälle der Tamulen untergruben das Ansehen von Anuradhapura. Die Sicherheit schwand, und viele Bewohner zogen nach dem tiefer gelegenen Potonnaruwa. Damit war das Schicksal der alten heiligen Stätte des Buddhismus endgültig entschieden. Während die Tamulen in die einst so herrliche alte Stadt einzogen, begann das kleinere Potonnaruwa die Stelle der älteren Königsstadt einzunehmen. Die neue Hauptstadt erhob sich schnell zu außerordentlichem Glanze. Geradezu erstaunlich ist die Schnelligkeit, mit der sie emporwuchs. Ihre Paläste, Tempel und Seen stellten bald alles in den Schatten, was das alte Anuradhapura an Bauten besessen. Zwar war auch Polonnaruwa nicht sicher vor den kühn vordrängenden Tamulen. Krieg und Friedenszeit waren in stetem Wechsel wie Ebbe und Flut. Daß jedoch die Singhalesen fähig waren, trotz der steten Unruhe und Bedrängung eine Stadt zu bauen, die an Reichtum, Schönheit und Macht alles übertraf, was Ceylon bis jetzt geleistet, stellt ihren Fähigkeiten ein glänzendes Zeugnis aus. Der neuen Königsstadt Polonnaruwa galt der nächste Ausflug.

22. Mai 1905.

Eine Fahrt im Ochsenkarren durch das Dickicht eines tropischen Waldes gehört nicht gerade zu den Annehmlichkeiten eines antiquarischen Ausflugs. Doch man gewöhnt sich an alles, und auf meinen Fahrten bin ich nun schon so viel gerüttelt und geschüttelt worden, daß es auf ein Mehr oder Weniger nicht mehr ankommt. Man lenkt die Aufmerksamkeit ab und erfreut sich der unbeschreiblichen Pracht der Wälder, die immer Neues bieten.

Als wir aus dem Wald hervortraten, lag der riesige Felsblock von Sigiri vor uns. Die Felsmasse ist zwar nicht übermäßig hoch, aber die wuchtige Gestalt des abgerundeten Blockes wächst aus dem Wald und See, der sich an seinem Fuße ausbreitet, sozusagen über seine eigene Größe hinaus und drückt dem weiten Flachland der Umgebung ein kräftiges Gepräge auf. Da kann es uns nicht überraschen, daß die buddhistische Vorliebe für Berge und Felsgruppen in dieser schräg ansteigenden Steinmasse eine des Kultus besonders würdige Stätte bald erkannte. Und je gefährlicher der Aufstieg war, um so verlockender schien es, gerade diesen Felswänden buddhistischen Schmuck zu verleihen. In den Felsen wurde eine Galerie angelegt, um das Emporklimmen zu ermöglichen. Der untere Abschnitt der Galerie ist breit und von einer als schützende Brüstung dienenden Mauer eingefaßt. Allmählich verengt sich der Pfad und geht in steil angelegte Stufen über, zuletzt schwinden auch diese stellenweise, und der kühne Steiger muß es versuchen, auf dem nackten Felsgrund, an die Wand sich stützend, weiter zu kommen. Für einen buddhistischen Pilger war das Besteigen des Felsens eine lohnende Aufgabe. Je größer die Beschwerden, je ängstigender die Gefahren erscheinen, um so größer ist das Verdienst, das er sich erwirbt. Die Pilger werden geradezu tollkühn in ihrem buddhistischen Wahne. Der Fels ist seit uralter Zeit eine Pilgerstätte. Darauf weisen die merkwürdigen Freskobilder hin, welche die steile Wand hoch oben schmücken. Es ist noch ein Rätsel, wie es diese waghalsigen Maler anstellten, um ihre Kunst an den gefährlichen Wänden zum Ausdruck zu bringen. Deutlicher aber noch sprechen die breitangelegten Bauten, deren Ruinen vor einigen Jahren aufgedeckt wurden, für die Heiligkeit des Ortes. Soweit sich erkennen läßt, waren es teils Tempel teils Badeanlagen. Überall hat die religiöse Begeisterung die Spuren ihres unermüdlichen Schaffens zurückgelassen.

Die letzte Strecke nach Polonnaruwa führt durch einen dichten Wald. Welche Feder vermöchte die Pracht der reichen Vegetation zu schildern, welche die unerschöpfliche Triebkraft der Tropensonne hier hervorgebracht hat! Wohin das Auge sich wendet, überall stößt es auf eine undurchdringliche grüne Wand des üppigsten Pflanzenwuchses. In einem mystischen Halbdunkel zwischen den hoch aufstrebenden Säulenstämmen hindurchschreitend empfinden wir die ganze Herrlichkeit des Tropenwaldes. Man muß den gewaltigen

Eindruck der überwuchernden Fülle unmittelbar auf ſich einwirken laſſen. Die reiche Geſtaltungskraft vermag nicht bloß die größten und gewaltigſten, ſondern auch die kleinſten und zarteſten Geſtalten zu entwickeln, einerſeits Rieſenformen, welche die uns vertrauten Dimenſionen weit übertreffen, anderſeits äußerſt feine, zierliche Zwergformen, die das Ausſehen einer ſorgſam überwachten Treibhauskultur haben. Von den Rieſenbäumen, die gewiſſermaßen das Gerippe des Urwaldes bilden, ſieht man im Walde vielfach nur die gigantiſchen Stämme, während die Kronen hoch oben ſich dem Blick entziehen. Die Schäfte ſind von unten her mit dem grünen Gewirr der Kletterpflanzen umwoben, deren Äſte wie Taue herabhängen. Die Schling- und Kletterpflanzen ſpielen in der landſchaftlichen Phyſiognomie des tropiſchen Waldes eine hervorragende Rolle. Zu beträchtlicher Höhe ſchwingen ſich ihre holzigen Stämme an dem ſenkrechten Säulenmaſt des Stützbaumes empor, meiſtens ſo kühn hinaufſtrebend, daß in dem grünen Blätterdach die durchflochtenen Zweige, Blätter und Blüten des Lianenbaumes und des Stützbaumes ſich nicht mehr unterſcheiden laſſen. Kletterpflanzen der verſchiedenſten Art treiben wetteifernd ihr tolles Spiel, indem ſie ſich zuerſt girlandenartig von einem Stamm zum andern ſchwingen und dann in weiten Spiralwindungen ihre nackten, blätterloſen Äſte um den wuchtigen Stamm eines Urwaldrieſen ſchlingen. Vor allem entzücken das Auge auch hier wieder zahlreiche herrliche Baumfarne, dieſe feinſten und lieblichſten unter allen Bäumen. Ihre ſchöngebogenen, braunen Stämme erheben ſich allenthalben über das niedere Gebüſch und entfalten den hellgrünen Kranz ihrer zarten, doppeltgefiederten, breiten Blätter. Dazwiſchen ſtehen prächtige Bambusgruppen. Eine der größten Arten dieſer merkwürdigen Baumgräſer bildet mit ihren lichtgrünen, überhängenden Laubmaſſen rieſige Büſche. Eine andere Art von Bambus war ganz umſponnen von den leuchtend gelben Blütentrauben einer gewaltigen Liane. Dicht dabei zeichnet ſich eine Liane durch die Pracht ihrer großen, violettroten Blütentrauben aus. Sie erſcheinen an dem langen, die Bäume umſchlingenden Stengel wie künſtlich angebrachter Schmuck. Zwiſchen den Baumſtämmen iſt jeder Fuß breit des Erdbodens von kleineren Gewächſen eingenommen. Tauſenderlei Sträucher und Kräuter drängen ſich im wirren Durcheinander. Jeden freien Raum nehmen die Mooſe und Kleinfarne ein. Dazwiſchen entfaltet die wilde Bananenſtaude ihre breiten Blätter in zierlichen Bogen, während die Sonne ihre glitzernden Strahlen durch die Kronen der Kokospalme wirft und die hellgrünen Rieſenblätter mit phantaſtiſchen Lichtfiguren bemalt. In dem bunten Wirrwarr der durcheinander geflochtenen Pflanzenmaſſen ſucht das Auge vergebens nach einem Ruhepunkt. Mit einem Schlage ändert ſich das Bild. Plötzlich wird der Blick nach links frei, und glitzernd und flimmernd erſcheint zwiſchen den Palmen im Vordergrund eine weite Waſſerfläche. Es iſt der Mineriaſee,

unstreitig eines der entzückendsten Landschaftsbilder, das die an Naturschönheiten so reiche Insel zu bieten vermag. Eingebettet zwischen zahlreichen kleinen, nur durch schmale, reich bewaldete Höhenzüge getrennte Täler, die ihre Wasser in den See ergießen, rings von dunkeln Waldungen umkränzt, welche die wunderbare Mannigfaltigkeit des tropischen Wachstums in den herrlichsten Baumarten zeigen, stellt die Szenerie von Wald und Wasser, von Fels und Hügel den Inbegriff all des Schönen dar, das über diese Insel ausgebreitet ist. Unser Erstaunen wächst, wenn wir erfahren, daß der See, dessen Fläche sich mit derjenigen des Laacher Sees deckt, künstlich zu einem Riesenbassin ausgemauert wurde. Der mächtige Damm, der den See umgürtet, ist die denkwürdigste Leistung der altceylonesischen Wasserarchitektur.

Wohl kein Unternehmen der alten buddhistischen Könige erfüllt den Wanderer auf seinen Streifzügen durch Ceylon so sehr mit Bewunderung wie die großen Teichanlagen. Wenn die Singhalesen etwas von dem Hindu gelernt haben, so ist es die Ausführung großer Wasserbauten. Diese künstlich angelegten Teiche bedeckten einen weiten Flächenraum; es waren Seen, 20 und 30 km im Umfang messend.

Erregt die Größe dieser Wasseranlagen unsere Bewunderung, so streift die Zahl der staunenerregenden Wasserwerke geradezu ans Unglaubliche. In den einheimischen Annalen werden Könige genannt, die 20, ja 30 solcher Teiche erbauten mit Kanälen und allen Einrichtungen, die zur Bewässerung des Bodens notwendig waren. Die Fürsten erblickten darin, dem altindischen Vorbilde folgend, eines der verdienstlichsten Werke, die „für das Wohl der lebenden Wesen" unternommen werden konnten. Man liebte es, die großen Seen und Teiche in Verbindung mit Tempeln und Klöstern anzulegen und ihre Instandhaltung der Mönchgemeinde anzuvertrauen. Die gewaltigen Maueneinfassungen der Teiche, die Ghats, bedurften einer steten Überwachung und Ausbesserung. Diese fiel den Mönchen als eine religiöse Pflicht zu. Die Wasserwerke waren besonders im Norden von Kandi notwendig. Die Gebiete im Süden fanden stets eine reiche Wasserquelle in den Bergströmen, welche jede künstliche Bewässerung für die Landbevölkerung überflüssig machen. Anders steht es in der nördlichen Hälfte der Insel. Hier mußte der Abgang der Bergströme und der Mangel an Regen auf künstlichem Wege ersetzt werden; das geschah durch die Anlegung von Teichen und Seen. Jedes Dorf im Norden der Insel besitzt zum wenigsten ein größeres Wasserwerk, manchmal zwei und noch mehr. Dank der vorschauenden Freigebigkeit der Fürsten war das flache Land mit einem Netz von Kanälen überzogen worden, welche aus den Teichen den Feldern die Wasser zuführten, und solange diese Teiche in gutem Zustande erhalten wurden, war die Bebauung des an sich fruchtbaren Bodens gesichert. Das Land

Bild 265. Polonnaruwa. Dſchetawannarámakloſter und Kiri Vehera. (S. 395.)

Bild 266. Dambula. Inneres des Felſentempels. (S. 398.)

Bild 267. Polonnaruwa. Saptmahal. (S. 396.)

Bild 268. Buddhastatue bei Anfaea. (S. 397.)

blieb von jeder Hungersnot verschont. Diese schreckliche Geißel war so gut wie unbekannt.

Überall stößt der Wanderer auf die Spuren der geschickten Ingenieure, welche Werke durchführten, die jedem Fürsten unserer Tage zur Ehre gereichen würden. Man fragt sich, wie es überhaupt möglich war, die menschlichen Kräfte für solche kolossalen Unternehmungen zu finden. Ohne Zweifel war Ceylon in den Glanztagen der Insel viel dichter bevölkert als heute. Die Bevölkerung stand unter der Verpflichtung, im Dienst des Königs sich an der Ausführung der öffentlichen Arbeiten zu beteiligen. Die Untertanen besaßen die Ländereien unter der Bedingung, einen Teil ihrer Arbeitskräfte dem Rädschah-karia (Königsdienst) zu widmen. Solche Verpflichtungen waren keine drückenden Lasten; indem sie der Gesamtheit dienten, kamen sie auch dem einzelnen zu gute, der auf diese Weise Gelegenheit fand, seinen eigenen Grund und Boden, ohnehin schon so fruchtbar, noch ertragsfähiger zu gestalten. Es lag im eigensten Interesse, alles aufzubieten, daß ein steter Zufluß von Wasser den Reisfeldern gesichert war. Das konnte nur in gemeinsamer Arbeit erreicht werden. Der geschickten Anlage von Kanälen und Teichen gelang es, das Wasser in solchen Massen zu sammeln und in so glücklicher Weise zu verteilen, daß zu jeder Zeit die Bewässerung dahin geleitet werden konnte, wo sie erforderlich war.

Zu diesen großartigen Anlagen zählt der See von Padavil. Der Aufwand an Arbeit muß ein ganz außerordentlicher gewesen sein, um das Werk durchzuführen. Die aus massiven Quadern aufgebaute Eindämmungsmauer umfaßt nicht weniger als 10 000 000 cbm, ohne die Mauerfläche, welche die Innenwand des Sees bekleidet. Das glänzendste Denkmal jenes fürstlichen Unternehmungsgeistes aber sind die Bauanlagen des Sees von Minneria. Der ganzen Herrlichkeit dieses Wasserwerkes wird man sich erst bewußt im Genusse des Landschaftsbildes, das den See umrahmt. Die strahlende Schönheit des Pflanzenwuchses verbindet sich hier mit der silberhell schimmernden Wasserfläche zu einem Rundbild, das seinesgleichen sucht.

Wir befinden uns in einer Lichtung, von der aus der Blick den ganzen See umfassen kann. Die nächste Umgebung sieht einem wilden Urwald ähnlich mit Dickicht und zierlichen Baumfarnen zwischen den Stämmen der hohen Laubbäume, an denen Lianen in dichtem Gewirr emporklettern. Die Äste und Zweige sind mit Orchideen behangen. Moose und Farne drängen sich überall hervor. Von dort schweift das Auge zum Wasser hinüber. Es ist ein friedlich und abgeschieden gelegenes, klares Wasserbecken, dessen grüner Saum wie ein Riesengewebe der mannigfaltigsten Baumarten und Pflanzengestalten erscheint. Dahinter erheben sich, mäßig ansteigend, die Höhenzüge, alle mit dichtem, dunkelgrünem Wald bedeckt. Stunden und Stunden hält die Szenerie das Auge in ihrem Zauber gefangen.

Digitized by Google

23. Mai 1905.

Eine prachtvolle Morgenfahrt brachte uns in die alte Königsstadt, und bald fanden wir uns unter dem gastlichen Dache des Bungalow heimisch.

Polonnaruwa verdankt seine Größe der Tatkraft eines einzigen Mannes. Es gelang diesem Manne, während seiner langen Regierung dem Eilande den durch innere und äußere Kämpfe gestörten Frieden zurückzugeben und damit die Grundlage eines neuen, glänzenden Aufschwunges zu schaffen. Was den Ceylonesen vor allem nötig war: Sicherheit gegen die steten Einfälle vom Festlande her und Niederkämpfung aller inneren Zwistigkeiten, das erlangten sie etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts, als in ihrer Mitte ein Nationalheld erstand, der die Unterwerfung der ganzen Insel unter ein einziges Zepter erzwang. Dieser Nationalheld war der König Parakrama d. Gr. Es glückte ihm nicht nur, das Land von der Herrschaft der Tamulen zu befreien, er trug seine siegreichen Waffen sogar nach dem Festland hinüber und eroberte einen Teil Südindiens. Die ceylonesische Chronik hat die Herrschaft dieses in der Tat außerordentlichen Mannes uns in einem Bilde geschildert, das die Kühnheit und den Unternehmungsgeist des Fürsten in glänzenden Zügen widerspiegelt. Wenn auch manche Überschwenglichkeit der üppigen Phantasie zu gute zu halten ist, so bleibt die Darstellung doch als Ganzes ein treuer Spiegel des Zeitalters, dem Parakrama die Größe seines Geistes aufdrückte. Die zuverlässigste Urkunde seines Schaffens aber hat er der Nachwelt in Stein hinterlassen, in den Denkmälern, mit welchen er seine Hauptstadt schmückte. Diese Denkmäler suchten wir inmitten des wildwuchernden Gebüsches unter den Riesenbäumen auf, die mit einem dichten Schleier das Grab der entschwundenen Herrlichkeit überdecken.

Parakrama ließ es sich angelegen sein, den buddhistischen Kultus in Bauten zu verherrlichen, durch welche die neue Königsstadt die alte übertreffen sollte. Auf den ersten Blick erkennen wir, daß wir uns im Angesichte einer ganz neuen, auch künstlerisch weit fortgeschrittenen Zeit befinden. Neben den in Gestalt von Kuppeln errichteten Reliquienschreinen, diesen mächtigen, zu Hügeln sich auftürmenden Kegeln, die weniger durch ihren Schmuck als durch ihre Massen wirken, zeigen sich elegante Tempelbauten aus trefflichem Steinwerk, ausgezeichnet durch eine ebenso sorgfältige architektonische wie plastische Durchbildung. Hier wehte ein anderer künstlerischer Geist. Wenn man sich auch keineswegs von den alten Kegelbauten trennte, ja diese Urbilder der religiösen Überlieferung in neuen Schöpfungen noch glänzender ausgestaltete, so wandte sich doch die Baulust mit Vorliebe den Tempeln zu, deren Vorbild die Tamuleroberer nach Ceylon gebracht hatten. Diese hatten es nicht versäumt, ihrem Wischnu und Schiwa auf dem eroberten Boden Heiligtümer zu errichten, in deren Pracht sie dem

bisher allein herrschenden Buddhismus einen religiösen und künstlerischen Rivalen erweckten, der den politischen Kampf um die Vorherrschaft über die Insel unterstützen sollte. Diese Verbindung der altbuddhistischen und altbrahmanischen Bauweise verleiht der an die Stelle von Anuradhapura getretenen Königsstadt Polonnaruwa ein viel reicheres Aussehen. In ihren von prachtvollem Pflanzenwuchs umschlungenen Ruinen bietet die Stadt einen großartigen Anblick, nicht weniger durch die Macht und Pracht der Gebäude als durch die unerschöpfliche Lebensfülle, welche die Natur im Kampfe mit dem Werke der Menschenhand entfaltet.

Wir suchen zuerst unsern Weg durch das Gestrüpp zur Kiri Vehera-Dagoba. Sie erscheint wie ein mächtiger Kegelklotz, über dem sich auf einem quadratischen Unterbau ein kleiner Turm erhebt, der sich spiralförmig zuspitzt. Während die Stadt dem Verfalle preisgegeben wurde, hat die sorgsame Natur die Fläche mit einem schützenden Kleide aus niederem Buschwerk umgeben, so daß die Mauermassen zum größten Teil verschwinden. Eine kleine Strecke davon entfernt zeigen sich die Trümmer eines grundverschiedenen Gebäudes. Hohe, zum Teil mit Skulpturen bedeckte Mauern ragen empor. Die Bedachung ist eingestürzt, und das Innere des Raumes öffnet sich wie das Schiff einer Kirche. Das Gebäude erstreckt sich in einer Länge von 55 m; seine Mauern erreichen eine Breite von 3 m. Deutlich gibt sich in der Architektur der Hinducharakter zu erkennen; das Bauwerk selbst aber ist Buddha gewidmet; es sollte in einer neuen Gestalt das alte Dschetawanarämakloster von Anuradhapura nach Polonnaruwa übertragen. Man gewinnt den Eindruck, als sei dieses Kloster der Mittelpunkt des buddhistischen Lebens der neuen Königsstadt geworden. Darauf weisen auch die Kolossalfiguren von Buddha hin. Der plastische Schmuck jedoch, wie er in den Säulen und Reliefs zu Tage tritt, entspricht ganz demjenigen der südindischen Tempel. Noch deutlicher zeigt sich das bei dem sog. Wischnu-Devale, einem kleinen Tempel, der auch lebhaft an die Monolithpagoden von Mahabalipur erinnert. Das Bauwerk ist in Granit ausgeführt und entwickelt in dem dreigeschössigen Dache die ganze Eigenart der auf dem Festland gepflogenen Bauart für buddhistische Klöster. Viel umfangreicher und prächtiger jedoch erscheint das Demala-Mahasejaheiligtum. Der ganze Reichtum des südindischen Ornamentes vereinigt sich mit der Geschlossenheit der architektonischen Gliederung, wie sie sich in den Prachttempeln von Madura und Tandschur entwickelt hatte, um dieses buddhistische Heiligtum zu einem der bedeutendsten Denkmäler des ceylonesischen Buddhismus zu machen. Eine neue Künstlerzunft war auf dem Boden Ceylons heimisch geworden. Angeregt durch die glänzenden Schöpfungen, welche das südliche Indien ihm dargeboten, hatte Parakrama d. Gr. diese Kräfte an seinen Hof gezogen und ihnen Gelegenheit gegeben, ihre hochentwickelte technische

Fertigkeit in den Dienst des Buddhismus zu stellen. Man wird mit Bewunderung für den außerordentlichen Mann erfüllt, wenn man sich inmitten einer urwaldähnlichen Umgebung diesen Prachtbauten gegenüberbefindet. Die tropische Triebkraft hat sich überall der Steinmassen bemächtigt. Um die Säulen und Nischen, um die Architrave und Giebel rankt sich in üppiger Fülle das Buschwerk. Aber gerade dieser Gegensatz von Natur und Kunst läßt die Schönheit des Bauwerkes noch eindrucksvoller erscheinen. Das gilt in gleicher Weise von dem Thûparâmatempel. Auch in diesem Heiligtum pflanzt sich ein altehrwürdiger Name Anuradhapuras fort, aber in seinem künstlerischen Charakter hat es nichts mehr mit dem alten Heiligtum gemein, das einst dem „Apostel" Ceylons als erste Kultusstätte diente. Die einfache, wuchtige Größe des Kegels ist durch ein reichgegliedertes und -geschmücktes Bauwerk ersetzt worden.

Unser Weg zum Satmahalprasâda führte durch einen prächtigen Wald. Krone reiht sich an Krone, und um die mächtigen Stämme schlingt sich ein wildes Rankenwerk. Das urwaldliche Bild rief mir lebhaft die Eindrücke von Angkor-Wat zurück. Wie dort, so hat sich auch hier die Natur des Bodens bemächtigt, aus dem einst stolze Bauten emporwuchsen. Wir erreichen mitten im Dickicht eine Lichtung. Zahlreiche auseinandergerissene Granitblöcke weisen auf einen jener Teiche hin, die in großer Zahl über die Stadt verteilt waren. Bald taucht aus dem Dunkel des Waldes eine in Terrassen sich auftürmende Pyramide hervor. Es ist der „siebenstöckige Palast" (saptmahal). Fergusson nennt ihn „eines der interessantesten Bauwerke" und glaubt es sogar „in gerader Linie" von den siebenstöckigen Tempel- und Palastbauten Assyriens ableiten zu müssen. Diese „gerade" Linie hat aber doch recht viele Krümmungen. Um solche Terrassenbauten auszuführen, brauchte es für die indischen Architekten Ceylons keines Einflusses von Assyrien her. Das Vorbild war in dem längst eingebürgerten indischen Palast- und Klosterstil gegeben, im übrigen aber diente der Bau keinen Wohnzwecken. Es war ein Siegesdenkmal, ein Siegesturm, der die glänzenden Erfolge verewigen sollte, in denen sich Parakrama d. Gr. die Herrschaft über das Inselland gesichert hatte. Andere Trümmer, die sich in der Umgebung befinden, Säulenreste, zerbrochene Reliefs, deuten darauf hin, daß sich um den Siegesturm noch andere, das Zeitalter Parakramas verherrlichende Denkmäler gruppierten, die jetzt verschwunden sind. Erstaunlich ist die Masse der Schutthaufen, auf die man überall stößt, eingefallene Mauerflächen, auseinandergerissene Reliefgruppen, Pfeiler, Architrave. Eine der bedeutendsten Ruinen ist Watadage, der Tempel, der einst die Reliquie des Buddhazahnes aufnahm, als der kostbare Schatz vor den Händen der Tamulen gerettet werden mußte. Es war ein kreisrundes Gebäude. Als Vorbild diente unverkennbar der kreisförmige Unterbau, aus

dem die Halbkugel der Dagoba emporſteigt; die Halbkugel blieb weg. Statt deſſen wurden die kreisrunden Mauern weiter in die Höhe geführt und zu einem Mauſoleum in Geſtalt einer Rotunde ausgebaut. Bemerkenswert ſind die Relieffelder, die in zwei Ringen den unteren Teil des Rundbaues bekleiden.

Eine der lehrreichſten Sehenswürdigkeiten iſt die Koloſſalſtatue Buddhas im Zuſtand des Nirwāna. In einer Länge von 13 m liegt Buddha ausgeſtreckt auf dem Boden. Das mit kleinen Locken bedeckte Haupt ruht auf der nach oben gerichteten Hand. Der Körper iſt mit einem langen Gewande bekleidet bis auf die entblößte rechte Schulter. Sehr bezeichnend ſind die vielen wellenförmigen Falten, welche dem Kleide gegeben ſind. Hier wirkt in einer zwar plumpen, aber gerade darum ſehr charakteriſtiſchen Nachahmung das Vorbild des griechiſch-römiſchen Gewandes von Gandhāra fort. Der Urſprung der Figur fällt in eine Zeit, wo das Vorbild in ſeiner urſprünglichen Geſtalt längſt dem Bewußtſein entſchwunden war. Die ſpätere Entwicklung hatte das fremde Gewand der einheimiſchen Mönchbekleidung inſofern angepaßt, als ſie Schulter und Arm entblößte. Um ſo ſklaviſcher hielt ſie an der für das Auge eines Orientalen ganz ungewöhnlichen fremdartigen Faltenlegung des Gewandes feſt, das die Kunſt der Buddhageſtalt gegeben, als ſie dieſelbe in den Kultus einführte. Die ganze Figur iſt aus einem einzigen Steinblock gehauen. Dicht daneben ſteht aufrecht Buddhas Schüler Ananda, eine 7 m hohe, aus dem Felſen glatt herausgeſchnittene Figur. Ananda hält die Arme über die Bruſt gekreuzt. Die Geſtalt iſt mit großer Kunſtfertigkeit behandelt und zeugt von dem außerordentlichen Fortſchritt, den die Plaſtik ſeit den goldenen Tagen Anuradhapuras gemacht hatte. Die größte *ſtehende* Buddhafigur, welche die ceyloneſiſche Kunſt geſchaffen, findet ſich in der Nähe von Ankana. Die aus dem Felſen herausgehauene freiſtehende Statue erreicht eine Höhe von 13 m. Buddha erſcheint in dem langen Faltengewande, das dem von Gandhāra nachgebildet iſt.

Das iſt Polonnaruwa, die herrliche Königsſtadt des ſieggewaltigen Parakrama, heute ein Ruinenfeld, über deſſen Trümmern ſich wiederum der Urwald erhebt, der einſt dem ſtolzen Unternehmungsgeiſt religiöſer und künſtleriſcher Begeiſterung weichen mußte.

Die ſinghaleſiſchen Fürſten waren auf das Bauen mit ebenſo großer Leidenſchaft verſeſſen wie ihre königlichen Vettern auf dem Feſtland. An Eleganz der Arbeit vermag ſich zwar die ceyloneſiſche Kunſt weder mit Javas noch mit Kambodſchas großartigen Schöpfungen zu meſſen, und es iſt auffällig, daß die Künſtler der Inſel es trotz der Nähe des an wohlgeſchulten Kräften ſo reichen Feſtlandes niemals vermochten, Werke zu ſchaffen wie Boro-Bodur und Prambanam in Java oder wie Angkor-Tom oder Angkor-Wat in Kambodſcha. Aber obſchon Ceylon hinter den beiden

großen indischen Kolonialländern zurückblieb, so zeigt sich doch auch hier der Zug ins Gigontische sowohl auf dem Gebiete der Architektur wie auf dem der Plastik.

26. Mai 1905.

Der Rückweg zur Bahnlinie, um die Fahrt nach Kandi anzutreten, führte mich nach Dambula. Dambula zieht uns wegen seiner Felsentempel an. Die Art zwar, in der das Heiligtum ous dem Felsen herausgehauen ist, steht weit hinter der Kunstfertigkeit der Felsentempel des Festlandes zurück. Um so größeres Interesse gewährt der skulpturelle Schmuck, mit der dos Innere ousgestattet ist. Rings on den Wänden ist eine große Zahl von Buddhostatuen angebracht, bald in sitzender bald in aufrechter Stellung. Merkwürdig ist die Holtung, welche eine Gruppe von fünf aufrechtstehenden Buddhas einnimmt, indem sie beide Hände emporhalten, und zwar die eine Hond nach innen, die andere nach außen gekehrt. Die mit übergeschlagenen Beinen sitzenden Buddhas halten alle die Hände im Schoß. Doch den Frommen genügt es nicht, die Wände mit der einen immer wiederkehrenden Gestalt zu schmücken. Andere Figuren desselben Buddha sind mitten im Saole aufgestellt, und zum Überfluß sind noch Decke und Wände mit großen Freskos ausgeschmückt, aus denen dos Kolossalbild des „Erhabenen" im Farbenschimmer und Goldglanz dem Andächtigen entgegenleuchtet. Das Auge muß sich ein wenig an das geheimnisvolle Halbdunkel der Höhle gewöhnt haben, bevor dieses Buddhapantheon in seinen wunderlichen Gestalten und Gruppen sichtbar wird. Wenn donn die großen und kleinen goldig schimmernden Figuren immer heller und klorer ous dem Dunkel hervortouchen, dann begreift mon einigermaßen, welchen Zauber die Bilder ouf jene ausüben müssen, die in Buddha das erlösende Heil verehren. Der buddhistische Kult hot es meisterhaft verstanden, durch äußeren Glanz Auge und Gemüt gefongen zu nehmen. Dieser selbe Kultus, der es in den ersten 500 Johren auf das entschiedenste ablehnte, Buddha im Mittelpunkt seiner Kunst zu feiern, weiß sich später nicht zu genügen in der Fülle der Bilder, mit der er seine Heiligtümer schmückt. Ceylon unterscheidet sich dorin von keinem andern Lande der buddhistischen Kulturwelt. Mon hot einen nördlichen und einen südlichen Buddhismus unterschieden, als habe der südliche und insbesondere der in Ceylon gepflegte Buddhismus mit größerer Treue den ursprünglichen Charakter bewahrt. Läßt sich dies nur in einem sehr beschränkten Umfang für den Kanon der buddhistischen Lehre beweisen, so trifft es ganz und gar nicht für den Kanon des Kultus zu. In dem Mittelpunkt des Kultus steht ebensosehr dos Buddhabild wie die Buddhareliquie. Die von Gandhära ausgehende Bewegung, welche den Kultus innerlich umgestoltete, erfaßte so tief den Buddhismus, doß sich kein Lond dem Einfluß entziehen konnte. Der Kanon des Kultus kennt keinen nörd-

lichen und ſüdlichen Buddhismus in der Verehrung des Buddhabildes. Von dem ceyloneſiſchen Eiland bis zur japaniſchen Inſelwelt herrſcht die eine Buddhageſtalt, die in ihren zahlreichen Wandlungen von Gandhāra aus ſich Aſien eroberte. Wenn man nun ſieht, wie gerade dieſe beiden äußerſten Punkte der Ausbreitung des Buddhismus die deutlichen Spuren des Kultus und der Kunſt von Gandhāra in der Darſtellung des Buddha bewahrt haben, dann wird man ſich erſt der ganzen Tragweite des Einfluſſes bewußt, den das Chriſtentum auf den Buddhismus dadurch ausgeübt hat, daß ſein Heilandsideal vorbildlich für das neue Buddhaideal wurde. Etwas von dieſem Einfluß lebt bis zur heutigen Stunde in allen Tempeln des Buddhismus, in allen Pagoden Chinas und Japans, Ceylons und Javas, Siams und Birmas fort.

Wie ganz anders aber ſähe es heute in der oſtaſiatiſchen Kulturwelt aus, wenn nicht das Chriſtusideal in dieſer verzerrten Geſtalt, ſondern der wirkliche Chriſtus, der wahre Erlöſer der Welt, ſich den Oſten erobert hätte!

Und nun geht es nach Kandi, der letzten der großen Königsſtädte Ceylons.

# 39. Kandi.

27. Mai 1905.

Schon auf meiner Fahrt nach Indien, als der mächtige, von dichtem Wald bis hoch hinauf bedeckte Gebirgsstock aus den Fluten des indischen Ozeans zum erstenmal auftauchte, hatte das Auge die Herrlichkeit von Kandis Gebirgslandschaft aus der Ferne genossen. Jetzt stand ich im Begriffe, auf der kunstvoll angelegten Bahn die Fahrt durch eines der eigenartigsten und schönsten Landschaftsbilder anzutreten. Zunächst läuft die Bahn noch in der Ebene. Baumgruppen, meist Kokos, Bananen und Bambussträuche von riesigen Dimensionen wechseln mit Reisfeldern, deren junge Pflanzen sich in wassergefüllten Rinnen spiegeln. Die ausgedehnten Reisfelder, auf deren glatter Wasserfläche die Sonne blinkt und glitzert, die Haine von Kokospalmen und Pisanggebüschen, welche die kleinen Hütten überdachen, im Hintergrund die hoch hinaufsteigenden blauen Kulissen des Gebirges. Dieses Bild ist von entzückender Wirkung. Bald ändert sich die Szenerie. Die Bahn läuft zunächst in Windungen durch hügeliges Terrain und nähert sich in sanfter Steigung dem massigen Gebirgsstock, in dessen dichter Vegetation Kandi hoch oben verborgen liegt. Eine herrliche Aussicht öffnet sich in die schöne Berglandschaft mit den tiefen, in saftigem Grün prangenden Tälern und den prächtig geformten Bergkuppen in der Ferne. In eines dieser Täler hat sich die Bahn hineingebohrt und windet sich nun in zahlreichen Krümmungen an den bewaldeten Bergwänden empor, einen stets wechselnden Blick auf das blühende, ziemlich enge Gebirgstal gewährend, das seine Dörfchen in den üppigsten Wuchs hüllt. Welch dichter, dunkler, dem Auge undurchdringlicher Wald! Und was für Bäume! In der Fortsetzung erweitert sich das Tal und bietet ein ganz neues Landschaftsbild. Hier hat die Landschaft die milde, mannigfaltige Schönheit des Mittelgebirges in sich aufgenommen; dort wirkt das zerrissene, mit mächtigem Wald bedeckte Gebirge wie das Urbild einer wild erhabenen, einförmig großartigen Hochgebirgsnatur.

Die Harmonie der Farben ist bezaubernd. Purpur, Rosa, Weiß herrschen vor und vermählen sich in wundervollem Schmelze mit dem ins Unendliche abgestuften Grün der Baumgruppen. Die Natur ist eine große Künstlerin. Wenige Farben genügen ihr, um eine reizende Landschaft zu malen. Es

Bild 269. Tropische Vegetation auf Ceylon. (S. 400.)

Bild 270. Bahnlinie Kolombo-Kandi. (S. 401.)

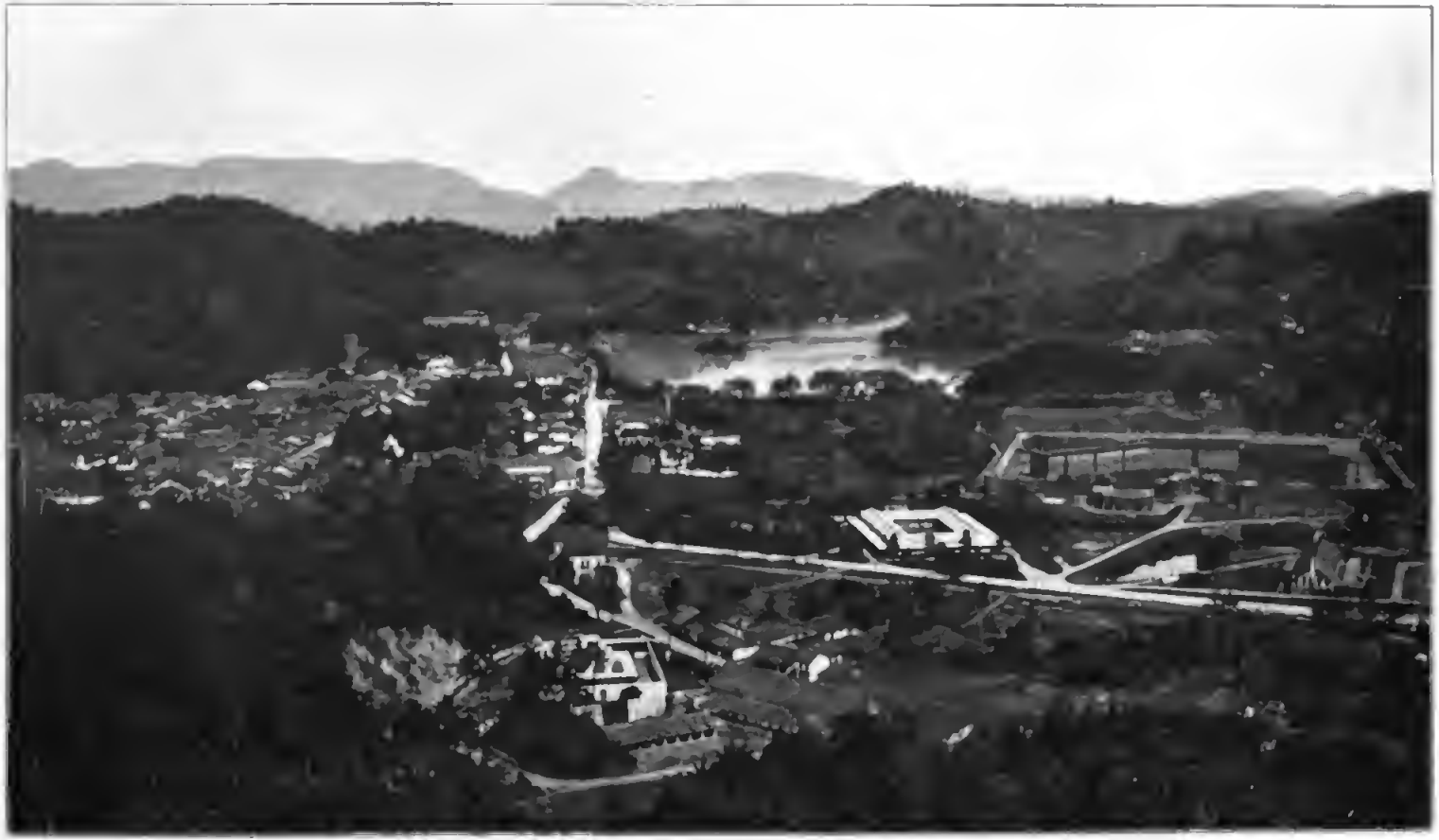


Bild 271. Kandi. Gesamtansicht. (S. 401.)

iſt immer dasſelbe Bild und doch immer neu. Hierin liegt das charakteriſtiſche Merkmal dieſer Naturmalerei. Dieſelben Elemente wiederholen ſich ins Unendliche. Man würde müde, ſie zu beſchreiben, man ermüdet nie, ſie zu betrachten.

Wir nähern uns jetzt einer Gruppe von ſteilen Felswänden, welche nach Norden das weite Hochtal abſchließen. Die Formation der Felſen iſt hier ſehr eigenartig. Sie ſpringen ſchroff und unvermittelt aus dem dicht bewaldeten granitenen Unterbau hervor; oben bilden ſie ein Plateau, das ganz mit Wald bedeckt iſt. Spalten und Klippen unterbrechen die Einförmigkeit der Felſenfläche.

Über die Baumgruppen hinweg ſchweift der Blick nach den dunkelrot bewaldeten Bergſpitzen und ſteil aufragenden Granitwänden. Im Vordergrunde der im herrlichſten Farbenſchmuck prangende Wald, dahinter die ſchön geformten Höhenzüge, nach rückwärts immer kühner emporſteigend, bis ſie ſich in der duftigen Ferne verlieren, darüber der blaue Himmel, das iſt ein Bild, deſſen Eindruck nie vergeſſen wird.

Während wir ſo hinauffahren, hält die Szenerie den Blick beſtändig in ihrem Zauber gefangen. Die Bergfahrt iſt wirklich eine via regia zu einer Königsſtadt. Die Sonne ſandte ihre letzten Strahlen vom indiſchen Ozean aus zu uns herüber, als wir an dem Paradieſesgarten von Peradenya vorbeifuhren. Gleich darauf erreichten wir Kandi. Es dunkelte. Von Kandis Schönheit war nichts wahrzunehmen, als der vom ſchwarzen Wald umſäumte See. Nach einer halben Stunde bergauf befand ich mich unter dem gaſtlichen Dach des großen päpſtlichen Seminars zur Erziehung des einheimiſchen Klerus von Indien.

27. Mai 1905.

Kandi iſt eine kleine, kaum 20000 Einwohner zählende, echt ſinghaleſiſche Stadt. Die Häuſer verbergen ſich hinter einem Vorhang prachtvoller Bäume. Die Straßen ſind breite, von Rieſenbäumen beſchattete, von lebendigen Hecken eingefaßte Avenuen. Bald ſchon befinden wir uns in einem Wald von Kokospalmen, Bananen, indiſchen Feigenbäumen und rieſigen Kaktus. Andere Bäume miſchen ſich dazu. Mit dem Purpur ihrer Blüten verſchmilzt das lichte und dunkle Grau, das blaue und rötliche Grün ihrer breiten, gezackten, ſchlangenförmigen, ſamtartigen oder glänzenden Blätter. Die Farbe übt in den zarten und bunten Abſtufungen, in denen die roten und gelben Tinten vorherrſchend ſind, einen wunderbaren Reiz aus. Die phantaſtiſchen Zeichnungen und das prachtvolle Kolorit feſſeln das Auge und erregen die Neugierde. Den ſchönſten Schmuck aber verleiht der Königsſtadt der kleine Bergſee. Der ſtille, friedliche See bietet auf ſolcher Höhe ein entzückendes Landſchaftsbild. Das Becken iſt rings von dicht bewaldeten Höhen umſchloſſen. Das Waſſer iſt klar und durchleuchtend, und die kleine

Inſel darinnen bildet mit ihrer Blumenpracht ein farbenreiches Bukett. Wald, Waſſer, Inſel, das alles macht den See zu einem Idyll.

Ich benutzte die nächſten Tage zu kleineren Ausflügen in die Umgebung, um einmal ungeſtört die ganze Schönheit dieſes ſinghaleſiſchen Tropengartens zu genießen. Ein gangbarer Fußſteig führt uns in dem Dickicht ohne übermäßig ſtarke Steigung aufwärts. Der Weg windet ſich an Gehängen und durch Schluchten, überſchreitet auf Holzſtegen rauſchende Bergbäche und gewährt herrliche Fernſichten gegen Süd und Weſt in das waldreiche Hochland. Später ſenkt ſich der Pfad und zieht in vielen Schlangenwindungen abwärts. Jetzt geht es wiederum empor durch ein von wildem Waldwuchs bedecktes Berggelände. Wie zwiſchen hohen, grünen Mauern führt uns der Weg hindurch. Wir treten ſchließlich aus der Waldung heraus auf eine Lichtung. Hier genießt man einen freien Ausblick auf die großartige Bergſzenerie.

Das Auge wird überraſcht durch die hellgrauen Granitwände. Über die dunkle Waldlandſchaft hinweg ſchauen phantaſtiſch geſtaltete graue Felsmaſſen wie alte Mauern empor. Von dort wendet ſich das Auge wiederum dem geheimnisvollen Dunkel des Tropenwaldes mit ſeinen zahlloſen Baumarten zu. Der Weg iſt, obwohl er ohne Unterbrechung im Walde bergauf führt, niemals ohne Abwechſlung. Die Baumrieſen mit den Lianen und Rieſenkräutern, den Baumfarnen und Mooſsſchleiern und den tauſend andern Gewächſen ringen durcheinander nach Licht und Luft. In dem ſich ſelbſt überlaſſenen Wald miſchen ſich Leben und Tod, aufſprießende und abſterbende Vegetation in wunderbarer Weiſe. Am Waldboden liegt ein von Mooſsfilz überzogenes Gewirr von Stämmen, Äſten und Zweigen. Dicke Mooswülſte umgeben die Stämme. Bei der Maſſenhaftigkeit des Baumwuchſes tritt die Mannigfaltigkeit des Mooswuchſes ſcheinbar zurück, und doch gibt dieſe Mooskleidung dem Walde einen ganz eigenen Schmuck. Die dichtſtehenden Stämme mit ihren Gabeläſten und aufſteigenden Seitenzweigen ſind mit einem dichten Mooſspelz umkleidet, aus dem die einzelſtehenden Wedel der zarten Farne ihre hellgrünen Laubfächer hervorſchimmern laſſen.

Neben prächtigen Bergformen und wilden Schluchten findet man in der Umgebung von Kandi einen großen Reichtum an Waſſer bald in Geſtalt klarer, tiefer Gebirgsſeen von feierlicher Stille, bald wieder in reizenden Waſſerfällen, deren man Dutzende zählt, bald als murmelnde Bäche tief in Waldesſchluchten verſteckt. Einen beſondern Reiz gewähren dieſe zahlreichen Gewäſſer der Landſchaft. In vielen Windungen führt der forellenreiche Bach ſein klares Waſſer dahin, bald an mächtigen Felsblöcken vorbei, die geſchmückt ſind mit Farnkräutern, bald über breite Geröllfelder ſich ausbreitend, bald eingeengt in eine enge Felsſchlucht, hier eilig über die Felſen

ſetzend und mit weißem Schaum bedeckt, dort langſam um einen Felsvorſprung ſich biegend, der den Bach aufzuhalten ſcheint. Er hat ſein Bett tief eingegraben, und wir können uns am reinſten Blaugrün ſeines klaren Waſſers erfreuen.

Wieder windet ſich der Weg an den Gehängen und durch die Schluchten hinauf und gewährt herrliche Fernblicke in das blühende Tiefland. Beſonders ſchön nehmen ſich von oben herab die terraſſenförmig aufſteigenden, von Dämmen eingeſchloſſenen Reisfelder aus. Die braunen Dämme der Felder heben ſich ſcharf von der ſpiegelnden Waſſerfläche und von dem lichtgrünen Grasteppich ab, der daraus hervorwächſt. Die Farbe dieſes Sammetteppichs, in größerer Entfernung mehr ſmaragdgrün, in der Nähe gelbgrün, ſteht in anziehendem Kontraſt zu dem mannigfach geſtalteten dunkelgrünen Pflanzenſchmuck im Vordergrund und zu dem duftigen Blau des Gebirges im Hintergrunde. Da erhebt ſich ſenkrecht emporſteigend ein ungeheurer Block mit ſchräg geneigtem Scheitel, ein Bild der Unbeweglichkeit. Dichter Wald umfängt die Grundfeſten des Gebirgsſtockes, füllt die Klüfte, kriecht die Abhänge entlang und endigt nur, wo ihm ſenkrechte Wände Halt gebieten. Die Spitze des Berges wirkt mächtig durch ihre ſcharfgeſchnittene Pyramidengeſtalt auf den Beſchauer. Kein Wunder, daß die Bewohner Ceylons ihn ſchon in älteſter Zeit zu einem heiligen Berggipfel machten. Es iſt der Adamspeak. Hoch oben wird Buddhas Fußſpur als eines der größten Heiligtümer der buddhiſtiſchen Welt verehrt.

Den Glanzpunkt aller Ausflüge in der Umgebung Kandis bildet zweifellos der botaniſche Garten von Peradenya. Dahin zog es mich vor allem. Alles Schöne und Entzückende, was die Flora der Tropen über Berg und Tal Ceylons und nicht bloß Ceylons, ſondern der pflanzenreichſten Tropenſtriche ausbreitet, iſt hier in einem verhältnismäßig engen Bereich zuſammengedrängt, und ſo mag der Botaniker Tag für Tag inmitten der Pflanzenſchätze ſchwelgen, welche die überſichtlich ordnende Hand des Schöpfers und Hüters des Gartens zuſammengeſtellt hat. Nach drei Seiten von der leuchtenden Flut des Mahavelli Ganga umſpült, bedeckt der Garten eine Bodenfläche von 400 Morgen und gibt ſo reichlich Raum zur Entfaltung der pflanzlichen Pracht namentlich in den herrlichen Baumalleen. Hier iſt es eine wundervolle Allee von gigantiſchen Kanariumbäumen, in der jeder Stamm eine andere Kletterpflanze trägt, dort eine ausgedehnte Palmenallee, bald ſind es rieſige Bambusgebüſche, bald zierliche Farnbaumabteilungen und farbenſchillernde Orchideenſammlungen, welche das Auge feſſeln. Welche Mannigfaltigkeit zeigt ſich in den Palmarten! Ich muß es einer botaniſchen Feder überlaſſen, dieſes paradieſiſch ſchöne Stückchen Erde zu beſchreiben. Den Archäologen zieht es jetzt zu den Denkmälern der alten Königsſtadt.

29. Mai 1905.

Kandis Hauptheiligtum ist der Dalada Maligawa. Hier hat der angebliche „Zahn" Buddhas seine letzte „Ruhestätte" nach vielen Wanderungen und — fügen wir bei — Wandlungen erhalten. Wandlungen! Denn was da heute als „Zahn" verehrt wird, ist längst als eine plumpe Fälschung erwiesen. Diese Zahnreliquie hat ihre ganz eigene Geschichte. Es wird berichtet, daß der heilige Zahn zuerst im Königreich Kalinga, im heutigen Orissa aufbewahrt wurde. Er gab der Hauptstadt Dantapura, „Zahnstadt", („Odontopotis") den Namen. Dieses Dantapura soll mit dem heutigen Puri, dem großen Schiwaheiligtum, identisch sein. Die Brahmanen, von Haß gegen die Buddhisten erfüllt, bemächtigten sich Dantapuras und seines kostbaren Heiligtums. Sie brachten den Zahn nach Palibothra und versuchten ihn zu zerstören, aber keine Macht vermochte ihn zu vernichten. Dieses Wunder bekehrte den brahmanischen König. Er sandte die Reliquie nach Kalinga zurück. Von dort brachte sie die Tochter des Königs Guhaschira nach Ceylon, wo sie in hohen Ehren zuerst in Anuradhapura, später in Polonnaruwa verehrt wurde.

Durch seine Reliquienheiligtümer hat Ceylon einen großen Einfluß auf die ostasiatische Völkerwelt ausgeübt. Die Stätten, wo sie verehrt wurden, bildeten das Ziel zahlreicher Pilger aus allen Teilen Ostasiens. Kein Land hat an diesen Pilgerzügen einen so großen Anteil wie China. Für die Bedeutung, welche Ceylon als Zentrum des buddhistischen Lebens durch seine „Reliquien" allmählich auch für die Ferne gewann, spricht wohl keine Tatsache deutlicher als die engere Verbindung, in die Ceylon zu China, China zu Ceylon trat. Enthüllt sie uns auf der einen Seite den Aufschwung der Buddhagemeinde, so läßt sie uns auf der andern Seite im damaligen Chinesen ein von außerordentlichem Unternehmungsgeist erfülltes Volk erkennen. Ceylon war schon im 2. Jahrhundert n. Chr. wegen seiner Buddhabilder beliebt, und diese wurden mit Vorliebe an den chinesischen Kaiserhof gesandt. Von einer ceylonesischen Gesandtschaft, die eine kostbare Statue nach China brachte, weiß der chinesische Historiker für das Jahr 405 zu berichten. Im Verlaufe desselben Jahrhunderts folgten noch vier weitere Gesandtschaften. Diejenige aus dem Jahre 428 überbrachte ein Schreiben des Königs Mahanama zusammen mit dem künstlerischen Modell des Schreines des Buddhazahnes. Ihr folgte eine dritte im Jahre 430; die vierte im Jahre 435 wurde von fünf Priestern gebildet. Einer dieser Priester, als Bildhauer berühmt, überreichte als Erzeugnis seiner Kunst ein dreifaches Buddhabild. Eine fünfte Gesandtschaft fällt in das Jahr 456. Im 6. Jahrhundert wurden die Beziehungen zwischen Ceylon und China so eng, daß die Könige der Insel in ein Vasallenverhältnis zu China traten. König Kumāradāsa sandte im Jahre 515 eine Gesandtschaft, um seine Thron-

Bild 272. Singaleſe.

Bild 273. Tamilfrau.

Typen aus Ceylon. (S. 401.)

Bild 274. Kandi. Heiligtum des Buddhazahns. (S. 409.)

Bild 275. Kandi. Reliquienprozeſſion. (S. 409.)

beſteigung anzuzeigen. Andere Botſchaften folgten in den Jahren 523, 527, 531. Es war dies eine Epoche, wo China überhaupt zu Waſſer wie zu Land im lebhaften religiöſen und politiſchen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Verkehr mit Indien ſtand. Aus verſchiedenen Teilen Nordindiens kamen Geſandtſchaften nach China. Daraus erklärt es ſich, daß der chineſiſche Kaiſer es wagen durfte, Oberhoheitsrechte über Indien in Anſpruch zu nehmen. Wir hören von einer ganzen Reihe indiſcher Geſandten, welche an den kaiſerlichen Hof von China zogen, um die Unterwürfigkeit ihrer Herren in Schreiben und Geſchenken zum Ausdruck zu bringen. Umgekehrt kamen aus China zahlreiche buddhiſtiſche Pilger nach Indien, um die heiligen Städte des Buddhismus zu beſuchen. Ein großer Teil dieſer Pilger nahm den Weg zur See.

Ceylon war der erſte indiſch-buddhiſtiſche Boden, den die chineſiſchen Indienfahrer betraten. Und ſo kam es, daß Ceylons Beziehungen zu China keine Unterbrechung erlitten. Im Jahre 670 hören wir von einem ceyloneſiſchen König Datopiatiſſa, der durch ſeine Geſandten reiche Geſchenke überſenden ließ. In das nächſte Jahrhundert fallen vier Geſandtſchaften: 711, 746, 750, 762. Mit dem Anfang des 8. Jahrhunderts hören auf einmal die Geſandtſchaften auf. Im nordweſtlichen Indien beginnen ſich die Einwirkungen der mohammedaniſchen Einfälle immer fühlbarer zu machen. Das konnte nicht ohne Einfluß auf die Wechſelbeziehungen zwiſchen Indien und China bleiben, und es währte nicht lange, da ſuchte ſich auch zur See der Araber die Oberherrſchaft anzueignen. Seit dem Ende des 8. Jahrhunderts ſind es die arabiſchen Kauffahrteiſchiffe, welche den Verkehr zwiſchen den indiſchen und den chineſiſchen Häfen vermitteln.

Waren nun zwar die Beziehungen Ceylons zu China durch die aufſteigende Macht der Araber zurückgedrängt worden, ſo war doch keineswegs die Inſel dem Blicke der chineſiſchen Herrſcher als heiliges Land des Buddhismus entſchwunden. Und als der mächtige Tatarenfürſt Kublai-Khan ſich zum Herrn ganz Chinas gemacht hatte, da war es eine ſeiner heißeſten Bemühungen, mit Ceylon in Verbindung zu treten, um eine ſeiner koſtbaren Reliquien zu erhalten. Die Geſandtſchaft, die er abordnete, iſt die glänzendſte, die je nach Ceylon entſandt wurde.

Über den Verlauf der Sendung berichtet unſer würdiger Marco Polo im Zuſammenhange mit dem Heiligtum auf der „Adamsſpitze“. „Und nun mußt du weiter wiſſen, daß es auf der Inſel Seilan einen außerordentlich hohen Berg gibt. Er ſteigt ſo ſteil und jäh abfallend empor, daß niemand es vermöchte, ihn zu erklimmen, hätte man nicht große und ſchwere Eiſenketten angebracht, mit deren Hilfe es möglich wird, hinaufzuklettern. Ich ſage euch, man erzählt, daß ſich auf dieſem Berge das Grab unſeres Stammvaters Adam befindet. So behaupten es wenigſtens die Sarazenen. Aber

die Götzendiener ſagen, es ſei das Grab des Sagamoni Borkan (Sakyamuni Buddha), vor deſſen Ankunft es keine Götzenbilder auf der Inſel gab. Sie halten ihn für den Beſten der Menſchen und in Wirklichkeit für einen großen Heiligen nach ihrer Faſſon. . . . Die Götzendiener pilgern hierhin aus ſehr entlegenen Gegenden mit großer Andacht, ganz ſo wie es die Chriſten machen, wenn ſie zum Schreine des heiligen Jakobus in Galicien ziehen. Und ſie behaupten, daß das Denkmal auf der Spitze des Berges dasjenige jenes Königsſohnes iſt, deſſen Geſchichte ich euch eben erzählt habe, und daß die Zähne und das Haar und der Napf demſelben Königsſohne angehörten, deſſen Name Sagamoni Borkan oder Sayamoni, der Heilige, war. Aber auch die Sarazenen kommen hierhin in großer Zahl und behaupten, es ſei das Grab unſeres Stammvaters Adam. Zahn, Haar und Napf hätten ihm zugehört. . . . Nun traf es ſich, daß der große Kahn von dieſem Berge hörte, und daß ſich darauf das Grab unſeres Erzvaters Adam befände, daß ferner eine Reliquie ſeines Haares und ſeiner Zähne und der Topf, aus dem er einſt aß, dort aufbewahrt würden. Da entſchloß er ſich, in den Beſitz dieſer Heiligtümer zu gelangen und entſandte im Jahre des Herrn 1284 eine große Geſandtſchaft. Die Geſandten, von einem großen Gefolge begleitet, reiſten zur See und zu Lande, bis ſie auf die Inſel Seilan gelangten. Dort ſtellten ſie ſich dem Könige vor, und ſie waren ſo aufdringlich mit ihren Bitten, daß es ihnen gelang, zwei Backenzähne zu erlangen, die groß und dick waren. Außerdem erhielten ſie etwas vom Haar und den Almoſennapf, aus dem jener Prophet zu eſſen pflegte und der aus einem ſehr ſchönen grünen Porphyr gemacht war. Als die Geſandten des Großkhans die Gegenſtände erhalten hatten, um derentwillen ſie gekommen waren, freuten ſie ſich ſehr und kehrten zu ihrem Herrn zurück. Bevor ſie ſich der großen Stadt Cambaluc näherten, wo der Großkhan ſich aufhielt, ſandten ſie ihm Nachricht, daß ſie mit den gewünſchten Gegenſtänden zurückkehrten. Auf dieſe Nachricht hin war der Fürſt ſehr froh und befahl allen Geiſtlichen, mit ihm zum Empfange der Reliquien auszuziehen, die er für diejenigen Adams hielt. Und was geſchah nun? In Wahrheit zog die ganze Bevölkerung von Cambaluc den Reliquien entgegen; die Geiſtlichen nahmen ſie in Empfang und brachten ſie zu dem Großkhan, der ſie mit großer Freude und Ehrfurcht empfing. Und nun fanden ſie in ihren Schriften, daß die Kraft des Almoſennapfes wunderbar groß war. Wenn man ihn mit Nahrung für einen Mann füllte, ſo reichte das für fünf Perſonen aus. Der Großkhan geſtand, daß er ſelbſt die Sache geprüft und gefunden habe, daß es ſich wirklich ſo verhalte."

Was hier Marco Polo mit naiver Treuherzigkeit von dem mongoliſchen Herrſcher erzählt, das beſtätigt der mongoliſche Geſchichtſchreiber Sanang Setzen in ſeiner Darſtellung der Einführung des Buddhismus unter den

Mongolen. „Auf dieſe Weiſe ließ der Khagan die Sonne der Religion über dem dunkeln Lande der Mongolen aufgehen. Er verſchaffte ſich auch Bilder aus Indien und Reliquien Buddhas, unter anderem den Almoſennapf, den einſt die vier himmliſchen Könige dem Buddha zum Geſchenk gemacht."

Die Geſandtſchaft, welche der gewaltige Kublai-Khan geſchickt, hatte zwar ein religiöſes Intereſſe im Auge, aber hinter dem religiöſen Intereſſe lauerte doch auch ein politiſches Ziel. Die Verwirklichung dieſes Zieles wurde durch die Schwäche der ſpäteren Mongolenkaiſer in die Ferne gerückt; um ſo entſchloſſener griff die neue Dynaſtie Ming das Ziel wieder auf. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts machte China unter Kaiſer Chentſu einen letzten, aber höchſt beachtenswerten Verſuch, ſeine Anſprüche auf die Oberherrſchaft über die überſeeiſchen Länder bis nach Ceylon zu erneuern. Im Jahre 1405 war eine chineſiſche Geſandtſchaft nach Ceylon gekommen, um der Zahnreliquie durch Darbringung von kaiſerlichen Opfergaben Verehrung zu zollen. Aber gerade um dieſe Zeit beherrſchten Gegner des Buddhismus, die brahmaniſchen Tamulen, die Häfen von Ceylon. Sie mißhandelten die Chineſen. Auf die Nachricht davon war Kaiſer Chentſu ſo entrüſtet, daß er ſofort eine Kriegsflotte gegen Ceylon rüſtete. Dieſe Flotte, aus 62 wohlbemannten Schiffen beſtehend, unternahm einen Heereszug, der in der oſtaſiatiſchen Geſchichte des Altertums einzig daſteht. Die Flotte ſollte Cochin, Siam, Java, Sumätra auf der Fahrt nach Ceylon berühren und überall die erſchütterte Oberherrlichkeit des chineſiſchen Kaiſers wiederherſtellen. Drei Jahre dauerte der Feldzug. Nachdem die Flotte die Häfen der erwähnten Länder angelaufen, erſchien ſie vor Ceylon und landete eine bedeutende Truppenmacht. Die Tamulen vermochten den Chineſen nicht ſtand zu halten. König Sidſchaya Bahu mußte kapitulieren, und im Jahre 1409 kehrte die ſiegreiche Flotte mit dem gefangenen König und deſſen ganzer Familie nach China zurück. Der König wurde in Nanking als Staatsgefangener interniert. Der Kaiſer ſetzte als ſeinen Vaſallen einen andern ceyloneſiſchen Fürſten ein und gab ihm einen chineſiſchen Kommiſſar an die Seite zur Überwachung. Dieſer neue König hieß Parakrama Bahu. Er ſandte während ſeiner langen Regierung (1410 bis 1462) regelmäßig ſeinen Tribut nach China. Und zweimal überbrachte er dieſen Tribut in eigener Perſon.

Daß die gewaltſame Unterwerfung auf die Dauer aus ſo weiter Ferne nicht aufrecht erhalten werden konnte, liegt auf der Hand. Aber die Tatſache, daß China einen ſo kühnen und erfolgreichen Zug unternehmen konnte, läßt uns das gegenſeitige Verhältnis dieſer durch ſo gefahrvolle Meere getrennten Länder in einem ganz neuen Licht erſcheinen. Den Ausgangspunkt des Kampfes bildete die Verehrung der Reliquie des Buddhazahnes von Ceylon. Ein ſo weitreichendes Anſehen hatte ſich dieſelbe im fernen Oſten erobert.

Das wußten auch die Portugieſen, und darum ſahen ſie es nach ihrer im Jahre 1517 erfolgten Anſiedlung darauf ab, ſich in den Beſitz der Reliquie zu ſetzen. Im Beſitze dieſes Palladiums der Inſel glaubten ſie um ſo eher ſich zum Herrn des in viele kleinere und größere Fürſtentümer aufgelöſten alten Königreiches machen zu können. Der Kultus der buddhiſtiſchen Gemeinde war das einzige, verknüpfende Band jener zahlreichen Fürſten, und den Mittelpunkt bildete Kandi als Heiligtum des Buddhazahnes. Im Jahre 1560 brachten die Portugieſen den Zahn in ihre Gewalt. Die wunderliche Siegestrophäe wurde nach Goa geſchafft. Der damalige Herrſcher von Pegu in Birma, einer der mächtigſten und reichſten Fürſten, die jemals über Hinterindien geherrſcht haben, machte dem Vizekönig die glänzendſten Anerbietungen für die Überlaſſung der Reliquie. Birma, dieſes ganz von dem buddhiſtiſchen Kultus durchdrungene Land beſaß nur eine Nachbildung. Der Beſitz des Zahnes hätte dieſes „Land der Pagoden“ zum heiligſten Fleck der buddhiſtiſchen Welt gemacht. Aber ſo verlockend die Anerbietungen waren, ſo widerſtand doch der Vizekönig der Verſuchung. Der Zahn wurde zu Pulver zermalmt, das Pulver im Feuer verkohlt und dann feierlich in den Fluß geworfen. Aber ſo ſchwer der Schlag war, den die Portugieſen damit gegen die anſcheinend unbezwingliche Macht des Buddhismus in Ceylon geführt, ſo waren die buddhiſtiſchen Mönche doch nicht entmutigt. Sie fanden bald einen neuen Zahn, und um ihm die Echtheit zu verbürgen, ſtreuten ſie die Mär aus, man habe den Portugieſen nur einen falſchen Zahn überlaſſen. Der geriebene Miniſter des Fürſten von Kandi unterrichtete den König von Pegu, daß man noch den echten Zahn beſitze. Der letztere ſandte glänzende Geſchenke, und ſo machten die Buddhiſten ein prächtiges Geſchäft, indem ſie ihm den falſchen Zahn überließen unter dem Vorgeben, es ſei der uralte Buddhazahn, der ſeit tauſend Jahren der Talisman der Inſel war. Als die Fälſcher ihre Fälſchung für teures Geld verkauft hatten, fanden ſie für Kandi einen neuen Zahn, indem ſie vorgaben, das, was man dem Fürſten von Pegu überlaſſen, ſei nur eine getreue Nachbildung des echten Zahnes geweſen. So hatte der Sieg der Portugieſen nur den einen Erfolg, daß es von jetzt ab *zwei* gefälſchte Zahnreliquien gab, eine, die in Pegu, eine andere, die in Kandi verehrt wurde. Und nach wie vor fanden zu Ehren des Nationalheiligtums alljährlich die großen Feſtzüge ſtatt, an denen ſich Tauſende und Tauſende aus nah und fern beteiligen. Man muß nach Kandi gehen, um zu ſehen, welchen Einfluß auch heute noch dieſer Kultus der Zahnreliquie auf das betrogene Volk ausübt. Wer allerdings erwartet, ein großes Denkmal religiöſer Kunſt als Heiligtum zu finden, wird enttäuſcht werden. Selten hat mir der Beſuch eines buddhiſtiſchen Zentralheiligtums eine größere Enttäuſchung bereitet. Eine ganz unanſehnliche, unregelmäßig zuſammengedrängte Gruppe niederer Bauten und ſchmuckloſer Pavillons: das

ist der Dalada Maligawa. Wir folgen einigen Pilgern über die abgeschliffenen Treppenstufen durch die dunkeln Gänge. Unfreundlich und düster sieht es überall im Innern aus. Der begleitende Mönch wagte mir mit höchst wichtigtuender Miene zu versichern, was ich jetzt zu sehen bekomme, sei einer der größten und herrlichsten Tempel der Welt. Der Arme! Er war offenbar über die Mauern seines dumpfen Verließes — einen andern Namen verdienen die dunkeln Räume kaum — niemals hinausgekommen. Noch ganz unter dem Eindrucke der gewaltigen Bauherrlichkeit, welche das brahmanische und mohammedanische Indien dem Auge geboten, konnte ich beim Anblicke dieses jämmerlichen Bauwerkes vor dem Menschen, der mich mit einem heiligen Schauer in der Nähe seines falschen Zahnes erfüllen wollte, das Lächeln nicht unterdrücken. Die Erben der Kunstherrlichkeit der alten Königsstädte von Anuradhapura und Polonnaruwa haben von dem Glanz jener Bauperiode so gut wie nichts in die Gegenwart hinübergerettet, ein treues Bild des innerlich in Fäutnis und Verfall sich auflösenden Buddhismus.

Die Reliquie findet sich in dem Innersten eines aus vielen kleineren Behältern gebildeten runden Schreines, der mit kostbaren Steinen besetzt und mit schweren Ketten und Armbändern behangen ist. Saphire, Smaragde, Rubine und wundervolle Perlen schimmern in dem von Kerzen beleuchteten Halbdunkel. Blumen schmücken den kleinen Altar im Vordergrund. Daneben halten stets ein paar Bonzen die Ehrenwacht. Buddhas „Zahn" selbst bekam ich zwar nicht zu sehen, aber es ist bekannt, daß der angeblich menschliche Zahn einem Tier einmal angehört hat. Warum nicht auch? Buddha hat so viele Tierwandlungen durchgemacht, daß auch ein Tierzahn auf Echtheit Anspruch erheben darf. Es ist daher begreiflich, daß das niedere Volk der alten Überlieferung, die sich in dem Dalada Maligawa verkörpert, noch mit Leib und Seele ergeben ist, so oft es sich um Teilnahme an religiösen Schaugepränge handelt. Der Buddhist liebt seine Feste, und diese haben, weil durch Jahrhunderte sich fortpflanzend, auch heute noch eine magische Gewalt auf sein Gemüt.

Blieb es mir auch versagt, das Schauspiel des großen Jahresfestes der Reliquie zu genießen, in der sich aller Glanz des erbleichenden Buddhismus zusammendrängt, so war es mir doch vergönnt, mich am Anblick einiger kleineren Festzüge zu erfreuen. Dieselben boten mit ihrem stattlichen Elefantentroß, ihren gelb bekleideten Mönchsscharen, ihren wogenden Volksmassen ein Bild, in dem die hellste Festesfreude eines vom Buddhakultus ganz durchdrungenen Volkslebens widerleuchtete. Diese Festzüge sind unzähligemal beschrieben und abgebildet worden, aber weder Schriftsteller noch Maler vermögen je ein ähnliches Konterfei zu geben. Als Ausdruck der religiösen Verehrung ist es ein großartig angelegtes Schaustück, erfolgreich darauf berechnet, die Sinne eines mehr für äußere Eindrücke als für tiefe Wahrheiten empfäng-

lichen Volkes ganz gefangen zu nehmen. Wie es dem Buddhismus gelungen ist, sich zum geistigen Beherrscher des Volkes zu machen, enthüllt dieses ganz auf sinnliche Empfänglichkeit gerichtete Festgepränge. Das ist Buddha, wie er leibt und lebt im buddhistischen Volke. Seit drei Jahrhunderten hat sich das staatliche und wirtschaftliche Bild der Insel vollständig umgewandelt. Nur eines ist unerschüttert geblieben, die Stellung, welche Ceylan als heiliges Land im Kreise der buddhistischen Länder Südasiens einnimmt. Mit Ehrfurcht schauen Kambodscha, Siam und Birma nach Ceylan hinüber. Das buddhistische Bonzentum, das in jenen Ländern noch der Mittelpunkt des Kultuslebens ist, wurzelt mit allen Fasern in der religiösen Überlieferung Ceylans.

* * *

Von den Bildern buddhistischen Lebens wendet sich mein Blick einer andern Szenerie zu. Rings umgibt mich eine muntere Schar junger Inder. Der Gesichtsausdruck verrät bald, daß sie ganz verschiedenen Teilen der gewaltigen Halbinsel angehören. Der Bengale und Mahratte, der Tamule und Pandschabi, der Bewohner des Konkan und der Sprößling von Nepal finden sich zu einer geistlichen Familie vereint in dem Heim zusammen, unter dessen gastlichem Dach ich die letzten Wochen und Tage meines indischen Aufenthaltes verlebe. Es ist das päpstliche Generalseminar, bestimmt zur Heranbildung eines einheimischen Klerus für Indien.

Eine ganz besondere Freude war es mir, meine Wanderungen durch die indische Kulturwelt an einer Stätte beschließen zu können, die berufen ist, den Mittelpunkt der religiösen und sittlichen Erneuerung Indiens zu bilden. Es gehört mit zu den großen Verdiensten Leos XIII. um das Missionswerk der Kirche, die Frage der Heranbildung des einheimischen Klerus in Indien von neuem aufgerollt und durch die Gründung des Generalseminars von Kandi auf eine festere und umfassendere Grundlage gestellt zu haben.

Die Heranbildung eines aus den indischen Völkern selbst hervorgehenden Klerus geht bereits in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zurück. In der Erkenntnis, daß der Mangel an sprachkundigen Priestern eines der größten Hindernisse für die Verbreitung des Glaubens sei, hatte um das Jahr 1535 der Franziskaner P. Diega da Barba in Goa die vorbereitenden Schritte für die Erziehung eines einheimischen Klerus getan, indem er die Bruderschaft vom heiligen Glauben gründete mit dem Zwecke, die Mittel zur Heranbildung von Jünglingen aus dem Dekan, von Kanara, Malabar, Ceylan und Bengalen zu beschaffen. Als der hl. Franz Xaver im Jahre 1542 in Goa landete, fand er dort bereits ein kleines Seminar mit 72 Zöglingen vor. Mit Freude übernahm er das von seinem Freunde, dem Franziskanerbischof d'Albuquerque, ihm angebotene Institut. Es wurde der Grundstock des später

ſa berühmten Kallegs und Seminars vam hl. Paul. In ſechs Jahren hoffte Franz Xaver, wie er ſchreibt, „300 Zöglinge aus allen Völkern, Stämmen und Sprachen“ in dieſem Kalleg zu haben, deſſen „Zöglinge beſtimmt ſeien, den Samen des chriſtlichen Glaubens in die Herzen zu ſtreuen“. Ohne einen guten, eifrigen und einheimiſchen Klerus, ſo pflegte der Apaſtel zu ſagen, werde die indiſche Miſſtan keinen feſten Beſtand haben. Dem Kalleg und Seminar von Gaa blieb daher ſeine beſondere Sorge zugewandt, und als P. Gamez während Xavers Abweſenheit eigenmächtig zum Ärgernis der Stadt die einheimiſchen Zöglinge fortſchickte und an deren Statt 27 junge Portugieſen aufnahm, ſah der Heilige darin eine ſchwere Gefährdung des indiſchen Apaſtalates. Er entließ nach ſeiner Rückkehr Gamez ſafort und gab die Anſtalt ihrem urſprünglichen Zwecke wiederum zurück.

Aber Gaa war nicht das einzige Seminar. Andere Kollegien zur Heranbildung des einheimiſchen Klerus erblühten bald in Baſſein, Kotſchin und Kranganur. Zwiſchen Gaa und Kap Kamorin beſaßen die Jeſuiten im 17. und 18. Jahrhundert nicht weniger als ſechs ſolcher Anſtalten. Am 28. Januar 1629 kannte der Erzbiſchof van Kranganur an die Kongregation der Propaganda ſchreiben, daß ſein Sprengel über 300 einheimiſche Prieſter zähle, welche alle van den Jeſuiten erzagen ſeien. Es war daher die unter Pambal ins Werk geſetzte Vertreibung der Jeſuiten und die bald darauf erfolgte Aufhebung des Ordens ein harter Schlag für die indiſche Miſſian. Mit ihrem Weggang gingen die beſten Lehranſtalten und Seminare Indiens aus Mangel an Lehrkräften ein. Die großen palitiſchen Umwälzungen, welche am Ausgang des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts folgten, trugen dann ihren zerſtörenden Einfluß bis tief in das Herz der indiſchen Miſſion und ſchufen traurige Ruinen. Es darf darum nicht überraſchen, daß aus dieſen Ruinen ſich der Neubau der Miſſion im 19. Jahrhundert nur langſam erheben konnte. Dazu kamen nach die unglücklichen gaaneſiſchen Wirren. Gaa beanſpruchte nach wie vor ſeine Jurisdiktion über alle aus den alten Bekehrten hervorgegangenen Chriſtengemeinden, obſchon der Heilige Stuhl deren Leitung, den neuen Verhältniſſen Rechnung tragend, andern Hirten übergeben hatte. Aus dieſen Anſprüchen erwuchs eine bittere Befehdung aller von der Propaganda ausgehenden Miſſianstätigkeit. Sie ſteigerte ſich zeitweilig ſagar zu einem vollendeten Bruch mit Rom. Der unglückſelige Bann der gaaneſiſchen Jurisdiktian hielt das freie und fröhliche Auſkeimen der neuen Saat zurück. Und doch, die kirchliche Nat Indiens rief gebieteriſch nach Hilfe.

Da griff Lea XIII. mit der ihm eigenen, aufs Große gerichteten Initiative ein. Zuerſt galt es, das große Hindernis, das aus den goaneſiſchen Streitigkeiten immer van neuem erwuchs, zu entfernen. Es geſchah durch die Einſetzung einer von Gaa größtenteils unabhängigen biſchöflichen Hierarchie. Kaum

war die neue Hierarchie auf feste Grundlage gestellt, da richtete sich die angelegentlichste Sorge des großen Papstes auf die Erziehung eines einheimischen Klerus inmitten des von den Schneemauern des Himalaya bis zur Perleninsel Ceylon sich erstreckenden Dreihundertmillionenreiches. In der an die ganze katholische Welt gerichteten Enzyllika Ad extremas Orientis oras kündigte er ein gemeinsames Zentralseminar für ganz Indien an. Nach einem kurzen Rückblick auf die ältere Geschichte und nach Worten aufrichtiger Anerkennung für die bereits errungenen Erfolge weist der Papst mit Schmerz darauf hin, „welche Unzahl von Menschen in diesem ungeheuern Ländergebiete noch fern von der Wahrheit und umnachtet von den Finsternissen eines elenden Aberglaubens schmachte". Das Ergebnis einer jahrhundertelangen, wenn auch nicht ganz ungestörten Missionsarbeit ist ja in Zahlen ausgedrückt fast erschreckend gering: machen doch die ca 1 900 000 Katholiken Vorderindiens (ohne Birma und Ceylon) von der rund 285 Millionen starken Völkermasse noch nicht 1% aus! Der Papst geht sodann dazu über, die hindernden Ursachen dieses riesigen Mißverhältnisses zu prüfen, und erwähnt, daß durch das Konkordat mit Portugal und die Einrichtung der indischen Hierarchie zwei derselben wenigstens zum Teil beseitigt wurden. „Allein", so fährt er fort, „eine Maßregel ist noch übrig, von der das Heil Indiens zum großen Teile abhängt, und Wir wollen, daß ihr, Ehrwürdige Brüder, und alle, welche die Menschheit und die Christenheit lieben, Eure ganz besondere Aufmerksamkeit hierauf richten möget." Diese Maßregel sei die Heranbildung eines einheimischen Klerus. „Sorget dafür", so ruft Leo den Bischöfen zu, „daß alle die Notwendigkeit einsehen, es müsse für Indien ein Opfer gebracht werden."

Leo XIII. war der erste, der dieses Opfer brachte, indem er für das große Werk einen Fonds schuf, aus dessen wenn auch bescheidenen Mitteln der Plan allmählich sich verwirklichen lassen konnte.

Die Ausführung des Planes wurde in die geschickten Hände des zum Apostolischen Delegaten ernannten Monsignore Zaleski gelegt. Als geeigneter Platz zur Errichtung des Seminars wurde Kandi ausersehen. Am äußersten Ende Indiens gelegen, ist Ceylon ein Punkt, der von allen Seiten leicht zugänglich ist und an dem sich die ganze Dampfschiffahrt beider indischen Gestade konzentriert. Nicht weniger entscheidend für die Wahl war der Umstand, daß speziell Kandi so günstige klimatische Verhältnisse wie kaum ein anderer Ort in ganz Indien besitzt. Das Klima ist das tropische und daher der indischen, an die heißen Niederungen gewohnten Jugend zuträglich, dabei aber doch wieder durch die Höhenlage so gemäßigt, daß auch europäische Professoren es leicht ertragen und bei demselben sich der schweren Geistesarbeit hingeben können. Die mörderische indische Hitze ist hier oben ganz unbekannt.

Bild 276. Kandi. Trapezbäume (Ficus elastica) im botaniſchen Garten. (S. 404.)

Bild 277. Gedächtnismedaille zur Gründung des Seminars in Kandi. (S. 412.)

Bild 278. Kandi. Seminar und Zöglinge. (S. 413.)

Leo XIII. wünschte, den Beginn der Anstalt, deren Schöpfer er war, mit dem Andenken an den 50. Jahrestag seiner Bischofsweihe zu verbinden. Ein für den ersten Anfang passendes Haus war bereits gemietet. Obschon nicht größer als die gewöhnlichen ceylonesischen Wohnungen, bot es Raum genug zur Aufnahme von etwa 15 Seminaristen. Dem Apostolischen Delegaten ging am 19. Februar 1893, am Tage des Bischofsjubiläums Leos XIII., von Rom telegraphisch der Befehl zu, das Seminar ohne Verzug zu eröffnen. Es war der Wille des Papstes, daß das Generalseminar der Leitung der Väter aus der Gesellschaft Jesu anvertraut werde. Infolgedessen erhielt die belgische Ordensprovinz den Auftrag, die Anstalt zu übernehmen, und diese stellte in der Person des ehemaligen Obern der großen Mission von Kalkutta einen ihrer ausgezeichnetsten und verdienstvollsten Männer an die Spitze der jungen Gründung. Es war ein bescheidener Anfang, aber in dem unscheinbaren Beginnen steckte der Keim eines unter Gottes Segen mächtig emporwachsenden Werkes. Nur zwölf Jahre liegen zwischen heute und dem Anfang. An Stelle der von Palmen verdeckten ceylonesischen Hütte erhebt sich ein auf mächtigen Quadern ruhendes, weithin die Höhen beherrschendes Bauwerk, und der kleine Kreis der ersten zehn Seminaristen hat sich zu einer herrlichen Schar aus allen Teilen Indiens erweitert. Aus dem Norden von Bettiah an der Schwelle Nepals und aus dem Fünfströmeland, vom Ufer des Ganges und des Indus, von Bombay und Kalkutta, von Madura und Madras haben die Oberhirten ihre hoffnungsvollsten jungen Zöglinge nach der Perleninsel gesandt. Welch ein Bild! Als ich zum erstenmale in den Kreis dieser jugendfrischen Schar trat, glaubte ich im engen Raum ganz Indien in seiner buntfarbigen Bevölkerung rings um mich beisammenzufinden, aber nicht in jenem Babel von Sprachen und Kasten, sondern zu einer einzigen Gottesfamilie vereint, im wahren Sinn ein Herz und eine Seele, ein Stück Pfingstwunder in den Paradiesesgarten von Ceylon verpflanzt.

Die Heranbildung eines einheimischen Klerus stellt in gewissem Sinne die höchste Blüte des christlichen Missionswerkes dar. Je ferner uns jene Länder und Völker mit ihren Sitten und Bräuchen liegen, um so schwerer fällt es uns, die Hindernisse zu ermessen, die sich der läuternden und erneuernden Gnade des christlichen Glaubens entgegenstellen. Auf einen scheinbar unübersteiglichen Wall von Aberglauben stößt der Sendbote des göttliche Auftrages, sobald er es versucht, der Wahrheit des christlichen Glaubens im Herzen jener Völker Eingang zu verschaffen. Mit tausendjährigen Überlieferungen der widersprechendsten Vorstellungen muß gebrochen, mit tief eingewurzelten Sitten eines ungezügelten Lebens muß aufgeräumt werden. Aber gerade hier zeigt sich die göttliche Kraft des Christentums, die alles überwindende Macht des christlichen Glaubens. Es hat etwas tief Er-

greifendes, zu ſehen, wie allmählich das Licht der Gnade in dieſe Herzen eindringt, während die Nacht der alten religiöſen und ſittlichen Überlieferungen mehr und mehr zurückweicht, bis auf einmal in voller Klarheit die Sonne eines neuen Lebens aufſteigt. Nach und nach beginnt ein neues Geſchlecht heranzuwachſen, ein chriſtliches Volk, in deſſen Mitte ſich die ganze Segensfülle der in Chriſtus uns geoffenbarten Wahrheit mehr und mehr entfaltet. Die edelſte und koſtbarſte Blüte dieſes Geſchlechts iſt eine Jugend, die berufen und herangezogen wird, auf daß ſie dereinſt ſelbſt die göttlichen Geheimniſſe dem Volke mitteile, deſſen Sprößling ſie iſt. Dieſe zum Prieſtertum der katholiſchen Kirche erzogene Jugend iſt die herrlichſte Verwirklichung des Auftrags, den Chriſtus ſeiner Kirche anvertraut, der glorreichſte Triumph der Worte: Lehret alle Völker!

Eine ſolche Jugend vereinigt das neue Generalſeminar von Kandi unter der väterlichen Leitung eines Mannes, der ſein ganzes Wiſſen einſetzt, um die Worte wahr zu machen, welche die im Jahre der Einweihungsfeier geprägte päpſtliche Denkmünze zieren: Filii · Tui · India · Administri · Tibi · Salutis · „Deine eigenen Söhne, Indien, ſollen die Vermittler deines Heiles ſein.“ Das Seminar zählt unter ſeinen 100 Alumnen Mitglieder aus 21 über ganz Indien verteilten Diözeſen. Ob auch nach Kaſte, Farbe und Herkunft verſchieden, ſind die jungen Leutchen doch durch die ſchönſte Eintracht und Brüderlichkeit verbunden und ein Muſter echt chriſtlicher Frömmigkeit. Nach ſo vielen troſtloſen Bildern des brahmaniſchen und buddhiſtiſchen Indien war es mir eine herzerquickende Freude, in ihrer Mitte das hoffnungsvoll emporblühende, chriſtliche, katholiſche Indien in den edelſten und reinſten Blüten genießen zu können. Indiens religiöſe Zukunft ſtand in einem erhebenden Bilde ſozuſagen leibhaftig vor meinen Augen. Hätte ich mir in dem Augenblicke, wo ich im Begriffe ſtand, Indien Lebewohl zu ſagen, ein ſchöneres Andenken an die „Indiſchen Fahrten“ wählen können als dieſes Bild?

# 40. Heimwärts.

5. Juni 1905.

Die Stunde des Abſchieds von Indien naht heran. Der Hafen von Kolombo entfaltet einen wundervollen Glanz in den Tauſenden und aber Tauſenden Lichtern, welche den Rand umkränzen, während ein ſilberheller Schimmer ſich über die Waſſerfläche ergießt, der die Umriſſe der zahlloſen Schiffe, der Koloſſe der Rieſendampfer und der niedlichen Formen der vielen kleinen Boote und Segler in magiſcher Beleuchtung hervortreten läßt. Es iſt eine einzig ſchöne Illumination, eine echt indiſche Nacht, die letzte, die der Heimwärtsziehende im Bereiche Indiens verbringen ſoll. Schon rüſtet ſich der „Roon" zur Abfahrt.

Geheimnisvoll lag das Zauberland des alten und neuen Indien vor mir, und wie im Fluge zogen die tauſend Bilder, in denen es mir entgegengetreten, am Auge vorüber. Ich hatte es ja tatſächlich in ſeiner ganzen Länge und Breite, von Oſt nach Weſt, von Nord nach Süd durchmeſſen. Kalkuttas und Bombays beherrſchende Größe, Benares und die Fluten des Ganges, Dehli und Agra in ihrer monumentalen Schönheit, Dardſchiling im Angeſichte des Himalaya, die Tempelherrlichkeit des Berges Abu und die grandioſe Pracht der Felſenheiligtümer in den Ghats, Peſchawar und ſeine Denkmäler an der Schwelle Zentralaſiens, Madura und ſeine Tempel in der ſüdlichſten Zone, das alles tauchte mit packender Anſchaulichkeit in der Erinnerung auf. Von Indien wandte ſich der Blick weiter gegen Oſten: nach Birma und Siam mit ihren Pagoden, nach Kambodſcha und Java mit ihren Denkmälern entſchwundener Reiche. Und darüber hinaus ſuchte das Auge im fernen China alle die Stätten auf, die ihm in lebendiger Berührung mit einem der größten Kulturvölker der Erde während zweier Jahre ſo wert und teuer geworden. Erſt an der Pforte des Paradieſesgartens von Nikko hoch oben in Japan, dort, wo die Herrſcher jenes Volkes ruhen, das ſoeben eine der großartigſten Seeſchlachten der Weltgeſchichte ſiegreich durchgekämpft, machte die Erinnerung Halt.

Und ſo ſchied ich denn dankbaren Herzens aus der großen, ſchönen Welt des Oſtens, dankbar gegen Gott, der mich auf allen Wanderungen und unter dem wechſelnden Himmel vor jeder Krankheit und jedem Unfall gehütet, dankbar dem Obern, der mir den Weg nach dem Oſten erſchloſſen,

dankbar den vielen Mitbrüdern und Freunden, die ich überall gefunden an den Ufern des Yangtsekiang und am Ganges, am Mekong und am Menam, in der Kaiserstadt Peking und in Dehli und wohin immer mich der Weg führte.

Sachte glitt der „Roon" aus dem Hafen von Kolombo. Er hatte uns schon tief in das Arabische Meer hineingetragen; da zuckten noch die Blitze des Leuchtturms durch das Dunkel der Nacht wie ein Scheidegruß aus der indischen Welt. Der mächtige Lichtstrahl schien ein Strahlenbündel von Grüßen und Segenswünschen aus den vielen Ländern auszugießen und dem Wanderer nachzusenden.

12. Juni 1905.

Das Arabische Meer ist durchmessen. Eine sechstägige Fahrt ohne Land liegt hinter uns. Die Insel Sokotra taucht auf und beginnt aller Blicke zu fesseln. Wie singt doch der Dichter der „Lusiaden" von ihr:

Dem Roten Meer genüber sieh gebreitet
Sokotora, des bittern Aloe Strand,
Duftreichsten Balsam wunderbar bereitet
Und hochgeschätzt versendet jenes Land.

Der Anblick der Insel schien alles andere eher als ein Land des duftreichsten Balsams zu verraten. Die bräunlich roten vulkanischen Felsmassen boten zwar ein Bild von ungewöhnlich reichen Konturen; aber welche Öde! Senkrechte Felswände starren uns entgegen. Alles Leben scheint ausgebrannt und ausgestorben. Keine Spur von Vegetation wird sichtbar. Das Ganze trägt den Ausdruck großartiger Wildheit. Der unheimliche Charakter der Bilder wird noch erhöht durch die Wirkungen einer im blendenden Glanze leuchtenden Sonne. Ihre Strahlen brechen sich an den vorspringenden Kanten der Felswände, gleiten von Wand zu Wand, setzen über Klüfte und Risse hinweg und erlöschen endlich in einer dunkeln Schlucht.

Man sollte meinen, hier gäbe es weder Raum noch Luft für ein lebendes Wesen. Und doch haften gerade an dieser Insel höchst bemerkenswerte Erinnerungen, Überlieferungen, die uns in eine Zeit zurückführen, wo diese Insel eine bedeutende Rolle im Wechselverkehr zwischen Ost und West spielte.

Im Namen Sokotra birgt sich der indische Name Dvīpa Sukhādara, „Eiland der Seligkeit". War es Ironie, daß die bis hierhin vordringenden indischen Seefahrer dieser ausgebrannten Wüstenei den Namen einer „Insel der Seligen" gaben? Eines ist gewiß. Bereits zu Anfang der christlichen Zeitrechnung war die Insel dem indischen Seefahrer als „Eiland der Seligkeit" bekannt. Von ihm entlehnten die nach Indien segelnden syrischen Schiffe die Benennung, unter der die Insel in den Schatz des römisch-griechischen Wissens von Indien und dem Indischen Ozean aufgenommen

wurde, nämlich Dioscorides für das aus Dvīpa Sukhādhara zusammengezogene Diuskadra. Der Verfasser des für die älteste Geschichte des ostasiatischen Welthandels so wichtigen periplus maris Erythraei weiß zu berichten, daß die Insel zwar sehr groß, aber trostlos öde sei. Die wenigen Bewohner lebten auf der Nordseite. Sie seien fremden Ursprungs, eine Mischung von Arabern, Indern und Griechen, welche die Sucht nach Reichtum hierhingeführt. Kaufleute kämen hierhin von Lymirica und Barygaza, d. h. von der Malabarküste und von Gudscherat. Diese Tatsache wirft ein höchst bezeichnendes Licht auf Indiens Anteil am Leben der großen Weltstraße zwischen Alexandrien und dem fernen Osten. Die öde, felsige Insel erscheint als ein vorgeschobener Posten für Indiens Handel mit dem Westen. In der richtigen Erkenntnis dieser Bedeutung für den Welthandel zwischen Ost und West bemächtigte sich später der syrische Handel dieses Punktes, um ihn zum Stapelplatz und Stützpunkt seines Verkehrs mit Indien zu machen. Die Wüstenei bevölkerte sich mit einem rührigen, tatkräftigen griechischen und syrischen Element. Und mit den syrischen Einwanderern zog bereits in den ersten Jahrhunderten die syrische Kirche auf der Insel ein.

Nichts beleuchtet uns besser den wirtschaftlichen Aufschwung, zu dem sich die Felseninsel emporgehoben hatte, als die Tatsache, daß sie sich schon um die Wende des 6. Jahrhunderts mehrerer Bischofssitze rühmen durfte. Es währte auch nicht lange, daß Sokotra zum Sitze eines von Syrien abhängigen Erzbistums erhoben wurde. Von diesem nestorianischen Erzbistum weiß uns noch Marco Polo zu erzählen.

Es berührte mich seltsam, als ich mit Marco Polos Erzählung in der Hand mir diese Felswände und Granitpyramiden, dieses Gewirr von Basaltblöcken und andern vulkanischen Gesteinmassen ansah, die, wie vom Sonnenbrand durchglüht, blendend dem Auge entgegenstarrten. „Alle Bewohner", so erzählt uns der weitgereiste Venetianer in seiner treuherzigen Art, „sind getaufte Christen; sie haben einen Erzbischof. . . . Hier gibt es viel Handel und Verkehr; denn viele Schiffe kommen aus den verschiedensten Richtungen mit Gütern, um sie an die Eingebornen zu verkaufen. Die Handelsleute kaufen hier Gold und machen mit dem Goldhandel großen Gewinn. Alle Schiffe, die nach Aden kommen, legen an der Insel an. Ihr Erzbischof hat nichts mit dem Papste in Rom zu tun. . . . Und nun müßt ihr wissen, daß es auf dieser Insel die besten Zauberer in der Welt gibt. Ihr Erzbischof hat den Bewohnern zwar die Zauberei aufs strengste untersagt; aber sie kümmern sich nicht darum und behaupten, ihre Vorfahren hätten diesen Gebräuchen gehuldigt, und darum täten sie es auch."

Als 300 Jahre nach Marco Polo der große Apostel Indiens, Franz Xaver, auf seiner Fahrt nach Indien die Insel besuchte, machte er die

Beobachtung, daß die Einwohner das Kreuz auf Altären verehrten und als Schmuck am Halſe trügen. Jedes Dorf habe ſeine Kirche und ſeinen Geiſtlichen, dem man den Zehnten entrichte. Dieſe Geiſtlichen rezitierten die Gebete in einer ihnen ſelbſt unverſtändlichen Sprache. Viermal während des Tages erſchienen ſie in der Kirche. Der heilige Thomas ſtehe bei ihnen in hoher Verehrung.

Der Anblick dieſes verkümmerten Chriſtentums am Eingangstore zur indiſchen Welt ſcheint bei dem Apoſtel Indiens einen tiefen Eindruck hinterlaſſen zu haben. Konnte dieſes abſterbende chriſtliche Leben nicht zu neuem Leben erweckt werden an einem für die wirtſchaftliche Eroberung Indiens ſo wichtigen Durchgangspunkt des Handels? Einige Jahre nachher berichtet Xaver von der Entſendung zweier Patres auf die Inſel. Es war zu ſpät. Was an chriſtlichem Leben noch vorhanden, war zu ſehr mit den zerſetzenden Elementen von Heidentum und Aberglauben untermiſcht worden. Losgelöſt von ſeinem einzig lebenſpendenden Mittelpunkt iſt das einſt nach Sokotra verpflanzte Chriſtentum mehr und mehr verödet und dem Boden wieder gleich geworden, auf dem es ſich entwickelt. Wie wäre auch etwas anderes möglich geweſen, nachdem ſich in Aden auf der gegenüberliegenden Halbinſel der arabiſche Handel eine Felſenzitadelle geſchaffen, von der aus er den weiten Ozean bis nach Indien beherrſchte! Sokotra zerfiel als chriſtliche Pflanzſtätte, ſeitdem es aufgehört, der Durchgangspunkt des den Verkehr mit Indien beherrſchenden ſyriſchen Handels zu ſein. Wie Aden Sokotra überflügelnd zur beherrſchenden Zitadelle des Handels mit Indien wurde, hat uns niemand treffender geſchildert als der venetianiſche „Globetrotter“: „Und wiſſe, daß es in der Provinz von Aden einen Fürſten gibt, der heißt Sultan. Alles Volk iſt ſarazeniſch und betet Mohammed an. Sie haben einen großen Haß gegen die Chriſten. Aden iſt ein Hafen, zu dem viele Schiffe von Indien mit deſſen Erzeugniſſen kommen, und von dieſem Hafen bringen die Kaufleute ihre Waren in kleinen Schiffen ſieben Tagereiſen weiter. Nach Verlauf von ſieben Tagen werden die Erzeugniſſe gelandet, auf Kamele geladen und auf einer dreißigtägigen Landreiſe nach Alexandrien gebracht. So gelangen alle Spezereien Indiens auf dem Wege über Aden zu den Sarazenen nach Alexandrien. Und nun wiſſe, daß der Sultan von Aden viele Einkünfte von den Schiffen bezieht, die zwiſchen Arabien und Indien fahren.“

Das mohammedaniſche Aden ſtieg, das chriſtliche Sokotra zerfiel. Heute fahren wohl die meiſten Oſtaſienfahrer an der dürren Inſel vorbei, ohne zu ahnen, welche Erinnerungen an dieſen Felſen haften. Etwas Unheimliches hat die düſtere Farbe des ſcheinbar aller Vegetation beraubten Felſens, und doch verweilt der Blick mit einer gewiſſen Vorliebe an ſolchen Stätten, wenn zu gleicher Zeit die Erinnerung den Geiſt in eine

christliche Vergangenheit zurückführt, die dieser Öde Leben und Bedeutung gab. Die vergleichende Betrachtung rückt Vergangenheit und Gegenwart nahe aneinander.

Während die langgezogene, stark zerrissene und durchfurchte Kette von Felsen am Auge vorüberglitt, senkte sich die Sonne und goß ein unbeschreiblich schönes Licht über den gelben und braunen Mantel der Berge aus. Die düstere Farbe wich dem milden rosigen Schein der Abendbeleuchtung. Ein Schimmer überirdischer Klarheit ruhte darauf.

13. Juni 1905.

Nur wenige Stunden hielten uns in Aden fest. Das Bild ist wo möglich noch trostloser als dasjenige von Sokotra. Vulkanische Felsmassen türmen sich zu mächtigen Wällen empor, steile Felswände und Felsberge erscheinen wie vorgelagerte Festungswerke. Wie sollte sich auf dem felsigen Grunde eine reichere Vegetation entfalten! Nur wo die pflegende Hand des Menschen nachhilft, sproßt ein kräftigerer Wuchs von Baum- und Strauchwerk hervor. Aber Aden ist die stolze Wacht an der Stelle, wo die große Weltstraße aus dem Roten Meer ins Arabische Meer hinüberführt, eine majestätische Verkörperung des Britannia rules the waves.

14. Juni 1905.

Die Straße von Babel-Mandeb liegt bereits hinter uns. Wir sind im gefürchteten Roten Meer; aber vom Norden weht uns eine angenehme Brise entgegen, ein erster Gruß aus der Heimat, und macht die sonst sprichwörtliche Backofenhitze recht erträglich.

An einer Reihe felsiger Eilande gleiten wir vorbei. Die Felseninseln springen schroff und unvermittelt aus dem Wasser hervor. Die Formation der Felsen ist zum Teil sehr eigenartig. In den zwerghaften, verkrüppelten Felsengestalten, die von spärlichem Strauchwerk bedeckt sind, hat die Natur auf einmal das ergötzlichste Bild hervorgezaubert. Es folgen sich Inseln und Klippen, Granitblöcke, die aus dem Wasser hervortauchen, senkrecht abfallende Inselberge, deren Kamm mit Baumwuchs gekrönt ist. Von köstlicher Wirkung sind die abenteuerlichen Berg- und Felsenformen der arabischen Küste. Zwischen Granitmassen erheben sich scharf zugespitzte Felsnadeln und steile Pyramiden. Die volkstümliche Phantasie sieht in der Plastik der Berge allerlei wunderliche Gestalten, Riesen und Zwerge, und die mannigfachsten Formen der Tierwelt. Während die phantastischen Umrisse dieser sozusagen versteinerten Märchenwelt eine ununterbrochene Kette von Überraschungen entfalten, dringen wir immer tiefer in das Rote Meer ein. Die Küste verliert sich; ringsum verwandelt sich das Bild in eine weite, unabsehbare Wasserfläche.

15. Juni 1905.

Auf der Höhe von Mekka! Drüben steigt jäh die Steilküste der Landschaft Hiddschas empor. In einem mächtigen Basaltplateau breitet sie sich gegen das Innere hin aus. Nur wenig und auch dies nur in matten Umrissen wird von der Küstenlandschaft dem Saume des Roten Meeres entlang sichtbar. Aber unwillkürlich ergänzen sich im Geiste die Umrisse aus dem, was andere uns davon berichtet, zu dem Bilde der Geburtsstätte des Islam. Hier ist die Oberfläche gleich einer Lavadecke zerrissen, wild gezackt und mit erloschenen Kratern bedeckt; dort ist sie in eine unabsehbare Sandfläche verwandelt, die mit ihrer unendlichen Menge wellenförmiger Hügel einem bewegten Meere gleicht. Keine Spur von Vegetation, sei es auch die kümmerlichste, belebt die weite Öde, und kein Vogel unterbricht mit seinem Gesang die Totenstille. Das ist die Wiege des Mohammedanismus. Sozusagen aus dem glühenden Sand und dem heißen Felsen ist er wie ein verheerender Feuerstrom hervorgebrochen, um sich gegen Ost und West, über Afrika hin und bis tief in das Tal des Ganges in kürzester Zeit zu ergießen. Lange verfolgte ich mit dem Fernglas den Küstensaum. Das Auge trennt sich ungern von einem Bilde, mag es auch im Schleier der Ferne sich verlieren, wenn es den Geist zur Betrachtung von Ereignissen und Einflüssen anregt, welche tief in das Leben der Völker eingegriffen haben.

Die Schiffe, die dort am Horizont auftauchen, erzählen uns von dem Einfluß, den Mekka bis tief in den fernsten Osten ausübt. Es sind zum größeren Teile Pilgerschiffe. Vom Indus und Ganges, von Sumatra und Java, ja aus dem Innern Chinas kommen diese Pilger Jahr um Jahr zu Tausenden nach Mekka. Der gläubige Mohammedaner pilgert wenigstens einmal im Leben dahin. Diesem Zentralheiligtum verdankt der Islam seine beherrschende Stellung in Asien. Darum kann auch dem Erforscher der indochinesischen Welt dieser Fleck Erde nicht gleichgültig sein. Ohne ihn wird er die indische Kulturwelt nicht ganz verstehen. Ist auch die politische Macht des Mohammedanismus im Osten längst gebrochen, so hat sich die religiöse Macht ungeschwächt erhalten. Wenn von der Höhe des Minarets der Ruf des Mullah erschallt, dann neigt sich Tag für Tag das Antlitz von Millionen jenem Fleck Erde zu, in dessen Bann wir eben eingetreten. Mekka beherrscht halb Asien.

16. Juni 1905.

Es neigte sich die Sonne bereits dem Untergang zu, als in der Ferne die Sinaikette sichtbar wurde. Das Bild ist nicht mehr neu und doch von überwältigender Wirkung. Es war vor drei Jahren, als ich zum erstenmal das erhabene Bild genoß. Das Dunkel der Nacht wich eben und ließ den östlichen Küstensaum langsam hervortreten. Hinter wallartigen Vorbergen

baute sich aus zerklüfteten Felsmassen ein mächtiger Steinkoloß auf. Ein leichter Nebelschleier breitet sich noch darüber aus, so daß die Umrisse sich verloren. Mit einemmal änderte sich das Bild. Die Sonne brach durch die Wolkenschicht und zerstreute mehr und mehr die wallenden Schleier, bis endlich im goldenen Lichte des Tages die Glorie des Sinai in strahlender Majestät erschien. Unsere Blicke richten sich in diesem Augenblick auf den gewaltigen Kamm, der den höchsten Punkt des Gebirges bildet. Der ziemlich isoliert aufsteigende, schroffe, in zackigen Spitzen endigende Firn ist der Dschebel Serbal. In ihm erblicken die neueren Forscher den eigentlichen Sinai, auf dem Gott als Gesetzgeber des israelitischen Volkes sich offenbarte. Während der im Süden der Halbinsel befindliche Gebirgsstock des Dschebel Katherin und Dschebel Musa, der sonst den Namen Sinai trägt, eine Gruppe von Gipfeln bildet, erscheint der Dschebel Serbal als ein selbständiger Bergblock und zieht durch seine kühnen Umrisse und seine mächtigen abgeschlossenen Formen das Auge ganz besonders auf sich. Wie es sich nun auch mit der Identifizierung des eigentlichen Sinai verhalten mag, wir wußten uns jedenfalls in der Nähe des Berges, auf dem Gott erschien, um seinem Volke jenes Gesetz zu verkünden, das dem kommenden Erlöser die Wege vorbereiten sollte. Und diese Gewißheit erfüllte uns mit tiefer Ehrfurcht.

Im Angesichte von Berg und Meer treten die erhabenen Ereignisse gleichsam sichtbar vor das Auge, die hier sich abspielten. Ihre überwältigende Größe erfaßt das Gemüt, denn die Hand, die das auserwählte Volk durch eben jene Fluten führte, die wir jetzt durchschneiden, ist Gottes allmächtige Hand, dieselbe Hand, welche die Geschicke der Völker lenkt. Es ist die kulturgeschichtlichste aller kulturgeschichtlichen, die weltgeschichtlichste aller weltgeschichtlichen Mächte, und die Stimme, die von jener Bergeshöhe sprach, ist die Stimme, die gesetzgebend bis zur Stunde zu allen Völkern redet und in der Brust jedes einzelnen spricht. Was sie verkündete, ist das ewige, unabwendbare Gesetz allen Kulturfortschrittes. Der Sinai bot mit seinen erhabenen Erinnerungen gewissermaßen den ersten Gruß aus der abendländischen und christlichen Welt.

17. Juni 1905.

Stadt und Hafen von Suez liegen hinter uns. Behutsam gleitet unser Dampfer durch den Kanal. Einsam schweben wir zwischen den hohen Dammufern und wiegen uns in dem Gedanken, auf der Scheide zweier Weltteile zu fahren. Der Morgen ist so still, als ginge es die lieblichen Ufer eines heimatlichen Stromes entlang. Nur eines fehlt, das frische, saftige Grün, das die Uferhänge belebt, der stolze Baumwuchs, der die Anhöhe bekrönt. Rings ist es öde. Hart am Rande der Stadt beginnt die Wüste und setzt sich zu beiden Seiten des Kanals in unabsehbare Weite fort. Die Einöde

umfängt uns mit ihren geheimnisvollen Schauern, ein Ozean von Sand, über dem die tiefe Stille der Wildnis und Verlassenheit lagert. Über die schier endlose Ebene hinweg sieht das Auge nichts als die gelbbraune Farbe des Sandmeeres, das an manchen Stellen mit einer schimmernden Kruste bedeckt ist. Von Zeit zu Zeit erhebt sich in der Ferne eine braune, von der Sonnenglut durchleuchtete Wolke; es ist ein Sandwirbel. Und doch, welcher Pinsel vermöchte die ernste Majestät dieser Wildnis wiederzugeben? In der Nähe zeigen sich die ersten Palmen, echte Sprößlinge der Wüste, deren stolze Schönheit hier auf den öden, gelblichen Sanddünen anziehender wirkt als im schönsten Palmengarten Europas. Der schlanke Wuchs des Stammes mit seinen weit überhängenden Fächerkronen hat etwas wahrhaft Königliches. Die leisen Wellenschläge, die an das Kanalufer anschlagen, während sich der Dampfer sachte voranbewegt, klingen wie ein Widerhall aus jener dunkeln Vorzeit, wo diese Grenzscheide zweier Weltteile bereits die Völkerbrücke geworden, auf der die Völker und Stämme bald feindlich bald friedlich herüber und hinüber strömten.

Wir gleiten in den Timsahsee über, und der Dampfer, der bisher so behutsam seinen Weg durch den Kanal nahm, um nur ja nicht die lockern Uferwände durch den Wasseranprall zu erschüttern, beginnt jetzt mit dem kräftigen Flügelschlag seiner beiden Schrauben voranzueilen. Es geht nur zu schnell; denn bald befinden wir uns wieder in der schmalen Gasse des Kanals, Wüste links und rechts. Das einzige, was ab und zu Abwechslung in die farbenarme Umgebung des Kanals bringt, sind die in großen Zwischenräumen am Ufer verteilten Wohnungen der Aufsichtsbeamten, freundliche Häuser, umgeben von einem grünen Gärtchen mit Akazien, Palmen und leicht im Winde sich wiegenden Bambusstauden. Ismailia mit seinen schmucken, weißen Häusergruppen hält uns nicht lange. Wir nähern uns El Kantarah. Das Ufer scheint sich mit einemmal zu beleben. Ein prächtiges Wüstenbild bietet sich dem Auge dar. Dicht am Rande des Kanals lagert im Sande eine stattliche Karawane von etwa 100 Kamelen. Ihr Lagerplatz ist eine der geschichtlich denkwürdigsten Stellen Ägyptens. Wir sind in El Kantarah. El Kantarah bedeutet „Brücke". Der Kanal durchschneidet hier die große Karawanenstraße von Syrien nach Ägypten. Seit undenklicher Zeit war El Kantarah der große Lagerplatz der herüber und hinüber ziehenden Karawanenzüge. Der Anblick der vor uns lagernden Karawane, der am Boden kauernden, schwer beladenen Kamele, der turbangeschmückten, in weite, weiße Tücher gehüllten Treiber, echte Söhne der Wüste, und all der beduinenähnlichen Gestalten, die rings herum schwärmen, dieses bunte Bild versetzt uns mit einem Schlage 4000 Jahre zurück. Hier führte schon zur Zeit der Pharaonen die große Straße von Syrien nach Ägypten. Hier zog die Karawane vorüber, welche Joseph nach Ägypten in die Sklaverei

führte. „Und da die Brüder sich niedergesetzt zu essen, sahen sie ismaelitische Kaufleute von Galand kommen; ihre Kamele trugen Gewürze und Harz und Myrrhensaft nach Ägypten. Da sprach Judas zu seinen Brüdern: Was hilft es uns, unsern Bruder zu töten und sein Blut zu verhehlen? Besser ist's, ihn an die Ismaeliten zu verkaufen, damit wir unsere Hände nicht beflecken, denn er ist unser Bruder. Seine Brüder gehorchten seinen Worten, und als die madianitischen Kaufleute vorüberzogen, nahmen sie den Joseph aus der Grube und verkauften ihn an die Ismaeliten um 20 Silberlinge, und diese führten ihn nach Ägypten."

Seltsame Gegensätze! Während der mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattete Dampfer den höchsten Anforderungen des Verkehrs zwischen Ost und West entsprechend dahinzieht, steht wenige Schritte entfernt das uralte „Schiff der Wüste" oder besser eine ganze Flotille solcher „Schiffe", die heute wie vor 4000 Jahren den Handelsweg über dieselbe Völkerbrücke vermitteln. So rücken Vergangenheit und Gegenwart, das Zeitalter der Pharaone und das Zeitalter der Dampfkraft in nächste Nähe. Das Stück Wüste, an dem wir eben vorbeigeeilt, ist echt historischer Boden. Mag der beständig auffliegende Sand noch so beweglich sein, unvergänglich bleiben die Spuren des ehrwürdigen Wanderers, der vor Jahrtausenden hier als Jüngling in die Sklaverei geschleppt wurde, um als Mann der Retter seiner Brüder zu werden. Aber Joseph war nur das Vorbild dessen, der 15 Jahrhunderte später auf demselben Wege von Maria und Joseph auf der Flucht nach Ägypten getragen wurde, um aus der Verbannung als Erlöser der Welt zurückzukehren. Das war die heiligste und ehrwürdigste Reisegesellschaft, die jemals den Weg über El Kantarah gezogen ist.

Mit Ehrfurcht weilt die Betrachtung beim Anblick der denkwürdigen Stelle. Inmitten des unfruchtbaren Wüstensandes taucht dieses Bild wie eine liebliche Oase auf, und man erinnert sich der sinnigen Art, in der die Künstler des Mittelalters Maria und Joseph mit dem Jesuskind auf der Flucht gen Ägypten dem Auge vorführen. Man glaubt die Palmen zu sehen, unter denen die heilige Familie ausruht, die Quelle, die hervorsprudelt, im Hintergrunde der düstere Ernst der Wüste. Wunderschön gestaltete sich der Abend. Die Dunkelheit war schnell hereingebrochen, und wir befanden uns wieder mitten in der Wüste; aber im Abenddunkel gewann dieses Wüstenbild erst recht seinen Reiz, während das Schiff gespenstisch leuchtend zwischen den Sandflächen im nächtlichen Dunkel dahinglitt.

Die Schiffe, die uns auf dem Kanal folgen, senden weithin die grellen Strahlen des elektrischen Scheinwerfers aus. Das blendend weiße Licht zaubert ein feenhaftes Bild in die Wüste hinein, und wenn die Strahlen auf den heißen Sand fallen, so beginnt die Wüste zu funkeln und zu flimmern, als wäre sie glühendes Gold. Einen Augenblick scheint die Licht-

quelle erloſchen, und alles liegt in unheimlicher Finſternis. Dann aber bricht der Scheinwerfer mit erneuter Helligkeit wieder hervor, und der weit ausgegoſſene Strahl ſtreift nach allen Seiten durch das Dunkel der Wüſte. Aber ungleich großartiger noch war das Lichtbild des ſternenbeſäten Himmels. Über uns wölbte ſich die gewaltige Domkuppel, die der Schöpfer ſelbſt erbaut und mit dem reichſten Schmuck der Sternbilder ausgeſchmückt hat.

Um 10 Uhr kamen wir in Port Said an. Der elektriſche Scheinwerfer ſpielt unausgeſetzt über das Waſſer und beleuchtet gewaltige Dampfer, hochmaſtige Segler und kleine Dampfbarkaſſen, die nach allen Richtungen über die dunkle Waſſerfläche hinſchießen. Die mächtigen Kohlenkutter haben angelegt. Eine Schar ſchwarzer, muskulöſer Geſtalten klettert mit großer Behendigkeit an Bord, und nun beginnt im Scheine zweier rieſigen Feuerkörbe, aus denen die Flammen emporſchlagen, die harte Arbeit. Aus dem Dunkel des Kohlenſchachtes ſteigen die ſchwarzen Geſellen empor und kehren wieder dahin zurück. In dicken, ſchwarzen Wolken wirbelt der Kohlenſtaub auf. Unheimlich düſter iſt das vom grellen Schein der Feuerkörbe erhellte Bild, ein Stück ägyptiſcher Unterwelt, aus deren Schlund geiſterhafte Geſtalten der Vergangenheit hervorkriechen, um gleich wieder in die Nacht der Totenwelt zurückgetrieben zu werden. Gegen Morgen war die Arbeit fertig.

18. Juni 1905.

Die Nähe des Landes der Pyramiden war eigentlich recht verlockend für den Wanderer aus dem Lande der Pagoden. Pyramide und Pagode, welche Gegenſätze verkörpern ſie in ihrem religiöſen und künſtleriſchen Bilde! Ein Ausflug ins Land der Pyramiden wäre kein unpaſſender Abſchluß geweſen. Ein Blick auf die ernſte, ſchweigſame Totenwelt, die in den gigantiſchen Grabdenkmälern vor das Auge hintritt, hätte das Bild, das die oſtaſiatiſche Welt in ihren buddhiſtiſchen Grabdenkmälern bot, durch den Gegenſatz von Pyramide und Pagode in ein neues Licht gerückt. Aber es gab einen würdigeren Abſchluß.

Als ich vor drei Jahren an der italieniſchen Küſte vorbei nach dem Oſten fuhr, wandte ſich auf der Höhe von Rom der Blick unwillkürlich nach der ewigen Stadt. Ich ſuchte ſie umſonſt. Während ich einen ſtillen Gruß zu ihr hinüberſandte, tröſtete ich mich mit dem Gedanken, daß gar viele Wege nach Rom führen, auch mit einem kleinen Umweg über China, Japan und Indien. Und wenn den Wanderer Gottes gütiger Engel nach drei Jahren zurückgeleitet, dann wird Rom einen um ſo erhebenderen Abſchluß bringen.

* * *

Am 22. Juni erreichte ich Rom. Ich hätte den Wanderungen durch die oſtaſiatiſche Kulturwelt keinen ſchöneren Abſchluß wünſchen können.

Dieſen Wanderungen war die Aufgabe geſtellt geweſen, in der unmittelbaren Berührung mit dem oſtaſiatiſchen Kulturleben das religiöſe Problem der zu neuem Leben erwachenden Welt des Oſtens zu erforſchen. Welche Stellung nimmt das Chriſtentum inmitten dieſer nach Neuerung ringenden Bewegung ein, deren höchſtes Ziel der ebenbürtige Beſitz der abendländiſchen Kulturerrungenſchaften iſt?

Wir ſtehen in dieſem Augenblicke, wo meine Wanderungen durch die oſtaſiatiſche Kulturwelt zu Ende gehen, alle unter dem Eindruck der großartigen Ereigniſſe, die ſich im fernen Oſten abſpielen. Tſuſchima iſt in aller Mund. Noch ſind keine zwei Jahre verfloſſen — es war an einem herrlichen Oktobermorgen —, da ſtieg das kleine reizende Eiland, von Frieden und Anmut umwoben, vor meinem Blicke aus dem Meere empor und winkte einladend zur Fahrt durch das japaniſche Binnenmeer. Von Chinas Hauptſtadt aus hatte ich im Herbſte 1903 die Fahrt nach dem Reiche der aufgehenden Sonne angetreten. Wohl lagerten bereits recht dunkle Wolken über dem Golfe von Petſchili, Vorboten des Sturmes, der bald die friedlichen Fluten aufwühlen ſollte, über die unſere ſchöne „Nagato Maru“ ſo fröhlich dahinglitt. Keiner von uns dachte, daß in eben dieſen Gewäſſern die ſtolzeſte Armada, die je gegen Oſten gezogen, ſo bald ihr Grab finden ſollte. Und als uns aus der Ferne Tſuſchima den erſten Gruß aus Japan entbot, wer hätte da ahnen können, daß gerade dieſes Inſelchen binnen kurzem einer der furchtbarſten Seeſchlachten, welche die Weltgeſchichte kennt, den Namen geben würde? Wie mit einem Blitzlicht hat der großartige Sieg bis in die weiteſten Fernen das Dunkel aufgehellt, das uns den rätſelhaften Charakter der Völkerwelt des Oſtens verſchleiert. Tſuſchima bildet nur den *vorläufigen* Abſchluß einer Bewegung, die in dem Ringen und Streben nach Fortſchritt vor aller Welt zeigt, welch ungeahnte Kräfte in den Tiefen des oſtaſiatiſchen Völkerlebens ſchlummern. Ein Volk, das noch vor 50 Jahren jede Berührung mit der abendländiſchen Ziviliſation wie eine feindliche Invaſion zurückwies, entfaltet heute das bewundernswerteſte Talent in der Aneignung und Weiterbildung der Errungenſchaften des Weſtens. Es iſt ein Bild ſeltſamer Gegenſätze, dem der Wanderer auf Schritt und Tritt begegnet, wenn er durchs Land zieht. Schroffere Übergänge laſſen ſich kaum denken. Hier erſcheint noch Alt-Japan in den künſtleriſchen Schöpfungen eines uns fremden Kultus aus grauer Vorzeit, dort Neu-Japan auf dem Gipfelpunkte des modernen Fortſchritts. Wir ſind am äußerſten Punkte des vom Buddhismus beherrſchten Oſtens angelangt und ſehen uns plötzlich mitten in den Großbetrieb des abendländiſchen Lebens mit ſeinen Bahnen und Maſchinen, ſeinem Telegraphen und Telephon hineingeſchleudert. Wie zwei fremde — faſt möchte ich ſagen — feindliche Kulturwelten grenzen Alt-Japan und Neu-Japan hart aneinander.

Digitized by Google

Dieſer Wandel ſteht wohl einzig da in der Geſchichte der Menſchheit. Der Umſchlag vollzog ſich ſo ſchnell, als wäre zwiſchen Tag und Dunkel die alte Ziviliſation zu Grabe getragen worden. Und zwiſchen Nacht und Morgen, als eben das Dämmerlicht des 20. Jahrhunderts aufleuchtet, da ſteigt ein ganz neues Japan aus den Fluten empor, ein Inſelreich, in deſſen Mittelpunkt alle Errungenſchaften des abendländiſchen Geiſteslebens ſtehen, ein Volk, das ſich mit einem Male fähig zeigt, auf allen Gebieten des techniſchen Könnens mit der Alten Welt in Wettbewerb zu treten. Das japaniſche Volk hat zu ſtande gebracht, was niemand für möglich gehalten hätte. Als die ſiegreiche Revolution nach dem Sturze der alten Machthaber im Jahre 1867 „Reform nach abendländiſchen Vorbildern“ als Loſungswort auf ihre Fahne ſchrieb, wurde ſelbſt wohlwollenden Beurteilern der neuen Bewegung bange um den Erfolg. Man ſprach von „einer Vermeſſenheit, einer Übereilung und Leichtfertigkeit, die ohne Beiſpiel ſind in der Geſchichte“. Mit einer in der Tat beiſpielloſen Verwegenheit wurde die alte Ordnung über den Haufen geworfen, und das alles bloß aus dem glühenden Verlangen, Japan plötzlich in den Beſitz der Wohltaten der europäiſchen Ziviliſation zu ſetzen. Schaffung einer Zentralverwaltung nach dem koſtſpietigen Vorbilde der europäiſchen Staatsverwaltung, Schöpfung und Unterhalt einer kaiſerlichen Armee, Errichtung von Schiffswerften und Telegraphenlinien, Bau von Eiſenbahnen, Gründung von Schulen: darauf war das ganze Streben gerichtet. Dieſe Bewegung trieb die Japaner von Umwälzung zu Umwätzung, von Neubildung zu Neubildung. Mit einer unerbitttichen, alle Hinderniſſe niederwerfenden Folgerichtigkeit ſetzten die neuen Machthaber alle Kräfte ein zu Gunſten einer auf abendländiſcher Grundlage ſich vollziehenden Wiedergeburt des Landes. Im Jahre 1871 fiet die Feudatherrſchaft. Die alten Fürſten und Grafen zögerten nicht, an ihrer eigenen Lehnsherrſchaft Harakiri vorzunehmen, indem ſie alle Lehnsrechte auslieferten, alle Beſitztitel preisgaben. Die Beſorgnis vieler war begreiflich. „Iſt es wahrſcheinlich, iſt es mögtich, daß derlei Experimente nicht auf verzweifelten Widerſtand ſtoßen?“ Etwas Gutes wagten ſelbſt begeiſterte Freunde Japans kaum zu hoffen. „Entweder iſt die japaniſche Nation ein toter Körper oder es bleibt ihr noch einiges Leben. Im erſten Falle haben die Reformatoren nichts zu befürchten und nichts zu hoffen: wie Arzneimittel über Leichname nichts vermögen, ſo werden auch ihre Reformverſuche ohne Wirkung bleiben. Lebt aber das japaniſche Volk noch, dann wird es nicht ſehr lange dieſe Angriffe dulden gegen ſein Eigentum, ſeine Gebräuche, gegen die ererbten Zuſtände und den ererbten Glauben. Es wird aufſtehen wie ein Mann, es wird die vermeſſenen Toren niederſchmettern, welche die frevelhafte Hand erhoben gegen alles, was ihm teuer und heitig iſt.“

Die trüben Ahnungen der Schwarzseher haben sich nicht erfüllt. Was mit einer „Vermessenheit“ unternommen schien, „die ohne Beispiel in der Geschichte“, wurde mit einem „Erfolge“ durchgeführt, der seinesgleichen nicht hat. Es schien, als wäre die tausendjährige Entwicklung, die diesem Umsturz vorausgeht, nur eine vorbereitende Schule für den Tag gewesen, an dem Japan mit dem Abendland in Berührung trat, ja als habe das volkstümliche Talent erst in der Berührung mit den Errungenschaften Europas die eigentliche Sphäre seines Schaffens gewonnen. So fremd das Terrain sein mochte, der Japaner fand sich sofort und ohne Zaudern auf dem neuen Boden zurecht. Mit unnachahmlichem Geschick arbeitete er sich in die neue Welt hinein, und groß und stark ging das Volk aus der Umwandlung hervor.

Da mag sich manchem die Frage aufdrängen: Welchen Anteil hat das Christentum an diesem Umschwung? Und wenn er sieht, wie Japan ohne das Christentum im stande gewesen ist, sich so schnell zu einer so hohen Stufe der abendländischen Zivilisation emporzuschwingen, wenn er gar wahrnimmt, wie Japan hohe sittliche Eigenschaften entwickelt, die unsere gerechte Bewunderung wecken, wird er vielleicht in den Ruf jener einstimmen, die da meinen, das Christentum habe sich im Leben der Völker übertebt. „Japan besitzt ja bereits alles, dessen ein Volk bedarf, um groß zu sein. *Was fehlt ihm noch?*“

Nun gerade diese Frage beantwort im gegenwärtigen Augenblick einer der edelsten und erfolgreichsten Vorkämpfer für den intellektuellen und moralischen Fortschritt Japans. Der frühere Minister des Äußeren, Graf Okuma, ist zweifellos eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Schule. Ein Rückblick auf die Geschichte der Erziehung in Japan gibt ihm Getegenheit, sich über die Erfolge und Mängel der japanischen Erziehung in folgender Weise zu äußern:

„Eine dritte große Schwierigkeit der japanischen Erziehung liegt in *dem Mangel eines moralischen* Maßstabes. Physischer und literarischer Maßstab ist vorhanden, aber die Restauration hat die einheitliche Religion zerstört. Für die oberen Schichten blieb wohl die chinesische Philosophie, aber für die große Masse des Volkes besteht in Wirklichkeit nichts mehr. Da erhebt sich die schwere Frage, was an die Stelle des Alten treten soll. Im Abendland gibt das Christentum die moralische Richtschnur. In Japan möchten einige zum alten nationalen Glauben zurückkehren, dem der Patriotismus zuzugesellen wäre, andere wollen das Christentum annehmen und wieder andere lehnen sich an Kant und andere Philosophen an. *Alles befindet sich in einem Stadium der Verwirrung.* Wenn uns ein großer Mann und ein Führer der Menschheit erstände, würde uns eine Entscheidung leichter fallen. Ein solcher Mann, sei er

von daheim oder von außerhalb, tut uns not. So wie die Verhältnisse jetzt liegen, scheint die Schwierigkeit fast unüberwindlich."

Es ist lehrreich, zu sehen, wie einer der größten geistigen Führer des japanischen Volkes trotz aller materiellen Erfolge und selbst angesichts des glänzenden Schauspiels hingebendster Pflichttreue, das der Japaner gibt, so sehr den Mangel eines sittlichen Maßstabes empfindet, daß er von einem Stadium allgemeiner Verwirrung redet.

Hier hat das Christentum einzusetzen. Je glänzender der Fortschritt sich inmitten der ostasiatischen Völker geltend macht, um so deutlicher zeigt es sich, daß nur das Christentum im stande ist, dieses mit so reichen Kräften ausgestattete Völkerleben wirklich bis ins Innerste umzugestalten. Niemals ist mir das paulinische Wort: „Christus gestern und heute, Christus in alle Ewigkeit" in seiner Bedeutung für den Fortschritt der Völker so anschaulich vor die Augen getreten als im Laufe meiner Wanderungen durch Ostasien. Es hilft wenig, mit allen materiellen Errungenschaften der christlichen Zivilisation jene Völker zu durchdringen, wenn das, worauf die wahre Überlegenheit des Abendlandes beruht, der unvergängliche Schatz der religiösen und sittlichen Güter, ohne Einfluß auf die zu neuem Leben erwachende Völkerwelt bleibt. Man sage nicht: Wozu bedarf es denn noch der Mitwirkung der religiösen und sittlichen Ideale des Christentums, um den Völkern des Ostens eine ebenbürtige Stelle an der Seite der abendländischen Völker zu geben? Hindu und Chinese können ohne das Christentum fertig werden.

Wer hat je bestritten, daß sich in einem Volke auch ohne das Christentum sittliche Ideale zu einer gewissen Höhe entwickeln können? Das Wort Cyprians von der anima naturaliter christiana gilt auch von der Volksseele. Aber nicht um einzelne sittliche Güter, sondern um den vollen Schatz der höchsten sittlichen Güter handelt es sich. Nur das Christentum ist im stande gewesen, die Gesamtheit jener Güter zu vermitteln, welche den ganzen Menschen sittlich heben und ihn in allen seinen Beziehungen wahrhaft innerlich veredeln. Und es ist deswegen allein im stande, dem Völkerleben den vollen Schatz der sittlichen Güter zu schenken, weil es ihm allein möglich ist, den Schatz jener religiösen Wahrheiten zu erschließen, welche die unwandelbare Grundlage aller Sittlichkeit und alles Rechts bilden müssen. Darum wird der Asiate, mag er Inder, Chinese oder Japaner heißen, ohne das Christentum nie im Besitze jener Fülle der religiösen und sittlichen Güter sein, die in ihrer Gesamtheit auch heute noch dem Abendland das Gepräge der christlichen Welt aufdrücken. Diese Völker mögen sich noch so viel von der abendländischen Zivilisation aneignen, sie mögen es sich so vollkommen aneignen, daß kein

Tüpfelchen daran fehlt; eines fehlt trotzdem: es fehlt die Seele christlicher Zivilisation, das, was die junge, auf allen Gebieten des materiellen Fortschrittes stürmisch voraneilende Bewegung auch mit einem neuen geistigen Gehalt erfüllt.

Dieses Christentum hat sich im Völkerleben noch lange nicht überlebt. Allen antichristlichen Bewegungen zum Trotze bleibt Christus der Eckstein, an dem die Fluten des Völkerlebens sich in zwei Ströme scheiden, einen christlichen und einen nichtchristlichen Strom. Nach außen zwar mag es den Anschein gewinnen, als habe das Christentum viel von seiner erobernden Kraft verloren. Aber unsere Zivilisation ist und bleibt doch eine christliche. Die ganze geistige Entwicklung ist so durchdrungen von der unvergänglichen Kraft des Christentums, daß eine abendländische Zivilisation ohne Christentum undenkbar ist. Darum verbindet die christlichen Völker des Abendlandes trotz aller Gegensätze des nationalen und politischen, des sozialen und wirtschaftlichen Lebens ein Band, das sie niemals mit den Völkern der ostasiatischen Kulturwelt verknüpfen kann, solange diese in ihrem vom Christentum so verschiedenen religiösen und sittlichen Vorstellungskreis befangen bleiben. Nicht die Rassenverschiedenheit ist es, die diesen unüberbrückbaren Gegensatz begründet, sondern die religiöse moralische Kluft zwischen Heidentum und Christentum. Und keinem Bündnisvertrag wird es gelingen, den Gegensatz aus der Welt zu schaffen. Allianzen mögen Rassenunterschiede überbrücken; aber den im innersten Wesen des ostasiatischen Völkerlebens wurzelnden religiösen und sittlichen Gegensatz wird keine Allianz aufzuheben vermögen. Wie zwei fremde, durch eine unüberbrückbare Kluft getrennte Welten werden sich Ost und West trotz aller äußeren Annäherung gegenüber, oder besser gesagt, entgegenstehen, solange es dem Christentum versagt bleibt, seine welterneuernde Kraft inmitten der nach intellektuellem und technischem Fortschritt ringenden Völker zu bewähren. Aber wird das, was im innersten Wesen unserer abendländischen Kultur, d. h. in der religiösen und sittlichen Entfaltung unseres geistigen Lebens noch heute wie vor tausend Jahren lebt, inmitten jener Völker seine ewigjunge Kraft noch zu bewähren vermögen?

Ich denke an Benares zurück. Man möchte einen Augenblick verzagen, wenn man die zahllosen Tempel sieht, die stolz auf das bescheidene Kirchlein von Benares herabschauen; aber auch nur einen Augenblick. Von dem Zentrum der indischen Welt kehrt das Auge in den Mittelpunkt der christlichen Welt zurück.

Das Bild, das die altindische Kulturwelt bietet, ist in mancher Hinsicht demjenigen verwandt, das die antike Welt auf der Höhe ihrer geistigen Entwicklung bot, als sie mit dem Christentum in Berührung trat; auf der einen Seite die höchste Entfaltung der geistigen Kräfte in Philosophie und

Recht, in Literatur und Kunst, auf der andern Seite das wilde, verwirrende Babel des buntfarbigsten Götzenkultus, dort ein Bild, das überall den Charakter der Macht und Größe in der unvergänglichen Schönheit der antiken Kunst ausprägt, hier ein Bild der tiefsten religiösen und sittlichen Erniedrigung. Das war die Kaiserstadt an dem Tiber, in ihrer Religion die großartigste Verkörperung eines unbezwingbaren Götzendienstes, in ihrer Kunst die glänzendste Verwirklichung der Ideale des Schönen. Und doch wagte der Apostel im Anblick dieses Bildes auszurufen: „Dies ist der Sieg, der die Welt überwunden, unser Glaube." Niemals ist dem Christentum das Heidentum in einer gewaltigeren Macht entgegengetreten als in jener Macht, die sich in dem antiken Rom verkörpert. Niemals hat das Christentum einen glänzenderen Sieg erfochten. Groß und mächtig entfaltet sich der Baum des christlichen Lebens. Aus dem Blute eines für uns gekreuzigten Gottes emporwachsend, mit aller Schmach des Kreuzes bedeckt, breitet er sich über das römische Weltreich aus, und vor dem Zeichen der Schmach beugen sich die Cäsaren und mit ihnen die ungezählten Völker ihrer Herrschaft. Dieses Kreuz hat fortgewirkt durch die Jahrhunderte. Auch an der Schwelle des 20. Jahrhunderts bewährt es seine Lebenskraft, und die Laufbahn, die es unter Druck und Verfolgung im 1. Jahrhundert in der abendländischen Welt erobernd antrat, setzt es heute bis in den fernsten Osten erneuernd und lebenspendend fort.

Das ist die Antwort auf die Frage nach der religiösen Zukunft der bisher von indischen Überlieferungen beherrschten Kulturvölker des Ostens. Es gibt nur eine Lösung des größten aller problems of the far East. In dem einen und einzigen Rom ist diese Lösung gegeben, in jenem Rom, von dem einst die Erneuerung der abendländischen Welt ausgegangen ist, in jenem Rom, das einen Augustinus nach England, einen Bonifatius nach Deutschland sandte, um den jugendfrischen germanischen Völkern die Segnungen des Christentums zu bringen. Eine große Zukunft hatte die Vorsehung diesen Völkern an der Schwelle einer neuen Zeit vorbehalten. Das römische Weltreich begann bis in seine innersten Tiefen zu erbeben, als die tatenfrohen Stämme aus den Wäldern Germaniens gegen Süden und gegen Osten drängten. Aber diese übersprudelnde, alles mit sich fortreißende Lebenskraft hätte nur zu zerstören, nicht aufzubauen vermocht, wenn sie sich nicht mit dem Christentum verbunden und durch dieses eine neue und höhere Weihe erhalten hätte. Erst am Tage, wo sich die germanischen Völker vor dem Kreuze beugten, das ihnen von Rom aus leuchtete, erhielten sie den Ritterschlag ihrer erhabenen weltgeschichtlichen Mission.

In ihrer überwältigenden Größe trat mir die Bedeutung Roms entgegen, als ich vom Monte Janiculo aus den Blick über die Stadt ſchweifen ließ. Der Eindruck war um ſo ergreifender, als das Bild der großen Kaiſerſtädte des Oſtens, die ich im Laufe der letzten drei Jahre beſucht, noch in lebendiger Erinnerung war. Es ſind zweifellos großartige Szenerien, die ſich dem Auge darbieten, wenn Dehli, Peking, Kioto aus der Ferne auftauchen, aber alle Herrlichkeit der oſtaſiatiſchen Kaiſerſtädte erbleicht im Angeſicht der einen Kaiſerſtadt Rom.

Dieſes Rom iſt unvergänglich. Es iſt berufen, die heiligſten Güter der Menſchheit für alle Völker und Zeiten zu hüten, jene Schätze, die uns in Chriſtus, dem Sohne Gottes, geoffenbart worden ſind. In dieſen Gütern wurzelt auch heute noch die einzig wahre Erneuerung des Völkerlebens wie für den Weſten, ſo für den Oſten. Darum hat ſich ſeit dem Tage, wo die junge Völkerwelt des Mittelalters im Schatten des Kreuzes die Quelle des höchſten geiſtigen und ſittlichen Fortſchrittes fand, dem Weltapoſtolate der Kirche kein dankbareres Arbeitsfeld erſchloſſen, als unter den Völkern des fernen Oſtens.

# Namen- und Sachregiſter.


Abayagiri-Dagoba, ſinghaleſiſcher Reliquienſchrein II 387 388.
Abbanes, Geſandter des indiſch-parthiſchen Königs Gundaſorus II 150 151.
Abu, Bergheiligtum der Jaina II 288 ff; Lage II 288; Aufſtieg II 289; Landſchaft II 290; die Aghori, indiſche Fakire II 291; Sanatorium II 292; Deeſa-Point II 293; Ausblick nach Gudſcherat II 294; das „heilige Land“ der Jaina II 295 ff; Dilwara II 298; der Doppeltempel II 299; das Heiligtum des Wriſchabhanātha II 300 ff; das Heiligtum des Pārçvanātha II 303 304; Guruſikra, die „Heiligenſpitze“ II 305; Achilgarh, Agnikund II 306.
Abu Faẓl, Verfaſſer des Ain Akbari, Akbars Freund und Ratgeber II 173.
Abu Road, Stadt am Fuße des Berges Abu II 288.
Achilgarh-Tempel auf Mount Abu II 305 306.
Adamsbrücke, Inſelkette zwiſchen Ceylan und Indien II 356.
Adamspik, heiliger Berg auf Ceylon II 363 364 403.
Aden II 418.
Adſchanta, Felſenklöſter II 17 ff; Gemälde II 22.
Adſchmir, Moſchee, erbaut aus Hindu-Tempeln II 259 273.
Affenkultus in Benares I 237; auf Mount Abu II 290; in Rāmeçvara II 379
Afghanen, Heereszüge nach Indien II 86 87.
Afghaniſtan I 356, II 96.
Afridi I 19, II 96.
Aghori, Büßer auf Maunt Abu II 290 291.
Agra, Kaiſerſtadt der Mogul II 158 162 ff; die Hofburg II 163; Samanburj, Diwani-Kas II 168; Edelſteinmoſchee, Diwani-Am II 169; Perlmoſchee II 170; Fatihpur Sikri II 173; Sikandra II 209; Tadſch Mahal II 214; Dig II 218 ff; Govardhana II 223; Padritola II 225; Grabdenkmäler deutſcher Miſſionäre I 374, II 243 ff.
Ägypten, Einfluß auf den Bauſtil des Islams II 56.
Ahamkāra, Prinzip des Leidens in der brahmaniſchen und buddhiſtiſchen Philoſophie I 276.
Ahmed Schah, Sultan von Gudſcherat II 306; gründet Ahmedabad II 309.
Ahmed Scheich, „Heiliger“ des Islams, Grab in Sirkij II 316.
Ahmedabad, Hauptſtadt von Gudſcherat II 307 ff; künſtleriſcher Charakter II 308 ff; Tin Darwāza, Maidan Schah II 311; Ahmeds Alte Moſchee, Haibat Khans Moſchee II 312; Jāmi Masdſchid II 313; Ahmeds Mauſoleum II 314; Rāni Sipari II 315; Sidi Sajjids Moſchee II 316; das Mauſoleum von Sirkij II 317; Rāni-Masdſchid II 318; Muhafiz Khans Moſchee II 319; Hāthi Singhs Tempel II 320 ff.
Ahmeds Moſchee in Ahmedabad II 312; Mauſoleum II 314 315.
Ain Akbari, Zeitgeſchichte Akbars II 173.
Akbar d. Gr., Mogulkaiſer II 172 ff; ſein Zeitalter II 173; Charakter des Kaiſers II 179; Stellung zur Religion II 186; zum Islam II 187; religionspſychologiſche Experimente II 188; religionsvergleichende Forſchung II 189; beruft Jeſuiten nach Fatihpur II 190; Religionsgeſpräche II 191; Freund P. Aquavivas II 192; ſeine Bauten II 165 172 ff; Grab in Sikandra II 210 ff.
Akeſines, Strom im Pandſchab II 86.
Akropolis von Fatihpur Sikri II 172 ff.
Alai Darwāzah, Siegestor des Kaiſers Ala-ud-din vor Dehli II 60 61.
Alai Minar, unvollendeter Siegesturm in Alt-Dehli II 63.
Ala-ud-din, Kaiſer von Dehli, prachtliebender Fürſt II 60; erobert Südindien II 61; erſtürmt Tſchitor II 275; Prachtmauſoleum in Alt-Dehli II 62.
Albuquerque, Fray Vincente, Biſchof von Goa I 396.
Alexander d. Gr., Erinnerung an ihn unter den Völkern Mittelaſiens II 54; am Hydaspes II 87; indiſcher Feldzug ſeine weltgeſchichtliche Bedeutung II 89; Einfluß auf den Buddhismus II 123 124.

Ali Mardan, Minister unter Schah Dschahan II 165.
Ali Masdschid, buddhistisches Heiligtum in Gandhára II 103.
Alim, Magulprinz, verkauft Kálighat an die Ostindische Gesellschaft I 209.
Allahabad, Zusammenfluß von Ganges und Jamuna I 265; Asoka-Säule im Akbarfort I 292.
Allianz, künstlerische, zwischen Islam und Hinduismus II 57 58 61 62 308 312.
Almasenschale Buddhas, als Reliquie den Schlangengöttern geschenkt I 357; in den Gandhára-Skulpturen II 111.
Aloen-Aloen, Schloßhof in Djokjakarta I 104 105.
Alpanága, buddhistisches Kloster im Pandschab I 304.
Altamsch, Kaiser von Dehli, sein Grab in Kutab Minar II 60.
Alwar, Stadt in Radschputana II 256; Palastbauten II 257.
Amangkae Baewana, Sultan von Djokjakarta I 105.
Amarapura, „Stadt der Unsterblichen", alte Hauptstadt von Oberbirma I 190.
Amber, alte Hauptstadt der Fürsten von Dschaipur in Radschputana II 261 ff; das Schloß II 263; Diwan Khana II 264; Dschai Mandir II 265.
Amedea O. C., Missionär in Benares I 228 230.
Amitábha, Buddha des nördlichen Buddhismus I 319.
Amrapali, Bekehrung durch Buddha in den Gandhára-Skulpturen II 115.
Anahilapura, alte Hauptstadt von Gudscherat II 296 297; Tempelschmuck für Ahmedabad verwandt II 309 320.
Ananda, Schüler Buddhas, in den Gandhára-Skulpturen II 116; in Ceylan II 397.
Ananda-Pagode in Pagan I 205.
Anangapála, Tomarafürst II 59.
Andhrabhritya, altindische Dynastie, Förderin des Buddhismus in Santschi I 352.
Andrapalis, indischer Hafen am Indus II 151.
Anghuri Bag, „Rebengarten", im Agra-Schloß II 163.
Angkor, Ruinenfeld in Kambodscha I 50; Denkmäler des Khmer-Volkes I 51; Angkor-Wat I 54 ff; Angkor-Tom I 58; Bayon I 59; Bapuan I 61; Pimeanacas I 62; Preapithu, Prearup I 64; Phnombakheng I 65; Panteay-Preakhan I 66.
Anglo-indisches Reich, Entwicklung und Fortschritt I 211 ff.
Animismus in Indien I 220.
Annam, hinterindisches Kaiserreich I 23 24 29 51.
Annamiten in Katschinchina I 38; in Siam I 145.
Antike Kunst im Pandschab II 100 ff; in Gandhára II 122 ff.
Anuradhapura, altbuddhistische Königsstadt auf Ceylon II 372 ff; Mihintale II 377; Thuparáma-Dagoda II 379; Lankaráma-Dagoda, Ruwanveli-Dagoda II 383; der „heilige Baum" II 384; Lohapraſáda, „Messingpalast" II 385; Pavillon Mahasenas, Kudschschatissaráma-Dagoda II 386; Adahagiri-Dagoda II 387.
Anurogrammum regium, Name der römischen Geographen für Anuradhapura II 373.
Aornas, Felsenfestung am Indus, erstürmt von Alexander II 89.
Apagira, Jünger Buddhas, Reliquie in Santschi I 366.
Apalla-Typus, angeblicher, in den Gandhára-Skulpturen II 124 125.
Aquaviva, Rudalf, S. J., an den Hof Akbars berufen II 190; Religionsgespräche in Fatihpur Sikri II 191 ff; dauernder Einfluß auf die indische Mission II 225.
Arabische Reiseberichte über Indien I 51.
Arakan, birmanisches Königreich I 174; Pagode in Mandale I 196 ff.
Arawali, Gebirge in Radschputana II 258 288.
Ardschuna, Pándava-Held II 328.
Ardschuna-Ratha, Pagode in Mahabalipur II 328 329.
Ardschunas Buße, Felsenrelief in Mahabalipur II 330.
Arisch-drawidische Rasse I 218.
Arischta, mythischer Berg in Ceylon II 359.
Arm des Schicksals, Säule des Königs Vikramáditya in Dehli II 59 60.
Arsakiden II 145.
Asaf Khan, Minister unter Schah Dschahan II 165.
Ashi-Ghat in Benares I 259.
Asiatic Society of Bengal, Verdienste um die Erforschung Indiens I 213.
Asoka, König und Kaiser in Indien I 82; größter Förderer des Buddhismus I 290 ff; Bekehrung zum Buddhismus I 291; Legende von seinen 84 000 Bauten zu Ehren Buddhas I 290; Säule an Buddhas Geburtsstätte errichtet I 295; Weiheinschrift daselbst I 296; sendet buddhistische Mönche nach Birma I 172; Beziehungen zu Ceylan II 376 377; Stiftungseinschrift in Santschi I 351 352; Asoka-Galerie in Kalkutta II 99.
Astralogen-Pavillon in Fatihpur II 185.
Astronamen, Jesuitenmissionäre in Indien und China II 247 268 271.
Aszese s. Büßer.

Ataviko, Dämon, Bekehrung durch Buddho in den Gondhäro-Skulpturen II 117.
Athveo, Ruine in Angkor I 48.
ātma-para-hitam, buddhistische Formel II 108.
Attok, Fort am Indus II 87 88.
Aufstand, indischer, überwunden in Dehli II 48.
Aurongezeb, Mogulkaiser I 209, II 68; Moschee in Benares I 263 264; Grab in Rouzo II 31 46.
Austin de Bordeoux, Künstler am Hofe der Mogul II 166.
Awolokiteçwora, der Hauptbuddha des lamaistischen Pantheon I 318 319, II 34.
Ayuthya, alte Hauptstadt von Siam I 149 ff.

Baolbek, Ruinen II 148.
Baber, Nachkomme Timurs, Begründer der Moguldynastie II 158 ff; siegt über die Pathan bei Panipat II 52; seine „Denkwürdigkeiten" II 158 159.
Bâbrâ, Edikt Asokas I 292.
Badakschan, Königreich in Mittelasien II 227.
Bäder, kaiserliche, in Dehli II 78; in Agra II 168; in Fatihpur II 182 183.
Bahadur, Schah, letzter Kaiser von Dehli, nach Birma in die Verbannung deportiert II 72.
Bâjr Râa Sindhia, Vater des regierenden Fürsten von Gwalior († 1886) I 336.
Bakong, Tempel in Angkor-Tom I 65.
Baksi, tibetanische Zauberer bei Marco Pola I 324.
Baktrisch-griechische Herrscher II 93 94.
Balaka, Erbauer der Felsenhöhle von Kondane II 5.
Balend Darwâza, Siegeslor in Fatihpur II 207.
Bandara, Villenstadt von Bombay I 391.
Bandung, Luftkurort auf Java I 103.
Bangkok, Hauptstadt von Siam, am Menam gelegen I 140 ff; die Kanäle I 151; Mausoleum der Prinzen I 152; der „goldene Hügel" I 153; siamesischer Pagodenbau I 157; Wat Suthat I 160; Wat Pho I 161; Wat Cheng I 162; der königliche Palast I 164 ff; Wat Prakeo I 165; Wat Bot, Wat Moha Theat I 166; die weißen Elefanten I 167.
Bankastraße I 87 88.
Bankiers, indische, als Förderer der Kunst II 270 295 296 320.
Bapuon, Tempel von Angkor-Tom I 61.
Barbarikon, Handelshafen an der Mündung des Indus II 145.
Barhut-Galerie in Kalkutta II 99; Skulpturen I 361 ff.
Barikot, Heiligtum in Gandhâra II 103.
Bassein, portugiesische Gründung bei Bombay I 391 ff.
Bastian, Ethnologe, Bericht über Angkor I 50.
bat, Almosennapf der Bonzen in Kambadscha I 40.
Batavia, Hauptstadt von Niederländisch-Indien I 89; die Neustadt I 91; Waterlooplein I 92; Parkanlagen I 93; die Altstadt I 94; Kampongtjina I 96.
Battambang, Stadt in Siam I 34.
Baum der Erkenntnis in Buddhagaja I 287 ff; Verehrung in Kambadscha I 42; heiliger, auf Ceylan II 384; als Kultussymbol des Buddhismus I 355 365.
Baumgartner, Alexander, S. J., Indische Literatur als Führerin durch das Kulturleben der Hindu I 223 ff.
Bayon, Tempel in Angkor I 59.
Beg-tse, tibetanische Schutzgottheit I 320.
Begum Sumru, Fürstin von Sardhana II 249 ff.
Benares, die heilige Stadt am Ganges I 227 ff; Architektur I 232; Pilgerleben I 233; religiöse Kunst I 236; Durga-Khand I 237 ff; Bischeschwar I 242; Jnanakup I 243; die Ghats I 245; auf den Fluten des Ganges I 247; brahmanische Morgenandacht I 256; Man-Mandir-Ghat I 259; Manikarnika-Ghat I 260; Aurongezebs Moschee I 263; Unter den Somnathi I 268; die Fakire I 270; Büßertypen I 272.
Bengali-Typus I 268.
Bentinck, Lord, Vizekönig von Indien, über die Begum Sumru II 250.
Bert, Paul, Generalgouverneur von Indochina, buddhistische Leichenfeier I 31.
Besali, Fluß bei Santschi I 349.
Beschi, Canstantius, hervorragender Jesuitenmissionär und Sprachkenner in Madura II 349 ff.
Betwa, Fluß bei Bhilsa I 349 350.
Bhadr, Schloß in Ahmedabad II 311.
Bhagavadgitâ, philosophische Dichtung I 271.
Bhairawa, Hindusekte I 221.
Bhâja, Höhlentempel II 8 9 10.
Bhartpur, ältere Hauptstadt der Dschat II 219.
Bhatgaan, Stadt in Nepal mit bedeutenden Tempeln I 294.
Bhattiprolu in Südindien, Reliquienfunde I 299 300.
Bhedsa, Höhlentempel in den Ghats II 10 11.
Bhikschu, indischer Asket, über ganz Ostasien verbreitet I 324.
Bhikschugriha, buddhistische Mönchszelle II 4.
Bhilsa, Städtchen in Zentralindien, in der Nähe die buddhistischen Denkmäler von Santschi I 349 350.

Bhîma-Ratha, Pagode in Mahadalipur II 328 329.
Bhojpur, Reliquienheiligtümer I 366.
Bhutan, Schutzstaat im Himalaja I 309.
Bidschapur II 73 309.
Bihari Mall, Radschputenfürst am Hofe Akbars II 183.
Bilderkultus, buddhistischer, in Santschi I 359, II 123; in Gandhâra II 104 ff 124 125; in Kambodscha II 41; auf Java II 115 121 ff; in Siam II 149 ff; in Birma 180 ff 196; in Tibet 317 ff; auf Ceylon II 397 398.
Bimaran, buddhistisches Reliquienheiligtum im Pandschab, wertvolle Reliquienfunde I 303.
Bimbisâra, König von Magadha I 290.
Birdals Palast in Fatihpur II 196 197.
Birma I 178 ff; Rangun I 175; Mandale I 188; Pagan I 205; das Land der Pagoden und Bonzen I 174; die Reliquienheiligtümer I 176; Wallfahrtsorte I 177; Schwai Dagun I 178; Khyaut-hti-yu I 189; Schwai Sandaw I 195; Arakan-Pagode I 196; Bonzenschule I 185; Bonzenkloster I 192 198; Organisation des Bonzentums I 200; Totenkultus I 202; birmanische Kunst I 178 180 190 192.
Bischeschwar, der Giftgott, sein Tempel in Benares I 242 ff.
Black Hole, Opfer desselben I 210.
Blendtore, Kunst derselben in Angkor I 64.
Bodhagothi, Körperschaft zur Verwaltung buddhistischen Tempelguts I 352.
Bodhidaum, unter dem Gotama zur Buddhawürde gelangte, verehrt in Gaja I 287 293; Darstellung in Santschi I 361; in Barhut I 365; auf Ceylon II 384 385.
Bodhidruma in Kambodscha I 42.
Bodhisatwa, ein zukünftiger Buddha I 290 318; ihre Reihenfolge I 359.
Bom Jesus, Profeßkirche der Jesuiten in Goa, Grab des hl. Franz Xaver I 401.
Bombay, Bevölkerung I 217; die urbs prima Indiarum I 371 ff; katholische Mission den deutschen Jesuiten übertragen I 373 ff; Prachtbauten, europäische I 381 382; Zentrale des höheren Unterrichts I 372.
Bonzen, buddhistische, in Kambodscha I 38; Organisation I 39; Kleidung und Lebensweise I 40; als Lehrer I 49; in Siam I 148; Einfluß I 154; Pagoden und Klöster I 157; in Birma I 174 ff; Einfluß I 183 184; Weihe I 185; Schule I 186; Klöster I 192; Lebensweise I 198; Tod und Begräbnis I 202; auf Ceylon II 373; Verhältnis zu den Königen II 374; Träger der Zivilisation II 375.
Bor-Ghat, Aufstieg zum Dekan II 4.
Boro-Budor, buddhistisches Kunstdenkmal in Mitteljava I 114 118 ff.
Bot, buddhistische Klosterhalle in Siam I 157.
Botanischer Garten in Saigon I 29; in Singapur I 73; in Buitenzorg I 100 101; in Kandi (Peradenya) II 403.
Boudier, Jesuitenmissionär, Astronom im Dienste des Radschputenfürsten Dschai Singhs II 268.
Boyer, August, S.J., Sanskritforscher II 208.
Brahma als Mittelpunkt der indischen Philosophie I 266 276 289 363.
Brahmanen, Charakter I 257 268; als nationale Lehrer I 338 ff; siamesische in Bangkok, Nachkommen der alten Hindupriester I 164; drawidische in Südindien II 331 332 337; Bekehrung zum Christentum II 346; Nobili, der Brahmanenapostel 341; christliches Brahmanenviertel in Trilschinopoli II 347.
Brahmanismus, im Kampf mit dem Buddhismus II 31 32; Einfluß seiner Kunst auf den Buddhismus II 32; Triumph über den Buddhismus II 43 ff; Ausbreitung in Südindien II 331 ff.
Brandes Dr, Chef der archäologischen Erforschung Javas I 114.
Buchara, Karawane in Peschawar II 96.
Buddha als der „Erleuchtete", seine Bedeutung für Ostasien I 284 ff; als wunderbare Persönlichkeit in den ältesten Legenden gefeiert I 358 ff; sein Leben, geschichtliche Glaubwürdigkeit I 287 288; mythisches Vorleben in den Reliefs von Santschi I 361 ff; Legendenzyklen, ältere in Santschi I 357 ff; Barhut I 361; Gandhâra II 104 ff; jüngere in Boro-Budor I 122; Darstellung als Kind II 105 106 107; als Jüngling II 107 108; als Büßer II 109; als Wanderasket und Büßer II 109 110; Erleuchtung II 111; Predigt in Benares II 112; Grundzüge der Lehre I 289 ff.
Buddha, „lebender", in Lhasa und Peking I 322 ff.
Buddhagaja, Ort der Erleuchtung Buddhas I 283; Heiligtümer 286 287.
Buddha-Kultus in Kambodscha I 42; auf Java I 122 ff; in Siam I 149 155 ff; in Birma I 178 ff; in Tibet I 317 ff; auf Ceylon II 376 ff.
Buddhalaja, Palast des Dalailama in Lhasa, nachgebildet in Putala bei Peking I 314.
Buddhapada, „Buddhas Fußspur", Verehrung I 286; in Bangkok I 159 161.
Buddhismus, dreifache Heimat I 18 19; Ausbreitung in Ostasien I 284 285; Wanderungen und Wandlungen in Tibet

I 317 318; Einfluß auf das Geistesleben der aſiatiſchen Kulturvölker I 8; in China I 11 12; in Japan I 16 17; in Kambadſcha I 38 ff; in Siam I 147 148 159 160; in Birma I 174 ff; auf Java I 114 118 ff; auf Ceylan II 373 ff.
Buddhismus und Jainismus II 295.
Buitenzorg, Reſidenz des Generalgouverneurs von Niederländiſch-Indien I 98 99; Botaniſcher Garten I 100.
Büßer in Benares I 260 268 ff; auf Mount Abu II 291 305.
Büßertum, chriſtliches und indiſches I 277 278.

Cabral Antan, portugieſiſcher Geſandter am Hofe Akbars II 190.
Caldwell, anglikaniſcher Biſchof, Urteil über Beſchi II 350.
Calmette, Jeſuitenmiſſionär in Madura, ausgezeichneter Sanskritkenner II 342.
Cambaluk, Hauptſtadt Chinas unter den Mongolen, das heutige Peking II 228 ff 242.
Camões, Dichter der „Luſiaden", beſingt den Mekong I 24; Malakka I 72; Benares I 231; Sakatra II 416.
Canſay, reiche chineſiſche Handelsſtadt II 230.
Cathay, alter Name für China unter der Mongolenherrſchaft II 227; Sendung der Franziskanermiſſionäre II 229 ff; Meinungsverſchiedenheiten über Identität mit China II 233 234; Reiſe des Bruders Goes II 235 ff.
Catrau, Franz, S. J., Urteil über Akbar II 180.
Caveri, Stram in Südindien, landſchaftliche Schönheit II 331.
Ceylan, die Perlinſel II 363 ff; Kalamba II 364 ff; die altbuddhiſtiſchen Königsſtädte: Anurabhapura II 372 ff, Palonnaruwa II 390 ff, Kandi II 400 ff; Beziehungen zu Nordindien II 293; zu Rom II 364; zu China II 404 ff.
Chaitya, buddhiſtiſches Reliquienheiligtum I 109; in Kapilavaſtu I 295 ff; in Santſchi I 348 ff; in den Felſenhöhlen II 2 ff.
Chaityagiri, „Berg der Grabheiligtümer" I 350.
Chakvat, buddhiſtiſches Heiligtum in Gandhâra II 103.
Champa, indiſches Kolonialreich in Kotſchinchina I 24 51; Blüte der brahmaniſchen Religion und Kunſt I 52 53.
Chandaka, Buddhas Leibburſche II 107 109.
Chanſ, arabiſcher Name für Champa I 51.
Chatrapur, einheimiſcher Staat in Bundelkhand, Palaſtbauten I 345.
Chattamukh, Kreuzform der Tempelterraſſen in Kambadſcha I 36; in Siam I 158.
Chattri, Mauſoleum in Radſchputana II 285 286.
Chaturmukh, vierköpfiger Brahma I 36 37.
Chauſath Khamba, Mauſoleum in Dehli II 68.
Chauſathi-Ghat in Benares I 260.
Cheng-Pagode, Pyramidenturm in Bangkok I 143.
Chetaya = Cathay, Bericht arabiſcher Kaufleute am Hofe Akbars II 231 ff.
China als Kulturreich I 5 23 190 313 339; Lebenskraft I 78 79 ff; Ausblick in die Zukunft I 84 85; Buddhismus daſelbſt I 8 9; religiöſer Einfluß in Japan I 14 15; Handelseinfluß in Hinterindien I 32 33; alte Handelsbeziehungen zum römiſchen Reich II 141 ff; wirtſchaftliche Überlegenheit in Singapur I 75 ff; Einfluß in Pnompenh I 37; in Batavia I 96 97; in Mitteljava I 113; in Siam I 145 163; Verhältnis zu Indien I 9; zu Japan I 15 16; chineſiſch-buddhiſtiſche Pilger I 108; buddhiſtiſcher Klafterberg II 3; Reliquienkultus I 305 306.
Chineſiſche Chriſtengemeinden in Bangkok I 170.
Chiwala-Ghat in Benares I 259.
Chola, ſüdindiſches Königreich II 333.
Chalan, Handelsſtadt bei Saigan I 31 ff.
Chatanagpur, Urbevölkerung Indiens I 218; Förderung der Schule durch die Miſſion daſelbſt I 385.
Chriſtentum und Buddhismus I 13 14 15 379; II 12 29; Ausbreitung im Industal II 138 154 ff.
Chriſtus und Buddha als Erlöſer II 134 ff.
Chriſtustypus in Buddhabildern II 100.
Chudamani-Dagaba II 380.
Chulalangkarn, König von Siam, eifriger Buddhiſt I 154.
Caen, Jan Pieterszoon, Statthalter von Batavia, Soldat und Staatsmann I 92.
Caeurdoux, Jeſuitenmiſſionär in Madura, Sanskritkenner II 343.
Crawford, John, engliſcher Staatsmann, über Franz Xaver I 395.
Cunningham, indiſcher Archäologe, unterſucht Reliquienheitigtümer im Pandſchab I 303, in Santſchi I 365.
Curzon, Lord, Vizekönig von Indien, über die Aufgaben der Asiatic Society of Bengal I 216.

Daendels, Marſchall, Generalgouverneur von Niederländiſch-Indien I 91 92.
Daſtar Khâna, Staatsarchiv Akbars in Fatihpur II 174; architektoniſche Anlage II 177.

Dagobas, Reliquienschreine in den Felsenhöhlen II 4 ff; in Gandhára II 103 ff; auf Ceylon II 378 ff.
Dalada Maligawa, Schrein der Zahnreliquie auf Ceylon II 384 385 404 ff.
Dalailama, Oberhaupt des tibetanischen Buddhismus I 314 315 316.
Dambula, singhalesischer Felsentempel II 398.
Dandi-Ghat in Benares I 260.
D'Andrade Antonio, Missionsbericht über Reisen nach Tibet II 243.
Darbschiling im Himalaja I 308; landschaftliche Umgebung I 309 310.
Das-Awatára-Höhle, brahmanisches Felsenkloster in Elura II 36 37 38.
Daschaçwamedha-Ghat in Benares I 260.
Dástán-i-Masíh, Leben Christi, verfaßt von Hieronymo Xavier II 227.
Datia, Stadt in Zentralindien, berühmte Denkmäler I 347.
Daulat Mádhava Ráo Sindhia, Reitergeneral der Marathen, Stammherr der Sindhia von Gwalior I 329 335 336.
Daulatabad, Felsenschloß II 31.
Dauli, Felsenedikte Asokas I 291.
Deesa-Point auf Mount Abu II 292 293.
Dehli, Kaiserstadt der Mogul II 47 ff; Eraberung durch die Engländer II 48; das Palladium Indiens II 52; Kutab Minar II 53; Kulab-ud-dins Moschee II 56; der Siegesturm II 58; die eiserne Säule II 59; Grab des Kaisers Altamsch II 60; Siegestor Ala-ud-dins II 61; Grab Ala-ud-dins II 62; Tughlakabad II 63; das Grab des Kaisers Tughlak II 64; die indische Via Appia II 66; Chausath Khamba und Mirza Dschehangir Mausoleum II 68; Ferozabad Katan-Masdschid II 69; Indrapal II 70; Humayuns Mausoleum II 71; die Hofburg des Kaisers Schah Dschahan II 74 ff; Diwan-i-Am II 75; Diwan-i-Kas II 76; Saman Burj II 77; Perlmoschee II 78; Jámi Masdschid II 79.
Delmal, Tempel in Gudscherat II 297.
Demata-Mahaseya, singhalesische Pagode II 395.
Denare, Gold- und Silber-, der römischen Kaiserzeit, gefunden in Kabul und im Pandschab I 302; in Südindien II 351.
Dealali, englisches Kantonnement bei Nasik II 13.
Desgobins, hervorragender Missionär und Sprachlenner in Tibet I 325 326.
Deutsche Schiffe, die ersten im fernen Osten II 253.
Deutschland in Ostasien I 22 73 144; Teilnahme an der wissenschaftlichen Erschließung Indiens I 224 225.
Devadatta, Vetter und Feind Buddhas in den Gandhára-Skulpturen II 118.
Devenipiatissa, buddhistischer König auf Ceylon II 379 380.
Dhamma, Klasse von Büchern des buddhistischen Kanons I 352.
Dhammakathika, Lehrer des Dhamma I 352.
Dharmanátha, Jaina-Heiliger, Tempel in Ahmedabad II 321 ff.
Dharmapála, Schutzgottheit des Lamaismus I 320 ff.
Dharmarádscha-Ratha, Pagode in Mahabalipur II 328 329.
Dharmasála, „Halle der heiligen Regel" im buddhistischen Kloster II 4.
Dhyáni-Buddha, mystischer Buddha I 135.
Dig, Hauptstadt der Dschatfürsten II 218 ff; die Festungsanlagen II 220; die Paläste Gopal Bhavan II 221; Diwan-i-Kas II 222, Gavardhana, Mausoleum von Surabsch Mall II 223.
Dilwara-Tempel auf Mount Abu II 293 298 ff.
Diodotus, griechischer Satrap in Baktrien II 93.
Diogenes, Indienfahrer II 146.
Dípavansa, singhalesische Legende II 376 377.
Dírghapura, alte Brahmanenstadt, heute Dig II 220.
Diwan-i-Am, „Halle der öffentlichen Empfänge in Dehli II 75; in Agra II 169; in Dschaipur II 270; in Fatihpur II 175 176.
Diwan-i-Kas, Fürstensaal in Dehli II 76 77; in Agra II 168; in Fatihpur II 189 ff; in Dig II 221; in Amber II 265; in Dschaipur II 271.
Djéng-Plateau in Java, indische Denkmäler daselbst I 109 110.
Djakjakarta, Sultanat auf Java I 102; Hauptstadt des gleichnamigen Sultanats I 104.
Donnai, Deltaarm des Mekong I 25.
Dan-Tal-Höhle, Felsenkloster in Elura II 34.
Dorville, belgischer Jesuitenmissionär in China, Reise von Peking nach Agra II 243.
Drawiden, Bewohner Südindiens, brahmanisiert II 331 332.
Drawidische Rasse, Verschiedenheit von der arischen II 332; Brahmanentypus II 332; Kunst II 332 333.
Drawidisch-mongolische Rasse I 218.
Dschai Mandir, Palast in Amber II 265.
Dschaipur, Hauptstadt des gleichnamigen Staates in Radschputana II 256 266 ff; Gründung durch Dschai Singh II 267; Zentrum der Wissenschaft II 269; die Paläste Tschandra-Mahal II 270; Hawa Mahal II 271; das Observatorium II 272.

Dschai Singh, Begründer von Dschaipur II 267; Mäcen der Wissenschaft und Kunst, Förderer der Astronomie II 269; beruft deutsche Jesuiten als Astronomen nach Dschaipur II 271 ff.
Dschat, Radschputenstamm II 219 ff 256.
Dschaunpur in Hindustan, Kunstdenkmäler des Islams II 73 308.
Dschebel Katherine, Dschebel Musa, südliche Sinaispitzen II 421.
Dschebel Serbal, der eigentliche Sinai II 421.
Dschehangir, Mogulkaiser in Lahor II 85; stirbt in Kaschmir II 164.
Dschetawanarâma-Dagoba, singhalesischer Reliquienschrein II 386 387 395.
Dschingis-Chan, erobert China II 228 229.
Durga, Hindugöttin in Java I 111; genießt als Gemahlin Schiwas blutigen Kultus I 237 238; blutgetränkte Kleidung zu ihrer Ehre in Gwalior I 329 330.
Durga-Khond, Affentempel in Benares I 237 ff.
Dutthagamini, singhalesischer König II 380.
Dwârapâla, Torhüterstatue II 8.

Edelsteinmoschee in Agra II 169.
Edikte des Königs Asoka I 290 ff.
Educational Conquest of India I 384 ff.
Elefant, weißer, Verehrung in Siam I 167 ff; als königlicher Prinz verehrt in Birma I 197 198.
El Kantarah am Suezkanal, Durchgangspunkt der alten Karawanenstraße von Syrien nach Ägypten II 422.
Elphinstone, Mountstuart, Gouverneur von Bombay, Verdienste um den höheren Unterricht in Indien I 384 385.
Elphinstone College, hervorragendes Institut in Bombay I 384.
Elura, Felsentempel II 2 31 ff.
Email, verwendet in Gwalior I 332; in Sikranda II 213.
Erapata, Schlangenfürst, seine Bekehrung durch Buddha II 116.
Erlöser, buddhistischer I 363 ff, II 128 130 ff.
Erlösungslehre, brahmanische I 274 ff; buddhistische I 355; Verschiedenheit der buddhistischen und brahmanischen I 363 ff, II 130 ff.
Esplanade, größter Promenadenplatz von Bombay I 371.
Evangelium und Buddhalegende II 137 138 157.

Fa-hian, chinesisch-buddhistischer Pilger, landet in Java I 108.
Fakire, indische, in Rangun I 184 185; in Benares I 269 ff; auf Mount Abu II 305.
Fatihpur, die Akropolis Akbars d. Gr. bei Agra II 173 ff; Naubat Khâna II 174; Diwan-i-Am II 175; Daftar Khâna II 177; Mahal-i-Kas II 178; Khwâbgâh, „der Pavillon der Träume" II 179; Palast der Sultâna II 180; die kaiserlichen Bäder II 182; Sonahrâ Makan, „Goldener Pavillon" II 183; Panch Mahal II 185; Diwan-i-Kas II 189; Jodh Bais Palast II 195; Radscha Birbals Palast II 197; Hathi Pol, „Elefanten-Torweg" II 198; Hiran Minar II 199; Akbars Große Moschee II 200; Salim Chischthis Grab II 202; das Mausoleum von Nawab Islam Khan II 205; Baland Darwâza II 207.
Felsenbauten, indische, Ausdehnung II 1 2, siehe Höhlentempel.
Felseninschriften des Königs Asoka I 290 ff.
Felsenklöster von Nasik II 14 ff.
Felsenrelief von Mahabalipur II 330.
Ferghana, Heimat Babers, des ersten Mogulkaisers II 160.
Fergusson, englischer Kunsthistoriker II 317 396.
Fernandez, Gonsalvez, S. J., Missionär in Madura II 341.
Feroz Schah, prachtliebender Kaiser von Dehli II 68.
Ferozabad, Zitadelle in Alt-Dehli II 69.
Filose, Sir Michael, Minister des Fürsten von Gwalior I 329 330.
Fischerküste, Wirkungskreis des hl. Franz Xaver II 362.
Fleet, indischer Archäologe, über die Regierungszeit des Gundaforus II 156.
Franz Xaver, hl., der Apostel Indiens und Japans I 375; Organisator der Ostasiatischen Mission I 395; Missionsreisen I 396; Erfolge I 399; Charakter I 400; Grab in Goa I 401; Ansicht über den religiösen Zusammenhang von China, Japan, Indien I 4 5; Urteil über das japanische Volk I 375; empfiehlt Schulen in Japan I 376.
Franz Xaver-Kolleg in Bombay, bedeutende von deutschen Jesuiten geleitete Unterrichtsanstalt I 371 372; Erfolge, intellektuelle und moralische I 378.
Franziskaner, Verdienste um die chinesische Mission II 228 229; ihre Berichte über Cathay II 230.
Fünfstrômeland I 264, II 85 ff.
Fürstenlande, einheimische Staaten in Mitteljava, Bevölkerungsdichte I 112 113; Denkmäler 114 ff.

Gabelsberger, Anton, deutscher Jesuitenmissionär in Indien im 18. Jahrhundert I 374, II 247; Astronom am Hofe Dschai Singhs II 271.

Gad, Bruder des Gundafarus, bekehrt vom Apoſtel Thomas II 151.
Gaekwar, Fürſt von Baroda II 14.
Gaja, Stadt bei Patna, alter buddhiſtiſcher Wallfahrtsort I 285 ff.
Gandhāra, heiliges Land des Buddhismus am Kabulſtrom II 97 297 399; Denkmäler der Religion und Kunſt II 98 ff; Heiligtümer II 102 103; Charakter der Kunſt II 104 ff; Einfluß der griechiſch-römiſchen Kunſt II 123 ff; Beziehungen zu Syrien II 130 ff; zum Chriſtentum II 149; die Thomas-Legende II 150; der Apoſtel Thomas in Indien II 153.
Gandhāra-Galerie in Kalkutta II 99 100.
Ganeça, indiſcher Gott der Weisheit, verehrt in Java I 111 133.
Ganeça-Ratha, Pagode in Mahabalipur II 329.
Ganges I 228; Ufergelände I 245 ff; als heiliger Strom, ſeine Entſtehung I 264 265; nächtliche Fahrt I 307.
Gaubil, franzöſiſcher Jeſuitenmiſſionär in China, hervorragender Sinologe, Freund des Kaiſers Kanghſi I 69.
Gebetſchnur, brahmaniſche und buddhiſtiſche I 41.
Geburtsſtätte Buddhas I 295 ff.
Gede, Vulkan auf Java I 87 99.
Ghasnawiden, Eroberungszüge derſelben nach Indien II 52; in Gudſcherat II 297.
Ghats, heilige Badeplätze in Benares I 246 ff; Steilküſte von Indien I 395; Höhlenklöſter daſelbſt II 2 ff; Bergſzenerien II 7 8.
Gilde, Beteiligung an buddhiſtiſchen Stiftungen I 300 352.
Girnar, Bergheiligtum der Jaina in Gudſcherat II 297.
Glockenkultus, buddhiſtiſcher, in Birma I 181.
Glockenpyramide, buddhiſtiſche, in Kambodſcha I 41 42; in Siam I 142 150 157 ff; in Birma I 175 ff; gefahrvolle Lage I 188 189.
Gaaneſen, Nachkommen der bekehrten Hindubevölkerung des Kankangebietes I 401.
Gobi, chineſiſch-ſyriſche Handelsſtraße durch die Wüſte, entdeckt von Benin II 143 144.
Godāwari, heiliger Strom bei Naſik II 13 14.
Goes, Benedikt, Laienbruder der Geſellſchaft Jeſu, am Hofe Akbars II 226 ff; Lebenslauf, Charakter II 234; Expedition nach Cathay II 235 ff; Erfolge II 239.
Goethals, belgiſcher Jeſuit, Erzbiſchof von Kalkutta I 214.
Goethals-Library, ausgezeichnete Bibliothek zur Erforſchung Indiens in Kalkutta I 214 215.
Gonzalez de Clavija, Beſchreibung von Cathay I 231.
Gopal Bhavan, Palaſt in Dig II 221.
Gopura, ſüdindiſche Tempelpyramide II 334; von Tandſchur II 335; von Seringam II 338; von Madura II 353.
Goſain, indiſche Büßer in Benares I 242.
Gotama, Familienname Buddhas I 288.
Gotiputra, buddhiſtiſcher Sendbote, Reliquien in Sanſchi I 367.
Götterbilder, ſüdindiſche, koſtbarer Schmuck II 319.
Govardhana, Mauſoleum der Dſchatfürſten II 218 223 224.
Govindpur, Dorf bei Kälighat, Niederlaſſung der Oſtindiſchen Geſellſchaft, das ſpätere Kalkutta I 209.
Grab Akbars II 210.
Grab Aurangzebs II 46.
Grab des hl. Franz Xaver in Goa I 401.
Grab Schah Dſchahans II 214.
Grab Timurs II 161.
Grabarchitektur der Pathan-Kaiſer in Dehli II 60 64 66 ff; der Mogul-Kaiſer II 71 208 ff; der Dſchatfürſten II 223; der Radſchputenfürſten II 284 ff; der Schahs von Gudſcherat II 312 ff.
Gräber der deutſchen Jeſuitenmiſſionäre des 17. und 18. Jahrhunderts in Agra II 244 ff; in Peking II 252.
Grabheiligtümer, indiſche und buddhiſtiſche I 292 ff.
Gräka-buddhiſtiſche Sammlung in Lahor II 85.
Griechiſch-baktriſche Könige in Indien II 93 94.
Griechiſche Münzen im Pandſchab II 94.
Griha, buddhiſtiſche Mönchszelle II 4.
Grueber, Johannes, Jeſuitenmiſſionär in China, Reiſe von Peking nach Agra II 243 244.
Gudiwāda in Südindien, Reliquienfund I 299.
Gudſcherat, Halbinſel II 294 ff 309 ff; das „heilige Land“ der Jaina II 295; die Kaufmannsgilden in der alten Hauptſtadt Anahilapura II 296; Aufſchwung der Religion und Kunſt der Jaina II 297; Eindringen des Islams, die neue Hauptſtadt Ahmedabad II 310; Lebenskraft der alten Kaufmannsgilden II 320; religiöſe Begeiſterung II 323.
Gundafarus identiſch mit Gundapharna indiſch-parthiſcher König am Indus II 150 ff.
Gundapharna, Inſchriften und Münzen II 155; Zeitgenoſſe des Apoſtels Thomas II 156.

Gur-i-Mir, Grab Timurs in Somorkand II 161.
Gurjaroräſchtro = Gudſcherat II 294.
Gurufikro, Hauptſpitze von Mount Abu II 291; Wallfahrtsort Wiſchnus II 305.
Gwolior, einheimiſches Fürſtentum in Zentralindien und Stadt gleichen Namens I 328 ff; Laſchkar, Neuſtadt von Gwalior I 329; das Fort I 330; Koloſſalſtatuen der Jaina I 331; das Schloß I 332; Sāsbāhu-Tempel I 333; Teli-ka-Mandir-Tempel I 334; der regierende Sindhia, Fürſt von Gwalior I 335; der neue Palaſt I 344; Schloßbauten in Zentralindien I 345; Erinnerungen an Biſchof Hartmann O. C. I 346; Sonagir, das Bergheiligtum der Jaino I 347.

Haibat Khon, Gouverneur von Ahmedabad, ſeine Moſchee II 312 313.
Hoidarabad, Bevölkerung I 217.
Hajji-Khonum, Prinzeſſin-Pilgerin II 236 237.
Hallerſtein S. J., deutſcher Miſſionär in Chino im 18. Jahrhundert I 374.
Handel, deutſcher, in Oſtaſien I 22; in Saigon I 27; in Singapur I 72 73; in Siam I 144; engliſcher, in Saigon I 27; chineſiſcher, in Singapur I 73 ff; ſyriſch-indiſcher II 138 ff.
Handelsexpeditionen, ſyriſche, nach Chino II 140.
Handelsgeographie von Oſtaſien, erweitert durch den ſyriſch-indiſchen Handel II 147.
Honuman, Affenkönig, Tempel in Benares I 138 236 237; verherrlicht im Epos Rāmāyana II 61 357 ff.
Häritiputro, buddhiſtiſcher Mönch und Prediger, Reliquie in Sontſchi I 366 367 368.
Hartmann, Anaſtaſius, O. C., Apoſtoliſcher Vikar von Patna, hervorragender Miſſionsbiſchof I 229; beginnt ſeine apoſtoliſche Wirkſamkeit in Gwolior I 346; Adminiſtrator von Bombay I 373.
Häthi-Pol, „Eleſontentor“, in Fotihpur II 198.
Häthi-Singh, Erbauer des Dharmonātho-Tempels in Ahmedabad II 320 ff; ſein Enkel begeiſterter Förderer der Jaina-Religion und -Kunſt II 322 ff.
Houspriester, brahmaniſche, in Naſik II 14.
Howa Mohal, Windpavillon in Fatihpur II 196; Palaſt in Dſchaipur II 271.
Heilandsidee, iraniſche und buddhiſtiſche II 131 ff; chriſtliche und buddhiſtiſche II 135 ff.
Heliopolis II 148.
Hellas und Perſien II 89 90.
Hellenen in Indien II 87.
Helleniſche Kultur in Indien II 90 91.
Hemo-Kadphiſes, ſkythiſcher Fürſt in Nordweſtindien I 302.
Hephäſtion, General Alexanders, in Indien II 88.
Himalaja I 307 ff; Wirkungskreis der erſten buddhiſtiſchen Sendboten I 366 367.
Hindu als Koloniſator I 18 19; im Mekong-Tale I 51; in Champa I 52; in Kombodſcha I 53; auf Java I 88 89; auf dem Dſeng-Plateau I 102; in den Fürſtenlanden I 114 ff; im Menam-Tale I 147; in Ayuthya I 150; in Bangkok I 163; in Birma I 174; auf Ceylon II 364; in Anurodhapura II 373; in Polonnaruwo II 394.
Hinduismus, Urſprung I 265; Lebenskraft II 352; im Kampf mit dem Islam II 50 ff; zäher Widerſtand gegen das Chriſtentum I 385 386.
Hindukuſch II 87 88.
Hinterindien I 21 ff; Kotſchinchina I 23 ff; Kambodſcha I 34; Halbinſel Malakka I 69 ff; Siam I 140 ff; Birma I 172 ff.
Hiran Minar, Turm in Fatihpur II 199.
Hiuen-Thſang, chineſiſch-buddhiſtiſcher Pilger I 306.
Hiung-nu, türkiſcher Stamm II 141 142.
Höhlentempel der Jaino I 331, II 38 ff; der Buddhiſten in Kanheri II 1 ff; Kondane II 3; Bhāja II 8; Bhedſa II 10; Karli II 11; Naſik II 13; Adſchanta II 17 ff; Elura II 31 ff; der Brahmanen in Elura II 36 ff.
Holland als oſtaſiatiſche Koloniolmacht Rivale Portugals I 94 95.
Holzarchitektur in Kambodſcho I 43; in Japan I 44 ff 368; in Siam I 156; in Birma I 192; altindiſche, nachgeahmt in Santſchi I 353; in den Höhlentempeln II 5 ff.
Hongkong I 21 22; wirtſchaftliche Überlegenheit der Chineſen daſelbſt I 75 ff.
Honorius-Münzen in Südindien II 351.
Horiuji, älteſter buddhiſtiſcher Tempel in Japan I 304.
Houo-Fo, „lebender“ Buddha in Peking I 322.
Hſü-mi-ſu-ſhou-miao, Lama-Tempel in Dſchehol I 314.
Hugli, Deltaarm des Ganges, Fahrt auf demſelben I 208 209.
Humayun, zweiter Mogulkaiſer, ſein Grab bei Dehli II 71 72.
Huonder, Anton, S. J., Forſchungen zur Miſſionsgeſchichte I 374.
Hydaspes, Strom im Pandſchab, Sieg Alexanders d. Gr. über Porus II 87.
Hyphaſis, Strom im Pandſchab II 92.

Ikegami, Wallfahrtsort bei Tokio I 285.
Indian Museum in Kalkutta I 293 295, II 99 129.

Indien, religionsgeschichtliche Stellung I 7; als religiöse Grundmacht des Ostens I 18 19; als anglo-indisches Kaiserreich, Blüte seiner Entwicklung I 212; Größe, Bevölkerung I 216 ff.
Indische Kulturspähre I 5 6.
Indische Zivilisation in Kambadscha I 51 ff; auf Java I 88 89; in Siam I 146 ff; in Birma I 174 ff; auf Ceylon II 374 ff.
Indochina, französisches Kolonialreich I 23; Mekong I 24; Saigon I 26; Cholon I 31; Mytho I 35; Pnompenh I 38; Siemreap I 47; Angkor I 50.
Indra an der Seite Buddhas II 106 115.
Indradschit, Kampf mit Hanuman II 358.
Indrapat, alte Zitadelle bei Dehli, das epische Indraprastha II 70.
Indrasabha, Felsenkloster der Jaina in Elura II 39.
Indravāhana, mythischer Götterwagen II 289.
Indus II 87 88.
Indus-Tal, Herrschaft der Parther II 145 ff; frühe Ausbreitung des Christentums II 149.
Inschriften, buddhistische, von Reliquien in Rumin-dei I 296; im Bhattipralu I 299; im Pandschab I 300; in Santschi I 351 352.
Iran und Indien II 93 131 ff.
Irawadi, Strom in Birma I 174 190 205.
Isaak, armenischer Begleiter des Bruders Goes auf der Expedition nach Cathay II 235 ff.
Isavites, alter Name für Christen in China II 232.
Islam, Fortschritt unter den türkisch-tatarischen Völkern Mittelasiens II 54; geistiger Einfluß auf die Pathan II 55 56; Eindringen in Gudscherat II 297 ff; Einfluß auf die Architektur der Hindu II 57; im Kampf mit dem Brahmanismus I 20; in Nordindien II 51; in Dehli II 53 ff; in Agra II 163 ff; in Benares II 235 263; in Radschputana II 259; in Amber II 261; in Dschaipur II 266; in Tschitor II 275; in Udaipur II 280; in Gudscherat II 295; in Ahmedabad II 308.
Islam Khans Mausoleum in Fatihpur II 205.
Ispala, buddhistisches Heiligtum in Gandhāra II 103.

Jade-Handel in Khotan II 237.
Jagannāthasabha, Felsenkloster der Jaina in Elura II 40.
Jagganath-Tempel in Udaipur II 279.
Jaina, Hindusekte I 221; Ursprung I 331; Kultus I 347; Skulpturen in Gwaliar I 331 332; Architektur in Gwalior I 333 334; in Santschi I 350; in Elura II 38 ff; in Radschputana II 259 285 289; in Gudscherat II 294 ff 310 ff; Überlieferungen in Ahmedabad II 324.
Jaina-Büßer I 270.
Jaina-Seth I 269, II 295 296 309 320 ff.
Jaina-Wallfahrtsort in Sonagir I 347; auf Mount Abu II 288 ff.
Jainismus und Buddhismus II 295.
Jamalgarhi, buddhistische Ruinen in Gandhāra II 104.
Jāmi-Masdschid, Hauptmaschee von Dehli II 79 ff; von Ahmedabad II 313 314.
Jamuna, Zwillingsstrom des Ganges I 265 266, II 47.
Japan, Buddhismus daselbst I 8 9 16 17; Kunst I 44 156 356, II 79; Alt- und Neu-Japan II 425; Aufschwung der Zivilisation II 426; die religiöse Lage II 427.
Jarric, Jesuit, Urteil über Akbar II 179.
Jasmandir, Palast in Dschaipur II 271.
Jātaka, Vorgeburtsmythen in den Buddha-Skulpturen von Gandhāra II 104 ff.
Jaugada, Felsenedikte Asokas I 291.
Java, Streifzüge durch I 86 ff; Batavia I 89; Weltevreden I 91; Buitenzorg I 98; Preangerland I 102; Djakjakarta I 104; Meudoet I 114; Boro-Budor I 118; Prambanam I 129; Schönheit der Insel I 88; Nachrichten über die Insel, chinesische I 108; indische Zivilisation I 88 89 101 ff; römische und chinesische Zeugnisse für Alter der indischen Zivilisation I 107; Kunst, allgemeiner Charakter I 115 116.
Javanesen, Bevölkerung von Mitteljava I 98.
Javanisch-indisches Leben in den Skulpturen I 124.
Javanische Festspiele I 105.
jayastambha, indische Siegessäule II 58.
Jesuiten, Mission in Indien, begründet in Goa vom hl. Franz Xaver I 395 ff; in Fatihpur von Rudolf Aquaviva II 190; in Agra und Lahor von Hieronyma Xavier II 226; Tätigkeit in Madura II 341; in Kalkutta I 214; in Bombay I 372; in Tritschinopoli II 348; deutsche, ältere, 17. und 18. Jahrhundert in Nordindien I 374, II 247; wissenschaftlich hervorragend II 244; Roth als Sanskritkenner II 246; Tieffentaller als Geograph II 248; Gabelsberger und Strobel als Astronomen II 272; Ordenspravinz, deutsche, gründet das Franz Xaver-Kolleg in Bombay I 377; belgische, gründet Kalleg und Goethals Library in Kalkutta I 214; Seminar zur Erziehung des Klerus in Kandi II 413; französische, gründet St Josephs-Kolleg in Tritschinapoli II 348.

Jetawana-Hain, Klosterschenkung in den Gandhára-Skulpturen II 115.
Jetawana-Kloster, Gründung im Relief von Barhut I 362.
Jina, der Siegreiche, Erlösungsideal der Jaina I 331 332.
Jogin, der „Vollendete" und „Erlöste" I 289.
Johannes von Monte Corvino und Johannes von Piano di Carpine, Franziskanermissionäre am Hofe des Großchan II 229.
Jones, William, Begründer der Asiatic Society of Bengal I 213.
Josephs-Kolleg in Tritschinapoli als Brahmanenkolleg II 346 ff.

Kabul, Königreich II 158 ff 242.
Kabulstrom, Alexanders Heer an seinem Ufer II 88.
Kabul-Tal, von Seleukos an Tschandragupta abgetreten I 233, II 95 ff; terra sancta des Buddhismus II 120 121.
Kâçyapa, brahmanischer Aszet, Bekehrung durch Buddha in den Santschi-Skulpturen I 359 360; in den Gandhára-Skulpturen II 113 118; Reliquien in Santschi II 366.
Kadphises, skythischer Fürst I 302.
Kafiristan II 93.
Kahgyar, 108 Bände des tibetanischen Kanon I 41.
Kailâsa, Götterberg der indischen Mythologie, berühmt als Felsentempel von Etura II 31; Architektur und Skulptur II 40 ff.
Kâtanava, buddhistische Reliquien in Sanlschi I 366 367 368.
Kalan Masdschid, Moschee in Ferozabad II 69.
Kalburgah, Hauptstadt des Dekan II 73; Kunstdenkmäler des Islam daselbst II 309.
Kâlî, indische Gottheit des Schreckens I 131, II 36.
Kalibesar, Fluß in Batavia I 93 94.
Kâlighat, Ursprung von Kalkutta I 209.
Kalinga, das heutige Orissa, erobert von Asoka I 291.
Kaljan, ehemalige Hauptstadt des Kankan-Reiches II 1.
Kalkutta, Hauptstadt des anglo-indischen Kaiserreiches I 208 ff; Ursprung und Geschichte I 209 210.
Kâlsi, Edikte Asokas I 291.
Kâmasutra, als Quelle für den Tempelschmuck I 278.
Kâmavatchara-Himmel I 359.
Kambadscha, Ausflug dahin I 34 ff; Hauptstadt Pnompenh I 35; Buddhismus daselbst I 38; Bonzen und Bonzenklöster I 39; Pagoden I 41 ff; Denkmäler der Khmer-Zivilisation I 46; Siemreap I 47; Angkor I 50 ff.
Kambodschaner in Siam I 145.
Kampangtjina, Chinesenviertel von Batavia I 96 97.
Kandi, Königsstadt von Ceylon II 400 ff; landschaftliche Umgebung II 401 402; Peradenya, dataischer Garten II 403; Dalada Maligawa, Tempel der „Zahn-Reliquie" II 404 ff; buddhistisches Leben II 409; das päpstliche Generalseminar zur Heranbildung des indischen Klerus II 410.
Kandschindschinga, zweithöchste Spitze des Himalaja I 309 311 312.
Kang-hsi, chinesischer Kaiser I 81; Verhältnis zu den deutschen Missionären II 253 254.
Kanheri, Felsenklöster II 1 ff.
Kanischka, skythischer Beherrscher Nordindiens, Patron des Buddhismus I 302 303.
Kanan, buddhistischer, in Marmor eingegraben in Mandale I 193 194.
Kantaria, Schauplatz der indischen Wirksamkeit des Apostels Thomas II 151.
Kanthaka, Buddhas Leibroß in den Skulpturen von Gandhára II 107 109.
Kanton I 33; chinesische Betriebsamkeit I 76 77.
Kantonnement, englisches, in Benares I 228.
Kap St Jacques, Eingang zum Mekong-Delta I 23.
Kapilavastu im heutigen Nepal, Geburtsstätte Buddhas I 295 ff; Besuch Buddhas daselbst auf den Gandhára-Skulpturen II 113 114.
Karli, in den Ghats bei Bombay größtes Felsenheiligtum von Indien II 11.
Karyal, Felsenkloster II 3.
Kaschgar, Handelsstadt im chinesischen Turkestan II 142; besucht von Goes II 236; König von, unterstützt Goes auf der Fahrt nach Cathay II 237 238.
Kaschmir, Bergkelten II 88; Denkmäler der Kunst II 94 95.
Kaschmirbastion von Dehli, Sturm auf dieselbe II 49.
Kaschmiri, Bewohner von Kaschmir, Rassenverschiedenheit I 217.
Kasten, indische I 221 222.
Kastenabzeichen, christliche, in Südindien II 369.
Katakomben, christliche und buddhistische II 12 13 29 30 137.
Kathedrale, katholische, von Saigon I 29; von Batavia I 90; von Kolombo II 369.
Kathmandu, Hauptstadt von Nepal, ausgezeichnet durch seine Tempel I 294; Ansenthall von Grueber und Dorville II 243.

Kaufmannsgilden van Gudſcherat, Reichtum und Macht II 295 ff 309 320 ff.
Kawi, javaniſche Hochſprache, Verhältnis zum Sanskrit I 106.
Khandala, Sanatorium in den Ghats bei Bombay II 3 6 7.
Kharoſchthi, altindiſche Schrift in Gandhāra II 108.
Khitan, Khitai, Mandſchuvolk, erobern China II 220.
Khmer, ihre Ziviliſation in Kambodſcha I 38; Urſprung und Charakter I 52 ff; Kunſtdenkmäler I 43 47 53 ff.
Kienlung, chineſiſcher Kaiſer, erbaut Putala in Dſchehol I 314; ſtiftet den Lamatempel Yung-ho-kung in Peking I 322 323.
Kila Kona-Maſchee in Dehli II 71.
Kiato, alte Kaiſerſtadt Japans I 6 7 285; beſucht vom hl. Franz Xaver I 397.
Kirche, katholiſche, Fortſchritte in Indien II 345 346.
Kircher, Athanaſius, Begründer des erſten Muſeums für Völkerkunde in Rom II 246.
Kiri Vehera-Dagoba, ſinghaleſiſcher Reliquienſchrein II 395.
kirtistambha, „Ruhmesturm“, in Tſchitor II 276.
Klöſter, buddhiſtiſche, in Kambodſcha I 39 ff; in Siam I 157 ff; in Birma I 185 198; in Ceylon II 374 ff.
Klaſterbauten, brahmaniſche, van Mahabalipur II 327 ff.
Klaſterburgen, buddhiſtiſche, in Gandhāra II 103 104.
Kloſterſchulen, ſiameſiſche I 148 149; birmaniſche I 185 186.
Koch, Franz Borgia, S. J., deutſcher Miſſionär im 18. Jahrhundert in Indien, begraben in Agra II 247.
Kögler, Ignaz, S. J., deutſcher Miſſionär in China im 18. Jahrhundert II 374; Aſtronom in Peking II 252.
Kaktah, Königsthron Timurs in Samarkand II 160.
Kalamba, Hauptſtadt van Ceylon II 364 ff; der Hafen II 365; die Geſchäftsſtadt II 366; Parklandſchaft II 367; die Eingedornenſtadt II 368; ſinghaleſiſches Volksleben II 369; die katholiſche Kathedrale II 370; Fortſchritte der Miſſion II 371.
Koloniſation, brahmaniſche, in Kambodſcha I 50; auf Java I 88 101 ff; in Siam I 146 156; buddhiſtiſche, in Birma I 174 ff; auf Ceylon I 372 ff.
Kolaniſalian und Chriſtenlum I 386 ff.
Kolumbus, auf der Suche nach Cathay II 231.
Komarin, Kap I 396 397, II 362.
Kondane, Höhlentempel II 3 4 8.
Kongfutſe und Brahma, Einfluß auf die chineſiſche und indiſche Ziviliſation I 339 ff.
Koningsplein, „Königsplatz“, in Batavia I 92.
Korkai, ſüdindiſcher Seehafen, einſt wichtig für die Perlfiſcherei II 351.
Koromandel-Küſte, Häfen II 333.
Körperſchaften, altindiſche, Teilnahme am buddhiſtiſchen Leben I 352.
Kalſchin, portugieſiſche Kolonie in Südindien I 393.
Katſchinchina I 23 ff; Saigon I 26; Pnampenh I 36; Siemreap I 47; Angkar I 50.
Kayaſan, Kloſterſtadt, berühmter Wallfahrtsort in Japan I 285.
Kraton, Palaſt des Sultan van Djokjakarta I 104.
„Kriegsprinz“, birmaniſcher Fürſt, Stifter der Pagode des königlichen Verdienſtes in Mandale I 192.
Kriſchna, Hindugottheit, Verehrung in Govardhana II 218; Felſenrelief in Mahabalipur II 330.
Kriſchnagiri-Kanheri II 1.
Kublai Chan, mongoliſcher Kaiſer van China II 228; Geſandtſchaft nach Ceylon II 406 407.
Kudſchdſchaliſſaräma-Dagoba, ſinghaleſiſches Reliquienheiligtum II 386.
Kuenlun, Gebirge in Zentralaſien II 143.
Kulturſphären, aſiatiſche I 4 5.
Kultusſymbole, buddhiſtiſche I 355 365, II 123.
Kunſt, buddhiſtiſche, in Japan I 44 ff 368 369; in Kambodſcha I 42 ff; auf Java I 114 ff; in Siam I 156; in Birma I 178 ff; in Tibet I 317 ff; in Santſchi und Barhut I 358 ff; in den Höhlentempeln II 2 ff; in Adſchanta II 17 ff; in Elura II 31; in Gandhāra II 99 ff; auf Ceylon II 378 ff; jainiſtiſche, in Gwalior II 331, Elura II 38, Dſchaipur II 259 ff, Tſchitor II 275 ff, Abu II 295 ff, Ahmedabad II 308 ff 320; dravidiſche, in Mahabalipur II 327, Tandſchur II 332 ff, Seringam II 337 ff, Mandura II 351 ff, Rāmeçvara II 357 ff; indiſch-ſarazeniſche, in Dehli II 51 ff, Agra II 161 ff, Fatihpur II 172 ff, Dig II 218, Ahmedabad II 309 ff.
Kura, widmet Reliquienſchrein I 300.
Kursbücher, indiſch-ſyriſche II 146.
Kurſeong im Himalaja I 308; St Mary's Seminary, theologiſche Pflanzſtätte daſelbſt I 309.
Kutab Minar, Siegesturm van Dehli II 52 ff 58 59 277.
Kutab-ud-din, Eroberer van Dehli II 55.

Kuzolo-Kadphiſes, ſkythiſcher Fürſt in Nordweſtindien II 302 303.
Kyaggatiſſa, ſinghaleſiſcher Bonze II 386.
Kyaittiyo, birmaniſche Pagode I 189.
Kyauk-hti-yu, birmaniſche Pagode I 188.
Kyoung, birmaniſches Bonzenkloſter I 192 ff.
Kwäbgäh, „Halle der Träume", Palaſt Akbars in Fatihpur II 178 179.

Lahor, Kaiſerſtadt der Mogul II 84; Jeſuiten am Hofe Akbars II 227 ff.
Lahore Museum II 85.
Lahor-Tor von Dehli II 49.
Lal Darwäza, Torbau in Indrapat bei Dehli II 70.
Laladada, ſkythiſcher General, ſtiftet buddhiſtiſches Kloſter I 304.
Lalitaviſtära, buddhiſtiſche Legendenſammlung I 123, II 108.
La Loubère, franzöſiſcher Jeſuit, beſucht und beſchreibt Ayuthya I 149 ff.
Lamaismus, Urſprung und älteſte Geſchichte I 315 316
Lamaſerei, lamaiſtiſche Kloſterburg, Ausdehnung, Bewohner I 324 325.
Lamatempel und -klöſter in Dſchehol I 314 ff.
Langobardi, Jeſuitenmiſſionär des 17. Jahrhunderts in Peking II 233.
Lanka, Ceylon, Eroberung durch Hanuman II 357.
Lankarāma-Dagoba, ſinghaleſiſcher Reliquienſchrein II 382.
Lankeçoara-Höhle, brahmaniſche Felſenhalle in Elura II 45.
Laos-Bevölkerung von Siam I 145.
Laotſe, chineſiſcher Philoſoph I 6.
Laſchkar, Neuſtadt van Gwalior I 329.
Leao, chineſiſche Dynaſtie der Khitan II 228.
Lebensweiſe der birmaniſchen Bonzen I 200 ff.
Leichen, ſchwimmende, auf dem Ganges I 262.
Leichenbegängnis der Bonzen in Birma I 202 ff.
Leichenverbrennung am Ganges I 261 262.
Lepcha, tibetaniſches Grenzvolk in Sikkim I 313 314.
Lhaſa, Reſidenz des Dalailama I 314 322; Aufenthalt von Grueber und Darville II 243; engliſche Expedition I 216.
Lha-t'o-t'o-ri, tibetaniſcher König, führt den Buddhismus ein I 316.
Linga, Hinduſymbol, Verehrung in Benares I 243.
Lingayat, Hinduſekte I 221.
Liwān, mohammedaniſche Gebetshalle II 200.
Lohangir, „die Feſte aus Eiſen", alte Zitadelle von Bhilſa I 349.
Lohapraſāda, „Meſſingpalaſt", auf Ceylon II 385 386.
Loriyan-Tangai, buddhiſtiſches Heiligtum II 107; Ruinen in Gandhāra II 115.
Luijpen S. J., Apoſtoliſcher Vikar von Batavia I 90.
Luk-kru-thom, Bonzenoberer in Kambodſcha I 39.
Luk Préas Saukonn I 39.
Lumbini-Park, Geburtsſtätte Buddhas I 295 ff, II 107.
Lyall, Sir Alfred, anglo-indiſcher Staatsmann, über die religiöſe Politik der Oſtindiſchen Geſellſchaft I 387 ff.

Macao, portugieſiſche Kolonie bei Kanton I 94; Vergleich mit Batavia I 95 96; Cidade do nome de Deos I 390 393 394.
Mādhava Rāo Sindhia, regierender Fürſt von Gwalior I 335 336.
Madras, Präſidentſchaft, drawidiſche Bevölkerung I 218; Stadt II 326 327; Zahl der Katholiken II 346.
Madraſi I 217.
Madura, ſüdindiſche Brahmanenſtadt II 349 ff; Denkmäler II 352; Schiwa-Tempel II 353 ff; alte katholiſche Miſſion II 341 ff.
Maes, Führer einer ſyriſchen Handelsexpedition nach China II 147.
Magadha, altindiſches Königreich I 283.
Mahabalipur, „Sieben Pagoden", bei Madras II 327.
Mahābhārata, altindiſches Epos, Bilderzyklus in Angkor I 56 57 60 61; auf Java I 106.
Mahābodhi, „die Stätte der erhabenen Erkenntnis" = Buddhagaja I 293.
Mahah Myat Muni Payah in Mandale, eine der vier Hauptpagoden von Birma I 177 196.
Mahal-i-Kas, Palaſt in Fatihpur II 178.
Mahamegha, königlicher Park in Ceylon II 379.
Maharaja-Guru, Oberhaupt der ſiameſiſchen Brahmanen I 164.
Mahārwāda-Höhle, buddhiſtiſches Felſenkloſter in Elura II 33.
Mahāſati, Begräbnisſtätte der freiwillig in den Tod gegangenen Frauen II 287.
Mahaſenas Pavillon, ſinghaleſiſcher Tempel II 386.
Mahavanaya, Reliquie in Santſchi I 366.
Mahāvīra, Stifter der Jaina, Zeitgenoſſe von Buddha I 331 332, II 295.
Mahawanſa, ſinghaleſiſche Legende II 376 377.
Mahāyāna, buddhiſtiſche Schule von Gandhāra II 128 ff; Kultus in Java I 135.
Mahendra, mythiſcher Berg II 357.
Mahinda, Sohn Aſokas, bekehrt Ceylon zum Buddhismus II 376 ff; Empfang in Anuradhapura II 379.

Mahmud, Sultan van Gazni, Eraberungszüge nach Gudſcherat II 53 297 ff.
Mahmud Begarah, Sultan van Ahmedabad II 312; erbaut die Maſchee in Sirkij II 316 ff.
Mahmud Ghari, Kaiſer van Dehli, erabert zum erſtenmal die Feſte Gwaliar I 330.
Maidan, Pramenadenplatz in Kalkutta I 210.
Maidan Schah, „Königsplatz", in Ahmedabad II 311 312.
Maiſur, Bevölkerung I 217.
Maitreya, Buddha als Heitand II 128 ff.
Maitreya und Mithra II 134.
Maitreya und Saaſhyant II 132.
Malabar Hill, das Sansſauci van Bambay, prachtvalle Lage I 381 382 383.
Malabar-Küſte, Häfen II 333.
Malaiiſche Bevötkerung van Java I 98.
Malaiiſcher Archipel I 87.
Malakka, der galdene Cherſones der Griechen I 71 72.
Materei in den Felſentempeln van Adſchanta II 18 19; Technik 23 ff; Einfluß auf China und Japan II 29.
Malerei, indiſch-ſarazeniſche, in Fatihpur II 179 180; begünſtigt van Akbar II 184 185.
Malla, Begräbnis Buddhas, in den Gandhára-Skulpturen II 119.
Malmei, Stadt in Birma, alte Gründung der Inder I 174.
Matwa, Kunſtdenkmäler des Islams II 73 308.
Man Mandir-Ghat in Benares, Obſervatarium Dſchai-Singhs I 259.
Man Singh, Erbauer der Palaſtſtadl van Amber II 264; Palaſt in Gwaliar I 333.
Manaar, Inſelkette zwiſchen Ceylan und Südindien II 356.
Mandale, Hauptſtadl van Oberbirma I 188 ff; Mandate-Hügel I 189; das königliche Schlaß I 191; „Pagade der Königin" I 192; „Pagade des königtichen Verdienſtes" I 193; die Pagaden König Menduns I 194; Schwai-Sandaw I 195; Mahat Myat Muni Payah I 177 196; Kyaung I 199; Pagan I 205.
Mandelsla, engliſcher Reiſender des 16. Jahrhunderts in Ahmedabad II 307.
Mandſchu-Dynaſtie in China I 80 81.
Manik Chauk, Hauptſtraße in Ahmedabad II 313.
Manikyála, Darf im Pandſchab, Stüpas, unlerſucht van General Ventura und Caurt I 301; Reliquienſunde I 302.
Manjuçri, Badhiſatwa, künftiger Buddha I 319, II 34.
Mankaranika-Ghal, Verbrennungsſtätte, heiligſter Ort am Gangesufer I 260 ff 280.
Manſéra, Felſenedikte Aſakas I 291.
Mára, der Verſucher in der Legende Buddhas II 109.
Marathen, indiſcher Vatksſtamm, ausgezeichnet durch Tapferkeit I 80 217; ihre Felſenburgen in den Ghats II 8.
Marca Pala, venezianiſcher Reiſender, über tibetaniſche Zauberer I 324 325; über das Land „Cathay" II 230; über Buddhakultus in Ceylan II 405 406; über Sokatra II 417; über Aden II 418.
Mardan, Fundgrube van Gandhára-Skulpturen II 107.
„Mariengarten" (Topu Mariae), chriſtliches Brahmanenheim in Tritſchinapali II 347.
Marinus van Tyrus, römiſcher Geograph, über Syriens Handel mit dem Oſten II 147.
Martaban, Stadt in Birma, alte Gründung der Inder I 174.
Martand, in Kaſchmir, Sannentempel II 95.
Masdeas, parthiſcher König am Indus II 151.
Maskentänze, lamaiſtiſche, in Tibet I 322; in der Lamapagade Tſchantanſe von Peking I 323 324.
Maſſaga, indiſche Bergfeſtung, erabert van Alexander I 89.
Mátanga-Legende in den Gandhára-Skutpturen II 116.
Mathura, heilige Stadl an der Jamuna, Reliquienſunde I 299.
Mattra = Mathura II 218.
Maudgaláyana, Jünger Buddhas, Reliquie in Santſchi I 366 367.
Maurja-Dynaſtie, begründel van Tſchandragupta I 290.
Mauſaleen, indiſch-ſarazeniſche, Aurangezeb II 46; Altamſch II 60; Ala-ud-din II 62; Tughlak II 64; Niſam-ud-din II 67; Mirza Dſchehangir II 68; Scher Schah II 70; Humayun II 71; Timur II 161; Salim Chiſchthi II 202; Islam Khan II 205; Akbar II 209; Mumtaz Mahal II 214; Suradſch Mall II 223; Ahmed Schah II 314; Rání Aſni II 315; Sirkij II 316.
Máyá, Mutter des Buddha I 358 359; Geburt Buddhas in den Gandhára-Skulpturen II 104 105.
Megaſthenes, Geſandter des Seleukos bei Tſchandragupta in Pátaliputra I 283.
Mekang, van Camões beſungen I 24; Delta I 25; Flußbild I 35 36.
Menam, Stram in Siam I 140; eine ſchwimmende Handelsſtadt bei Bangkat I 162 163.

Mendoet, Dorf in Mitteljava, hervorragendes Denkmal indiſcher Kunſt I 114; katholiſche Gemeinde I 117.
Mendun, vorletzter König von Birma, begeiſterter Buddhiſt I 179; ſeine Pagodenbauten I 191 194.
Merapi, Vulkan auf Java I 112.
Meurin, Apoſtoliſcher Vikar von Bombay, verdient um den höheren Unterricht I 377.
Mewati, Radſchputenſtamm, beſiegt von Ala-ud-din II 256.
Mihintale, buddhiſtiſches Bergheiligtum in Ceylon II 377 ff.
Mihrab, mohammedaniſche „Gebetsniſche" II 201.
Miſako, altjapaniſche Kaiſerſtadt I 6 7, II 242.
Mineria-See auf Ceylon II 392 393.
Ming, chineſiſche Dynaſtie I 81.
Minnagara, parthiſche Handelsſtadt am Indus II 145.
Miriams Pavillon in Fatihpur II 183 184.
Mirza Dſchehangir-Mauſoleum bei Dehli II 68.
Miſſion, oſtaſiatiſche, organiſiert vom hl. Franz Xaver I 394 ff; Entwicklung in Indochina I 29; auf Java I 117; in Siam I 171; in Vorderindien II 345; auf Ceylon II 369.
Mithra und Maitreya II 134.
Mithra-Kultus, Ausbreitung im römiſchen Reich II 133.
Mithradates, Arſakidenfürſt II 145.
Mittelaſien, Völker, unterworfen dem Islam II 54.
Modhera, Tempel in Gudſcherat II 297.
Moentilan, Stadt in Mitteljava, in der Nähe die Denkmäler von Boro-Budor I 112 113.
Mogatäna ſ. Maudgalâyana.
Mogataputra, Jünger Buddhas, Reliquie in Santſchi I 366 367.
Mogul-Kaiſer II 47; Baber II 159 ff; Humayun II 71; Akbar II 172 ff; Dſchehangir II 164; Schah Dſchahan II 165; Aurangezeb II 46; Bahadur Schah, letzter Mogulkaiſer II 72.
Mogul-Kunſt in Dehli II 73 ff; in Agra II 165 ff; in Fatihpur II 174 ff.
Mohammed, ſeine Religion nach Akbars Urteil II 187.
Mohammedanismus ſ. Islam.
Mondob = mandapa (Sanskrit), buddhiſtiſche Tempelform in Siam I 159.
Mongolen, Herrſchaft über China I 81, II 228; Beziehungen zum Chriſtentum II 229 230.
Mongoliſche Raſſe I 219.
Manta, buddhiſtiſche Schule in Japan I 7.
Montſerrat, Anton, S. J., Begleiter Aquavivas am Hofe Akbars II 190.
Morar, Vorſtadt von Gwalior I 329.
Moribaſtion, Sturm auf dieſelbe II 49.
Moſaik, im Diwan-i-Kas von Dehli II 76 77; Agra II 165; Fatihpur II 203; Tadſch Mahal II 216; Amber II 264; Dſchaipur II 270; Udaipur II 283.
Moſchee, Anlage und Schmuck in Dehli, Kutab Minar II 56; Katan-Masdſchid II 69; Kila Kona II 70; Hauptmaſchee II 79; Fatihpur II 199; Adſchmir II 273; Haidat Khan II 312; Hauptmoſchee von Ahmedabad II 313; Sidi-Sajjid II 315; Sirkij II 316; Räni-Masdſchid II 318; Muhafiz Khan II 319.
Moti Masdſchid, Perlmoſchee von Dehli II 70; in Agra II 377.
Mouhot, Entdecker der Ruinen von Angkor I 50 51.
Mount Abu ſ. Abu.
Muhafiz Khan, Gouverneur von Ahmedabad, ſeine Moſchee II 319.
Mumien, buddhiſtiſche in China I 305 306.
Mumtaz Mahal, Gemahlin Schah Dſchahans, ihr Mauſoleum Tadſch Mahal II 214 ff.
Münzfunde in den buddhiſtiſchen Retiquienſchreinen I 301 ff; helleniſche in Gandhâra II 125; römiſche im Induslale I 304, II 138.
Muſaffar Khan, gründet die Dynaſtie der Ahmedſchâhi in Gudſcherat II 309.
Muſeum, indiſches in Kolombo II 370 371.
Muſſavites, alter Name für Juden in China II 232.
Mytho, Handelsſtadt am Mekong I 34 45.

Nadir Schah, erobert Dehli II 77.
Nâga, indiſche Schlangengötter, in der buddhiſtiſchen Legende und Kunſt I 357.
Nahapâna-Höhle in Naſik II 15.
Nairanjana, Fluß, Buddhas Waſſerwunder in den Skulpturen von Santſchi I 360.
Nanda, Buddhas Bruder als Mönch auf den Gandhâra-Skulpturen II 114.
Nandi, Schiwas Stier I 133, II 335.
Nanking, Kaiſergräber II 66.
Nara, älteſte Kaiſerſtadt Japans I 285.
Narita, buddhiſtiſcher Wallfahrtsort in Japan I 285.
Näſik, das „Benares des Weſtens" II 13; Brahmanenſtadt II 14; Felſenhöhlen II 13 ff.
Nattu, buddhiſtiſche Ruinen in Gandhâra II 103.
Naubat-Khâna, „Halle der Muſikanten", Eingangstor in Fatihpur II 174 175.
Nekropolis von Dehli II 66 ff; von Agra II 209; von Udaipur II 284 ff.

Nepal, indiſcher Schutzſtaat im Himalaja, Tempelarchitektur I 294; Heimat Buddhas I 295 ff.
New Road, Hauptſtraße von Bangkok I 144 145.
Nganking, Hauptſtadt der Provinz Nganhwei I 2 86.
Niccolò de' Conti, Bericht über Cathay II 231.
Nicholſon, engliſcher General, kommandiert Sturm auf Dehli II 49.
Niederländiſch-Indien, Urſprung und Geſchichte I 94 95.
Niederländiſch-Oſtindiſche Kompanie 19091.
Nikāya, Gruppe von Büchern des buddhiſtiſchen Kanons I 352.
Nikko, japaniſches Fürſtengrab II 66.
Nirwāna, „Erlöſchen", Endziel des Strebens nach Erlöſung I 275; Glückſeligkeitsideal, brahmaniſches I 276; buddhiſtiſches I 288; verſinnbildet im Reliquienheiligtum I 293, Santſchi I 370, in den Gandhāra-Skulpturen II 119 120, Kambodſcha I 41, Siam I 161, Birma I 203, in den indiſchen Felſenhöhlen II 4 17, bei den Jaina I 331.
Niſam-ud-din, mohammedaniſcher „Heiliger", ſein Grab bei Dehli II 67.
Nobili, Robert de, berühmter Miſſionär in Südindien II 341 ff; erſter europäiſcher Kenner des Sanskrit II 342; Brahmanenapoſtel II 343 ff; Charakter II 344 345; Grab in Mailapur II 345.
Nolacha Bindar, Schlaß in Tſchitor II 275.
Noti, Severin, S. J., Verfaſſer von „Sardhāna" II 248.

Oblaten, hervorragende Miſſionstätigkeit in Ceylon II 370.
Obſervatorium des Dſchai Singh in Benares I 259; in Dſchaipur II 271 272.
Odonlopolis, „Zahnſtadt" in Oriſſa, Heiligtum des Buddha-Zahnes II 404.
Odorico da Pardenone, Franziskanermiſſionär in China II 228 229; Nachrichten über Java und ſeine Denkmäler I 109; über Tibet und tibetaniſche Zauberer I 324.
Omitofu namo, chineſiſch-buddhiſtiſche Gebetsformel I 11.
Oriſſa, das alte Kalinga, erobert von Aſoka I 291; älteſter Tempel des Buddha-Zahnes II 404.
„Oſtendiſche" Handelsgeſellſchaft, öſterreichiſch-niederländiſche Schiffahrtsgeſellſchaft, gegründet von Karl VI. in Oſtende, Fahrten nach China II 253.
Oſtindiſche Geſellſchaft, engliſch-indiſche Handelsgeſellſchaft, Gründung von Kalkutta I 209 210; ihre religiöſe Politik I 386 ff.
Oxus II 93 140.

Pachanekāyika, Lehrer der fünf Nikāya I 352.
Pachiſi, Lieblingsſpiel Akbars II 178.
Pachiſi-Hof, kaiſerlicher Spielplatz in Fatihpur II 178.
Padavil, See auf Ceylon II 393.
Padmaſambhawa, „der aus dem Lotos Geborene", Begründer des Lamaismus I 316.
Pabritola, älteſter katholiſcher Kirchhof in Agra II 224 ff; Gräber deutſcher Miſſionäre aus dem 17. und 18. Jahrhundert II 244 ff.
Pagan, altbuddhiſtiſche Kloſterſtadt in Birma I 74; Ruinen I 203 204.
Pagoden, buddhiſtiſche in Japan I 44; in Kambodſcha I 42; in Siam I 142 157; in Birma I 175; in Ceylon II 379.
Pagodenfeſte, buddhiſtiſche, in Siam I 142 143 155; in Birma I 183.
Paknam, ſiameſiſche Feſtung an der Mündung des Menam I 141; buddhiſtiſche Pagode I 142.
Paläſte, indiſche, in Benares I 246 258; in Gwalior I 330; in Urcha I 345; in Bombay I 381 382; in Dehli II 74; in Lahor II 85; in Agra II 163; in Fatihpur II 175; in Dig II 219; in Alwar II 257; in Amber II 263; in Dſchaipur II 268; in Tſchitar II 276; in Udaipur II 280; in Tandſchur II 336; ſiameſiſche, in Bangkok I 164; birmaniſche, in Mandale I 191; ſinghaleſiſche II 385.
Palibothra = Pātalipuira, beſchrieben von Megaſthenes I 283 349.
Palk, Meeresſtraße zwiſchen Indien und Ceylan II 356.
Palmblatthandſchriften, buddhiſtiſche, in Birma I 177.
Palmyra, Kunſtdenkmäler II 148; Einfluß auf Kaſchmir II 95; auf Gandhāra II 149.
Palpa, in den nepaleſiſchen Voralpen des Himalaja, Ruinenſtätte, Heimat Buddhas I 295.
Pamirkette II 141 142 143.
Panch Mahal, kaiſerlicher Pavillon in Fatihpur II 178; Anlage, Säulenſchmuck II 185.
Pāndi, römiſcher Name für das ſüdindiſche Reich der Pāndya II 351.
Pandſchab II 85 ff; Reliquienkunde daſelbſt I 300 ff; Fahrt durch das Fünfſtrömeland II 85; die Heeresſtraße der Eroberer Indiens II 86; das Indus-Tal II 87; Attak, Strombild des Indus II 88; Alexander d. Gr. im Pandſchab II 89 ff.
Pāndu-Lena-Höhlen bei Naſik II 14 15.
Pāndya, ſüdindiſches Königreich, den Römern bekannt II 351.

Pangeranga, Vulkan auf Java I 99 109.
Panipat, Sieg Babers über die Pathan II 52 162.
Panna, die „Diamantenſtadt“ in Zentralindien, ausgezeichnet durch herrliche Bauwerke I 345 346.
Paana, Bergſtram bei Khandala II 10.
Parakrama d. Gr., ſinghaleſiſcher König, erbaut die Königsſtadt Palonnaruwa II 394 ff.
Parawer, chriſtliche Bewahner der Fiſcherküſte II 369.
Pārcvanātha-Tempel auf Mount Abu II 303 ff.
Parapamiſus II 93.
Parſi, perſiſche Flüchtlinge, Reichtum, geiſtige Begabung I 382; Feueranbeter in Bambay I 383 384; in Abu Raad II 288 289.
Parther, Herrſchaft im Industal II 145 ff; Herren des ſyriſch-indiſchen Tranſithandels II 145 146; Beziehungen zum Chriſtentum daſelbſt II 149; der Apaſtel Thamas am Haf des indiſch-parthiſchen Königs Gundafarus II 150 ff.
Paſupat, Hinduſekte I 221.
Pātaliputra, Hauptſtadt van Magadha I 282 283; Handelsſtraße dahin den Griechen bekannt I 352.
Patan, „heilige Stadt“ in Nepal, ausgezeichnet durch ihre Tempel I 294.
Pathan, türkiſch-tatariſches Valk II 52; nehmen den Islam an II 54; erabern Dehli II 55; entfalten glänzende Bautätigkeit II 56, unter Kaiſer Kutab-ud-din II 57, Altamſch II 60, Ala-ud-din II 61, Tughlak II 63, Feraz Schah II 69, Sher Schah II 70.
Patimakha, „heiliges Buch“ der Buddhiſten I 157.
Patna, Stadt am Ganges, das alte Pātaliputra I 282 283.
pātra, Almaſennapf der Banzen I 40.
Payah, birmaniſche Pagade I 175 ff.
Payatagah, Stifter einer Pagade in Birma I 176.
Pegu, birmaniſches Königreich I 174.
Peking, chineſiſche Kaiſerſtadt I 6, II 75 96 242; Kunſtdenkmäler I 67 68; Lama-Tempel I 322 ff; Kaiſergräber II 66; Grabdenkmäler deutſcher Miſſianäre I 374, II 251.
Peppe entdeckt Reliquien Buddhas I 296 ff.
Perdikkas, General Alexanders d. Gr. in Indien II 88.
Periplus maris Erythraei über ſyriſchen Handelsverkehr mit Indien II 156.
Perlfiſcherei, ſüdindiſche II 351.
Perlmaſchee van Dehli II 78 79; in Agra II 169.
Peſchawar, alte Hauptſtadt des Königreichs Kabul II 95 ff 158.
Pfahlbauten, malaiiſche, in Singapur I 72; ſiameſiſche in Bangkak I 152.
Pfauenthran des Diwan-i-Kas in Dehli nach Perſien geſchleppt II 77.
phikku, Name für Banze in Kambadſcha I 39.
phkom, buddhiſtiſche Gebetsſchnur in Kambadſcha I 40.
Phnambakheng, Tempel in Angkor I 65.
Phnamkram, Tempel in Angkar I 47.
Pietra-dura, Maſaiktechnik aus Italien nach Indien gebracht II 76 165 166 215.
Pigneau de Behaine, Apoſtaliſcher Vikar van Annam, Denkmal in Saigan I 31.
Pijadaſi, Name für Aſaka in den Inſchriften I 290 ff.
Pilger, buddhiſtiſche, in Rangun I 178 179 197; brahmaniſche, in Benares I 233 234; in Seringam II 339; in Rāmeçvara II 356.
Pilgerprozeſſianen, buddhiſtiſche I 353 354.
Pimeanacas, Königspalaſt van Angkor-Tam I 59 62 63.
Pimenta S. J., Viſitatar der Miſſian van Gaa II 232.
Pinheira S. J., Miſſianär am Hafe Akbars II 226 ff.
Piprahva, Fundſtätte der Reliquien Buddhas I 296 ff.
Pittadkul, Schiwa-Tempel, Vorbild des Kailāſa-Tempels in Elura II 42.
Plaſſey, Schlacht, Sieg der Engländer I 210.
Plinius über den römiſch-indiſchen Handel II 140 146 351.
Pnampenh, Hauptſtadt van Kambadſcha I 34 36 ff; Geſchäftsleben der Chineſen I 37; Königspalaſt I 38; Banzen I 39; Organiſatian der Klöſter I 40; Pagaden I 41 ff; Charakter der Kunſt I 46; Siemreap I 47.
Pahngyi, birmaniſcher Banze I 175.
Pakuna, heiliger Teich auf Ceylan II 388 389.
Palannaruwa, altbuddhiſtiſche Königsſtadt auf Ceylan II 394 ff; Kiri Vehera-Dagoba, Wiſchnu Devale, Dſchetawanarāma-Kloſter II 395; Demala Mahaſeya, Satmahalprāſāda II 396; Kalaſſalſtatuen Buddhas II 397.
Pans, Jeſuitenmiſſianär, Aſtranam im Dienſte des Radſchputenfürſten Dſchai Singh II 269; Sanskritkenner II 343.
Pape, Indalage, Urteil über Beſchi II 350.
Partugal als chriſtliche Kalanialmacht I 95 96 392 ff.
Parus, indiſcher Fürſt im Pandſchab, beſiegt van Alexander d. Gr. II 87.
Parzellanſchmuck der ſiameſiſchen Pagaden I 143 159.
pōthī mealak, Name für den „heiligen Baum“ in Kambadſcha I 42.

Pottinger, Sir Henry, Gründer von Hongkong I 21.
Prahu, Vulkan auf Java I 109.
Prambanam, javaniſch-indiſche Ruinenſtätte bei Djokjakarta I 130 359.
Prasatſnorpat, brahmaniſches Denkmal in Kambodſcha I 59.
Pratap Rão, Radſchputenfürſt II 256.
Preanger-Landſchaft auf Java I 102 103.
Preapithu, Tempel in Angkor I 59 64.
Prearup, Tempel in Angkor I 64.
Preathong, Tempel in Angkor I 54.
Prieſter Johannes II 232.
Prieſterſtadt, javaniſche, auf dem Dieng-Plateau I 109 110, II 306.
Prinsep's Ghat in Kalkutta I 209.
Provença S. J., Miſſionär in Madura, tüchtiger Sanskritkenner II 343.
Prome, Stadt in Birma I 174.
Prozeſſionen, brahmaniſche, in Benares I 239 240.
Prozeſſionspfad, buddhiſtiſcher, von Santſchi I 354; von Anuradhapura II 383.
Ptolemäus, Itinerarium nach Indien I 52; Nachricht von Java I 108.
Pudu Mandapam, Tempel von Madura II 355.
Püja, brahmaniſches Tempelfeſt II 11.
Pulo-Kondor, Inſel, franzöſiſche Strafkolonie I 69.
Puri, brahmaniſcher Wallfahrtsort in Oriſſa I 278.
Putala, lamaiſtiſches Heiligtum von Nordchina bei Dſchehol I 314.

Rächmächi, Bergſchloß der Marathen II 4.
Rad des Geſetzes, buddhiſtiſches Kultusſymbol I 355 356.
Rädſchagriha, Beſuch Buddhas daſelbſt in den Gandhára-Skulpturen II 113.
Rädſchakaria, ſinghaleſiſcher Frondienſt II 393.
Rädſcharädſcha, Fürſt von Tandſchur, Erbauer des Schiwa-Tempels II 333 334.
Radſchaſthan, „Land der Häuptlinge" = Radſchputana II 258.
Radſchputana, das Land der Königsſöhne II 256 ff; geographiſche Lage II 258; Wüſte II 293 294; Marmorbrüche II 297; Bevölkerung I 217; Beſuch der Hauptſtädte: Alwar II 256 ff, Amber II 261 ff, Dſchaipur II 266 ff, Tſchitor II 275 ff, Udaipur II 278; Fahrt nach Mount Abu II 288 ff.
Radſchputen, Feudalorganiſation der II 258; Förderer der Kunſt II 259; Triumph über Akbars Politik II 260.
Radſchput-Geſchlechter II 219.
Rahula, Buddhas Sohn II 114.
Rai Pithora, Tomaraſürſt, beſiegt von den Pathan II 54 55.
Rainhard, Walter, genannt Sumru, deutſcher Abenteurer in Indien II 248 ff.
Räma, verehrt in Rämeçvara II 356 ff; Bilderzyklus in Prambanam I 131 132, in ſiameſiſchen Tempeln I 166.
Rämas Heldenzug nach Ceylon II 364.
Rämäyana II 359 360; Bilderzyklen in Angkor I 56.
Rämeçvara-Höhle, brahmaniſches Felſenkloſter in Elura II 38; -Tempel, ſüdindiſcher Wallfahrtsort II 356 ff.
Rana Kumbho, Radſchputenfürſt, ſeine Bauten in Tſchitor II 276 277.
Rana Sangram Singh, Begräbnisfeier II 287.
Randſchit, Bergſtrom, Grenze des tibetaniſchen und engliſchen Sikkim I 313 ff.
Rangun, Hauptſtadt von Unterbirma I 174.
Räni Aſni, Fürſtin, ihr Grab in Ahmedabad II 315.
Räni-Masdſchid, „Königin-Moſchee", in Ahmedabad II 318.
Räni-Sipari, Moſchee und Mauſoleum in Ahmedabad II 315.
Ränigat, buddhiſtiſche Ruinen in Gandhára II 108.
Ratha, Pagode von Mahabalipur II 328 ff.
Ratna Singh, Radſchputenfürſt von Tſchitor II 275.
Rawai, Bergſtrom in Nepal II 295.
Rawalpindi, engliſches Truppenlager im oberen Pandſchab II 87.
Rāwana, Dämon, Kampf mit Hanuman II 357 ff.
Reliefdarſtellungen, brahmaniſche, in Angkor-Wat I 56 57, Bapuon I 61 62, Prambanam I 132; buddhiſtiſche, in Boro-Budor I 122 ff.
Religionen, indiſche. Zahl und Verſchiedenheit I 220 221; Brahmanismus I 227 ff 256 ff 269 ff, II 31 ff 51 290 291 327 330 ff 349 ff; Buddhismus I 284 ff 351 ff, II 2 ff 17 ff 32 ff 99 ff 130 ff 373 ff; Jainismus I 331 347, II 39 40 294 ff 309 320; Lamaismus I 314 ff; Mohammedanismus II 51 ff 163 186 ff 259 276 308 ff.
Religionsgeſpräche Akbars II 186 ff.
Religionsvergleichende Studien Akbars II 187 188.
Reliquienfunde an Buddhas Geburtsſtätte I 296 ff; im Pandſchab I 300; von Manikyäla I 301 302; in Santſchi I 365 ff.
Reliquienkultus, buddhiſtiſcher, Urſprung I 293 ff; Ausbreitung und Einfluß I 298 299 304 305; in Kambodſcha I 41 42; in Siam I 158 ff; in Birma I 176 ff; in Ceylon II 377 ff.
Ricci, Matthäus, Gründer der Jeſuitenmiſſion in China II 233 238 251 252.

Richthafen, Freiherr v., über die wiſſenſchaftlichen Arbeiten der Jeſuiten in China II 245.
Rigveda, älteſtes Liederbuch der Inder II 85.
Ripon, Lord, Vizekönig von Indien, feierlicher Empfang im Franz Xaver-Kolleg von Bombay I 377 378.
Rom, Handelsbeziehungen zu Nordindien II 140 ff; zu Südindien II 351; zu Ceylon II 364; römiſche Kleidung in den Gandhâra-Skulpturen II 122; römiſche Kunſt in Gandhâra II 148 ff; römiſche Münzen im Industal I 302 304; in Südindien II 351.
Roſenkranz, buddhiſtiſcher, in Kambodſcha I 40 41.
Roth, Heinrich, deutſcher Jeſuitenmiſſionär in Agra I 374, II 244; Kenner des Sanskrit und Verfaſſer der erſten Sanskrit-Grammatik II 246.
Rumin-dei, identiſch mit Lumbini, Geburtsſtätte von Buddha I 295 ff.
Ruwanweli-Dagaba, ſinghaleſiſcher Reliquienſchrein II 383.
Ruysbroek, Franziskanermiſſionär am Hofe des Großchan II 229.

Sabaw, oberſte Behörde der birmaniſchen Bonzen I 200.
Saddhâra-Stûpa bei Santſchi, bedeutende Reliquienfunde I 367.
Sagain, birmaniſches Bergheiligtum I 190.
Saigan I 23; Fahrt auf dem Mekong I 24; Klein-Paris I 27, der Bataniſche Garten I 28; die Kathedrale I 29; das Denkmal Pigneau de Behaines I 30; Cholon I 31; das Chineſenviertel I 32.
Saka, ſkythiſche Stämme, erobern das Pandſchab II 94.
Saket, „gutbauer Hügel" und Tempel I 153 154.
Sakya, Radſchputenfürſten; Geſchlecht Buddhas I 288.
Salak, Vulkan auf Java I 87 99.
Salim, Prinz, Sohn Akbars, ſpäter Kaiſer Dſchehangir II 174 183.
Salim Chiſchthi, mohammedaniſcher „Heiliger", Freund Akbars II 174; Mauſoleum II 202.
Salſette, Inſel I 381.
Saman Burj, Palaſtbau in Dehli II 78, in Agra II 168.
Samarkand, Kaiſerſtadt Timurs II 160; Pracht ſeiner Bauwerke II 160; Grabbauten II 209 210.
Sâmdach Préas Sânghréach, Oberhaupt der Bonzen in Kambodſcha I 39.
Sannyaſi, indiſche Büßer in Benares I 268 ff.
Sancian, Inſel bei Kanton, Todesſtätte des hl. Franz Xaver I 397.
Sangha, buddhiſtiſche Mönchsgemeinde I 39.
Sanskrit-Grammatik, erſte, verfaßt von P. Heinrich Roth S. J. II 246.
Sanskritſtudien des P. Robert de' Nobili II 342.
Santſchi, buddhiſtiſches Reliquienheiligtum in Zentralindien I 348 ff.
São Paulo, Faſſade der Kirche in Macao I 394.
Saoſhyant, iraniſcher Heiland II 131.
Saoſhyant und Buddha Maitreya II 132 133.
Saptapada, brahmaniſche Weihezeremonie Buddhas II 106.
Sara-Ghat am Ganges I 307.
Sarasvati, Göttin der Weisheit I 266.
Sardhâna, Fürſtentum, übertragen an Sumru II 249.
Sâriputra, Lieblingsjünger Buddhas, Reliquie in Santſchi I 366 367.
sâ-ri-ra (Reliquie) I 306.
sârîranidhâna (Reliquienſchrein) I 297.
Sarnath, Stûpa I 128; Reliquienfund I 299.
Saroug, javaniſches Gewand I 97.
Sarotra, Tempel in Gudſcherat II 297.
Sâs-bâhu-Tempel, Baudenkmal der Jaina in Gwalior I 333.
Sati, die „Treue", das freiwillig in den Tod gehende Weib II 287.
Satmahalprasâda, ſinghaleſiſcher Siegesturm II 396.
Satrundſchaja, Bergheiligtum der Jaina in Gudſcherat II 297.
Saura, Hinduſekte I 221.
Schâbâzgarhi, Felſenedikte Aſokas I 291.
Schah Dſchahan (Jehan), Mogulkaiſer I 333, II 47; ſein Charakter II 164; als Flüchtling in Udaipur II 285; Grab ſeiner Tochter II 68; Grab in der Tadſch Mahal II 217.
Schaiwa, Hinduſekte, Anhänger des Schiwa I 221.
Schalaörh, Friedhof der Jeſuiten in Peking II 251 252.
Schalimar-Gärten in Lahor II 85.
Schall, Adam, S. J., deutſcher Miſſionär in China im 17. Jahrhundert I 374, II 243; ausgezeichneter Aſtronom II 252.
Schanghai, bedeutendſte Handelsſtadt Chinas I 37 390.
Schiffahrt, ſyriſche, nach Indien II 139.
Schiffalmanach, ſyriſch-indiſche II 146.
Schiwa, Hindugottheit, verehrt in Java I 110 111; Skulpturen daſelbſt I 117; Skulpturen in Elura II 37 38; Tempeldienſt in Benares I 240 241.
Schiwaismus, Einfluß auf Java I 110 111; Erbe des Buddhismus I 286; Verhältnis zum Lamaismus I 319;

Schlangenwunder in den Gandhára-Skulpturen II 115.
Schiwa-Tempel in Prambanam I 131; in Benares I 240 242; in Tandschur II 334 335; in Seringam II 340; in Kolombo II 370.
Schreck S. J., deutscher Missionär in China im 17. Jahrhundert I 374.
Schulen, der Bonzen in Kambodscha I 49; in Siam I 147; in Birma I 185; auf Ceylon II 375.
Schutzgottheiten im Lamaismus I 321.
Schwai Dagun-Pagode in Rangun, berühmter buddhistischer Wallfahrtsort I 177 ff.
Schwai Mawdaw, das Lotosheiligtum in Pegu, eine der vier Hauptpagoden von Birma I 177.
Schwai Sandaw-Pagode in Mandale I 195 196.
Schwarze Pagode in Orissa I 278.
Seelenwanderung, Einfluß der Lehre in Birma I 186; Einfluß auf die sittlichen Anschauungen I 279.
Seeweg nach Ostindien, seine Entdeckung und Bedeutung I 393.
Seide, chinesische, Einführung in Syrien II 139; Gebrauch in Rom II 140; chinesische, bearbeitet in Syrien II 144 145.
Seleukos Nikator, indischer Feldzug I 290, II 93.
Seminar zur Heranbildung des einheimischen Klerus in Kandi, gegründet von Leo XIII. II 410 ff.
Sendboten, buddhistische, begraben in Santschi I 366 ff.
Serer, Ursprungsland der Seide II 139.
Serer-Chinesen, ihr Lob bei den griechisch-römischen Schriftstellern I 9.
Seringam, Tempel von Tritschinopoli II 337 ff.
Seth, Hindu-Kaufleute von Gudscherat, ihre Paläste und Tempel in Bombay 382; die indischen „Rothschild" in Radschputana II 269 270; Wettbewerb mit den Parsi II 289; Anhänger der Jaina-Religion II 295 ff.
Sher Schah, Kaiser von Dehli, seine Bauten II 70 71.
Siam, Königreich I 140 ff; Menam I 141; Paknam I 142; Ayuthya I 149; Bangkok I 151; König von, eifriger Förderer des Buddhismus I 154 155.
Siamesen, Ursprung, Einwanderung ins Menam-Tal I 146.
Sidhapur, Tempel in Gudscherat II 297.
Sidi Sajjids-Moschee in Ahmedabad, berühmter Schmuck der durchbrochenen Fenster II 315 316.
„Sieben Pagoden" bei Madras II 327 ff.
„Sieben Schritt-Zeremonie" Buddhas in den Gandhára-Skulpturen II 106.
Siegessäule in Dehli II 57 ff.
Siegestürme in Tschitor II 276 277.
Siemreap, bedeutende Stadt auf dem Wege nach Angkor I 34 48.
Sigiri, singhalesisches Felsenheiligtum II 390.
Sikandra, Mausoleum Akbars II 209 ff.
Sikh, Bewohner des Pandschab I 221, II 260.
Sikkim, anglo-indischer Schutzstaat im Himalaja I 306 313 ff.
Siliguri, am Fuße des Himalaja I 308.
Sinai, das Bergbild II 420; Blick auf Dschebel Musa, Katherin, Serbal II 421.
Sinbyo Schin, König von Birma, begeisterter Buddhist I 179.
Sindhia von Gwalior, Palast in Benares I 260; Fürstenhaus I 328 329; Besuch beim Fürsten I 336 ff; neues Palais I 344 345.
Singapur, englische bedeutende Hafenstadt I 68 ff; als „Löwenstadt" indische Gründung, Einfluß der Chinesen I 73 ff 85.
Singhalesen, Bewohner Ceylons, Typus II 368 369; eifrige Buddhisten II 373 ff.
Sirkij, Mausoleum in Ahmedabad II 316 317.
Sītā, Gemahlin Rāmas, Raub und Befreiung II 357 ff.
Siwai Dschai Singh, Radschputenfürst, Erbauer von Amber II 264.
Skythisch-drawidische Rasse I 218 219.
Smārta, Hindusekte I 221.
Smith, Vincent, hervorragender indischer Archäologe über die Echtheit der Buddhareliquien I 298; über Regierungszeit des Königs Gundaforus II 156.
Sokotra, Insel am Eingang zum Indischen Ozean I 399; landschaftlicher Charakter II 416; besucht von indischen und griechischen Seefahrern, ehemals Sitz eines Erzbischofs II 417; Verfall des Christentums II 418.
Somnath, berühmtes Heiligtum der Jaina in Gudscherat II 297; erobert durch Mahmud von Gazni II 297.
Sonagir, Tempelberg der Jaina bei Datia I 347.
Sonahrā Makan, „Goldener Pavillon", in Fatihpur II 183.
Sonāla Pind, buddhistisches Grabheiligtum im Pandschab I 302 303.
Sonāri bei Santschi, bedeutende buddhistische Reliquienfunde I 366 367.
Sopārā, Felsenedikte Asokas I 291.
Sprachen, Reichtum und Verschiedenheit in Indien I 219 220.
Sprachkunde und Missionen II 244 ff.

Sprachpsychologische Versuche Akbors in Lahor II 188.
Spee, Friedrich v., über die indische Mission I 374; über Franz Xaver I 398.
Srâvosti, Stadt in der Heimat Buddhas II 116.
Staatsmänner, anglo-indische, ihre Denkmäler in Kalkutta I 211.
Staatsschule, anglo-indische, religionslos I 372 373.
„Stadskerk", Hauptkirche von Batavia I 94.
statio mercatoria, syrisch-chinesischer Handelsplatz am Pamir II 146.
Stoudolmosen-Legende in den Gandhâra-Skulpturen II 117.
Steins, Walter, S. J., Apostolischer Vikar von Bombay, gründet das Franz Xaver-Kolleg daselbst I 377.
Stöcklein S. J., Herausgeber des „Weltbott", der ersten deutschen Zeitschrift für Missions- und Völkerkunde II 252.
Storer, Jesuitenmissionär in Äthiopien II 246.
Strobel (Strodl), Andreas, Jesuitenmissionär in Indien I 384, II 247; Astronom am Hofe Dschai Singhs II 271 ff.
Stumpf S. J., deutscher Missionär in China im 18. Jahrhundert I 374; kaiserlicher Astronom in Peking II 252.
Stûpa, Grab- und Reliquienheiligtum der Buddhisten I 296.
Subrahmanya-Tempel in Tandschur II 335 336.
Suddhodana, Vater Buddhas, Fürst von Kapilavastu I 295.
Südindien, Madras II 326; Mahabalipur II 327 ff; das Land der Dravida II 331; Tondschur II 333; Tritschinopoli II 336 ff; Madura II 349 ff; Râmeçvara II 356 ff; Tuticorin II 362.
Suez, Fahrt durch den Kanal II 421; Timsahsee II 422; El Kantara II 423; das Land der Pyramiden II 424.
Sugriva, Affenkönig II 357.
Suhagmandir, Palast in Dschaipur II 271.
Sultâna-Pavillon in Fatihpur II 180.
Sumana, buddhistischer Mönch auf Ceylon II 379; Überbringer von Buddhareliquien II 380.
Sumatra I 86 87 109.
Sumru (Walter Reinhard), Gouverneur von Agra, Beschützer und Wohltäter der Mission II 251.
Sundanesen, Bevölkerung von Westjava I 98.
Sunna, rechtgläubige Sekte des Islams II 164.
Surabaja, Hafenstadt auf Java I 102.
Suradsch-Mall, Dschatfürst II 219 ff; Mausoleum in Govardhana II 223.
Sutâtikin, Leser der Sutta I 352.
Sutchou, Endstation der Expedition von Goes nach Cathay II 239.
Suttanta, Klasse von Büchern des buddhistischen Kanon I 352.
Suvarnabhumi, „Goldenes Land", alter Name für Birma I 173.
Svetambara, Sekte der Jaina I 331.
Swami Saraswati, indischer Büßer in Benares I 268.
Syama, alter Name für Siamese I 146.
Symbole, buddhistische in Sontschi I 355 365.
Synkretismus, religiöser, in China und Japan I 11 ff.
Syrien, Handel mit Indien II 138 ff; Handelsbeziehungen zu China II 140 ff.
Syrische Kunst in Indien II 95 148 149; Christengemeinden im Industale II 129 152.

Tadsch Mahal, Grabpalast der Kaiserin Mumtaz Mahal bei Agra II 214 ff 299.
Ta-so-se, lamaistischer Tempel des großen Buddha in Dschehol I 314.
Takht-i-Bahi, buddhistische Ruinen in Gandhâra II 104; Gundaphorna-Inschrift II 155 156.
Tamil, Bevölkerung, in Südindien II 331 ff; auf Ceylon II 369.
Tamilepos, christliches, von Beschi II 350.
Tamlang, Berghauptstadt von Sikkim I 309.
Tandjong Priok, neue Hafenanlage von Batavia I 89.
Tandschur, südindische Brahmanenstadt II 333 ff; Tempel II 334 335; Fürstenpalast II 336.
Tandschûvur = Tondschur II 333.
Tantra, indische Zauberliteratur I 315 316.
Taoismus, chinesische Sekte I 5 11.
Târâ, weibliche Gottheit des Buddhismus, Inbegriff der mystischen Kräfte Buddhas I 319 320.
Tarai, Voralpen des Himalaja I 315.
Tarimbecken, Wüste in Turkestan II 142 143.
Taxila, alte Hauptstadt des Fünfströmelandes, Reliquienfunde I 299 300 301.
Tejapâla, Erbauer der Tempel von Abu II 303 320.
Teli-ka-Mandir, Tempel in Gwalior I 333 334.
Tentai, buddhistische Schule in Japan I 7.
Thai-Volk, erobert Siam I 146.
Thommanan, Ruinen in Angkor I 66.
Thana, alte christliche Niederlassung bei Bombay II 1.
Theophilus, Indienfahrer II 146.
Theravâdi, birmanischer König, eifriger Buddhist I 181.

Thibaw, letzter König von Birma I 193.
Thoma, alte christliche Niederlassung bei Bombay II 1.
Thoma, Anton, Jesuitenmissionär und Astronom in Peking II 252.
Thomas, Apostel in Indien II 150 ff.
Thomaslegende, historische Glaubwürdigkeit II 152 ff.
Thūparāma, singhalesischer Reliquienschrein II 378 ff 396.
Tiberius-Münzen in Südindien II 351.
Tibet, Heimat des Lamaismus I 306 ff; Lama I 313; Buddhalaja I 314; Lamakultus I 317 ff; Lamaklöster I 324; Missionsexpeditionen der Jesuiten II 243.
Ticivaram, dreifaches Kleidungsstück der Bonzen I 40.
Tieffentaller, Joseph, deutscher Jesuitenmissionär im 18. Jahrhundert I 374, II 208; als Geograph, Reisen durch Indien II 247 248; Aufenthalt in Dschaipur II 272.
Tienschan, Gebirge in Zentralasien II 142.
Tier-Kultus I 238 239 279 356.
Timbāvani, christliche Tamildichtung des Jesuiten Beschi II 350.
Timur, Ahnherr der Mogul-Kaiser in Indien II 159; Grabbauten in Samarkand II 209.
Tīn Darwāza, Siegestor in Ahmedabad II 311.
Tīn-Tal-Höhle, buddhistisches Felsenkloster in Elura II 35 36.
Tirumala Nayaka, Fürst von Madura II 352 354.
Tise-Gangrikette, Quellgebiet des Indus II 87.
Tjandi, javanisch-buddhistisches Heiligtum I 109.
Tjandi Brahma in Prambanam I 133; -Kali Bening bei Djokjakarta I 330; -Mendoet, buddhistisches Kunstdenkmal bei Moentilan I 113 ff; -Sari, javanisch-indischer Tempel bei Djokjakarta I 129; -Sewoe, „Heiligtum der tausend Tempel" I 134 135; -Schiwa, javanisch-indischer Tempel in Prambanam I 131.
Tod, englischer Forscher, Verfasser von „Rādschasthan" II 299.
Tomara, Fürstengeschlecht in Nordindien II 54 55 59.
Tongluspitze, Ausflug von Dardschiling I 316 ff.
Tonle Sap, See in Kambodscha I 23 34 47.
Top-Darra, Heiligtum in Gandhāra II 103.
Topu Mariā, „ein christliches Brahmanenviertel" in Tritschinopoli II 347.
Torana, Torbogen von Santschi I 353 354.
Totenverehrung, birmanische I 201 ff.
Trigault, Expeditio Christiana apud Sinas II 233.
Trikūta, mythischer Berg II 358.
Trilochana, der dreiäugige Gott, Tempel in Benares I 241 242.
Trirāçi, Felsenklöster bei Nasik II 14.
Tritschinopoli, Brahmanenstadt in Südindien II 336 ff; das Fort II 337; Tempel von Seringam II 338; Topu Mariā, das christliche Brahmanenviertel II 346; das St-Joseph-Kolleg II 348.
Tschakravarti, „Weltbeherrscher" II 126 127.
Tschambal, Fluß in Zentralindien I 328.
Tschandragupta, Beherrscher des nördlichen Indiens, besiegt König Seleukos I 283 290.
Tschandravatī, Tempel in Gudscherat II 297.
Tschang-kien, chinesischer General, bringt China in Verbindung mit dem Westen II 141 142.
Tschantanse, Lama-Pagode in Peking I 323 324.
Tschinab, einer der Ströme des Fünfströmelands, der Alesines der Alten I 86.
Tschitor, alte Hauptstadt von Mewar in Radschputana II 274 ff; die Felsenburg II 275; Palast Ratna Singhs, der Siegesturm II 276; die Bauten Rana Kumbhos II 277.
Tsin-schi-huang-ti, chinesischer Kaiser I 81 82.
Tughlak, Mohammed, Kaiser von Dehli, II 63 ff; sein Mausoleum II 64 65; gründet Daulatabad II 31.
Tughlakabad, Zitadelle bei Dehli I 63.
Tulsi-Ghat in Benares I 259; Fakire daselbst I 270.
Türkisch-persische Bevölkerung Indiens I 219.
Türme des Schweigens, Begräbnisstätte der Parsi in Bombay I 383 384; in Abu Road II 288.
Tuticorin I 396 397; Tätigkeit des hl. Franz Xaver II 362 363.

Udaipur, Hauptstadt von Mewar in Radschputana II 274 ff; Straßenleben II 278; Tempel des Jaganath II 279; das Königsschloß II 280; die „hängenden Gärten" II 281; der See II 282; Jug-Navas II 283; Jug-Mandir II 284; die Königsgräber II 285; Mahasati, Stätte der Witwenverbrennung II 284 ff.
Udai Singh, Radschputenfürst von Mewar II 278 ff.
Udayagiri, Felsentempel in Zentralindien I 349.
Udayana, buddhistischer Maler II 122.

Ujjain, altindische Stadt, Residenz des Königs Asoka I 349.
Unterrichtswesen, Erfolge in Indien I 385 386.
Upādhyāya = Öppachchéa, Oberer der Banzen in Kambodscha I 39.
Urcha, Staat und Stadt in Zentralindien, Paläste und Tempel I 345.
Urdhwa-Bahu, eine Form des Büßertums in Benares I 272.
Urdhwa-Mukhi, eine Form des Büßertums in Benares I 273.

Vadnagar, Tempel in Gudscherat II 297.
Vagai, Fluß in Südindien II 356.
Vajrapani, „der mit dem Donnerkeil bewehrte" I 320.
Varanasi-Benares I 228.
Vasco da Gama, Entdecker des Seeweges nach Ostindien I 393.
Vastupāla, Erbauer der Tempel von Abu II 303.
Veda, ältestes literarisches Denkmal von Indien I 284.
Vellāru, Fluß in Südindien II 351.
Ventura, General, entdeckte Reliquien in Manikyāla I 311.
Verbiest, Ferdinand, Jesuitenmissionär und Astronom in Peking II 252.
Vergilius, erwähnt Seide aus dem Lande der Serer (Chinesen) II 140.
Via Appia, eine Nekropolis zwischen Alt- und Neu-Dehli II 66 67.
Vicvakarma-Halle, buddhistisches Felsenkloster in Elura II 33.
Vihāra, buddhistisches Kloster II 4 8 19 ff 328.
Vikramāditya, bedeutender Hindufürst, gefeiert als „Sonnenkönig" II 59.
Vimāna, das „Allerheiligste" eines Hindu-Tempels II 44.
Vishnupad, Wischnus Fußspur, verehrt in Gaja I 286; auf Maunt Abu II 305.
Volkszählung von Indien I 212.
Vorgeburtssagen, buddhistische, in den Reliefs von Boro-Budor I 123 124.
„Vorstenlande", Gebiet der einheimischen Fürsten in Mitteljava I 102 ff.

Waischnawa, Hindusekte, Anhänger des Wischnu I 221.
Wallabhacarya, Hindusekte I 221.
Wasserwerke, ceylanesische II 389 392.
Wat, siamesische Pagode I 157.
Watadage, Pagode in Ceylan II 396.
Wat Bat, königlicher Tempel in Bangkok I 166; -Cheng, große Pagode in Bangkok I 163; -Maha Theat, königliche Begräbnisstätte in Bangkok I 166; -Pha, Pagode in Bangkok mit Kolossalfigur des schlafenden Buddha I 161; -Prakeo, königliche Hauptpagode in Bangkok I 165 166; -Saket, Tempel in Bangkok I 160; -Suthat, Tempel in Bangkok I 160; -Tepsarin, königlicher Tempel in Bangkok I 167.
Waterkasteel, altes Schloß des Sultans von Djokjakarta I 105 106.
Waterloaplein in Batavia I 92.
Weltevreden, Neustadt von Batavia I 91 ff.
Wendell, Franz Xaver, Jesuitenmissionär im 18. Jahrhundert in Agra II 247 ff.
Wessanagar, Lieblingsstadt des Königs Asoka I 349.
Westermaier, Max, Balaniker, Forscher auf Java I 101.
William, Fort in Kalkutta I 210.
Wilson, Archdale, englischer General, leitet die Belagerung von Dehli II 48.
Windhja-Gebirge I 348 349.
Wischnu, Hindugaltheit, verehrt in Java I 111; Skulpturen der „Zehn Inkarnationen" II 36; Felsenrelief in Mahabalipur II 330; Tempel von Seringam II 338 ff.
Wischnudevale, singhalesischer Wischnutempel II 395.
Wischnuismus, Erbe des Buddhismus I 286 349; Verhältnis zum Lamaismus I 319.
Wrischabhanātha-Tempel auf Mount Abu II 300 ff.

Xaver, hl., s. unter Franz.
Xavier, Hieranymo, S. J., Neffe des hl. Franz Xaver, am Hofe Akbars II 187 188 226; verfaßte christliche Bücher in persischer Sprache II 227.

Yasada, Bankierssohn von Benares, seine Bekehrung durch Buddha II 112.
Yavana, griechischer Kaufmann, macht Schenkung für den Buddhismus I 352.
Yodh Bais Palast in Fatihpur II 194 195 196.
Yodo, buddhistische Schule in Japan I 7.
Yoga, Lehre von der mystischen Vereinigung mit Brahma I 270 ff.
Yogi, indischer Büßer, begünstigt von Akbar II 186.
Yudhisthira, epischer König II 54.
Yue-tschi, türkisches Volk, erobert Baktrien und das Pandschab II 141 142.
Yug-Mandir, Palastinsel von Udaipur II 283.
Yug-Navas, Palastinsel von Udaipur II 282.
Yule, Sir Henry, berühmter englischer Geograph, Verfasser von Cathay and the Way thither II 227 228; Urteil über Goes und seine Fahrt nach Cathay II 235.

Yunghokung, Pagode des „lebenden Buddha“ in Peking I 322 323 324.

Zahnreliquie Buddhas, verehrt in Dantapura (Oriſſa) II 404, Anuradhapura II 384, Kandi II 408; Geſandtſchaften, chineſiſche, zur Erlangung II 404; Eroberung und Vernichtung durch die Portugieſen II 408; Tempel und Reliquienſchrein II 409.
Zariaspa, heute Balkh, alte Hauptſtadt von Baktrien, von Griechen beherrſcht II 93 94.
Zauberkultus, tibetaniſcher I 315 316.
Zauberwerke, lamaiſtiſche, beſchrieben von Marco Polo, Odorico da Pordenone, Ricoldo I 324 325.
Zaydu-Chaitya, buddhiſtiſches Reliquienheiligtum in Birma I 175 ff.
Zaytan, chineſiſcher Seehafen, in den Schilderungen Marco Polos und der Franziskaner II 230.
Zeianiſes, parthiſch-indiſcher König, Münzfund I 302.
Zentralindien, Bevölkerung I 217; Denkmäler in Gwaliar I 328 ff, Urcha I 345, Sonagir I 347, Santſchi I 348 ff.
Zuber, Athanaſius, O. C., Apoſtoliſcher Vikar von Patna, Begründer der katholiſchen Miſſion von Benares I 229; Erlebniſſe einer Fahrt auf dem Ganges I 247.

Tschitor. Siegesturm.

Digitized by Google

Digitized by Google.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE JAN 31 1928

DUE FEL 24 '50

Widener Library
3 2044 105 336 150